

Theorie-Beobachtungen

‚Unsicheres Wissen‘ und ‚verborgene Impulse‘ in
der literaturwissenschaftlichen Theoriekultur
des 20. Jahrhunderts

Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades (Dr. phil.)
des Fachbereichs Sprach- und Literaturwissenschaft
der Universität Osnabrück

vorgelegt
von

Jan Standke

aus
Magdeburg

Osnabrück 2011

INHALTSVERZEICHNIS

1.	EINLEITUNG	
1.1	Theorieprobleme. Ein Aufriss	1
1.2	Problemdiagnosen	2
1.3	Theorieprobleme: ‚sachlich‘ und ‚gefühl‘	8
2.	DIE AKTUALITÄT DES ARCHÄOLOGISCHEN IN DEN KULTURWISSENSCHAFTEN	
2.1	Annäherung I	15
2.2	Kontext: Klassische Archäologie	16
2.3	Kontaktszenen	18
2.3.1	Erstkontakt	18
2.3.2	Sigmund Freuds Bewusstseinsarchäologie	19
2.3.3	Archäologie der Moderne: Walter Benjamin	22
2.3.4	Michel Foucaults <i>Archäologie des Wissens</i>	26
2.3.5	Vermittlungen zwischen klassischer und Foucault'scher Archäologie	32
2.4	Archäologische Anschlüsse	36
2.5	Foucault in der germanistischen Literaturwissenschaft	40
2.5.1	Foucaults Ankunft	40
2.5.2	Ontologie der Literatur	42
2.5.3	Interdiskursanalyse	43
2.5.4	Literatur- bzw. kulturwissenschaftliche Diskursanalyse	44
2.5.5	Leistungsfähigkeiten	46
2.6	Unwahrscheinliche Normalisierung	47
3.	‚AUSTREIBUNG‘ VS. ‚HEIMSUCHUNG‘: ‚THEORIE‘ UND ‚ARCHÄOLOGIE‘ ZU BEGINN DER 1980ER JAHRE	
3.1	Annäherung II	50
3.2	Kittlers Gespenster	53
3.3	Stil- und Sprachkritik als Theoriekritik	57
3.4	Eleganter Unsinn	63
3.5	Poststrukturalistische Irritationen	66
3.6	<i>Aufschreibesysteme</i>	71
3.6.1	Annäherung III	71
3.6.2	1800	73
3.6.3	1900	76
3.6.4	<i>Aufschreibesysteme</i> im konzeptionellen Horizont der 1980er Jahre	78
3.6.5	Diskursmaterialität: Vom historischen zum medientechnischen Apriori	81
3.6.6	Der Rückgewinn der ‚Hardware‘	84
3.7	Von der technischen zur historischen Materialität	87
3.8	Mit der Theorie gegen die Theorie	88
3.9	Archäologie als diskursiver Knotenpunkt	89

3.10	Historiographische Bruchstellen und ‚archäologische‘ Wucherungen	91
3.11	Entzauberungen kultur-archäologischer Theorie	95
3.12	Verborgene Impulse historischer Sinnstiftung	96
4.	‚URGESCHICHTLICHE REFERENZIERUNG‘: DIE GRÜNDUNGSNARRATIVE DER LITERATURWISSENSCHAFT	
4.1	Annäherung IV	99
4.2	Selbstlegitimationen im Referenzmodus	100
4.3	Logiken kultureller Ursprungsnarrationen	102
4.4	Topisches Wissen und urgeschichtliche Referenz	105
4.4.1	Annäherung V	105
4.4.2	Topik – Topos. Begriffliche Tradition und Positionen der Forschung	106
4.4.3	Ursprungsmarkierungen	111
4.5	Archäologie und Topos	112
4.5.1	Zusammenhänge	112
4.5.2	[Exkurs] Grenzen der Urgeschichte? Foucault, Benjamin & die vermeintlichen Urszenen der Kybernetik	113
4.5.3	Konvergenzen	114
4.5.4	Divergenzen	115
4.5.5	Frühgeschichte der Kybernetik?	116
4.6	Fazit und Ausblick auf Evidenzen der ‚Urgeschichte‘ im fachgeschichtlichen Kontext	118
5.	DIE LEBENSWELT DER LITERATURWISSENSCHAFT	
5.1	Annäherung VI	121
5.2	[Exkurs] Wissenschaftsforschung	124
5.3	Disziplinäre Kernperspektiven der Wissenschaftsforschung	130
5.4	Konzepte der Science Studies	137
5.4.1	Annäherung VII	137
5.4.2	Laborstudien	139
5.4.3	Akteur-Netzwerk-Theorie	141
5.4.4	Praxisforschung	143
5.5	Sozial- und kulturwissenschaftliche Anschlüsse	145
5.6	Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft	148
5.6.1	Annäherung VIII	148
5.6.2	Epistemische Kontroverse	151
5.6.3	Generationsforschung	152
5.6.4	Konstellationsforschung	153
5.6.5	Dialogische Theorie	154
5.6.6	Literaturwissenschaftliche Lebenswelt	156
5.6.7	Semantische Umbauten	158
5.6.8	Praxeologie der Literaturwissenschaft	160
5.6.9	Literaturwissenschaft als Wissenschaftskultur	162

5.7	Lebensweltforschung	165
5.8	Widerstände der Wissenschaftskultur ‚Literaturwissenschaft‘	166
	5.8.1 Beobachtungsprobleme	166
	5.8.2 Beobachtungsdruck	170
5.9	Textempirie	172
5.10	Fachgeschichte und ‚Welt der Wissenschaft‘	173
5.11	Textwelten?	178
6.	SELBSTBESCHREIBUNGEN ALS REPRÄSENTATIONSFORMEN LITERATURWISSENSCHAFTLICHER LEBENSWELT	
6.1	Systemtheoretische Kontexte	181
6.2	Begriffsdifferenz I: Selbstbeobachtung, Selbstreferenz, Selbstbeschreibung	185
6.3	Begriffsdifferenz II: basale, prozessuale, soziale Selbstreferenz	185
6.4	Begriffsdifferenz III: Selbstbeobachtung & Selbstbeschreibung	189
6.5	Komplexe Selbstbeschreibungen: Reflexionstheorien	193
6.6	Selbstbeschreibungen, Reflexionstheorien und der organisationale Ort der Literaturwissenschaft	195
7.	THEORIEKRISE / KRISENTHEORIE	
7.1	Annäherung IX	201
7.2	Krisenbesichtigungen	203
7.3	[Exkurs] Irritationsmomente: perspicuitas und Interessantheit	205
7.4	Krisenhistorik	211
	7.4.1 Annäherung X	211
	7.4.2 1950er und 1960er Jahre	213
	7.4.3 1970er Jahre	217
	7.4.4 [Exkurs]Exemplarische Umbauten der Problemstellungskontrollen: Rezeptionstheorie und -ästhetik	218
	7.4.5 Neue Ansichten, alte Krise? Die 1980er Jahre	221
7.6	Zwischenfazit	225
7.7	Historische Konkurrenzverhältnisse	226
7.8	Prekäre Einheit?	233
7.9	Prekäre Krisenrhetorik?	237
8.	‚GEGENWARTSWIRKLICHKEITEN‘	
8.1	Annäherung XI	239
8.2	Theoriekonturen	240
8.3	Mikrotopos der ‚Urgeschichte‘	243
	8.3.1 Annäherung XII	243
	8.3.2 Habituelle Inkorporation und philologisches Denkkollektiv	247
	8.3.3 Antitheoretische Exklusionen	248

8.3.4	Übersetzbarkeit des Topos	252
8.3.5	Durchsetzungsfähigkeit	255
9.	URGESCHICHTE DER THEORIE? ABSCHLIEßENDE BEMERKUNGEN	257
10.	LITERATURVERZEICHNIS	273

1. EINLEITUNG

1.1 Theorieprobleme. Ein Aufriss

*Why still bother with theory? French or otherwise? It would take a true rhetorical talent to convince anyone today, even a delusional academic who hasn't left his or her campus for years, that theory and the many debates surrounding it can have any impact, say, on technological change, on the leisure industry, on the state of Western democracy or global geopolitics – or on the run-up next presidential elections, for that matter. In other words, isn't it simply too late to still speaking about french theory today?*¹

Die germanistische Literaturwissenschaft hat Probleme mit der Theorie. Was hier noch als neutrale Beobachtung formuliert ist, verschärft sich an anderer Stelle vielfach zur kritischen Diagnose: Die Literaturwissenschaft ‚krankt‘ an der Theorie. Die theoretischen Leiden des Fachs sind gut dokumentiert. Seitenstarke Monographien und zahlreiche Sammelbände widmeten sich in den letzten Jahren „den konzentrierten Fehlentwicklungen, die in dieser Disziplin insbesondere während der zweiten Jahrhunderthälfte“² zu beobachten waren. Auch wenn die Literaturwissenschaft allem Anschein nach momentan die ‚Fieberphase‘ ihres Theorieleidens durchgestanden zu haben scheint; ganz auskuriert ist die Infektion noch nicht. Die Prognosen zur weiteren Entwicklung ergeben jedenfalls ein disparates Bild. Wähnt man sich mancherorts bereits in einer rekonvaleszenten Phase ‚nach der Theorie‘ oder debattiert doch zumindest ihr nahendes Ende,³ wird die Gegenwart des Phänomens von vielen Literaturwissenschaftlern⁴ nach wie vor als ‚Realbedrohung‘ eingestuft. Um die Konturen der Theorieprobleme schärfen zu können, müssen die entsprechenden Diagnosen genauer in Augenschein genommen werden. Anhand ausgewählter Beiträge, die mit jeweils unterschiedlichem Gestus Position beziehen in der Debatte über die Theorieprobleme der Literaturwissenschaft, kann ein erster Eindruck davon gewonnen werden, wie ‚Theorie‘ im Fach verhandelt, beobachtet und bewertet wird.

¹ Francois Cusset: *French Theory. How Foucault, Derrida, Deleuze & Co. Transformed the intellectual life of the United States*, Minneapolis 2008, S. XI.

² Ulrich Horstmann: *Ausgewiesene Experten. Kunstfeindschaften in der Literaturtheorie des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M. 2003, S. 7.

³ Vgl. beispielsweise Orlando Grossgesse und Erwin Koller (Hg.): *Literaturtheorie am Ende? 50 Jahre Wolfgang Kayzers „Sprachliches Kunstwerk“*, Tübingen 2001. Zur internationalen Rede vom ‚Ende der Theorie‘ vgl. Terry Eagleton: *After Theory*, London 2003; Daphne Patai und Will H. Corral: *Theory's Empire. An Anthology of Dissent*, New York 2005; zur amerikanischen und britischen ‚After-Theory‘-Diskussion, auf die sich auch die deutschsprachige Debatte regelmäßig bezieht, vgl. Gregor Thuschwaldner: *Betretenes Schweigen: Vom angeblichen Ende der von „Literary Theory“ in den USA*, in: ders. (Hg.): *Derrida und danach? Literaturtheoretische Diskurse der Gegenwart*, Wiesbaden 2008, S. 181-189.

⁴ Im Folgenden wird durchgehend die maskuline Form verwendet, womit natürlich stets beide Geschlechter bezeichnet sind.

1.2 Problemdiagnosen

Eine alarmierende Einschätzung der Situation liefert der Anglist Ulrich Horstmann in Form einer monographischen Diagnose. Er beobachtet vor allem die Akteure auf der ‚Theoriebühne‘ – die „ausgewiesenen Experten“ oder „Theorie-Gurus“ – kritisch.⁵ Deren Geschäft habe „inzwischen ein existenzgefährdendes Ausmaß erreicht, denn ein Großteil der Theoretiker hat sich aus jeder Verpflichtung gegenüber dem literarischen Kunstwerk entlassen, so er sich nicht überhaupt eine solche ‚auratisierende‘ Ansprache von Texten verbittet. Die Erfahrung der letzten Jahrzehnte hat gelehrt, dass diese Fraktion einer Grundsatzdebatte nicht zugänglich ist [...]“.⁶ Die Bedrohung, die von den ‚ausgewiesenen Experten‘ ausgeht, ist ganz offensichtlich nicht zu unterschätzen. Nicht nur, dass sich die Theoretiker denkbar weit vom adäquaten Umgang mit den Gegenständen des Fachs entfernt haben. Sie verweigern sich auch jeder Form von Belehrung oder ‚Behandlung‘. Statt sich ‚heilen‘ zu lassen, tragen die ‚ausgewiesenen‘ Experten das Virus der Theorie rücksichtslos weiter und verbreiten es im Fach unter denjenigen, die noch nicht immunisiert sind – den Studierenden: „Der End- und Höhepunkt dieser Entwicklung ist ein theoretisches Amusement, das dem Lernenden als ‚theory light‘ keinerlei Verdauungsprobleme mehr bereiten soll, sondern sich anschiekt, der (Unterhaltungs-)Literatur den Rang abzulaufen und den Dozenten ganz nebenbei auch noch zu einem besseren Menschen macht.“⁷ Die Symptome des theoretischen Leidens sind ebenso vielfältig wie schwerwiegend und führen, so Horstmanns Ausblick, im Endstadium gar zur moralischen Verrohung der Betroffenen: Durch „[...] leere Versprechungen und Etikettenschwindel, Augenwischerei und Autosuggestion, eine hybride Inflation der Leistungsansprüche und eine eben so verlogene

⁵ Horstmann: *Ausgewiesene Experten. Kunstfeindschaften in der Literaturtheorie des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M. 2003, S. 19. Horstmanns Ausführungen beziehen sich zwar zuerst auf die anglistischen Diskurse. Er macht aber deutlich: „Insofern wird Germanistisches im folgenden zwar nur selten explizit angesprochen, ist aber immer mitgemeint.“ (S. 8) Vgl. zu Horstmanns Diagnose auch die Rezension von Mark Dehrmann in: *Jahrbuch für internationale Germanistik* 40 (2009), H. 2, S. 171-173.

⁶ Ebd., S. 7.

⁷ Ebd., S. 14. Hier befindet sich Horstmann – intendiert oder nicht – argumentativ unmittelbar im Fahrwasser des Bildungspredigers Dietrich Schwanitz. Dieser äußert sich zu den Theorien und Verfahrensweisen der Germanistik in seinem Bestseller *Bildung. Alles, was man wissen muss* (München 2002, 18. Aufl., S. 35) folgendermaßen: „Die Jargons der Germanistik gehören zu den scheußlichsten und unverständlichsten Dialekten, die irgendwo gesprochen werden. Meist sind es Pidgin-Sprachen, also Bastardsprachen zwischen Literaturkritik und einer Modetheorie (z.B. heideggerisch-existenzialistisch, adornistisch-verzweifelt-anklägerisch; dekonstruktivistisch-subversiv-karnevalistisch). Die Verbreitung dieser Sprachen hat damit zu tun, dass viele Studenten in der deutschen Literatur das Medium sehen, in dem sich ihr Lebenssinn und Aspekte der persönlichen und nationalen Identität ganzheitlich ausdrücken lassen. Das macht die Germanistik ein wenig zum Religionsersatz und damit anfällig für priesterliche Techniken: magische Praktiken und esoterische Sprachen, mit denen man suggeriert, dass man, wenn man sie erst einmal beherrscht, den Schlüssel zur allgemeinen Demystifikation der Welt rätsel gefunden hat. Diese germanistischen Dialekte bilden die Grundlage für die Entwicklung von Kultgemeinden. Sie sind weitgehend an die Stelle dessen getreten, was man Bildung nannte.“

Minimierung der Leistungsanforderungen“⁸ geben sich diejenigen zu erkennen, die Horstmans Einschätzung nach kaum noch mit Heilung zu rechnen haben.

Horstmans Invektiven gegen die ‚Theorie‘ bündeln zweifellos in exemplarischer Weise die weithin etablierten Vorbehalte und Ängste vieler Literaturwissenschaftler, denen das Phänomen ‚Theorie‘ fragwürdig, fremd und bedrohlich erscheint. Nicht in jedem Fall wird die Kritik so dicht formuliert. Viele Elemente sind aber aus anderen Kommentaren bereits hinlänglich bekannt. Aufgrund des kritischen Eifers, den Horstmann an den Tag legt, kann an dieser Stelle auf die kleinteilige Zusammenschau von ähnlichen Beiträgen verzichtet werden. Stattdessen soll Horstmann mit einer für den Diskurs exemplarischen diagnostischen Synopse zur „Scheinblüte der neueren Literaturtheorie und ihrer Eigenverantwortung für hochtoureunden Leerlauf und geistestötende Sterilität“ noch ein letztes Mal zu Wort kommen:

Die Insider sind in Wahrheit Exilierte, sind ausgewiesene Experten in des Wortes unverhoffter Doppelbedeutung, die wider jene zeugt, die sich so gern mit dieser Bezeichnung schmücken. Sie haben die Allianzen mit der Literatur aufgekündigt, das Qualitätsgefälle zwischen Primärem und Sekundärem einzuebnen versucht, dem Kunstvollen seinen einzigartigen Rang und seine Privilegien abgesprochen. Die Konsequenz ist ein Schweigen, das die Theorie in immer zweifelhafteren, immer verzweifelteren Monologen überplärrt, ohne dass etwas Besonneneres, Klügeres, Einsichtigeres antworten könnte, denn dies überlegene Andere haben die Theorie-Gurus ja wegdekretiert. Also machen die Kunstweisen, die zu Kunstweisen geworden sind, sich wie Miltons gestürzter Erzengel an die Dekoration und den Ausbau ihrer auratischen Hölle. Konstruktivismus, Professionalismus, Selbstauratisierung und die Verhedonisierung unwiederbringlicher Verluste stehen dabei ganz oben auf der Agenda [...].⁹

Die Ausführungen Horstmans sind unübersehbar durchzogen von ironischen Überhöhungen und beißender Polemik. Schnell wird deshalb deutlich: Dem Verfasser geht es nicht um eine wissenschaftshistorische oder gar wissenschaftstheoretische Perspektivierung literaturtheoretischer Entwicklungen der letzten Jahrzehnte, sondern um einen überaus subjektiv durchformten Kommentar zu den Tendenzen des wissenschaftlichen Diskurses, die mit Blick auf Amerika, Frankreich und Deutschland unter dem Schlagwort ‚theory‘ subsumiert werden. Ob sich die Kritik an der ‚theory‘ nun konkret zuerst auf einen unzulässigen Methodenpluralismus, eine bestimmte Variante abstrakter Theoriesprache, Verfahren der Gegenstandskonstitution oder letztlich auf den Habitus der ‚Theoretiker‘ bezieht, bleibt offen.¹⁰ Gleichermäßen ungeklärt bleibt die Frage, wie weit die pauschale und

⁸ Horstmann: *Ausgewiesene Experten*, a.a.O., S. 14.

⁹ Ebd., S. 19.

¹⁰ In solchen Zusammenhängen wird vielfach – mehr oder weniger beiläufig – auf Jonathan Cullers Verwendung des Begriffs verwiesen: „Manchmal erscheint Theorie überhaupt weniger als Darstellung irgendeines Gegenstandsbereichs, sondern viel eher als Tätigkeit – als etwas, das man tut oder nicht tut. Theorie kann man betreiben, man kann sie lernen, man kann sie hassen oder auch fürchten. Doch nichts davon erweist sich als hilfreich, will man verstehen, was Theorie eigentlich ist.“ Die Gründe für die Klagen über die Theorie erkennt Culler darin, dass „viel zu viel Nicht-Literarisches zur Diskussion steht, viel zu viele allgemeine Fragestellungen debattiert werden, deren Verbindung zur Literatur kaum

unreflektierte Analogisierung verschiedener Fach- und Theoriekulturen trägt, die Horstmann mit Blick auf die Internationalisierung des Theorie-Diskurses voraussetzt. Die Nachfragen an Horstmanns Diagnose lassen sich ohne Weiteres vermehren: Ebenso wenig wie über die spezifische Stoßrichtung der Polemik ist über das epistemologische Gegenstück der kritischen Einlassung zu erfahren. Wie man sich etwa die ‚Allianzen mit der Literatur‘, die Horstmann zufolge von den Theoretikern aufgekündigt worden ist, methodologisch zu vergegenwärtigen habe, oder wie die Differenz zu fassen sei, hinter der sich das ‚Qualitätsgefälle zwischen Primärem und Sekundärem‘ verbirgt, wird nicht erläutert. Vielmehr wird die Kritik an der ‚theory‘ grundiert von impliziten Vorannahmen, die der Argumentation die latente Reminiszenz an ‚bessere Zeiten‘ der Literaturwissenschaft einschreiben. Dieses geteilte Wissen der scientific community zu aktivieren und gegen die ‚theory‘ aufzubringen scheint das erwünschte Ziel des Textes zu sein, nicht die sachliche Verständigung oder die analytische Klärung des Gegenstandes. Man könnte freilich einwenden, dass die Anlage der Argumentation und die rhetorische Formung bereits darauf hin deuten, mit welchem Geltungsanspruch Horstmann seine Einlassungen ausgestattet wissen möchte. Schnell ist der Umschlag von kritischer Ironie zur Selbstironisierung vollzogen und es könnte durchaus zur Strategie des Textes gehören, dass die Radikalität der Argumentation die ‚Theoretiker‘ zur echauffierten Reaktion und Selbstentlarvung provozieren soll. Dies sind rhetorische Kunstgriffe, die aus der historischen Forschung zur textuellen Form der Polemik wohlbekannt sind und die auf die Bloßstellung des Streitgegners vor einem Publikum abzielen. Weitere Begründungen der argumentativen Leerstellen können versucht werden. Um das medizinische Bildfeld nochmals zu bemühen: Es gehört zur Eigenart der Diagnose, dass bei Krankheiten, deren Kategorien weniger scharf definiert, umstritten oder komplex sind, das Risiko einer Fehldeutung nicht zu vernachlässigen ist. Nur: In diesem Fall kann man sich derartige Rechtfertigungen argumentativer Schwachstellen getrost ersparen. Gerade auf die Passagen, in denen sich ein diffuses, nicht

ersichtlich ist [...]“ Die Wirkungsbestimmung der Theorie würde, gleichwohl sie bei Culler positiv besetzt ist, auch bei den Theoriekritikern Anklang finden: „Der Haupteffekt der Theorie liegt darin, dass sie den so genannten ‚gesunden‘ Menschenverstand in Frage stellt [...]“ Jonathan Culler: *Literaturtheorie. Eine kurze Einführung*, Stuttgart 2002, S. 10f. Das deutschsprachige Echo auf Cullers knappes Buch ist nicht einheitlich. In der Tendenz fällt es aber doch eher kritisch aus. Für diese Positionierung gibt es unterschiedliche Gründe, zu denen u.a. auch die Unvertrautheit mit Stil und Geltungsanspruch des in der amerikanischen Wissenschaftskultur etablierten Genres der ‚short introductions‘ zu zählen ist. Hauptsächlich richtet sich die deutschsprachige Kritik aber gegen den weiten Theoriebegriff, den Culler im Einleitungskapitel skizziert. In den folgenden Kapiteln seines Buches gelangt Culler zwar zu Präzisierungen. Aus den Zitationen des Textes in deutschsprachigen literaturwissenschaftlichen Arbeiten lässt sich aber schließen, dass die Rezeption der „kurzen Einführung“ in der Hauptsache auf das Theorie-Kapitel beschränkt bleibt. Diese selektive Wahrnehmung und die kritische Positionierung sind durchaus aufschlussreich für die Frage nach den Theorieproblemen der Literaturwissenschaft. Eine Forderung nach einer präziseren Bestimmung eines Theoriebegriffs gehört seit mehreren Jahrzehnten zum Selbstverständigungsdiskurs des Fachs. In der ‚Praxis‘ findet diese Diskussion, wie im Folgenden noch an verschiedenen Beispiele gezeigt werden kann, keine durchgehend vergleichbare Entsprechung.

durch Argumente getragenes Unbehagen gegen die ‚Theorie‘ ausdrückt, kommt es an. Weder der polemische Charakter des Textes noch die mangelnde Schärfe der Kategorien sprechen daher gegen den epistemischen Wert des Beitrags, wenn es darum geht, dem Phänomen ‚Theorie‘ in der Literaturwissenschaft nachzuspüren. Horstmanns Kommentar ist eine wichtige Quelle zur Erforschung des Phänomens ‚Theorie‘, eben weil sowohl der Gestus als auch die analytischen Unschärfen repräsentativ sind für Teilbereiche der fachlichen Kommunikationen der ‚Theorieprobleme‘.

Das medizinische Bildfeld, in das Horstmanns Argumentation hier gestellt wurde, ist daher nicht willkürlich gewählt. Es lässt sich anschließen an weitere Reflexionen zum Phänomen ‚Theorie‘, die in der Wertung zwar mitunter anders ausfallen, begrifflich aber ähnlich unpräzise und diffus verbleiben. Dabei wird die ‚pathologische‘ Situation noch dadurch verkompliziert, dass – wie zum Beispiel in Jochen Hörischs *Theorieapotheke* – die ‚Theorie‘ für den ‚Organismus‘ Literaturwissenschaft im Besonderen wie auch für die Geisteswissenschaften im Allgemeinen beständiger Entzündungsherd und Heilmittel zugleich ist: „Selig sind für ambitionierte Denker die gar nicht so fernen Zeiten, in denen Groß-Theorien noch allgemeines Heil versprochen. Heute versprechen die meisten humanwissenschaftlichen [und literaturwissenschaftlichen J.S.] Theorien allenfalls noch Heilung von spezifischen Krankheiten und Leiden.“¹¹ Auch Hörischs Diagnose bescheinigt den Humanwissenschaften, zu denen er sowohl die traditionellen Geisteswissenschaften als auch die neueren kultur- und sozialwissenschaftlichen Fach- und Arbeitskonstellationen zählt, in der Summe ein ‚theoretisches Leiden‘, das im Weiteren jedoch differenzierter gezeichnet wird als in Horstmanns Pauschal-diagnose. Anders als Horstmann setzt Hörisch den Zusammenhang von ‚Theorie‘ und Wissenschaft als konstitutiv voraus. Theorie tritt in dieser Sichtweise nicht von außen an eine abgeschlossene Menge gesicherter Praktiken eines Fachs heran, sondern bildet einen genuinen Arbeitsbereich humanwissenschaftlicher Disziplinen. Der Wertverlust der Theorie, das „Fallen der Erregungskurve“, das Hörisch zu Beginn seines Kommentars attestiert, schließt den Relevanzschwund der Humanwissenschaft daher mit ein:

Die Erregung, mit der 1968 über Fragen wie die diskutiert wurde, ob die Theorien von Marx und Freud an der Universität institutionell vertreten werden sollten, ist gut drei Jahrzehnte später kaum mehr nachvollziehbar. Die daran anschließende Diskussion, ob rationalitätskritische, die von ihren Gegnern „irrationalistisch“ genannten Theorien wie der sogenannte Poststrukturalismus universitätswürdig seien, war nicht minder erregt, aber schon auf universitäre Zirkel begrenzt. Und heutige humanwissenschaftliche Theorie-Debatten sind Insider-Debatten ohne größeren allgemeinen Erregungswert.¹²

Hörisch erkennt vielfältige Ursachen für die Theorieprobleme der Humanwissenschaften – schon hier ist ein Unterschied zu Horstmanns Beitrag zu erkennen. Drei Problemkonstel-

¹¹ Jochen Hörisch: *Theorie-Apotheke. Eine Handreichung zu den humanwissenschaftlichen Theorien der letzten fünfzig Jahre, einschließlich ihrer Risiken und Nebenwirkungen*, Frankfurt a.M 2004, S. 7.

¹² Ebd., S. 11.

lationen schreibt Hörisch eine besondere Bedeutung zu. Zunächst einmal beklagt er den Verlust der „impulsgebenden Funktion“, die die Universität als herausragender Ort der Theorieproduktion in den letzten Jahrzehnten verstärkt an die Medien abgetreten hat. Vor allem „exotisch scheinende Theorien und Themen“ wurden von den Medien aufgegriffen und inszeniert. Den Universitäten blieb dann – so Hörisch – nur noch der „Re-Import“ der Theorien, „der häufig über Um-Etikettierungen wie ‚Gender Studies‘, ‚Ökotropologie‘ oder ‚Vergleichende Religionswissenschaften‘“ ablief.¹³ Die Verantwortlichen für den so verursachten Geltungsverlust der Universitäten seien, so Hörisch weiter, jedoch nicht dort aufzufinden, wo sie zumeist vermutet werden – in der Politik oder den Vorstandsetagen multinationaler Medienkonzerne. Stattdessen resultiere der Funktionsschwund aus einem komplizierten Gefüge struktureller, habitueller, motivational-psychologischer und organisationsbezogener Deformationen der Institution Universität selbst: „Es gibt wenige Institutionen, die intern so sandkasten-psychologisch, so kindlich-narzißtisch, so hilflos-machtzentriert, so endogam, so inzestuös, so phobisch, kurzum: so irrational organisiert sind wie die (deutschen) Universitäten, die doch ein Hort der Ratio sein wollen. Jeder Tendenzbetrieb, jede öffentlich-rechtliche Sendeanstalt, jede Gewerkschaft, jeder Turn- und Gesangsverein, jede noch so obskure Kirche ist der Universität in dieser Hinsicht deutlich überlegen.“¹⁴ Der Wertverlust humanwissenschaftlicher Theorien erscheint vor diesem Hintergrund als das Resultat einer sukzessiven Kontaktreduktion zwischen universitärer Forschung und dem lebensweltlichen Problemhorizont einer Gesellschaft, die ihren Informations- und Wissensbedarf zunehmend über die neuen Medien abdeckt. Die diffusen internen Organisationsstrukturen der Universitäten blockieren die Kommunikationskanäle und erschweren damit sowohl den internen wie auch den externen Austausch zu dringenden Gegenwartsproblemen, auf die in den Humanwissenschaften deshalb erst mit erheblicher Verzögerung reagiert werden kann. Hörisch geht in seiner Einschätzung des Theorieproblems insofern einen Schritt über Horstmann hinaus, als er das Phänomen ‚Theorie‘ über eine – wenn auch in diesem Fall defizitäre – Funktionszuweisung näher bestimmt: Theorien organisieren die Kommunikation zwischen einzelnen Wissenschaftlern und Fächern, aber auch zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, indem sie die Analysen und Lösungsangebote, die wissenschaftliche Disziplinen anzubieten haben, in einem Aussagezusammenhang organisieren und als Kommunikationsangebot adressieren. Wie Theorien dies jedoch konkret leisten, führt auch Hörisch nicht weiter aus.

Die zweite Ursache für den Wertverlust der Theorie erkennt Hörisch in den reduzierten Geltungsansprüchen, die Theorien jüngerer Datums in den Humanwissenschaften noch vorbringen können. Deren Durchsetzungskraft schwinde vor allem aufgrund beschleunigter Konjunkturen immer wieder anderer und neuer Theorien, durch die solche stabilen Strukturmuster, von denen während der klassischen Theoriephase noch Übersicht und Orientierung zu erwarten war, hinfällig werden:

¹³ Ebd., S. 12.

¹⁴ Ebd., S. 13.

Willamowitz-Moellendorf vs. Nietzsche, Heidegger vs. Cassirer bzw. Quine, Sartre vs. Aron: solche herrlich binär angelegten Versuche, sich Übersicht zu verschaffen, sind unwiderstehlich; sie finden in Strukturierungsschemata – die ihrerseits von Selbststilisierungstendenzen nicht frei sind – wie Positivisten vs. Kritische Theoretiker; Paris vs. Frankfurt oder Habermas vs. Luhmann stets erneut Fortsetzungen. Und doch ist unverkennbar, dass an die Stelle großer miteinander konkurrierender Erzählungen viele kleine Erzählungen getreten sind.¹⁵

Der Abgesang, den die ‚Theoretiker‘ auf althergebrachte Überzeugungen des ‚westlichen Geistes‘ gehalten haben, so muss man Hörisch hier wohl verstehen, bedingt nun auch den Geltungsverlust der ‚Theorie‘. Der Anspruch der universellen Erklärungskraft, der vielfach in den Entwürfen von Jürgen Habermas oder Niklas Luhmann erkannt wurde, muss sich der Zersplitterung und Fragmentierung der Diskurse beugen. Theorien, und auch hier liefert Hörisch eine präzisere Bestimmung als Horstmann, beziehen sich nur noch auf Ausschnitte der kulturellen und sozialen Lebenswelt, sie sind spezialisiertere und weniger leicht von einem auf einen anderen Bereich zu übertragene Medien der Weltdeutung, die sich zudem noch in Konkurrenz zu alternativen Entwürfen behaupten müssen. Statt Orientierung vermittelt der Theorie-Diskurs die Einsicht, dass Deutungen kultureller und sozialer Phänomene umkämpfte Akte der Sinnstiftung darstellen. Den vielfältigen Theorieverhandlungen zu folgen, die Übersicht über die unzähligen „kleinen Erzählungen“ zu behalten, ist ein schwieriges Unterfangen. Der Wirkungsradius der Theorien, deren Semantiken sich meist erst im komplexen und interdependenten Gefüge alternativer und konkurrierender Theorieerzählungen erschließen und konkretisieren, beschränkt sich daher, so Hörisch, auf kleine Spezialistenkreise, die ihre Ergebnisse nur selten an eine interessierte Öffentlichkeit weiterzugeben in der Lage sind. „Ihren einschüchternden Charakter haben humanwissenschaftliche Theorien weitgehend verloren.“¹⁶ Der autoritäre ‚Theorieverkünder‘ ist von der akademischen Bühne abgegangen.

Die dritte Ursache für die Theorieprobleme der Humanwissenschaften lokalisiert Hörisch im Verhältnis der traditionellen Fächer zu den erstarkenden Neuro-, Techno- und Lifescience, die mit mehr oder weniger spektakulären Forschungsergebnissen zu den Funktionsweisen von ‚Geist und Gehirn‘, Willensfreiheit, Alterung oder Lebensverlängerung die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit wirkungsvoll binden und den einstmals deutungshegemonialen Humanwissenschaften den Rang ablaufen:

Auf diesen Feldern [...] mitzureden, ohne sich sofort lächerlich zu machen, fällt [...] sogenannten Geistes- und Humanwissenschaftlern schwer. Mit dem doch offenbar notwendigen Restbestand an intellektueller Redlichkeit bei Debatten über Marxismus, Psychoanalyse, Existenzialismus, Dritte Welt, Feminismus, Dekonstruktion, Kritische Theorie und Neue Medien mitzuhalten ist lesewilligen Geisteswissenschaftlern grundsätzlich möglich. Den Quellcode von Computersoftware oder die Gen-Buchstabenfolgen ACGT aber können sie, von exotischen

¹⁵ Ebd., S. 13.

¹⁶ Ebd., S. 14.

Ausnahmen abgesehen, schlechterdings nicht lesen; was „Nanotechnologie“ oder „Neurophysiologie“ über allgemeine Assoziationen [...] hinaus sein mag und wie diese Wissenschaften grundsätzlich funktionieren, entzieht sich weitgehend ihrem Vorstellungsvermögen [...].¹⁷

Die hier dargestellte Entwicklung der geisteswissenschaftlichen Disziplinen hin zu „fröhlichen Wissenschaften“¹⁸ mit der Vorliebe für exotische Randthemen und weg von den dringlichen Problemen des „flexiblen Vielfachwesens“¹⁹ Mensch gehört zu den mittlerweile etablierten Deutungsweisen des geisteswissenschaftlichen Beitrags im Konkurrenzgefüge jüngerer Fächer. Natürlich weiß auch Hörisch, dass die Rechnung, nach der die humanwissenschaftliche ‚Theorie‘ so massiv an Geltung verliert, gerade von den engagiertesten Kritikern nicht ohne Fehler vollzogen wird: „Mit Informatik, Genetik und Nanotechnologie lässt sich der Knoten, der durch den 11. September 2001 bzw. den 11. März 2004 angezeigt ist, nicht analysieren, geschweige denn auflösen.“²⁰ Aber auch hier bricht die Argumentation an der Stelle ab, wo verdeutlicht werden müsste, wie die Defizite der humanwissenschaftlichen Theoriebildung zu beheben wären, damit sich die Stimmen der Philosophie oder Literaturwissenschaft in den drängenden Gegenwartsdebatten wieder Gehör verschaffen können.

1.3 Theorieprobleme: ‚gefühlte‘ und ‚sachliche‘

Die referierten Beiträge zu den Theorieproblemen unterscheiden sich in mehreren Aspekten voneinander. Horstmann erkennt in der literaturwissenschaftlichen Theoriediskussion der letzten Jahre eine durch die Internationalisierung der Textwissenschaften ausgelöste Fehlentwicklung, in deren Verlauf der gesicherte Bestand philologischer und ästhetischer Überzeugungen durch die überschwängliche Adaption französischer und amerikanischer Theorien kontinuierlich zersetzt wurde.²¹ Am deutlichsten manifestieren sich dieser ästheti-

¹⁷ Ebd., S.16.

¹⁸ Hörischs Herleitung der wissenschaftlichen „Fröhlichkeit“ (S. 16f.) lenkt den Blick auf eine wichtige Eigenart geisteswissenschaftlichen Forschens und Schreibens, die im permanenten Vergleich mit den Lifescience häufig vernachlässigt wird: „Die Humanwissenschaften haben ihre zuvor gradewegs rituelle Verpflichtung auf Ernst verloren und sind weitgehend zu fröhlichen Wissenschaften geworden. Odo Marquard schreibt witziger als Edmund Husserl; Peter Sloterdijk formuliert heiterer als Martin Heidegger; Norbert Bolz hat weniger Angst vor dem Sarkasmus als Georg Lukacs; Jacques Lacan und Gilles Deleuze kennen weniger Tabus gegenüber Sprachspielen als C.G. Jung; Niklas Luhmann hat mehr Sinn für Komik als Max Weber; und Theologen wie Hermann Timm und Klaas Huizing formulieren ironischer und enthusiastischer als Rudolf Bultmann oder Joseph Ratzinger. Humanwissenschaft ist zur fröhlichen Wissenschaft geworden.“

¹⁹ Vgl. hierzu Hans Lenk: *Das flexible Vielfachwesen: Einführung in die moderne philosophische Anthropologie zwischen Bio-, Techno- und Kulturwissenschaften*, Velbrück 2009.

²⁰ Hörisch: *Theorieapotheke*, a.a.O., S. 17.

²¹ Dass Horstmanns Buch selbst nicht frei ist von philologischen Schnitzern, ist im Grunde kaum erwähnenswert. Nicht ohne Ironie ist aber, dass ihm gerade mit Blick auf die bibliographische Erfassung der Titel der New Historicists, mit denen er streng zu Gericht geht, ein ‚interessanter‘ Fehler unterläuft. Aus Moritz Baßlers wichtiger Aufsatzsammlung werden bei Horstmann bedeutsamerweise Bei-

sche Werteverfall in der Figur des „ausgewiesenen Experten“, eines Wissenschaftlertyps, der die Verfehlungen der Theorie auch habituell inkorporiert habe. Die Kontrastfolie, vor der die neuen Theoriedebatten in Horstmanns Argumentation ihr problematisches Profil gewinnen, bildet ein Bündel nicht explizierter Vorannahmen über eine Phase der Literaturwissenschaft, in der man sich des adäquaten Umgangs mit literarischen Texten noch gewiss war. Jochen Hörischs Diagnose, die sich zunächst auf den Gesamtbereich der Geistes- und Humanwissenschaften bezieht, fokussiert stärker die institutionellen Verwerfungen der Universität als prädestinierter Ort der Theorieproduktion, die dadurch angestoßene Distanzierung der geisteswissenschaftlichen Fächer von den lebensweltlichen Problemhorizonten der Gesellschaft sowie eine durch die zunehmende Spezialisierung und Fragmentierung der Forschung verursachte Unübersichtlichkeit der Theorieangebote. Gemeinsam ist beiden Positionen der skeptische Blick auf die aktuellen Theorieentwicklungen, wobei Hörisch in Richtung einer Optimierung argumentiert. Horstmanns Plädoyer hingegen legt die schnellstmögliche Ausweisung der ‚Theoretiker‘ aus der Literaturwissenschaft nahe.

Es fällt auf, dass sowohl bei Horstmann als auch bei Hörisch vor allem die funktionalen bzw. sozialen Dimensionen der theoretischen Debatte in den Vordergrund gerückt werden. Darüber hinaus werden die Argumentationen von der Idee eines vormals gesicherten Umgangs mit literarischen Texten bzw. einer adäquaten Weise der Theoriebildung grundiert. Der Hinweis auf einen Zeitraum theoretischer und methodischer Ordnung vor der Partikularisierung und Verrohung des Diskurses ist in beiden Diagnosen zu finden. Dieses ‚Andere‘ der Theorie muss vorausgesetzt werden können bzw. als geteiltes Wissen einer Gemeinschaft etabliert sein, damit die Kommentare jeweils auch verstanden werden. Die strukturellen, wissenschaftstheoretischen oder wissenschaftshistorischen Aspekte von Theorie und Theoriebildung spielen dabei kaum eine Rolle. Das verwundert, denn auch andere aktuelle Beiträge zur Theoriedebatte der Geisteswissenschaften im Allgemeinen und der Literaturwissenschaft im Besonderen verzichten in aller Regel auf eine begriffliche oder historische Klärung des Theoriebegriffs und widmen sich stattdessen eben solchen Fragen, die auch Hörisch und Horstmann verhandeln. Wie ist es möglich, mittels eines solch eindimensionalen Blicks auf die ‚Theorie‘ des Fachs ein breites Einverständnis unter den Fachvertretern zu erzielen? Ist ‚Theorie‘ trotz ihres etymologischen Einschlusses sozialer Aspekte nicht zuerst selbst ein ‚theoretisches‘, also kognitives Phänomen?

Eine Unterscheidung zwischen den ‚gefühlten‘ und den ‚sachlichen‘ Theorieproblemen ist hilfreich, um die Angelegenheit etwas klarer sehen zu können. Dieter Lampings „polemische und programmatische Überlegungen“ zur Frage „Wie betreibt man Literaturtheorie?“ lassen schon im Titel anklingen, dass sie sich auf beide Problemdimensionen der Theorie beziehen:

träge zur Literaturgeschichte als *Politik* und nicht – wie es korrekt lauten müsste – als *Poetik* der Kultur. (Vgl. Horstmann: *Ausgewiesene Experten*, a.a.O., S. 145).

‚Theorie‘ ist inzwischen auch in der Literaturwissenschaft eine gängige Vokabel. Sie hat spät Eingang in den Wortschatz der Philologen gefunden, dann aber schnell Karriere gemacht, auf deren Höhepunkt sie geradezu als eine Zauberformel gehandelt wurde. Seit der Zauber verfliegen ist, lebt sie als Schlagwort weiter. ‚Die Theorie‘ oder den ‚theoretischen Aspekt‘ einzufordern, ist seither ein allgemein akzeptiertes Ritual auch literaturwissenschaftlicher Diskussionen geworden. Was genau damit gemeint ist, lässt sich allerdings meist nicht so einfach sagen. Mit der Popularisierung des Theorie-Begriffs einher ging ein Verlust an Präzision; auch ihm droht mittlerweile das Schicksal kommunikativ erfolgreicher Ausdrücke, zur Leerformel zu werden. Nicht nur wer ihn polemisch einsetzt, hütet sich zumeist, ihn zu definieren.²²

Lampings Sichtweise offenbart eine nahezu paradoxe Situation. Trotz der massiven Kritik an den Theoriedebatten, wie sie oben anhand der Polemik Horstmanns exemplarisch referiert wurde, ist die ‚Theorie‘ in der Literaturwissenschaft sozusagen unvermeidlich. Mehr noch: Überblickt man die Publikationslandschaft der Literaturwissenschaft, so ist nicht zu übersehen, dass theoriebezogene Veröffentlichungen durchaus tonangebend sind. Vor allem in den Medien, mit denen sich das Fach in hervorgehobener Weise nach außen repräsentiert, sind theoretische Fragestellungen präsent. Nicht selten erscheinen Lehrbücher und Einführungen, die „Theorie“ im Titel tragen, in monatlicher Folge.²³ Das erst kürzlich gegründete *Journal for Literary Theory* hebt die Relevanz theoretischer Debatten der Literaturwissenschaft hervor und regte in der ersten Ausgabe nachdrücklich zur konstruktiven Reflexion nicht über das Ende, sondern über die Zukunft der Literaturtheorie an. Die Verfasser der programmatischen Beiträge zeigen sich darin einig, dass die ‚Theorie‘ auch weiterhin eines der wichtigsten Arbeitsfelder der Literaturwissenschaft sein wird. Angesichts der vielfältigen Herausforderungen und neuen Themenkonstellationen, die aus der Erweiterung des Fachs hervorgegangen sind, sei gar ein intensiveres Engagement erforderlich, um die Diskussion auszuweiten und zu professionalisieren.²⁴ Und nicht zuletzt die

²² Dieter Lamping: *Wie betreibt man Literaturtheorie? Polemische und programmatische Überlegungen*, in: ders.: *Literatur und Theorie. Poetologische Probleme der Moderne*, Göttingen 1997, S. 7-20, hier S. 20.

²³ Vgl. hierzu zum Beispiel folgende neuere Einführungen und Textsammlungen: Oliver Jahraus: *Literaturtheorie*, Tübingen 2004; Martin Sexl (Hg.): *Einführung in die Literaturtheorie*, Wien 2004; Dorothee Kimmich, Rolf Günter Renner und Bernd Stiegler (Hg.): *Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart*, 2., überarb. Aufl., Stuttgart 2008; Ulrich Schmidt (Hg.): *Literaturtheorien im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2010; Oliver Simons: *Literaturtheorien zur Einführung*, Hamburg 2009; Simone Winko und Tillmann Köppe: *Neuere Literaturtheorien. Eine Einführung*, Stuttgart 2008; Achim Geisenhanslüke: *Einführung in die Literaturtheorie*, Darmstadt 2004; daneben liegen noch Lehrbücher vor, die die Möglichkeiten der methodischen Wendung von Literaturtheorien thematisieren und vorführen, vgl. hierzu etwa Arne Klawitter und Michael Ostheimer: *Literaturtheorie - Ansätze und Anwendungen*, Göttingen 2008; Oliver Jahraus und Stefan Neuhaus (Hg.): *Kafkas „Urteil“ und die Literaturtheorie. Zehn Modellanalysen*, Stuttgart 2002; Johannes Keller und Lydia Miklantsch (Hg.): *Walther von der Vogelweide und die Literaturtheorie: Neun Modellanalysen von „Nemt, vrouwe, disen kranz“*, Stuttgart 2009; Klaus-Michael Bogdal (Hg.): *Neue Literaturtheorien in der Praxis. Textanalysen von Kafkas „Vor dem Gesetz“*, Tübingen 2005; Dieter Kafitz: *Literaturtheorien in der textanalytischen Praxis*, Würzburg 2007.

²⁴ Vgl. *Journal for Literary Theory* 1 (2007); an der Debatte, die unter der Frage „In what direction is literary theory evolving?“ angestoßen wurde, beteiligten sich Jörg Schönert, Uri Margolin, Albrecht

von renommierten Fachvertretern verantwortete Reihe *Revisionen* hat eine produktive und interdisziplinäre Auseinandersetzung mit den „Grundbegriffen der Literaturtheorie“ angestoßen.²⁵ Jochen Hörischs Beobachtung scheint sich bestätigen zu lassen: Mit der Theorie geht es in der Literaturwissenschaft nicht; ohne aber noch viel weniger.

Wo liegen die Ursachen für diese so divergierenden Befunde? Oder anders gefragt: Woher rührt das „Tabu“ in der „kritischen Auseinandersetzung des Fachs mit sich selbst“, auf das beispielsweise Stefan Neuhaus in einem Beitrag zur Frage *Wozu Literaturtheorie?* hingewiesen hat?²⁶ Dieses Tabu – die Frage nach den strukturellen und funktionalen Eigenarten literaturwissenschaftlicher Theorie – vermag freilich auch Neuhaus letztlich nicht zu brechen. Immerhin gelangt er zu einer Bestimmung von ‚Theorie‘, die sich bereits präziser ausnimmt als Horstmanns Beobachtungen, aber dennoch markiert, dass es sich hier eher um eine Leerstelle handelt als um einen in der literaturwissenschaftlichen Fachsprache etablierten Begriff. Theorie wird gefasst als „eine ganze Reihe von Mischungen, die das eigentliche Geschäft des Literaturwissenschaftlers, die Interpretation von literarischen Texten, verbinden mit Ideengeschichte, Sozialgeschichte, Systemtheorie, Diskursanalyse, Gender Studies, Feldtheorie, Überlegungen zur Konstruktion von Weiblichkeit, Männlichkeit und Identität überhaupt und vielem mehr“.²⁷ Neuhaus ergänzt diese Bestimmung um eine Beobachtung, die auf den Begriff bringt, was bei Hörisch und Horstmann nur angedeutet wird. Theorie vollzieht sich nicht ausschließlich im isolierten Raum der Abstraktion, sondern erfordert von den Wissenschaftlern eine Positionierung innerhalb des sozialen Feldes ‚Literaturwissenschaft‘. Neuhaus zufolge haben sich drei „Haltungen“ herausgebildet, die die Positionierung des Wissenschaftlers im Feld repräsentieren und insofern auch über soziale Aussagekraft verfügen. Durch eine „produktiv-ausprobierende Haltung“ zeichnen sich die Literaturwissenschaftler aus, denen es in der Vielheit der Theorien gelingt, die Unübersichtlichkeit als Bereicherung der eigenen Praxis zu begreifen und trotzdem „den gemeinsamen Kern“ des Fachs nicht aus den Augen zu verlieren. Die Theorien selbst treten im Kontext einer „rezeptiv-separatistischen Haltung“ in den Fokus des Interesses, wohingegen die „eigentlichen Gegenstände“ des Fachs an die Peripherie verbannt werden. Eine dritte Haltung, die Neuhaus anführt, „kann weder im Text noch in einzelnen Zugangsmöglichkeiten ein Zentrum erkennen und schreibt die eigene Orientierungslosigkeit

Koschorke und Hans Ulrich Gumbrecht. Auf einige Beiträge wird in den folgenden Kapiteln noch genauer einzugehen sein.

²⁵ Die Reihe *Revisionen. Grundbegriffe der Literaturtheorie* erscheint seit 2003 im de Gruyter Verlag Berlin. In den bislang erschienenen Bände zeichnet sich keinesfalls ein Ende der Theorie in der Literaturwissenschaft ab. Vgl. Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matías Martínez und Simone Winko (Hg.): *Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte*, Berlin, New York 2003; Simone Winko, Fotis Jannidis und Gerhard Lauer (Hg.): *Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen*, Berlin, New York 2009; Jens Eder, Fotis Jannidis und Ralf Schneider (Hg.): *Characters in Fictional Worlds. Understanding Imaginary Beings in Literature, Film and other Media*, Berlin 2010.

²⁶ Stefan Neuhaus: *Wozu Literaturtheorie?*, in: *Sprachkunst* XXXVII (2006), 2. Halbband, S. 309-323, hier S. 309.

²⁷ Ebd., S. 311.

als wichtigstes, negatives Merkmal der Literaturwissenschaft zu“.²⁸ Neuhaus selbst rechnet sich zur ersten, die Fremdbeschreibungen, die häufig von den Journalisten der Feuilletons angefertigt werden, vor allem zu der letzten Position. Wer die „rezeptiv-separatistische“ Position besetzt, wird nicht ausgeführt. Man kann aber vermuten, dass Horstmanns ‚ausgewiesene Experten‘ hier sinnvoll platziert wären. Deutlich wird, dass alle Positionen, die von Neuhaus beschrieben werden, kaum den identischen Theoriebegriff vertreten können: Ist ‚Theorie‘ im ersten Fall im Sinne einer spezifischen Methode zu verstehen, wird sie im Fall der zweiten Position selbst zum Gegenstand der Forschung, wohingegen sie, so Neuhaus, im Rahmen der dritten Position als Symptom für die epistemische Verunsicherung einer Disziplin gedeutet wird. An Neuhaus’ Selbstpositionierung lässt sich erkennen, dass das Sprechen über ‚Theorie‘ ohne feldstrategisches Kalkül nicht auskommt. Der Sprecher (Neuhaus) positioniert sich in der Nähe des fachlichen ‚Kerns‘. Theorien werden getestet, im Zweifelsfall verworfen, im Idealfall für Einzelprojekte methodisch instrumentalisiert. Denjenigen, die sich in der Hauptsache mit Theorie beschäftigen, bleibt nur, den „Kern“, „die eigentlichen Gegenstände“, die „eigene Praxis“ und damit das Fach im Ganzen auf einer entfernten Umlaufbahn zu umkreisen. Theorie ist in der aktuellen Literaturwissenschaft somit zunächst zweierlei: eine kognitive Notwendigkeit und ein soziales Phänomen.

Um vor diesem Hintergrund der Frage nach der ‚Theorie‘ in ihrer Mehrdimensionalität nachgehen zu können, soll im Sinne Dieter Lampings versucht werden, beide Problemaspekte, die in den vorgestellten Beiträgen bestimmend sind – die ‚gefühlten‘ und die ‚sachlichen‘ –, zu erhellen. In diesem Zusammenhang wird zunächst zu klären sein, welchen Bewertungsmustern das Phänomen ‚Theorie‘ im Fach unterworfen ist. Welche Bedeutung wird ihm in der ‚Lebenswelt‘ der Literaturwissenschaft beigemessen? Jochen Hörischs und Ulrich Horstmanns Reflexionen haben verdeutlicht, dass es sich beim Phänomen ‚Theorie‘ um mehr handelt als um stabile szientifische Weisen der Welterkenntnis. Theorien lassen sich nicht auf Werkzeuge reduzieren, sondern sie übernehmen im Prozess der Identitätsbildung eines Fachs und der Regulierung des sozialen Feldes eine zentrale Funktion. Theorie wird damit auch zum sozialen Phänomen. Das ‚Soziale‘ der Theorie lässt sich allerdings nicht erschließen, wenn die Perspektive einer Beobachtung allein der kognitiven Mechanismen der Theoriebildung verhaftet bleibt. Um die ‚Theorie‘ dementsprechend beschreiben zu können, ist eine Blickverschiebung erforderlich. Es genügt nicht mehr, den Theorieproblemen mit wissenschaftstheoretischen Explikationen zu begegnen. Der Status der ‚Theorie‘ in der Literaturwissenschaft wird so verfehlt. Hilfreicher ist die Modellierung des Untersuchungsgegenstandes ‚Theorie‘ im multidimensionalen Spannungsfeld von Wissenschaftstheorie, Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsforschung. Die Voraussetzungen und Bedingungen für eine solche Theoriebeobachtung werden im Folgenden schrittweise dargestellt. An einem prominenten Beispiel aus der jüngeren Fachgeschichte der germanistischen Literaturwissenschaft soll die Phänomenologie und spezifisch soziale Funktionalität von ‚Theorie‘ herausgearbeitet werden. Damit soll

²⁸ Ebd.

nicht nur Aufschluss über Formen rezenter literaturwissenschaftlicher Theoriedebatten erzielt, sondern auch Einblick gewährt werden in die Funktionslogik eines Fachs, dessen Identität sich seit seiner Gründungsphase kontinuierlich an der epistemologischen Differenzierung von Theorie und Praxis reibt. Hier deutet sich an, dass das Phänomen ‚Theorie‘ und die zugehörigen Diskursivierungen über eine historische Dimension verfügen, die zum Verständnis der gegenwärtigen Situation mitgedacht werden müssen. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist diese Geschichte der Theorie – wie noch ausführlich zu zeigen sein wird – die Geschichte einer Unterscheidung, die seit der philologischen Gründungsphase des Fachs das Feld strukturiert und auf deren Sonnenseite die Idee der ‚adäquaten‘ Praxis angelagert ist, wohingegen die ‚Theorie‘ die Schattenseite der Differenz besetzt. Die Unterscheidung muss von den Akteuren im literaturwissenschaftlichen Feld vollzogen werden, um sich zu positionieren, die eigenen Arbeiten zu legitimieren und die Stellung zu sichern.²⁹ Unterscheidungen können jeweils unterschiedlich ausfallen. Damit ein Fach sich als Formation von geteilten Überzeugungen präsentieren und von anderen Disziplinen abgrenzen kann, muss die Entscheidung jedoch reguliert werden. Ein Beispiel, wie diese Differenzierung gesteuert werden kann, liefert der Beitrag Ulrich Horstmanns. Er versucht nachzuweisen, dass sich eine Seite der Differenzierung zur anderen defizitär ausnimmt. Die Unterscheidung in ihrem Vollzug ist das kognitive Moment, aus dem sich Einstellungen und Wertungen generieren, dem aber auch ein verbindliches Wissen vorge-schaltet sein muss. Dass es sich dabei kaum um ein explizierbares, sicheres, sondern vielmehr um ein ‚unsicheres‘ Wissen handelt, dokumentieren die oben angeführten Beispiele. Es muss daher gelingen, die Verbindung auf andere Weise herzustellen. Theorie als Phänomen, das die engen Grenzen der Wissenschaftstheorie transzendiert und soziale Zuschreibungen provoziert, erfordert alternative Analyseinstrumentarien und Beschreibungsformen. Um die sozialen und kognitiven Dimensionen der Theorie zusammenzubringen, muss ein neuer Beobachtungsrahmen entworfen werden. In diesem Rahmen soll die ‚Lebenswelt‘ des Fachs, der Raum, in dem die ‚Theorie‘ ihre soziale Energie entfaltet, Profil gewinnen.

Die Sozialität der Theorie in der Literaturwissenschaft zum Thema zu machen, bedeutet zugleich auch, eine begriffliche Dimension des Begriffs ‚Theorie‘ aufscheinen zu lassen, die im Verlauf der europäischen Geschichte des Denkens seit Platon hinter die Bedeutung der Theorie als „eine systematisch betriebene und nach Registern geordnete und getrennte Erkenntnis“ zurückgetreten ist. Sigrid Weigel weist darauf hin, dass die „Theorie [...] einer als Ritus organisierten Schau entsprungen [ist]. Denn gr. *theoria* geht zurück auf *theoros* (derjenige, der eine Schau sieht), ein Wort, das in der Antike denjenigen benennt, der als Abgesandter der Polis an Götterfesten teilnimmt. Die Theorie entstammt damit

²⁹ Vgl. zum Begriff von Feld und Positionierung vorläufig: Pierre Bourdieu: *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*, Frankfurt a.M. 1999.

einer Tradition sakraler Festgesellschaften, aus denen später das Theater entstand.³⁰ Weigels Hinweis auf die ‚Urszene‘ der Theorie lässt sich noch vertiefen: Die etymologischen Ursprünge von ‚Theorie‘ (θεωρεῖν - *theorein*: beobachten, betrachten, [an]schauen / θεωρία - *theoría*: Anschauung) lassen erkennen, dass der Begriff in seiner grundlegenden Bedeutung zunächst das sinnliche Schauen bzw. die Anschauung und somit den Akt der Beobachtung bezeichnet, noch bevor damit eine spezifische Weise der abstrakten Erkenntnis im Gegensatz zur Praxis verknüpft wurde.³¹ Was sich begrifflich also zuerst auf die Beobachtung vorrangig allgemein sozialer – sakraler, künstlerischer, aber auch militärischer – Veranstaltungen bezog, wurde erst seit Platon, dort noch im Sinne von sowohl sinnlicher als auch geistiger Schau, und Aristoteles, nun als Element der ‚ersten Philosophie‘, eng an die wissenschaftliche Erkenntnis gebunden.³² Beide Bedeutungsdimensionen des Begriffs – die Bezeichnung der gewissermaßen sinnlichen Schau bzw. (ethnographischen) Beobachtung der sozialen Veranstaltung Literaturwissenschaft einerseits sowie die Theorie als spezifische Weise der abstrakten Erkenntnis und Ergebnis bzw. Produkt der Theorieverhandlungen des Fachs andererseits – sind im Konzept der Theorie-Beobachtung aufgehoben.³³

³⁰ Siegrid Weigel: *Vorwort*, in: dies.: *Literatur als Voraussetzung der Kulturgeschichte. Schauplätze von Shakespeare bis Benjamin*, München 2004, S. 7-14, hier S. 7.

³¹ Vgl. G. König und H. Pulte: *Theorie*, in: Joachim Ritter und Karlfried Gründer (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 10, Darmstadt 1998, Sp. 1128-1154, hier Sp. 1128; zur ‚Praxis‘ vgl. G. Bien: *Praxis, praktisch*, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 7, Sp. 1277-1287.

³² Vgl. Joachim Ritter: *Die Lehre vom Ursprung und Sinn der Theorie bei Aristoteles*, in: ders.: *Metaphysik und Politik. Studien zu Aristoteles und Hegel*, Frankfurt a.M. 1977, S. 9-34.

³³ Vgl. auch Jan Standke: *Theorie*, in: *Wörterbuch interdisziplinäre Diskursforschung* (im Erscheinen).

2. DIE AKTUALITÄT DES ARCHÄOLOGISCHEN IN DEN KULTURWISSENSCHAFTEN

2.1 Annäherung I

Um das Phänomen ‚Theorie‘ in der Literaturwissenschaft mit seinen vielfältigen Bedingungen und Voraussetzungen im Spannungsfeld systematischer, historischer sowie wissenschaftskultureller Kontexte deutlicher konturieren zu können, soll im Folgenden zunächst ein prominenter Diskussionszusammenhang aufgegriffen werden, der in nahezu allen geisteswissenschaftlichen Fächern präsent ist und besonders in der Literaturwissenschaft intensiv verhandelt wurde. Anhand dieser exemplarischen Genealogie einer Einzel-Theorie sollen erste Beobachtungen zu Status, Durchsetzungsfähigkeit und Bewertung von ‚Theorie‘ in der Literaturwissenschaft zusammengestellt werden.

In den letzten zwei Jahrzehnten wurde in den Geisteswissenschaften ausführlich über ‚Archäologie‘ nachgedacht und debattiert. Gänzlich neu ist dieses Thema für die Disziplinen des geisteswissenschaftlichen Fächerverbundes freilich nicht. Die literarische Darstellung und Gestaltung archäologischer Szenarien verfügen über eine weite und vielfältige historische Dimension, die Relevanz der Archäologie als Bezugswissenschaft für die Geschichtsschreibung ist evident. In der Literaturgeschichte finden sich viele Beispiele für die Rezeption und literarische Transformation materieller archäologischer Hinterlassenschaften. Zu denken ist hier etwa an zahlreiche Reisebeschreibungen des 18. und 19. Jahrhunderts, die von Ausgrabungen und wiederentdeckten Kunstwerken berichten, aber auch an Wilhelm Heinses *Ardinghella* oder Goethes *Winckelmann*-Buch.³⁴

Die neuere Beschäftigung der Geisteswissenschaften mit der Archäologie folgt jedoch in der Hauptsache einem anderen Impuls. An den Publikationen der letzten Jahre lässt sich diese Entwicklung deutlich ablesen. Eine Fülle von Aufsätzen, Monographien und vor allem Sammelbänden führt den Begriff ‚Archäologie‘ im Titel.³⁵ Selbst in literaturwissen-

³⁴ Es ließen sich etliche weitere Beispiele für die Thematisierung und Ausgestaltung archäologischer Funde in literarischen Texten anführen. Vgl. beispielsweise Christiane Zintzen: *Von Pompeji nach Troja. Archäologie, Literatur und Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert*, Wien 1998; aus didaktischer Sicht gerade unter vergleichender Berücksichtigung literarischer und pragmatischer Texte und Diskurse interessant: Kurt Franz (Hg.): *Archäologie, Ur- und Frühgeschichte im Kinder- und Jugendbuch. Mit einer Gesamtbibliographie*, Hohegehren 2003. Auf der primärtextuellen Ebene müssen in diesem Zusammenhang natürlich auch Bücher wie Heinrich Schliemanns *Ilios* und *Troja* oder später C. W. Cerams *Roman der Archäologie* berücksichtigt werden, der sich in Deutschland allein zwischen 1949 und 1954 mehr als 1,5 Millionen Mal verkaufte und auch heute noch zu den vielgelesenen Texten der Kulturgeschichte zählt.

³⁵ Vgl. hierzu exemplarisch die von Jan und Aleida Assmann herausgegebenen Bände der Reihe *Archäologie der Literarischen Kommunikation*, in der die Ergebnisse der seit 1983 tagenden, gleichnamigen Arbeitsgruppe veröffentlicht werden. Zuletzt erschien *Vollkommenheit*, München 2010. Weiterhin vgl. auch Stefan Andriopoulos und Bernhard J. Dotzler (Hg.): *1929: Beiträge zur Archäologie der Medien*, Frankfurt a.M. 2002; vgl. auch Gorgio Agamben: *Das Sakrament der Sprache: Eine Archäologie des Eides*, Berlin 2010. Die Präsenz der Archäologie in den Geisteswissenschaften ist auch daran zu erken-

schaftlichen Lexika ist der Terminus mittlerweile regelmäßig verzeichnet.³⁶ Schlägt man dort nach, finden sich nicht zuerst Informationen zur klassischen Archäologie. Stattdessen stößt man unmittelbar auf einen Verweis zu den Büchern Michel Foucaults. Nach hektischen Jahren der internationalen und disziplinenübergreifenden Foucault-Begeisterung lohnt es sich, kurz innezuhalten, um eine etwas überspitzt formulierte, gleichwohl notwendige Klärung anzubringen.

2.2 Kontext: Klassische Archäologie

Auch wenn es aufgrund der Allgegenwart des Foucault'schen Denkens in den Geisteswissenschaften gelegentlich den Anschein erwecken mag: Der französische Starphilosoph und Kulturhistoriker hat die Archäologie nicht erfunden. Schon bevor Foucault seinen theoretisch-methodisch inspirierenden Beitrag zur Erforschung westlicher Denksysteme ausgearbeitet und in verschiedenen Studien theoretisch und forschungspraktisch expliziert hat,³⁷ wurde im Auftrag der Wissenschaft gegraben. Mit den Effekten, die Foucaults philosophische ‚Grabungstheorie‘ in den Hörsälen der westlichen Gelehrtenwelt hervorrief, kann die klassische Archäologie freilich nur selten konkurrieren. Daher ist es auch nicht überraschend, dass die genuinen Praktiken und Gegenstände der akademischen Archäologie in der jüngeren Literaturwissenschaft längere Zeit keine mit der erfolgreichen metaphorischen Verwendung des Begriffs vergleichbare Rolle gespielt haben. Dieses Verhältnis kehrt sich freilich spätestens dann, wenn die ‚Öffentlichkeiten‘ wechseln und spektakuläre archäologische Funde von den Medien effektiv präsentiert und diskutiert werden können. Zu erinnern ist beispielsweise an die öffentlich geführten Diskussionen um Manfred Korfmanns Grabungsergebnisse in Troja oder die international übertragene Öffnung eines verschlossenen Gangs in der Cheops-Pyramide. Von solch öffentlichem Interesse vermag der Literaturwissenschaftler nur zu träumen. So massiv die klassische Archäologie in der medialen Öffentlichkeit in unregelmäßigen Abständen zu Geltung kommt, so kontinuierlich hoch ist hingegen die Begeisterung, die in den Geisteswissenschaften für die metaphorische ‚Archäologie‘ aufgebracht wird. Nachdem sich die ‚Archäologien‘ abseits der akademischen Ursprungsdisziplin mittlerweile unüberschaubar vervielfältigt haben und bis in den Bereich der Alltagssprache vorgedrungen sind, wird immer öfter die Forderung nach einer kritischen Reflexion der ‚Archäologiebegeisterung‘ in den Kulturwissenschaften laut.

nen, dass Graduiertenkollegs, Sonderforschungsbereiche und andere interdisziplinäre Forschungskonstellationen archäologische Themen behandeln; siehe hierzu etwa das Programm zur Tagung *Literatur der Archäologie. Materialität und Rhetorik im 18. und 19. Jahrhundert*, die vom 29.07.-30.07.2010 vom Internationalen Kolleg Morphomata in Zusammenarbeit mit dem Zentrum für die Antiken Kulturen des Mittelmeerraumes (ZAKMIRA) an der Universität zu Köln ausgerichtet wurde (<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=14341>).

³⁶ Vgl. zum Beispiel den Eintrag: Hilmar Kallweit: *Archäologie des Wissens*, in: Klaus Weimar (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 1, Berlin u.a. 1997, S. 122-125.

³⁷ Gemeint ist an dieser Stelle vor allem Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*, übersetzt von Ulrich Köppen, Frankfurt a.M. 1981.

Um zunächst aber die Gründe für diese Begeisterung erschließen zu können, sind einige Vorklärungen erforderlich.

Die akademische Archäologie ist in der Altertumskunde bzw. Urgeschichte angesiedelt. Als historische Spezialdisziplin beschäftigt sich die Urgeschichte, die auch als ‚Prähistorische Archäologie‘ bezeichnet wird, vor allem mit der Erschließung materieller Hinterlassenschaften vergangener Kulturen:

Der Forschungsgegenstand sind die Menschen in allen ihren Aspekten vom Auftreten der ersten Hominiden vor ca. 5 Mio. Jahren bis zum Einsetzen einer regulären Geschichtsschreibung. Ziel der Prähistorischen Archäologie ist es, die anfangs biologische und zunehmende kulturelle Entwicklung der Menschheit zu beschreiben und zu verstehen. Es durchdringen sich dabei zwei Perspektiven: Die kulturanthropologische Sichtweise, die die Menschen einer Zeit und Region erforscht, und eine historische Betrachtungsweise, die dem Lauf der Zeit folgend Traditionen und Veränderungen untersucht.³⁸

Die Quellenbasis für die historische Forschung ist beschränkt: „Es fehlen meist als historische Grundlage die schriftlichen Überlieferungen, die eigentliche Basis jeder Geschichtswissenschaft [und anderer Textwissenschaften], aber auch die Möglichkeit, lebende Gesellschaften, wie in der Völkerkunde, zu studieren. So liefert vorwiegend die Archäologie als jener Zweig der Altertumskunde, der sich mit der systematischen Beschreibung und Erforschung der Hinterlassenschaften des Menschen beschäftigt, den Hauptanteil des auswertbaren Materials.“³⁹ Nicht primär auf Texte bzw. mehr oder weniger fragmentarische Zeichenzusammenhänge bezieht sich der urgeschichtlich-archäologische Forschungsprozess, sondern vielmehr auf materiale Funde und Befunde aus Gräbern, Siedlungen, von Wegen und aus Stätten des Handels und der Rohstoffgewinnung. Der Erkenntniswert des Forschungsprozesses ist nicht unmittelbar daran geknüpft, dass die Funde Spuren menschlicher Bearbeitung oder Nutzung aufweisen. Auch Skelette, Tierknochen und Pflanzenmaterialien sind wichtige Gegenstände der Forschung. Den Status epistemischer Objekte⁴⁰ erlangen die erschlossenen Dinge jedoch erst dann, wenn sie ‚zum Sprechen‘ gebracht werden. Insofern ist dem deskriptiven Umgang mit den vorgefundenen Objekten ein hermeneutisches Moment inhärent, das die Analyse des Einzelfundes in einen größeren Verständniszusammenhang stellt. Auch die archäologischen Spuren müssen ‚gelesen‘ werden, damit sie einen Zugang zur Natur-, Human- und Kulturgeschichte ermöglichen.

Über den – im engeren Sinne – ur- und frühgeschichtlichen Zuständigkeitsbereich hinaus hat sich das Anwendungsgebiet archäologischer Praktiken im Verlauf des 20. Jahrhunderts auf weitere Epochenkomplexe wie das Mittelalter und die Frühe Neuzeit ausge-

³⁸ Martin Trachsel: *Ur- und Frühgeschichte. Quellen, Methoden, Ziele*, Zürich 2008, S. 17.

³⁹ Frank Andraschko, *Ur- und Frühgeschichte*, in: Hans-Jürgen Goertz (Hg.): *Geschichte ein Grundkurs*, 3. rev. u. erw. Aufl., Reinbek 2007, S. 383-391, hier S. 384. [Hervorhebung von mir J.S.]

⁴⁰ Vgl. Hans-Jörg Rheinberger, *Begriffsgeschichte epistemischer Objekte*, in: Ernst Müller u. Falko Schmieder (Hg.): *Begriffsgeschichte der Naturwissenschaften. Zur historischen und kulturellen Dimension naturwissenschaftlicher Konzepte*, Berlin/New York 2008, S. 1-13.

dehnt. Dieser expansive Prozess, in dessen Verlauf sich die Urgeschichte und die Archäologie in Richtung einer historischen Kulturwissenschaft entwickelten,⁴¹ bereitete neben der Ausdehnung der archäologischen Arbeitsfelder sowie einer Ausdifferenzierung des methodischen Instrumentariums auch den Boden für eine Metaphorisierung, die eine interdisziplinäre Wanderschaft archäologischer Begriffe und ‚Denkweisen‘ ermöglichte.

2.3 Kontaktszenen

2.3.1 Erstkontakt

Die „Aktualität des Archäologischen“⁴² in den theoretischen Programmen der Kulturwissenschaften ist als ein jüngeres Ergebnis dieser expansiven Entwicklung anzusehen, die von Foucaults Arbeiten vorbereitet und intensiv mitgestaltet worden ist. Aber auch schon vor Foucaults ‚archäologischen‘ Interventionen erfreute sich das theoretische Ideenfeld der Archäologie in den Human- und Geisteswissenschaften großer Beliebtheit. Erste Szenen des Kontakts zwischen klassischer Archäologie und geisteswissenschaftlicher Theoriebildung finden bereits um 1900 statt. Bilder des Verschütteten, Überschichteten, Untergründigen, Nichtsichtbaren und nur mit Anstrengung Freizulegenden durchwanderten die intellektuellen Diskurse des frühen 20. Jahrhunderts mit einer Intensität wie kaum ein anderer konzeptueller Denkmittelzusammenhang. Sowohl in den Künsten der Moderne als auch in den sich gerade konsolidierenden Geisteswissenschaften finden sich vielfältige Einflüsse und ‚Spuren‘ der Archäologie. Eine moderne Ideengeschichte der Archäologie müsste weit ausgreifen, wollte sie die zahlreichen Einflüsse auf die verschiedenen Felder des Wissens angemessen beschreiben, die von dem Fach seit seiner Etablierung an den Institutionen der Wissenschaft ausgingen.

Die Faszination, die das ‚Archäologische‘ auf die Geisteswissenschaften bis heute ausübt, ist schwer auf einen einzigen Punkt zu bringen. So einig man sich darin ist, dass die Archäologie eine Leitdisziplin der geisteswissenschaftlichen Fächer darstellt, so divergent

⁴¹ Vgl. die diesen expansiven Prozess illustrierende Darstellung von Manfred Eggert: *Prähistorische Archäologie. Grundzüge einer Historischen Kulturwissenschaft*, Stuttgart 2006; Rainer Schreg: *Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Eine historische Kulturwissenschaft par excellence?*, in: Jan Kusber, Mechthild Dreyer, Jörg Rogge und Andreas Hütig (Hg.): *Historische Kulturwissenschaft. Positionen, Praktiken und Perspektiven*, Bielefeld 2010, S. 305-335.

⁴² Vgl. Knut Ebeling und Stefan Altekamp (Hg.): *Die Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Medien und Künsten*, Frankfurt a.M. 2004. Knut Ebeling: *Die Mumie kehrt zurück II. Zur Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Kunst und Medien*, in: ebd., S. 9-33, hier S. 12, erkennt in der gegenwärtigen Aktualität des Archäologischen die Spuren eines selbst wiederum schon historischen Prozesses: „Der Blick zurück auf Freud, Benjamin und Warburg, aber auch auf Husserl und Kant [...] zeigt darüber hinaus, dass die aktuellen archäologischen Anleihen nur das jüngste Glied einer ganzen Reihe von historischen Entlehnungen darstellen, die spätestens mit Kants Projekt einer ‚philosophischen Archäologie‘ im Jahre 1793 beginnen [...]“. Vgl. hierzu auch den früheren Beitrag Ebelings, *Die Mumie kehrt zurück. Zur Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Kunst und Technik*, in: *Weimarer Beiträge* 2 (2002), S. 273-289.

sind die spezifischen Thematisierungsweisen und Akzentuierungen innerhalb der einzelnen Disziplinen. In jedem Fall dürfte die Möglichkeit, Zugang zu historischen Ursprüngen oder ‚Urszenen‘ zu erlangen, einen ebenso großen Teil dieser Begeisterung ausmachen wie etwa die Neuperspektivierung des ‚Archivs‘ als Quelle und Gegenstand kulturhistorischer Forschung. Bereits in der Frühphase der Archäologie-Rezeption zu Beginn des 20. Jahrhunderts zeichnet sich diese Entwicklung ab. Einige Eckdaten der Rezeptionsgeschichte ‚archäologischen‘ Denkens sollen im Folgenden skizziert werden. Ausgewählt werden dafür solche (Vor-)Denker und ihre Programme, die für die kulturwissenschaftliche Transformation und Progression des Archäologie-Diskurses von Bedeutung waren und auch in der aktuellen Forschung noch nachwirken.⁴³ Grob nachgezeichnet wird so eine Ideen- und Einflussgeschichte des archäologischen Denkens, das in Michel Foucault seinen vielleicht prominentesten Vertreter hat. Dabei wird sich zeigen, dass archäologische Praktiken nicht nur zum Thema, sondern auch zum Strukturprinzip der Theoriebildung wurden.

2.3.2 Sigmund Freuds Bewusstseinsarchäologie

Die Archäologie war für Sigmund Freud eine bevorzugte Denkfigur und Analogie, die er regelmäßig benutzte, um die Methodik seiner neuen Wissenschaft vom menschlichen Bewusstsein zu explizieren. Obwohl die konzeptuelle Nähe der Psychoanalyse zur Archäologie noch immer Gegenstand kritischer Kommentare ist, hat sich doch weithin die Überzeugung durchgesetzt, „dass das archäologische Paradigma die Möglichkeit einer Therapie überhaupt erst denkbar gemacht hat, die sich in den Zwischenräumen zeitgenössischer moralischer, rechtlicher und medizinischer ‚Technologien des eigenen Ich‘ abspielte“.⁴⁴

⁴³ Knut Ebeling plant eine umfassende, auf 2 Bände angelegte Theoriegeschichte der Kulturwissenschaften, die er mit dem Fokus auf die Archäologie als Leitdisziplin rekonstruieren möchte. Auch wenn die Ergebnisse dieser Arbeit hier nicht einbezogen werden können, kann doch aber das Projekt als Bestätigung für die These der Archäologiebegeisterung in den Geistes- und Kulturwissenschaften dienen. Vgl. Knut Ebeling: *Archäologische Avantgarden*, Bd. 1.: *Theorien materieller Kultur*, Zürich 2010.

⁴⁴ Richard Armstrong: *Urorte und Urszenen. Freud und die Figuren der Archäologie*, in: *Die Aktualität des Archäologischen*, a.a.O., S. 137-159, hier S. 137. Vgl. hierzu auch dens.: *Compulsion for Antiquity. Freud and the Ancient World*, New York 2004. Kritisch kommentiert wurde Freuds Affinität zur Archäologie vor allem von Donald P. Spence, der sich in mehreren Büchern diesem Zusammenhang widmete. Vgl. Donald P. Spence: *The Freudian Metaphor. Toward Paradigm Change in Psychoanalysis*, New York 1987; ders.: *Narrative Truth and Historical Truth. Meaning and Interpretation in Psychoanalysis*, New York 1982; für die Produktivität der Archäologie-Analogie argumentieren u.a. Wolfgang Mertens und Rolf Haubl: *Der Psychoanalytiker als Archäologe. Eine Einführung in die Methode der Rekonstruktion*, Stuttgart 1996; Donald Kuspit: *A Mighty Metaphor. The Analogy of Archaeology and Psychoanalysis*, in: Lynn Gamwell and Richard Wells (Hg.): *Sigmund Freud and Art. His Personal Collection of Antiquity*, Albany 1996, S. 133-151; vgl. auch den Abschnitt *Antike und Mythos*, in: Hans-Martin Lohmann und Joachim Pfeiffer (Hg.): *Freud-Handbuch. Leben-Werk-Wirkung*, Stuttgart 2006, 239-246. Vgl. auch jüngst zum Verhältnis von Archäologie und freud'scher Psychoanalyse Alice Mara Serra: *Archäologie des (Un)bewussten. Freuds frühe Untersuchung der Erinnerungsschichtung und Husserls Phänomenologie des Unbewussten*, Freiburg 2010.

Bereits in seiner Vorlesung *Zur Ätiologie der Hysterie* aus dem Jahr 1896 führte Freud die archäologische Analogie umfänglich aus, um sie dann in seinen *Studien über Hysterie* erstmals schriftlich zu fixieren. Freud nutzte das Bildfeld der Archäologie, um sein neues Verfahren zur Erläuterung und Illustration von Struktur und Behandlung des psychischen Apparates zu profilieren. Es handele sich dabei um ein „Verfahren der schichtweisen Ausräumung des pathogenen psychischen Materials, welches wir gerne mit der Ausgrabung einer verschütteten Stadt zu vergleichen pflegten“. ⁴⁵ In den *Studien über Hysterie* finden sich durchgehend Hinweise auf eine Anwendung der Analogie, die sowohl für den Analytiker bei der Planung des Vorgehens und der Wahl der Befragungsrichtung als auch für den Analysanden von großer Bedeutung ist. Während der Analyse ging es Freud vor allem darum, den Analysanden mit archäologischen „Fundstücken der Erinnerung“ – bestenfalls aus der tiefsten Eben der Analyse, der ‚Urszene‘ – zu umgeben, um ihn auf die Ausgrabung seines Bewusstseins einzustimmen. Das Archäologische diente Freud deshalb nicht nur zur Beschreibung seines analytischen Verfahrens, sondern war konstitutives Element der Rhetorik und Methodologie seines therapeutischen Programms. Freud wurde oft vorgeworfen, dass die Errichtung eines solchen ‚archäologischen Museums‘ eine enorme Suggestionsmacht erzeuge, die eine objektive Annäherung an das Bewusstsein verstellt. Um die Neutralität der Analyse, die Freud über den Rekurs auf die rational geplante und verfahrenende Archäologie eigentlich sicherstellen wollte, zu festigen, führte er die Figur des „gewissenhaften Archäologen“ ein, die sein eigenes Programm noch fester an die Praktiken der akademischen Archäologie band. Noch in den *Konstruktionen in der Analyse* aus dem Jahr 1937 bekräftigt Freud, dass die Archäologie und die psychoanalytische Analyse identisch seien. Einen Unterschied zwischen beiden Feldern sieht er lediglich darin, dass der psychoanalytische Grabungsort dem archäologischen aufgrund der inhaltlichen Zeitlosigkeit des Unbewussten überlegen sei. Insofern Freud also das je besonders ausgeprägte Handeln, Denken und Leiden der Menschen mit Blick auf die Funktion eines komplexen psychischen Apparats auf einen nicht sichtbaren Ursprung zurückführen möchte, betreibt er Psychoanalyse als ‚urgeschichtliches‘ Projekt. Die psychische Disposition verdankt sich jeweils einem konfigurativen Ursprung, dessen Genealogie in narrativer Form durch- und aufzuarbeiten ist. Was im Freud’schen Sinne unter ‚Ursprung‘ oder ‚Urszene‘ zu verstehen ist, kann durchaus noch mit dem Faktum des ‚singulären‘ Ausgangspunktes einer historischen Entwicklung gleichgesetzt werden. In diesem Punkt wurde Freud von der Forschung mehrfach revidiert: Die ‚Ursprünge‘, um die es bei der Psychoanalyse geht, sind keine statischen Fixpunkte, von denen aus sich die (psychische) Geschichte linear und mit dem An-

⁴⁵ Sigmund Freud und Josef Breuer, *Studien über Hysterie*, Frankfurt a. M. 1979. Vgl. zur archäologische Metaphorik und Antikenrezeption bei Freud Christiane Zintzen: *Polymorphes Begehren: Seelische und andere Altertümer Sigmund Freuds*, in: *Römische Historische Mitteilungen* 42 (2000), S. 461–471. Zum archäologischen Bildfeld in der Literatur des 19. Jahrhunderts und im Oeuvre Sigmund Freuds vgl. Zintzen, *Von Pompeji nach Troja*, a.a.O.; Christfried Tögel: *Berggasse? Pompeji und Zurück. Sigmund Freuds Reisen in die Vergangenheit*, Tübingen 1989; Michael Rohrwasser u.a. (Hg.): *Freuds pompejanische Muse. Beiträge zu Wilhelm Jensens Novelle „Gradiva“*, Wien 1996.

spruch auf objektive Geltung entspinnt. Das spezifisch archäologische Moment – so die an Freud anschließende These der jüngeren Forschung – drängt in diesem Fall auf eine Dynamisierung des historischen Bewusstseins. Wird ein traumatisches Ereignis seiner psychischen Verdrängung entkleidet, stellt sich die Geschichte des Analysanden anders dar und kann doch durch eine darauffolgende, überraschende ‚Ausgrabung‘ eines weiteren Problemzusammenhangs – weiterer ‚Urorte‘ oder ‚Urszenen‘ sozusagen – korrigiert oder gar revidiert werden. Die für die Archäologie konstitutive Verschmelzung von Materialität mit der Konstituierung eines sinnhaften Gehalts ist hier deutlich angelegt, wird aber zugleich auch in ein dynamisches Kontinuum übersetzt. Die Wirkung der Psychoanalyse bis hinein in die aktuelle Populärwissenschaft resultiert aus eben dieser Spannung zwischen Statik und Dynamik, zwischen der Erklärungsmacht der ‚singulären Ursache‘ und der Vielfalt möglicher Problemkonfigurationen. Der psychische Apparat und der freigelegte Erklärungs- bzw. Bedeutungszusammenhang lassen sich nicht auseinanderdividieren. Richard Armstrong bringt Freuds Affinität zur Archäologie folgendermaßen auf den Punkt:

Dergestalt offenbart die ständige Wiederkehr der Archäologie in seinem Werk das ganze Ausmaß seiner Ambitionen und ist eben nicht nur rhetorisches Kolorit. Sie war ein ernsthaft-informatives Prinzip der Domäne der Psychoanalyse, wie diese ursprünglich von Freud entworfen wurde. Sie war bereits Bestandteil seiner ersten vollständigen Analyse einer Hysterikerin und verließ seiner Unternehmung Gestalt, während sich diese von einer Form der Psychotherapie hin zu einer ausgedehnten Kulturtheorie entwickelte.⁴⁶

Das lebenslange Interesse Freuds an der Archäologie findet seine Entsprechung auch in der Persönlichkeit des großen Psychoanalytikers. Seine Begeisterung für Heinrich Schliemann – Freud liest in einer schwierigen Phase der Arbeit an der *Traumdeutung* dessen *Ilios* – und seine Freundschaft zu Emanuel Löwy mögen ihren Anteil an der dauerhaften Präsenz der Analogie haben.

Freuds Werk wurde in den Geisteswissenschaften vielfältig adaptiert.⁴⁷ Vor allem die Literaturwissenschaft hat zahlreiche Versuche unternommen, die Psychoanalyse für die Analyse und Interpretation literarischer Texte fruchtbar zu machen. In den einfachsten Adaptionen dient die Freud'sche Bewusstseinsarchäologie der Monosemierung der literalen Polyvalenz. Zumeist wird aber die Offenlegung verdrängter Affekte avisiert, die in den Texten ihre Umschrift erhielten. In verschiedenen Ansätzen hat auch die Wissenssoziologie und Wissenschaftsforschung zu zeigen versucht, wie ein kollektiv Unbewusstes das Agieren und die Entwicklung, aber auch die Erinnerung von Gemeinschaften beeinflussen kann. Die Frage nach einem geteilten, untergründig wirkenden Impuls zur Referenzierung der kollektiven Identität auf einen gemeinsamen Ursprung – eine im Anschluss an Freuds

⁴⁶ Armstrong: *Urorte und Urszenen*, a.a.O., S. 146.

⁴⁷ Vgl. zum Beispiel Henk de Berg: *Freuds Psychoanalyse in der Literatur- und Kulturwissenschaft*, Tübingen 2005; Peter von Matt: *Literaturwissenschaft und Psychoanalyse*, Stuttgart 2001; siehe auch die Beiträge zur *Rezeptions- und Wirkungsgeschichte* Freuds in den verschiedenen Fächern in *Freud-Handbuch*, a.a.O., S. 277-431.

‚Urszene‘ formulierte Idee – kann für die Beschreibung und Analyse einer Wissenskulturszene von Interesse sein. Hierbei gilt es, die Spannung zwischen statischem Ursprung und dynamischer Konstellierung im Blick zu behalten. Zu den Jahrhundertbüchern zählt die Literaturwissenschaft Freuds *Traumdeutung*, inklusive der archäologischen Konzeption, allemal.⁴⁸

2.3.3 Archäologie der Moderne: Walter Benjamin

Vergleicht man die Dichte, in der die vielfältigen archäologischen Referenzen in das Werk Sigmund Freuds eingewebt sind, mit der Gegenwart der Archäologie in den Schriften Walter Benjamins, „so fällt zunächst die Abwesenheit alles Archäologischen ins Auge“,⁴⁹ von der Benjamins Bücher und Texte geprägt sind. Bis auf zwei – gleichwohl gewichtige – Ausnahmen lassen sich in Benjamins umfangreichem Werk weder eine ähnlich deutlich erkennbare Nähe zur Antike wie bei Freud noch eine explizite Ablehnung der akademischen Archäologie, mit der Foucault seine Leser zunächst auf Irrwege führen möchte, ausmachen. Die Ausnahmen, von denen hier die Rede ist, rechtfertigen es aber trotzdem, Benjamin als einen Archäologen der Moderne zu bezeichnen und ihn in die Denkgeschichte des ‚Archäologischen‘ einzureihen. Außerdem erlauben sie es, die Differenzen offenzulegen, die zwischen Freuds Archäologie-Analogie und Benjamins Projekt bestehen. Diese Unterschiede kennzeichnen einen konzeptuellen Umschwung, der noch für den Archäologie-Diskurs der modernen Kulturwissenschaften bedeutsam sein soll. Die *Urgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts*, wie Benjamin sein *Passagen-Werk*⁵⁰ untertitelte, und das Denkbild *Ausgraben und Erinnern*⁵¹ bilden die Ansatzpunkte für eine Rekonstruktion der archäologischen Konzeption. Knut Ebeling weist darauf hin, dass sich die Unterschiede zwischen den archäologischen Positionen Benjamins und Freuds schon am ‚autotopographischen‘ Hintergrund der Autoren erkennen lassen:

Hatte Freud 1902 in seinen Reiseberichten noch berichtet: „Der Vesuv raucht nicht“, so erwidert ihm Benjamin ein Vierteljahrhundert später am 21.9.1925 aus Neapel: „Der Vesuv raucht stark.“ Während Freud die Ausgrabung vor den Toren der Stadt den Ausgrabungen in ihrem Innern vorzieht, begeistert sich Benjamin weit mehr als für Pompeji, über das er nicht viele

⁴⁸ Vgl. Renate Schlesier: *Hermeneutik auf dem Königsweg zum Unbewussten. Freuds Traumdeutung (1900)*, in: Walter Erhart und Herbert Jaumann (Hg.): *Jahrhundertbücher. Große Theorien von Freud bis Luhmann*, München 2000, S. 14-38.

⁴⁹ Knut Ebeling: *Pompeji revisited, 1924. Führungen durch Walter Benjamins Archäologie der Moderne*, in: *Die Aktualität des Archäologischen*, a.a.O., S. 159-185, hier S. 159.

⁵⁰ Walter Benjamin: *Das Passagen-Werk*, in: ders.: *Gesammelte Schriften*. Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, 5. Aufl., Frankfurt a.M. 2006, Bd. V/I u. V/II.

⁵¹ Walter Benjamin: *Ausgraben und Erinnern*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Bd. IV/1: *Kleine Prosa, Baudelaire-Übertragungen*, hg. von Tillman Rexroth, Frankfurt a.M. 1991, S. 400-401.

Worte macht, für Neapel. Die Keimzelle seiner Archäologie der Moderne ist das zeitgenössische Neapel – nicht das wenige Kilometer entfernt liegende Pompeji.⁵²

Diese Differenzen haben ihre Spuren im Hauptwerk beider Autoren hinterlassen. Spielt Rom als ‚ewige Stadt‘ in der *Traumdeutung* eine Rolle, widmet sich Benjamin im *Passagen-Werk* dem Paris des 19. Jahrhunderts. Das archäologische Konzept entwickelt Benjamin nicht in der Auseinandersetzung mit den Monumenten der Antike, sondern anhand der Beobachtung zeitgenössischer urbaner Zentren wie etwa Paris oder Neapel, von dem Freud sich noch abgestoßen gefühlt hatte. Motive des „Grabens, Sammelns und Findens“ sind spätestens seit den Italienreisen, die Benjamin in den Jahren 1924 und 1925 unternommen hatte, präsent. Mit Blick auf das Gesamtwerk dürfen diese archäologischen Spuren zunächst jedoch nicht überbewertet werden, da – so Ebeling – die reale Archäologie Benjamin wohl auch weiterhin noch fremd blieb. Anders als Freud konnte sich Benjamin nicht mehr als Sachwalter einer Archäologie begreifen, die im 19. Jahrhundert ihre fulminante Blütezeit erlebte. Trotz einer gewissermaßen familiär⁵³ bedingten Nähe zur realen Archäologie erschien ihm die antike Welt als das Produkt einer problematischen Vermittlung, der er mit Skepsis begegnete. Von diesen persönlichen Vorbehalten abgesehen, verstärkte sich die Distanz zur Archäologie durch die massiven gesellschaftlich-politischen Verwerfungen des frühen 20. Jahrhunderts. Der kultischen Antikebegeisterung und der damit einhergehenden Feier eines humanistischen Erbes wurde durch die Großkatastrophe des 1. Weltkriegs der Boden entzogen. Dieses einschneidende Ereignis sollte sich in signifikanter Weise auch auf die epistemologischen Gefüge der Wissenschaften auswirken. Die durch den Krieg angestoßene Entwicklung neuer Techniken der Landschaftsbeobachtung zog eine epistemische Akzentuierung der Visualität nach sich, die auch auf Benjamins Denken Einfluss ausübte. Nicht mehr nur die Formen abstrakter historischer Erinnerungen, auch der Blick in das „Erdreich“⁵⁴ interessierten ihn fortan. Als Benjamin 1928 die Arbeit an der Urgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts aufnahm, waren für ihn weniger die Ruinen und Überreste der Antike von archäologischem Belang, als vielmehr die Relikte der zerfallenden Moderne. Die Entwicklung der realen Archäologie, die Benjamin mittlerweile als „Seitenzweig des Tourismus und der Kitschindustrie“ erschien, bekräftigte diesen Prozess. „Aus seinem elektrifizierten Blickwinkel“ so Ebeling „ging es Benjamin weni-

⁵² Ebeling: *Pompeji revisited*, a.a.O., S. 160. Ebeling zitiert Freud wie folgt; Sigmund Freud: *Unser Herz zeigt nach dem Süden. Reisebriefe 1895-1923*, hg. von Christfried Tögel, Berlin 2002, S. 155; Benjamins Brief wird zitiert nach der Ausgabe *Gesammelte Briefe*, VI. Bde., hg. von Christoph Götde und Henri Lonitz, Frankfurt a.M. 1995-2000, hier Bd. III, S. 83.

⁵³ Benjamins Großonkel Gustav Hirschfeld (1847-1895) war 1875/76 im Rahmen archäologischer Forschungen am Zeustempel in Olympia tätig und wurde ordentlicher Professor für Klassische Archäologie in Königsberg.

⁵⁴ Die Rede vom ‚Erdreich‘ hat Knut Ebeling ausführlich vor dem wissenshistorischen Hintergrund einer Archäologie untersucht, die erst im 20. Jahrhundert damit begonnen hat, auch die Spuren zu berücksichtigen, die ein Fundstück im Boden hinterlassen hat. Vgl. Knut Ebeling: „*Ausgraben und Erinnern*“. *Benjamins archäologisches Denkbild* (www.archive-der-vergangenheit.de/vorlesung/text/denkbild_1024.html [eingesehen am 16.03.2010]).

ger darum, wie Freud die Verdienste der Archäologie zu würdigen, als vielmehr hinter den Geschichten der Disziplinen andere Agenturen sichtbar zu machen [...].“⁵⁵ Solche hintergründig wirkenden Tendenzen und Bewegungen erkannte er vor allem im Vollzug voranschreitender Kommerzialisierung und Ideologisierung der Altertumskunde im Allgemeinen wie auch der Archäologie im Besonderen. In der Zeit, in der in Deutschland die erste ordentliche Professur für Frühgeschichte eingerichtet wurde, kristallisierte sich im Denken Benjamins die Konzeption einer ‚Urgeschichte‘ heraus, die nicht mehr nur auf die entfernte Vergangenheit abzielte, sondern auf die Gegenwart ausgerichtet war. Benjamins Distanzierung von einer sich ideologisch und erkenntnistheoretisch ‚verzettelnden‘ Realarchäologie zog jedoch – ähnlich wie später bei Foucault – keineswegs die naive Rückwende zur Geschichte nach sich, sondern manifestierte sich stattdessen in einer „Transformation des Archäologischen“, die in einer ‚Urgeschichte‘ ihren Ausdruck fand, deren Fokus auf die „allerneueste Vergangenheit“ scharf gestellt werden sollte.⁵⁶

Seinen ‚archäologischsten‘ Text verfasste Benjamin 1932 – bereits im Exil – auf Ibiza. Auf nur einer knappen Notizheftseite findet sich das stark verdichtete Denkbild, das später unter dem Titel *Ausgraben und Erinnern*⁵⁷ publiziert werden sollte und Benjamins ‚Archäologie‘ im Kern zusammenfasst:

Auf engstem Raum wird eine Methode der Ausgrabung geschildert, die sich erstens nicht nur auf die materiellen Gegenstände, sondern auch auf Erinnerung bezieht; die sich zweitens nicht nur auf vergangene, sondern auch auf gegenwärtige Nicht-Gegenstände richtet; und die drittens nicht nur an der Metapher der Archäologie entlanggeschrieben, sondern an deren Vorgehen selbst geschult ist [...].⁵⁸

⁵⁵ Ebeling: *Pompeji revisited*, a.a.O., S. 165.

⁵⁶ Der Vorschlag der Verschiebung der ‚Urgeschichte‘ zur Semantik der ‚Archäologie‘ wurde von Marc Sagnol unterbreitet. Diese Übertragung ist nicht unproblematisch und wurde in der Forschung kritisch diskutiert. Für den vorliegenden Zusammenhang wird Sagnols Perspektive übernommen, um Benjamin in die kulturwissenschaftliche Genealogie archäologischen Denkens einordnen zu können. Marc Sagnol: *Walter Benjamin. Archäologe der Moderne*, in: *Weimarer Beiträge* 2 (2003), S. 242-259 [zuerst: *Le methode archeologique de Walter Benjamin*, in: *Les Temps Moderne* 444 (1983), S. 143-165]; zur Diskussion vgl. Knut Ebeling: *Urgeschichten heraussprengen. Das Copyright der Archäologie*, in: *Weimarer Beiträge* 2 (2004), S. 280-289.

⁵⁷ Walter Benjamin: *Ausgraben und Erinnern*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, a.a.O., Bd. IV/1: *Kleine Prosa, Baudelaire-Übertragungen*, hg. von Tillman Rexroth, Frankfurt a.M. 1991, S. 400-401, hier S. 400. Hier sei nur darauf hingewiesen, dass die Dimension des Archäologischen nicht nur die Programmik des Textes bestimmt, sondern auch die – sozusagen – ‚editionsarchäologische‘ Ebene einschließt. Ohne weiter auf die komplizierte Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte des kleinen Textes einzugehen, lässt sich das mit diesem Denkbild verbundene Problem am besten mit Knut Ebeling als Zuspitzung des Archäologischen fassen: „[...] Benjamins archäologischste Passage ist in nahezu archäologischer Weise fragmentarisch überliefert.“

⁵⁸ Ebeling: *Pompeji revisited*, a.a.O., S. 167.

Begriffe und Wendungen wie „Erdreich“, „Ausgrabung“, „archäologische Berichte[...]“ oder „Pläne des Erdreichs“ erschöpfen sich hierbei nicht im Bildlich-Assoziativen, sondern rufen eine an der Positivität realarchäologischer Praktiken geschulte Perspektive auf.⁵⁹

Die Sprache hat es unmißverständlich bedeutet, daß das Gedächtnis nicht ein Instrument für die Erkundung des Vergangenen ist, vielmehr das Medium. Es ist das Medium des Erlebten wie das Erdreich das Medium ist, in dem die alten Städte verschüttet liegen. Wer sich der eigenen verschütteten Vergangenheit zu nähern trachtet, muß sich verhalten wie ein Mann, der gräbt.⁶⁰

Die Referenz auf Freud ist an dieser Stelle nicht zu übersehen. Zweifellos überlagern und durchkreuzen sich im Denkbild unterschiedliche Modelle und Ideen des Archäologischen. Dennoch finden in den Text die zentralen theoretischen Motive und Konzepte Eingang, die Benjamins Stellung als einen Archäologen der Moderne legitimieren. Für die moderne Literaturwissenschaft ist Benjamins Text auch interessant, weil er eine Fülle an Konzepten und Begriffen eingebracht hat, die gegenwärtig zum Themenkanon der Kulturwissenschaften zählen: Gedächtnis, Erinnerung, Geschichte, Topographie, Materialität, Archiv, Medien. Im Denkbild ist die Archäologie, dies wurde bereits ausgeführt, als Perspektive, implizite Referenz und interpretierbarer Begriff präsent. Als Disziplin wird sie jedoch ausgeschlossen und bleibt lediglich als Effekt einer Verzerrung gegenwärtig, der entsteht, wenn Archäologie in Philosophie übersetzt wird:

Die eigenartige Verzerrung der archäologischen Begrifflichkeit ist der Preis, den Benjamin für den Wissenstransfer von Archäologie in Philosophie oder von Verfahren in Begriffe zahlt. Nach dieser Transposition, die jedes Wort vervielfältigt und seine Bedeutungen multipliziert, haben sich die Fragen nicht mehr nur auf die Disziplin der Archäologie zu richten, sondern auch auf das Projekt, das mit ihrer Hilfe aus der Taufe gehoben wird: Fortan bewegt sich die archäologische Konzeption Benjamins zwischen den Polen Traum und Theorie, Text und Technik, Geschichte und Archäologie - woher nicht zuletzt die Relevanz dieser Konzeption für die Kulturwissenschaften kommt.⁶¹

Was sich am *Denkbild* ablesen lässt, ist das Profil einer Archäologie, die nicht länger – wie noch bei Freud – auf das Individuelle und Verborgene ausgerichtet ist, sondern auf das Kollektive und visuell Gegenwärtige abzielt. Die Konsequenzen dieser Neuausrichtung sind beachtlich: Umgestellt wird nun von der Betrachtung von Dokumenten auf die Sichtung von Monumenten, von diachronen auf synchrone Verläufe, von disziplinären Entwicklungs- und Fortschrittsgeschichten auf diskrete Querverbindungen, von makrologischen Großereignissen auf mikrologische Details. Besonderes epistemologisches Gewicht

⁵⁹ Sigrid Weigel: *Entstellte Ähnlichkeit. Walter Benjamins theoretische Schreibweise*, Frankfurt a.M. 1997, S. 29, kritisiert diesen spannungsvollen Konnex mit der realen Archäologie und argumentiert dafür, dass lediglich die Bildlichkeit von *Ausgraben und Erinnern* der Archäologie zuzurechnen sei.

⁶⁰ Benjamin: *Ausgraben und Erinnern*, a.a.O., S. 401.

⁶¹ Ebeling: *Pompeji revisited*, a.a.O., S. 169.

misst Benjamin darüber hinaus den Brüchen und Verwerfungen bei, die in den älteren Geschichtskonzeptionen und auch in der klassischen Archäologie zugunsten linearer Verläufe homogenisiert wurden. Als archäologisch lässt sich Benjamins Position letztlich vor allem der Fokussierung auf ein singuläres Moment wegen bezeichnen, von dem ausgehend die Analyse eines ganzen Jahrhunderts formatiert wird.

Benjamins Archäologie erscheint in vielerlei Hinsicht als theoretisches ‚Projekt‘. Knut Ebeling wendet gegen eine ausschließlich metaphorisch verstandene Urgeschichte ein, dass die abwesende Realarchäologie letztlich durch Benjamins Verbindung zur Stadt Pompeji doch wieder Eingang in das Werk gefunden haben könnte:

Aus zwei Gründen lässt sich Pompeji als Modell für Benjamins Archäologie betrachten: Erstens wurde im Archäologiepark Pompeji eine singuläre Schicht der Vergangenheit für die Besucher ebenso künstlich ausgestellt, wie Benjamin ein synchrones 19. Jahrhundert aus dem Geschichtsverlauf isolieren wollte. Zweitens ist die Tatsache von Interesse, dass in Pompeji weniger positive Objekte ausgegraben wurden, als vielmehr durch negative ‚Enterdung‘ oder ‚Auswühlung‘ deren Abwesenheit sichtbar gemacht wurde – ein Verfahren, das Benjamins Suche nach Abdrücken der Geschichte täuschend ähnelt.⁶²

Die negativen Spuren erscheinen in Benjamins Werk in der Tat als epistemische Figur – etwa wenn er im Zusammenhang seines Baudelaire-Textes von einer „Hohlform“ spricht, „die für ein Wissen bereitgestellt ist, das nicht das seine war“.⁶³ Auch die Passagen als „Leitfossilien der Urgeschichte“⁶⁴ werden in Benjamins Blick zu einer „Hohlform, aus der das Bild der Moderne gegossen wurde“.⁶⁵

2.3.4 Michel Foucaults Archäologie des Wissens

Den sicherlich wichtigsten Impuls hat die Archäologie-Rezeption in den Geisteswissenschaften durch Michel Foucault erhalten. Die Anschlussfähigkeit des Archäologie-Begriffs für die jüngeren Kultur- und Sozialwissenschaften wurde vor allem durch die methodologisch-reflexive Studie *Archäologie des Wissens*, die zuerst im Jahr 1969 erschien und ab den 1980er Jahren verstärkt auch in Deutschland rezipiert wurde,⁶⁶ noch einmal deutlich gesteigert, wengleich die Integration des Konzepts in die verschiedenen Fächer recht unter-

⁶² Ebd., S. 173.

⁶³ Benjamin: *Das Passagen-Werk*, a.a.O., hier Bd. VI/I: *Aufzeichnungen und Materialien: Baudelaire*, S. 405f., hier S. 406.

⁶⁴ Norbert Bolz: *Bedingungen der Möglichkeit historischer Erfahrung*, in: Norbert Bolz und Bernd Witte (Hg.): *Passagen: Walter Benjamins Urgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts*, München 1984, S. 137-162, hier S. 138.

⁶⁵ Benjamin: *Das Passagen-Werk*, a.a.O., hier Bd. V/II: *Aufzeichnungen und Materialien: Malerei, Jugendstil, Neuheit*, S. 678.

⁶⁶ Foucault: *Archäologie des Wissens*, a.a.O. Vgl. zum Stand der Foucault-Rezeption in den deutschsprachigen Kulturwissenschaften Clemes Kammler und Rolf Parr (Hg.): *Foucault in den Kulturwissenschaften. Eine Bestandsaufnahme*, Heidelberg 2007.

schiedlich verlief. Die Studien und Kommentare zur *Archäologie des Wissens* sind in disziplinenübergreifender Perspektive allein im deutschsprachigen Raum mittlerweile auf eine unüberschaubare Menge angewachsen und überragen die Arbeiten zu anderen Theoretikern, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in quantitativer Hinsicht um ein Vielfaches. Dies erleichtert die Auseinandersetzung mit Foucaults „schillernde[r] und umstrittenste[r] Konzeption“⁶⁷ nicht eben. Seit der Publikation der *Dits et Ecrits*⁶⁸ lohnt es sich daher, zur Klärung einzelner Begriffe und Konzepte auch die Gespräche und Interviews zu berücksichtigen, die Foucault in großer Zahl führte und die gerade für die deutsche Leserschaft aufschlussreich sind.

Foucault kam mit der Frage nach den Möglichkeiten einer philosophischen Archäologie frühzeitig in Kontakt. In der Phase der akademischen Qualifikation beschäftigte er sich intensiv mit dem Werk Immanuel Kants. Besonders interessierte ihn die *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, die er auch ins Französische übersetzte. Diese Übertragung, der er eine *Introduction a l'Anthropologie de Kant*⁶⁹ voranstellte, reichte er 1961 als ergänzende Studie zu seiner Thèse d'Etat ein, die dann separat unter dem Titel *Wahnsinn und Gesellschaft* veröffentlicht werden sollte. Kant wurde für Foucault ein Referenzautor, auf den er sich in allein sechs seiner Texte maßgeblich bezog.⁷⁰ Auch mit Kants Beitrag zu einer Preisfrage der Berliner Akademie der Wissenschaften über die Fortschritte der Metaphysik war Foucault vertraut.⁷¹ Kant fragt in besagtem Beitrag nach den Bedingungen einer *philosophirenden Geschichte der Philosophie*: „Eine philosophische Geschichte der Philosophie ist selber nicht historisch oder empirisch sondern rational d.i. A PRIORI möglich. Den ob sie gleich Facta der Vernunft aufstellt so entlehnt sie solche nicht von der Geschichtserzählung sondern sie zieht sie aus der Natur der menschlichen Vernunft als philosophische Archäologie.“⁷²

⁶⁷ Knut Ebeling: *Archäologie*, in: Clemens Kammler, Rolf Parr und Ulrich Johannes Schneider (Hg.): *Foucault Handbuch. Leben-Werk-Wirkung*, Stuttgart 2008, S. 219-221, hier S. 219.

⁶⁸ Michel Foucault: *Dits et Ecrits. Schriften: Schriften in vier Bänden*, hg. von Daniel Defert und François Ewald, unter Mitarbeit von Jacques Lagrange, Frankfurt a.M. 2001-2005; vgl. zu den Perspektiven, die sich aus der Veröffentlichung der gesammelten Schriften ergeben haben, Johannes Angermüller: *Michel Foucault - auf dem Weg zum soziologischen Klassiker?*, in: *Soziologische Revue* 27 (2004), S. 385-394.

⁶⁹ Die Kant-Übersetzung Foucaults wurde 1964 erstmals publiziert. Von der Einleitung ließ Foucault lediglich die erste Seite veröffentlichen. Auch in den gesammelten Schriften findet sich nur diese Seite, da Foucault posthume Publikationen untersagt hatte. Nachdem jedoch im Internet Übersetzungen der Einleitung erschienen, wurde der Text 2008 doch noch auf Französisch veröffentlicht. 2010 erschien die deutsche Übersetzung im Suhrkamp Verlag: Michel Foucault: *Einführung in Kants Anthropologie*, Berlin 2010. Vgl. hierzu auch Ute Frietsch: *Michel Foucaults Einführung in die Anthropologie Kants*, in: *Paragrana. Internationale Zeitschrift für historische Anthropologie* 11 (2002), S. 11-37; Andrea Hemminger: *Kritik und Geschichte. Foucault – ein Erbe Kants?*, Berlin 2004.

⁷⁰ Vgl. Ute Frietsch: *Immanuel Kant*, in: *Foucault Handbuch*, a.a.O., S. 165-169.

⁷¹ Vgl. Michel Foucault: *Foucault antwortet*, in: *Dits et Ecrits*, Bd. 2, hg. von Daniel Defert, S. 292-294.

⁷² Immanuel Kant: *Lose Blätter zu den Fortschritten der Metaphysik*, in: *Kant's gesammelte Schriften*, Bd. 20, hg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1942, S. 441.

Foucault leitet sein Konzept nicht aus Kants Verwendung des Begriffs der Archäologie ab. Gleichwohl reagierte er auf eine Fragestellung, die Kant in das Zentrum seines Textes stellt: Wie kann es gelingen, die Geschichte der Philosophie selbst philosophisch zu begreifen? Schon in der *Kritik der reinen Vernunft* ging es Kant um die Möglichkeit einer ‚Geschichte der Vernunft‘, die in dem Begriff der philosophischen Archäologie wieder aufscheint. Kants Reflexionen haben den jungen Foucault beeindruckt und in der Tat überschneiden sich die Entwürfe einer Geschichte der westlichen Rationalität beider Denker in vielerlei Hinsicht. Ähnlich zahlreich sind freilich auch die gewichtigen Differenzen zwischen Foucaults Projekt und der philosophischen Archäologie des Königsberger Philosophen:

Es ist ein veränderter Philosophiebegriff, auf den sich die Archäologie bei Foucault bezieht. Zwischen Kant und Foucault liegt ein langer Zeitraum der Entfaltung europäischen Philosophierens; zwischen den kantischen und der foucault’schen Frage nach der ‚Geschichte der Vernunft‘ liegt eine Fülle von Theorien, Positionen und Systemen, welche die Geschichte der Vernunft reflektieren, exponieren und problematisieren. Die ‚Geschichte der Vernunft‘ hat ihre Anwälte gefunden, ihre Erzähler und Prediger, sie wird längst nicht mehr nur im Modus der Frage, sondern erfolgreich auch im Modus des Wissens behandelt.⁷³

Foucault liefert in der *Archäologie* eine theoretische Standortbestimmung seiner Heuristik, die er im korrigierenden Rekurs auf die historischen Untersuchungen *Wahnsinn und Gesellschaft*, *Die Geburt der Klinik* und die *Ordnung der Dinge*⁷⁴ systematisch zu einer analytischen ‚Archäologie‘ ausdifferenziert. Bereits in zwei weiteren Texten,⁷⁵ die der Publikation der *Archäologie des Wissens* vorangegangen waren, hatte Foucault auf das Drängen seiner anwachsenden Leserschaft hin Versuche zur Präzisierung seines theoretischen Standpunktes unternommen. Und auch schon davor spielte der Begriff eine Rolle in der Foucault’schen Theoriebildung. Zunächst erscheint er in den frühen Publikationen aus dem Bereich der Psychologie, was daraufhin deutet, dass Foucault Freuds Archäologie-Analogien gekannt hat.⁷⁶ In seinen Dissertationsschriften diente die ‚Archäologie‘ als

⁷³ Ulrich J. Schneider: *Philosophische Archäologie und Archäologie der Philosophie. Kant und Foucault*, in: *Die Aktualität des Archäologischen*, a.a.O., S. 79-98, hier S. 80; vgl. zur philosophischen Archäologie auch Stephan Günzel: „Unterirdische“ Radikalaufklärung von Kant zu Nietzsche. Ein Beitrag zur philosophischen Archäologie und ihrer Epistemologie, in: Renate Reschke (Hg.): *Nietzsche. Radikalaufklärer oder radikaler Gegenauflärer? Internationale Tagung der Nietzsche-Gesellschaft*, Berlin 2004, S. 287-296.

⁷⁴ Michel Foucault: *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*, übersetzt von Ulrich Köppen, Frankfurt a.M. 1969 (in Frankreich zuerst 1961); ders.: *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*, übersetzt von Walter Seitter, München 1973 (in Frankreich zuerst 1963); ders.: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, übersetzt von Ullrich Köppen, Frankfurt a.M. 1971 (in Frankreich zuerst 1966).

⁷⁵ Vgl. Michel Foucault: *Über die Archäologie der Wissenschaften. Antwort auf den Cercle de’epistemologie*, in: *Dits et Ecrits*, Bd. 1, a.a.O., S. 902; ders.: *Antwort auf eine Frage*, in: ebd., S. 869f.

⁷⁶ Vgl. hierzu Enric J. Novella: *Der junge Foucault und die Psychopathologie. Psychiatrie und Psychologie im frühen Werk von Michel Foucault*, Berlin 2008; Jacques-Alain Miller: *Michel Foucault und die Psycho-*

Scharnier zwischen den ungleichen Teilen, zwischen *Wahnsinn und Gesellschaft* und der *Einleitung in Kants Anthropologie*. Als die ursprünglich 600 Seiten umfassende, für die Veröffentlichung um mehr als die Hälfte gekürzte *Archäologie* 1969 erschien, war der Begriff selbst also bereits eingeführt und konzeptionell fragmentarisch so weit entwickelt, dass „trotz einer leicht changierenden Semantik [...] die Ausrichtung des Archäologiebegriffs bei Foucault durch die verschiedenen Werkphasen stabil [bleibt]“.⁷⁷ Aber auch wenn die beiden vorangegangenen Bücher und etliche Aufsätze bereits in Titel und Ausrichtung auf eine an der ‚Archäologie‘ orientierte Durchführung der Untersuchung hindeuteten, kommt Foucault erst in seinem theoretischsten Buch zu einer Konkretisierung und systematischen Ausformulierung seines – zu diesem Zeitpunkt gültigen – methodischen Programms. Im Gespräch mit J.-J. Brochier erläutert er den programmatischen Titel seines Buchs:

Ich habe dieses Wort [Archäologie J.S.] zunächst auf eine etwas blinde Weise gebraucht, um eine Form der Analyse zu bezeichnen, die nicht ganz Geschichtsschreibung (in dem Sinne, in dem man beispielsweise die Geschichte der Erfindungen oder der Ideen erzählt) und auch keine Epistemologie wäre, das heißt eine interne Analyse der Struktur einer Wissenschaft. Dieses Andere habe ich als ‚Archäologie‘ bezeichnet; und rückblickend erschien es mir dann, dass der Zufall mich gar nicht allzu schlecht gelenkt hatte: schließlich kann dieses Wort ‚Archäologie‘, etwas ungenau übersetzt, was ich mir nachzusehen bitte, bedeuten: Beschreibung des Archivs. Unter Archiv verstehe ich die Gesamtheit der tatsächlich geäußerten Diskurse; und diese Gesamtheit von Diskursen wird nicht lediglich als eine Gesamtheit von Ereignissen betrachtet, die sich ein für alle Mal ereignet hätten und die im Vorhof oder im Fegefeuer der Geschichte in der Schwebe geblieben wären, sondern als eine Gesamtheit, die weiterhin funktioniert, sich im Laufe der Geschichte transformiert, anderen Diskursen die Möglichkeit des Auftretens gibt.⁷⁸

Ähnlich wie schon bei Benjamin zeichnet sich Foucaults theoretische Verortung zunächst vielmehr durch die Abwesenheit expliziter Referenzen auf die Praktiken einer realen Archäologie aus als durch eine deutlich positive Orientierung wie sie noch bei Freud bestimmend war. Foucault bringt seine Vorbehalte gegen die mit einer Ausrichtung seines Programms auf die Verfahren der klassischen Archäologie verbundenen Assoziationen deutlich zur Sprache:

Dieses Wort ‚Archäologie‘ stört mich ein wenig, da es zwei Themen umfasst, die nicht genau die meinen sind. Erstens das Thema des Anfangs [...]. Ich versuche nun nicht, den Anfang im Sinne des ersten Ursprungs, der Grundlegung, von der aus alles weitere möglich wird, zu un-

analyse, in: Francois Ewald und Bernhard Waldenfels (Hg.): *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*, Frankfurt a.M. 1991, S. 66-74; Andre Michels: *Zur Archäologie einiger juristischer und psychiatrischer Kategorien bei Michel Foucault*, in: Achim Geisenhanslüke und Georg Mein (Hg): *Monströse Ordnungen. Zur Typologie und Ästhetik des Anormalen*, Bielefeld 2008, S. 183-206.

⁷⁷ Ebeling: *Archäologie*, a.a.O., S. 219.

⁷⁸ Michel Foucault: *Michel Foucault erklärt sein jüngstes Buch*, in: *Dits et Ecrits*, Bd. I: 1954-1969, hg. von Daniel Defert Frankfurt a.M. 2001, S. 980-991, hier S. 981.

tersuchen. Ich bin nicht auf der Suche nach dem feierlichen ersten Augenblick, von dem ab beispielsweise die gesamte abendländische Mathematik möglich gewesen ist. Ich gehe nicht zu Euklid oder Pythagoras zurück. Es sind stets relative Anfänge, die ich erforsche, eher Einführungen und Transformationen als Fundamente und Grundlegungen. Gleichmaßen stört mich auch die Idee der Ausgrabungen. Ich suche nicht nach geheimen, verborgenen Beziehungen, die schweigsamer oder grundlegender wären als das menschliche Bewusstsein. Im Gegenteil, ich versuche die Beziehungen zu definieren, die an der Oberfläche der Diskurse liegen; ich versuche sichtbar zu machen, was nur insofern unsichtbar ist, als es allzu sehr an der Oberfläche der Dinge liegt.⁷⁹

Man gewinnt den Eindruck, dass Foucault hier die Konturen einer ‚Anti-Archäologie‘ skizziert, die sich in den zentralen Aspekten weit von den Semantiken der klassischen Archäologie distanziert. Maurice Blanchot hat darauf hingewiesen, dass ‚Archäologie‘ im Grunde einen denkbar schlechten Titel für Foucaults Buch abgebe, „da er evoziert, wovon es loszukommen gilt: den logos der Arché oder das Wort vom Ursprung“.⁸⁰ An dieser Stelle scheint die Kontrastfolie durch, von der sich Foucaults Archäologie-Begriff absetzt und vor der er seine Konturen gewinnt. Gemeint ist hier jedoch nicht zuerst die Archäologie als akademisches Fach, sondern die „Ideengeschichte“ im Sinne einer metaphorisierten, gleichsam substanzialisierten Geschichtsarchäologie. Die archäologische Beschreibung lässt sich demnach gerade durch die Zurückweisung, die „Preisgabe“, der Postulate einer Ideengeschichte bestimmen. Foucault wendet sich damit ab von der zum damaligen Zeitpunkt in Frankreich dominierenden Form der Geschichtsbetrachtung und postuliert eine komplexere Form der Historiographie. Überwunden wissen möchte er eine Analyse des historischen Materials, die „in ihrer allgemeinsten Form unaufhörlich – in alle Richtungen, in denen er sich vollzieht – den Übergang von der Nicht-Philosophie zur Philosophie, von der Nicht-Wissenschaftlichkeit zur Wissenschaft, von der Nicht-Literatur zum Werk selbst beschreibt“.⁸¹ Foucault Skepsis gegenüber den Formen historischer Teleologie spiegelt sich in der Kritik der ereignis- und ideengeschichtlichen Form der Geschichtsschreibung deutlich wider. Bereits in *Wahnsinn und Gesellschaft* und in *Die Ordnung der Dinge* bemühte sich Foucault um Distanz zu Verfahren der erkenntnistheoretischen Begründung von Wissens- und Denkkomplexen, die er mit der archäologischen Beschreibung möglichst voraussetzungslos und ohne die Einschreibungen des Subjekts erfassen wollte. Damit wird die Archäologie zum ‚Anderen‘ einer Geschichtsschreibung, die lediglich den Entwicklungen und Kontinuitäten einer durch Entitäten wie ‚Werke‘ oder ‚Autoren‘ repräsentierten Gesellschaft nachspürt. Archäologie, wie Foucault sie verstanden wissen möchte, tritt dem-

⁷⁹ Ebd., S. 982.

⁸⁰ Maurice Blanchot: *Michel Foucault*, Tübingen 1987, S. 24f. Vgl. zur *Archäologie des Wissens* auch das instruktive Kapitel *Archäologie: Die Destruktion des Subjekts*, in: Hans-Herbert Kögler: *Michel Foucault*, 2. erw. Aufl., Stuttgart 2004; Reiner Keller: *Michel Foucault*, Konstanz 2008; durchweg erhellend auch Philipp Sarasin: *Michel Foucault zur Einführung*, Hamburg 2005.

⁸¹ Foucault: *Archäologie des Wissens*, a.a.O., S. 197. Hierzu auch aus anderer Perspektive Gerard Raulet: *Was bringt die Archäologie des Wissens für die Ideengeschichte?*, in: Klaus-Michael Bogdal und Achim Geisenhanslüke (Hg.): *Die Abwesenheit des Werkes. Nach Foucault*, Heidelberg 2006, S. 193-207.

nach hinter eine Analyse zurück, die auf Prozesse des „stummen Entstehens, der entfernten Entsprechungen, der Permanenzen, die sich hartnäckig unterhalb des offenen Wandels halten, der langsamen Formationen, die von tausend blinden Komplizitäten profitieren, von jenen globalen Figuren, die sich allmählich verknüpfen und plötzlich sich in der feinen Spitze des Werkes kondensieren“ justiert ist.⁸² Foucaults Projekt ist geprägt von einer französischen Epistemologie, die vor allem von Gaston Bachelard und Georges Canguilhem vertreten wurde und die ihm zur Verschiebung des analytischen Blicks von der Wissenschaft hin zum Wissen selbst und den Prozessen seiner Formatierung verholfen hat.⁸³ Damit verlor die Frage nach der epistemischen oder normativen Wertigkeit einer Aussage an Gewicht. Interessant wurden vielmehr die Aussage-Konstellationen, Kontexte und Diskurse, die die Positivität eines Wissens überhaupt erst ermöglichen. Dadurch wurde der Bruch mit den Grundlagen der traditionellen französischen Geschichtsschreibung, aber auch mit den strukturalistischen Tendenzen evident: „Genese, Kontinuität, Totalisierung; das sind die Themen der Ideengeschichte und das, wodurch sie sich mit einer bestimmten Form, die inzwischen traditionell ist, der historischen Analyse verknüpft.“⁸⁴ Vier Momente der Distanzierung von den dominanten historiographischen Verfahren hebt Foucault als zentrale Charakteristika seiner ‚geschichtsrevolutionären‘⁸⁵ Archäologie hervor. Der Archäologie kommt, erstens, nicht die Aufgabe zu, die Aussagen und Diskurse, mit denen sie befasst ist, zu deuten. Es geht nicht um die Freilegung einer unter der Oberfläche des Diskurses liegenden Bedeutungsschicht, die dem Aussagegehalt der Außenseite überlegen wäre. Diskurse interessieren Foucault nicht als Zeichen, die auf etwas Abwesendes verweisen, sondern als „Monumente“, denen der Forscher in der interpretativen Annäherung nicht gerecht wird. Zweitens führt die Archäologie nicht zu den „Momenten, wo sie [die Diskurse J.S.] ausgehend von dem, was sie nicht waren, geworden sind, was sie sind; und ebenso wenig nach dem Moment, wo sie unter Auflösung der Festigkeit ihrer Gestalt allmählich ihre Identität verlieren werden“.⁸⁶ Kategorien des Beginns oder Ursprungs sind in Foucaults archäologischem Verfahren demnach ebenso wenig aufgehoben wie Momente der Progression, Verwerfung oder des Abschlusses. Drittens verabschiedet Foucault das ‚Werk‘ als „pertinenten Ausschnitt“ eines Schöpfungszusammenhangs, dem das Subjekt

⁸² Ebd.

⁸³ Vgl. zur Situation der französischen Epistemologie um 1960 und Foucaults Orientierung das Kapitel *Die sechziger Jahre in Frankreich* in Hans-Jörg Rheinberger: *Historische Epistemologie zur Einführung*, Hamburg 2007, S. 99-119.

⁸⁴ Ebd.

⁸⁵ Vgl. Paul Veyne: *Foucault: Die Revolutionierung der Geschichte*, Frankfurt a.M. 1992; ders.: *Archäologie*, in: ders.: *Foucault. Der Philosoph als Samurai*, Stuttgart 2009, S. 67-73. Vgl. als einen Versuch der Integration der Foucault'schen Archäologie in eine geschichtswissenschaftliche Lesart das Kapitel *Archäologie und Devianz* (S. 1-237) sowie speziell den Abschnitt *Eine unmögliche Theorie: ‚Archäologie des Wissens‘*, in: Ulrich Brieler: *Die Unerbittlichkeit der Historizität. Foucault als Historiker*, Köln 1997. Frühzeitig zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Wissensarchäologie auch Detlev J.K. Peuckert: *Die Unordnung der Dinge. Michel Foucault und die deutsche Geschichtswissenschaft*, in: *Spiele der Wahrheit*, a.a.O., S. 320-334.

⁸⁶ Foucault: *Archäologie des Wissens*, a.a.O., S. 198.

eines ‚Autors‘ vorsteht. Stattdessen sollen „die Typen und Regeln [...] von diskursiven Praktiken [definiert werden], die individuelle Werke durchqueren, die mitunter sie völlig bestimmen und sie beherrschen, ohne dass ihnen etwas entgeht, mitunter aber nur einen Teil davon beherrschen“.⁸⁷ Als viertes Merkmal seiner Archäologie führt Foucault die Verweigerung gegenüber der Tendenz zur „Wiederherstellung dessen“ an, „was von den Menschen in dem Augenblick, da sie den Diskurs vortrugen, hat gedacht, gewollt, anvisiert, verspürt, gewünscht werden könnte“.⁸⁸ Foucaults Skepsis, die er der Idee eines Subjekts mit autonomer Handlungsmacht entgegenbringt, kommt in der Ausklammerung der Rekonstruktion intentionaler Akte bzw. literaler Sinnstiftung deutlich zum Ausdruck. Die Idee eines Ursprungs wird in diesem Sinne mehrfach aus der *Archäologie* verwiesen. Weder als Ausgangspunkt einer geschichtlichen Entwicklung noch als Kristallisationspunkt der intentionalen Absicht eines schaffenden Individuums ist der Ursprung in seiner Konzeption präsent. Was bleibt, „ist die systematische Beschreibung eines Diskurses als Objekt“.⁸⁹

2.3.5 Vermittlungen zwischen klassischer und Foucault’scher Archäologie

So bedeutend der Begriff der Archäologie über die verschiedenen Werkphasen Foucaults hinaus auch war, so bemüht zeigte sich der Philosoph einer Geschichte der Denksysteme darum, potentielle Analogien mit einer realen Archäologie zu durchkreuzen. Weiter oben wurde bereits gezeigt, wie Foucault eine Grenze zwischen seinem Verfahren und der historischen Disziplin zieht, der er mit ähnlicher Skepsis gegenübersteht wie den französischen Geschichtswissenschaften im Allgemeinen. Nicht nur deshalb ist es keineswegs überraschend, dass es seitens der klassischen Archäologie während der intensiven Phase der Foucault-Rezeption kaum nennenswerte Kommentare gab, die ihren publizistischen Weg in die übergreifende Debatte gefunden hätten.

Detlef Rößler hat kürzlich darauf hingewiesen, dass die Zurückhaltung der Archäologie jedoch keineswegs so berechtigt ist wie es aufgrund Foucaults offensiver Verweigerungshaltung dem Fach gegenüber erscheinen mag.⁹⁰ Rößler plädiert dafür, die realarchäo-

⁸⁷ Ebd., S. 199.

⁸⁸ Ebd.

⁸⁹ Ebd., S. 200. Hierzu auch Ulrich Johannes Schneider: *Michel Foucault*, Darmstadt 2004, S. 86: „Ende der sechziger Jahre ist für Foucault diese Suche nach dem Ursprünglichen keine Option mehr für das Verständnis von Archäologie.“

⁹⁰ Vgl. Detlef Rößler: *Foucault und die Archäologie*, in: *Die Aktualität des Archäologischen*, a.a.O., S. 118-137. Freilich hat sich aus dem Schweigen der Archäologie mittlerweile ein Dialog entwickelt, in dem sich ein intensiver Austausch mit Vertretern philosophischer und kulturtheoretischer Positionen vollzieht. Vgl. hierzu Eggert: *Prähistorische Archäologie. Grundzüge einer Historischen Kulturwissenschaft*, a.a.O.; Schreg: *Archäologie*, a.a.O.; gerade in der Folge eines ‚spatial turn‘ gibt es zwischen Archäologie und Kulturwissenschaft vielfältige produktive Berührungspunkte, die sich auch aus Konzepten Foucaults – das der ‚Heterotopien‘ beispielsweise – ergeben; vgl. hierzu etwa Franziska Lang: *Archäologie*, in: Stephan Günzel: *Raumwissenschaften*, Frankfurt a.M. 2009, S. 30-46; Stephan Günzel (Hg.): *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2010; die Annäherung von Archäologie und Kulturwissenschaften findet auch ihre institutionelle Entsprechung in der Einrichtung von Studiengängen, so

logischen Assoziationen, die Foucaults Text durchziehen, intensiver auf ihre Bezüge hin zu untersuchen und den Sprachspielen und Provokationen des Philosophen nicht ohne Weiteres zu folgen. Dies dürfte – so Röblers Vermutung – den Archäologen zwar im ersten Anlauf nicht leichtfallen; die potentielle Empörung über eine unangemessene Verwendung der Disziplinbezeichnung ließe sich jedoch durch eine genaue Lektüre des Textes wenn nicht ausräumen, so doch aber zumindest abschwächen.⁹¹

Röblers Hinweise auf realarchäologische Implikationen in Foucaults Programm sollen knapp verfolgt werden. Sie heben eine der Konvergenzen zwischen Archäologie und Epistemologie hervor, die dann auch die Motivation der germanistischen Literaturwissenschaft zur Foucault-Rezeption in ihren wesentlichen Grundzügen implizit bestimmen wird.

Gleich zu Beginn der *Archäologie des Wissens* findet sich beispielsweise eine Passage, in der Foucault seine Perspektive von den Programmen der „traditionellen Analyse“ abzugrenzen versucht. Und gleich an dieser expositorischen Stelle entfaltet er seine Position mit Hilfe einer Entgegensetzung, die ihre Referenzen im Feld einer realen Archäologie findet:

Die alten Fragen der traditionellen Analyse (welche Verbindung zwischen disparaten Ereignissen soll man feststellen? Wie soll man eine notwendige Folge zwischen ihnen feststellen? Welche Kontinuitäten durchdringt sie oder welche Gesamtbedeutung nehmen sie schließlich an? Kann man eine Totalität definieren oder muss man sich auf die Rekonstruktion von Verkettungen beschränken?) werden künftig durch Fragestellungen anderen Typs ersetzt: welche Schichten muss man voneinander isolieren, welche Serientypen einführen? Welche Periodisierungskriterien für jede von ihnen anwenden? Welches Beziehungssystem (Hierarchie, Dominanz, Abstufung, eindeutige Determination kreisförmiger Kausalität) kann man von einer zur

etwa der BA-Studiengang „Archäologie und Kulturwissenschaft“ an der Humboldt-Universität Berlin. Ähnlich produktiv gestaltet sich die Zusammenarbeit im Bereich der neuen Bildwissenschaften, vgl. hierzu Tilman Lenssen-Erz: *Archäologie und Prähistorie*, in: Klaus Sachs-Hombach (Hg.): *Bildwissenschaft. Disziplinen, Themen, Methoden*, Frankfurt a.M. 2005, S. 163-174. Andererseits muss man einräumen, dass sich die Archäologie in vielen Belangen auch Röblers Einschätzung fügt. So findet sich in einem intensiv genutzten Lehrbuch zu den Theorien in der Archäologie zwar ein Kapitel zu *Neueren theoretischen Entwicklungen* mit Hinweisen auf „feministische Ansätze“, „kunstgeschichtliche Grundbegriffe“ und „poststrukturalistische Archäologien“, von einer expliziten Würdigung Foucaults kann aber keine Rede sein; vgl. Reinhard Bernbeck: *Theorien in der Archäologie*, Tübingen 1997, S. 271-291. Es ergibt sich somit kein gänzlich geschlossenes Bild, sondern vielmehr der Hinweis auf eine Disziplin in Bewegung.

⁹¹ Röbler: *Foucault und die Archäologie*, a.a.O., S. 119, skizziert das Spannungsfeld folgendermaßen: „Was hätte näher gelegen, als dass sich zuerst und vor allem die Archäologen auf die Lektüre des Buches gestürzt und eine Diskussion mit dem Philosophen eröffnet hätten? Aber weit gefehlt, die Archäologen nahmen die neue ‚Archäologie‘ kaum zur Kenntnis, zumindest blieben öffentliche Stellungnahmen weitgehend aus. Hätte es solche Stellungnahmen gegeben, wäre die erste Reaktion vermutlich Irritation, vielleicht sogar Empörung gewesen. Denn Foucaults Archäologie-Begriff stellt ganz wesentliche Elemente des Selbstverständnisses der etablierten Archäologie infrage, ja, der Philosoph attackiert sie sogar heftig. Sein beharrliches Insistieren auf der ‚Positivität‘ des wissenschaftlichen Diskurses widerspricht dem Anspruch der Archäologen, mit ihrer Arbeit nicht nur Monumente vergangener Kulturen zutage zu fördern, sondern diese auch im Sinne einer Rekonstruktion geschichtlicher Abläufe als Dokumente zu deuten und auszuwerten.“

anderen beschreiben? Welche Serien von Serien kann man feststellen? Und in welcher Tabelle kann man langfristig distinkte Folgen von Ereignissen bestimmen?⁹²

Die Evidenz des Realarchäologischen in diesem Abschnitt ist unbestreitbar. Auch wenn Foucault derartige Bezüge in seinem Buch selbst, aber auch an anderer Stelle, dekonstruiert hat – „die Analyse [soll] nicht in d[ie] verwandtschaftliche Nähe zu Ausgrabungen oder geologischen Sondierungen“ geraten – lassen sich doch Anzeichen dafür finden, dass ein – wenn auch nur – „verhältnismäßig konventionelle[s] Bild der Klassischen Archäologie“⁹³ durch die Konzeption durchscheit und von ihm nicht vollständig getilgt wurde. Ohne die Distanzmomente auszublenden, die zwischen der *Archäologie des Wissens* und den Praktiken der klassischen Archäologie bestehen, sind mindestens die folgenden Konvergenzpunkte zu erkennen, von denen angenommen werden kann, dass sie Anteil haben an der enormen interdisziplinären Anschlussfähigkeit des Konzepts.

Beide Varianten der Archäologie, wobei dies – wie Rößler anführt – zuerst vor allem auf die Feldarchäologie und nicht so sehr auf andere Bereiche des Fachs zutrifft, treten mit einem „vorurteilslosen Blick“ in den Prozess der Analyse ein.⁹⁴ Die Gegenstände sind zunächst nicht an den Akt der bewussten Selektion geknüpft, sie werden nicht aus einem disponiblen Arsenal ausgewählt, sondern als „Menge verstreuter Ereignisse“ überhaupt erst vorgefunden. In dem Moment, in dem sie an die Oberfläche gelangen, sind sie noch keine Elemente einer spezifischen semantischen Rahmung.⁹⁵ Die Objekte, denen sich die Archäologien widmen, haben jeweils den Status von Monumenten. Was Foucault als besondere Positivität und Materialität von Aussagen beschreibt, findet in der Materialität der realarchäologischen Funde, der Gegenständlichkeit der Objekte, seine Entsprechung. Die Materialität verbürgt ein besonders hohes Maß an Objektivität und Überprüfbarkeit, unabhängig von verschiedenen Aussagen und Interpretationen. Durch die Materialität der Objekte bzw. Ereignisse verfügen die Entitäten der Archäologien je für sich über eine Dauerhaftigkeit, die es erlaubt, sie aus den jeweiligen Diskursen bzw. Bedeutungszusammenhängen jederzeit wieder zu lösen. Überschneidungen lassen sich auch bezüglich des Modus der jeweiligen sprachlichen Bezugnahme erkennen. Beide Archäologien haben eine Beschreibungskultur etabliert, die im ersten Schritt auf Interpretationen verzichtet und den Gegenstand stattdessen mittels einer „nüchternen, vorurteilslosen verbalen Fixierung des faktisch Vorhandenen“⁹⁶ erfasst. Das Beschreiben der Monumente auf dem ‚Niveau ihrer Existenz‘

⁹² Foucault: *Archäologie des Wissens*, a.a.O., S. 10.

⁹³ Ebeling: *Archäologie*, a.a.O., S. 221.

⁹⁴ Die Ausführungen orientieren sich im Folgenden an Rößler: *Foucault und die Archäologie*, a.a.O., S. 128ff.

⁹⁵ Foucault fordert, dass man bei der archäologischen Beschreibung „aus methodischen Erwägungen und in erster Instanz“ davon ausgehen muss, „dass man es nur mit einer Menge verstreuter Ereignisse zu tun hat.“ (*Archäologie*, a.a.O., S. 34) Anders verhält es sich mit solchen Ausnahmen, die bereits Bestandteil eines Diskurses sind. Rößler verweist hier auf die Laokoongruppe, die im Moment ihrer Entdeckung durch die Beschreibungen des Plinius bereits diskursiv durchdrungen war.

⁹⁶ Rößler: *Foucault und die Archäologie*, a.a.O., S. 129.

gehört zu den grundlegenden Operationen der archäologischen Tätigkeit. Die Orientierung am Faktischen im Rahmen der verbalen Erfassung steigert die Positivität des Gegenstands und vergrößert den Geltungswert der zu ihm verfertigten Proposition. Die Betonung von Brüchen und Diskontinuitäten in Foucaults Konzeption wird methodisch über die Basisoperation des Vergleichs realisiert. Die Reichweite des Vergleichs hat Foucault bereits in früheren Arbeiten wie in *Die Ordnung der Dinge* erprobt und er widmet diesem Aspekt in der *Archäologie des Wissens* ein zentrales Kapitel. Auch die klassische Archäologie stützt den Erkenntnisprozess zuerst auf die nüchterne Feststellung von Analogie und Unterschied, die dann in eine Beschreibung integriert wird. Der objektiven Erfassung des Monuments einschließlich aller lokalen Umstände und Gegebenheiten, die Foucault so nachdrücklich einfordert, entspricht in der Archäologie die akribische Dokumentation aller Angaben über Fundort und -objekt, insofern es sich um sicht- und messbare Daten handelt. Und schließlich weisen die Archäologien die „immanente Tendenz zur Bildung von Archiven“⁹⁷ auf. Dem Archiv kommt im Werk Foucaults eine herausragende Bedeutung zu. Nun meint ‚Archiv‘ in diesem Zusammenhang nicht unmittelbar die Totalität der Monumente bzw. Texte, die in einer Gesellschaft für bewahrenswert erachtet werden, sondern „das Spiel der Regeln, die in einer Kultur das Auftreten und das Verschwinden von Aussagen, ihr kurzes Überdauern und ihre Auslöschung, ihre paradoxe Existenz als Ereignisse und als Dinge bestimmen“.⁹⁸ Gänzlich anders verhält es sich mit den Archiven in der klassischen Archäologie jedoch auch nicht. Die sich ständig vermehrende Anzahl archäologischer Objekte muss in eine Ordnung gebracht werden, die bestimmte Funde als ‚Objekte‘ überhaupt erst zur Geltung bringt. Hierzu werden u.a. Reihen, Gruppen und Serien konstituiert, die sich an den, aus der Beschreibung der Objekte selbst gewonnenen Kriterien orientieren. Dadurch bleiben die Objekte in ihrer Spezifität auch in komplexeren Ordnungskonstruktionen noch identifizierbar.

Foucaults *Archäologie des Wissens* verfügt über eine flexible konzeptionelle Semantik, die sich nicht auf eine statische Positionierung zu den Praktiken der Klassischen Archäologie einhegen lässt. Die archäologische Beschreibung befindet sich, wie die meisten von Foucaults methodischen Konstrukten, in Bewegung. Begriffe wie ‚Archiv‘, ‚Diskurs‘, ‚Aussage‘ oder ‚historisches Apriori‘ werden in einen Analysezusammenhang gesetzt, der die strukturalistische Prägung der frühesten Werkphase, wenn nicht überwindet, so doch minimiert und gleichzeitig auf Abstand zu traditionellen Ordnungskategorien der Geschichtsschreibung, zum Beispiel ‚Subjekt‘, ‚Geschichte‘, ‚Autor‘ etc., geht. Die positiven Ereignisse oder Aussagen einer historischen Situation werden nicht auf ihren verborgenen, intentionalen Kern hin untersucht, sondern in deskriptiver Weise als potentielle Ganzheit des Archivs einer diskursiven Formation begriffen, die zugleich die Möglichkeitsbedingung

⁹⁷ Ebd., S. 131. Vgl. zur Bedeutung des Archivs bei Foucault Petra Gehring: *Foucault – die Philosophie im Archiv*, Frankfurt a.M 2004.

⁹⁸ Foucault: *Über die Archäologie der Wissenschaften*, a.a.O., S. 902.

ihres eigenen diskursiven Regelwerks stellt. Die Regeln des Diskurses und die Materialität seiner Elemente lassen sich nicht voneinander trennen, sondern bedingen einander.

Für eine Erläuterung der Attraktivität, die Foucaults Ansatz auf so viele Disziplinen ausstrahlt, ist der Abgleich mit den Praktiken der klassischen Archäologie aufschlussreich. Auf der Grundlage der vergleichenden Betrachtung lässt sich eine vorläufige These formulieren, die es im Weiteren konzeptionell zu differenzieren, an ‚Feldbeobachtungen‘ zu verifizieren und für die Frage nach den spezifischen ‚Theorieproblemen‘ der Literaturwissenschaft zu operationalisieren gilt: Aus der Verschränkung der Kategorien ‚Positivität‘ im Sinne Foucaults und ‚Materialität‘, die die Objekte der Klassischen Archäologie kennzeichnet einerseits, und den konvergierenden Analyseoperationen beider Positionen andererseits resultiert die spezifische Anziehungskraft, die für die Geisteswissenschaften von der *Archäologie des Wissens* ausgeht. Der theoretische Anspruch, den gerade Benjamin und vor allem Foucault in ihren Texten mit komplexen und deshalb oftmals schwer zugänglichen Aussagekonstruktionen realisieren, wird durch ein Erkenntnisversprechen aufgewogen, das von der Positivität des Faktischen und Materiellen getragen wird.

2.4 ‚Archäologische‘ Anschlüsse

Die flüchtige Rekonstruktion der Geschichte ‚archäologischer‘ Konzepte in den Human- und Geisteswissenschaften des 20. Jahrhunderts beschränkte sich auf drei Stationen: Sigmund Freuds Archäologie des Unbewussten, Walter Benjamins Archäologie der Moderne und Michel Foucaults Programm einer Archäologie des Wissens. Diese Reihe müsste dringend verlängert werden, wenn man eine Ideengeschichte des Archäologischen⁹⁹ in all ihren Facetten und Ausdifferenzierungen entwerfen wollte. So müsste beispielsweise Aby Warburg und seine kunsthistorisch inspirierte Archäologie der Pathosformel berücksichtigt werden, die in den zurückliegenden Jahren eine Renaissance in den Kulturwissenschaften erlebte und mittlerweile in zahlreichen Kontexten präsent ist.¹⁰⁰ Ebenso wäre über die Gedächtnis- und Erinnerungsforschung zu sprechen, die in verschiedenen Aspekten die Idee einer kulturellen Archäologie, die sich der kollektivierten Geschichte einer gesellschaftlichen Formation widmet, weiterentwickelte. Es wäre also geboten, die Reihe der Beispiele, die die ‚Aktualität des Archäologischen‘ in den Kulturwissenschaften zu illustrieren vermögen, weiterzuführen und sowohl was die historischen Zentralakteure als auch die gegenwärtigen Forschungsperspektiven betrifft exemplarisch an weiteren Themenfeldern und

⁹⁹ Vgl. zu einem solchen Ansatz Knut Ebeling: *Archäologische Avantgarden*, a.a.O.

¹⁰⁰ Vgl. Aby Warburg: *Werke in einem Band*, hg. von Sigrid Weigel, Martin Treml und Perdita Ladwig, Berlin 2010. Zur archäologischen Perspektive exemplarisch: Sigrid Weigel: *Zur Archäologie von Aby Warburgs Bilderatlas ‚Mnemosyne‘*, in: *Die Aktualität des Archäologischen*, a.a.O., S. 185-211; ausführlicher informiert Georges Didi-Hubermann: *Das Nachleben der Bilder: Kunstgeschichte und Phantomzeit nach Aby Warburg*, Berlin 2010; vgl. auch Ulrich Veit (Hg.): *Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur*, Münster/New York 2003. Zur medien- und kunsthistorischen Aneignung vgl. Peter Kofler: *Ekstatische Kunst-Besonnenes Wort. Aby Warburg und die Denkräume der Ekphrasis*, Innsbruck 2009; Karl Sierek: *Foto, Kino und Computer. Aby Warburg als Medientheoretiker*, Hamburg 2007.

Begriffen zu vertiefen. In diesem Zusammenhang wäre es möglich, die Konturen einer ‚Denkgeschichte‘ des Archäologischen in den Geisteswissenschaften freizulegen, die ihrem Gegenstand wie ihrer Methodik nach das Archäologische selbst an der Schnittstelle von semantischer Sicherung und Verschiebung auf den Begriff bringt.

Dieses Projekt kann hier nicht abstrakt und umfassend entfaltet werden. Statt der weitläufigen Wanderschaft der ‚archäologischen‘ Begriffe weiter nachzuspüren, soll auf einen Aspekt der geisteswissenschaftlichen, und hier vor allem der literaturwissenschaftlichen, Archäologie-Rezeption aufmerksam gemacht werden, dem bislang weniger Beachtung geschenkt wurde und der den Blick auf die Funktion und Leistung archäologischer Denkfiguren in den Tiefenstrukturen und fachkulturellen Logiken der Literaturwissenschaft lenkt.¹⁰¹ Die Beschränkung auf die archäologischen Konzeptionen Freuds, Benjamins und Foucaults erlaubt es, den Erwartungshorizont der Literaturwissenschaft in Bezug auf die Leistungsangebote der jeweiligen Positionen genauer zu fokussieren und die entsprechenden Motivationslagen, die eine Adaption der archäologischen Ansätze angestoßen haben, klarer zu beurteilen. Eine Konzentration auf die genannten Ansätze ist auch deshalb sinnvoll, da die von ihnen gelieferten Begriffe und methodischen Orientierungen in der Literaturwissenschaft seit Jahren eine breite Aufnahme finden und die Rezeption von so zentralen konzeptionellen Elementen wie ‚Diskurs‘, ‚Archiv‘ oder ‚Materialität‘ dementsprechend gut dokumentiert ist. Hinzu kommt, dass die Konzepte nach einer Phase der methodischen Erprobung ihrerseits selbst Gegenstand der kritischen Reflexion geworden sind. Dies trifft natürlich vor allem auf Michel Foucaults *Archäologie des Wissens* zu, die in

¹⁰¹ Der Begriff der ‚Logik‘, wie er im Rahmen der folgenden Darstellung und Argumentation verwendet werden soll, bezeichnet nicht das Feld der formalen Logik, sondern ist zunächst in Anlehnung an die Bestimmung zu verstehen, die Ernst Cassirer im Kontext seiner ‚Logik der Kulturwissenschaften‘ entwickelt hat. (Vgl. Ernst Cassirer: *Naturbegriffe und Kulturbegriffe*, in: ders.: *Zur Logik der Kulturwissenschaften*, Darmstadt 1994, S. 56-86) An diesen Begriff einer forschungspraktischen Logik der Kulturwissenschaften schließt auch Uwe Wirth an und liefert einen programmatischen Vorschlag zur Operationalisierung des Logik-Begriffs im Kontext einer praxeologischen Kulturforschung: „Der Begriff der ‚Logik‘ bezeichnet [...] dabei keine formale Logik, sondern ein Set von Annahmen mit richtungsweisendem Charakter für die verschiedenen Forschungswege, die im Zuge kulturwissenschaftlicher Herangehensweisen eingeschlagen werden können. Da eine so verstandene Eigen-Logik der Kulturwissenschaften in erster Linie eine Verfahrenslogik ist, die sich im Vollzug nicht nur manifestiert, sondern auch modifiziert, kommen die ‚Praktiken‘ – etwa im Sinne ‚epistemischer Praktiken‘ – ins Spiel.“ (Uwe Wirth: *Vorwort*, in: ders. (Hg.): *Logiken und Praktiken der Kulturforschung*, Berlin 2008, S. 7-11, hier S. 8) Einen konkretisierenden Vorschlag zur Übersetzung des Logik-Begriffs in eine „Philo-Logik“ legt Steffen Martus vor: „Die ‚Logik‘ der Literaturwissenschaft ist daher nicht allein theoretisch oder methodologisch zu fassen, sondern auch praxeologisch. Oder anders: Theorien und Methoden sind als Praktiken zu behandeln. Die Subjekte der Literaturwissenschaft sind stets eingelassen in ein Ensemble von Wissenschaft, Kultur und Politik, von Arbeitsroutinen, technischen Gegebenheiten, Medien und anderen Erschließungs- und Notationsverfahren.“ (Steffen Martus: *Philo-Logik. Zur kulturwissenschaftlichen Begründung von Literaturwissenschaft*, in: *Logiken und Praktiken der Kulturforschung*, a.a.O., S. 125-149, hier S. 143). Die von Wirth und Martus vorgeschlagenen Begriffsverwendungen werden im Weiteren aufgegriffen und ausdifferenziert.

der Literaturwissenschaft wesentlich stärker methodisch operationalisiert wurde als etwa die Beiträge Walter Benjamins.

Daher wird die Frage nach den literaturwissenschaftlichen Thematisierungsweisen des Archäologischen in der Literaturwissenschaft und den damit verbundenen Motivlagen vorrangig anhand der konzeptionellen Impulsen behandelt werden, die aus der Rezeption der Texte Foucaults hervorgingen. Von diesen Befunden ausgehend, ist nach den Kontinuitäten zu fragen, die sich in diesen Rezeptionsformen abzeichnen. Wo ist innerhalb der Diversität disziplinspezifischer Thematisierungsweisen die Schnittmenge archäologischer Reflexionen in der Literaturwissenschaft zu sehen? Hier lassen sich dann die Beobachtungen zur literaturwissenschaftlichen Aneignung der theoretischen und methodischen Angebote, die Foucault in seinen Hauptwerken formulierte, mit den Wirkungsweisen der archäologischen Positionen, wie sie von Freud und Benjamin explizit und implizit vertreten wurden, in einen Zusammenhang bringen. Die Synthese der Beobachtungen zur Aneignung der archäologischen Konzeptionen und den spezifischen Aktualisierungsformen im Kontext der literaturwissenschaftlichen Fachkultur sollen Aufschluss darüber geben, aus welchen Bedürfnissen die Orientierung der eigenen Praktiken und Theoriebildung an den ‚Archäologien‘ motiviert werden. Auf dieser Grundlage kann dann die weiter oben entworfene These einer Prüfung unterzogen werden: Die Integration archäologischer Konzepte in die fachkulturellen Konstellationen der Literaturwissenschaft folgt nicht ausschließlich einem rein sachlich begründeten Impuls. Es geht auch darum, eine basale Unterscheidung zu befestigen und zu legitimieren, aus der die Literaturwissenschaft einen zentralen Teil ihrer fachlichen Identität konstituiert. Diese Unterscheidung ist selbst ein gewissermaßen archäologisches Objekt und dies in gleich zweifacher Hinsicht. Zum einen ist es unter der Oberfläche der literaturwissenschaftlichen Praxis situiert, fest eingelagert in den kognitiven Tiefenschichten einer Disziplin. Zum anderen markiert es einen Moment in einer vom Fach konstruierten ‚Urgeschichte‘, einen Beginn in Form einer Differenz. In ihrer radikalisierten Form konstituiert die Prozessierung dieser Differenz ein implizites, habituelles Wissen, das die ‚Theorie‘ zum ‚Anderen‘ der literaturwissenschaftlichen Vernunft stilisiert. Anhand der Konfrontationen der ‚Archäologien‘ mit der Literaturwissenschaft in verschiedenen Phasen der jüngeren Fachgeschichte lässt sich die Leistungsfähigkeit der Unterscheidung anschaulich illustrieren. Die Semantiken, in denen die Unterscheidung jeweils auftritt, können changieren. Sie zielen aber – wie zu zeigen sein wird – in dieselbe Richtung. Am häufigsten lässt sich die Unterscheidung, wie zu Beginn dieses Kapitels bereits angedeutet wurde, als Dichotomie von Theorie und Praxis beobachten.

In der Theorie- und Methodendiskussion der Kulturwissenschaften sind die Arbeiten Foucaults, Freuds und Benjamins feste Größen, die beständig aus verschiedenen disziplinären Perspektiven neu auf ihr methodisches Potential hin befragt und diskutiert werden.¹⁰²

¹⁰² Vgl. zu Freud zum Beispiel Wolfgang Hegener und Jan Assmann (Hg.): *Erinnern und entdecken. Zur Aktualität Sigmund Freuds*, Gießen 2008; Michael Günter und Peter Schraivogel (Hg.): *Sigmund Freud. Die Aktualität des Unbewussten*, Tübingen 2007; Josef Rattner und Gerhard Danzer (Hg.): *Psychoanalyse und Kunst*, Würzburg 2010; Morris Vollmann: *Freud gegen Kant? Moralkritik der Psychoana-*

Das Werk aller drei Denker wurde mit zahlreichen Sammelbänden, Lexikoneinträgen und umfangreichen Handbüchern¹⁰³ gewürdigt. Betrachtet man die germanistische Literaturwissenschaft, so treten jedoch Differenzen zwischen den spezifischen Reichweiten der Positionen, die sich in Folge der Rezeption im Fach ausgebildet haben, hervor. Ein Blick in das Register der von Jost Schneider herausgegebenen *Methodengeschichte der Germanistik* ist in diesem Zusammenhang aufschlussreich. Insgesamt 16 Verweise auf Foucault sowie 11 Verweise auf Freud stehen 2 Erwähnungen Benjamins gegenüber. Werden von Foucault vier Texte und von Freud sogar 11 Texte verzeichnet, beschränkt sich die *Methodengeschichte* in Benjamins Fall lediglich auf die Erwähnung von *Die Aufgabe des Übersetzers*.¹⁰⁴ Könnte eine Ursache für dieses Missverhältnis zunächst durchaus im unterschiedlichen Grad der methodischen Operationalisierung der jeweiligen Konzepte zu sehen sein, bestätigt sich die Gewichtung auch, wenn man explizit theoretische Verhandlungen der Impulse in den Blick nimmt.¹⁰⁵ Was das Werk Foucaults und Benjamins über die Affinität zu

lyse und praktische Vernunft, Bielefeld 2010; Eberhard Haas: *Freuds Aktualität für Religion, Glaube, Theologie*, Tübingen 2006; vgl. zu Benjamin exemplarisch Chryssoula Kambas: *Momentaufnahme der europäischen Intelligenz. Moderne, Exil und Kulturtransfer in Walter Benjamins Werk*, Hannover 2009; Wolfgang Bock: *Vom Blickwispeln der Dinge. Sprache, Erinnerung und Ästhetik bei Walter Benjamin*, Würzburg 2010; Gevork Hartoonian: *Walter Benjamin and architecture*, London 2010; Bettine Menke: *Das Trauerspiel-Buch. Der Souverän - das Trauerspiel - Konstellationen - Ruinen*, Bielefeld 2010; Andrew Webber: *Passage-work: Walter Benjamin between the Disciplines*, Edinburgh 2009; Vittoria Borsò (Hg.): *Benjamin - Agamben. Politik, Messianismus, Kabbala = politics, messianism, kabbalah*, Würzburg 2010; Daniel Weidner (Hg.): *Profanes Leben. Walter Benjamins Dialektik der Säkularisierung*, Berlin 2010; Sascha Kirchner (Hg.): *Walter Benjamin und das Wiener Judentum zwischen 1900 und 1938*, Würzburg 2009; zu den aktuellen Foucault-Projekten im kulturwissenschaftlichen Kontexte vgl. hier nur die schmale Auswahl aus einer Vielzahl aktueller Publikationen Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann und Thomas Lemke (Hg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt a.M. 2010; Hanna Meißner: *Jenseits des autonomen Subjekts. Zur gesellschaftlichen Konstitution von Handlungsfähigkeit im Anschluss an Butler, Foucault und Marx*, Bielefeld 2010; Susanne Krasmann und Michael Volkmer (Hg.): *Michel Foucaults „Geschichte der Gouvernementalität“ in den Sozialwissenschaften*, Bielefeld 2007; Ian Marsh: *Suicide. Foucault, history and truth*, Cambridge 2010; Jeremy W. Crampton and Stuart Elden: *Space, knowledge and power. Foucault and geography*, Ashgate 2009; Peggy Hetmank-Breitenstein: *Die Befreiung der Geschichte. Grundlinien einer kritischen Geschichtsphilosophie bei Adorno und Foucault*, Dresden 2009; Philipp Sarasin: *Darwin und Foucault. Genealogie und Geschichte im Zeitalter der Biologie*, Frankfurt a.M. 2009; Michael Ruoff: *Foucault-Lexikon. Entwicklung, Kernbegriffe, Zusammenhänge*, 2. aktual. Aufl., Paderborn 2009; Verena Kreidl: *Hausfrau oder Karrierefrau? Eine Diskursanalyse der weiblichen Erwerbstätigkeit*, Hamburg 2009; Pirkko Markula und Richard Pringle (Hg.): *Foucault, sport and exercise. Power, knowledge and transforming the self*, London 2009; Jürgen Martschukat (Hg.): *Geschichte schreiben mit Foucault*, Frankfurt a.M. 2002; Brigitte Kerchner und Silke Schneider (Hg.): *Foucault: Diskursanalyse der Politik. Eine Einführung*, Wiesbaden 2006.

¹⁰³ Vgl. *Freud-Handbuch*, a.a.O.; *Benjamin-Handbuch*, a.a.O.; *Foucault-Handbuch*, a.a.O.

¹⁰⁴ Vgl. Jost Schneider (Hg.): *Methodengeschichte der Germanistik*, Berlin/New York 2009, S. 777ff.

¹⁰⁵ Gut beobachten lässt sich diese Gewichtung anhand der Einführungsliteratur der Literaturwissenschaften. Finden sich in allen neueren Einführungen in die Theorien und Methoden der Literaturwissenschaft standardmäßig Kapitel zu den Einflüssen Sigmund Freuds und Michel Foucaults, bilden Hinweise auf Walter Benjamin eher die Ausnahme. Vgl. hierzu Vera Nünning und Ansgar Nünning (Hg.): *Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse. Ansätze - Grundlagen - Model-*

Denkfiguren des Archäologischen hinaus auf allgemeiner Ebene aber eint, und hier ist eine Abgrenzung zu den Schriften Freuds zu sehen, hat Axel Honneth gefasst als das „Schicksal eines immer wieder neugelesenen, uminterpretierten und umstrittenen Autors“, der ohne eine „auch nur halbwegs homogene Interpretationsgemeinschaft [...] auf absehbare Zeit wohl kaum zu einem Klassiker im traditionellen Sinn“ wird werden können: „[...] zu vielschichtig, zu heterodox sind die Deutungsversuche derer, die sich heute um die Auslegung seines Werkes bemühen.“¹⁰⁶ Für die Literaturwissenschaft lassen sich hingegen Honneths allgemeiner Einschätzung engere Deutungsrahmen erkennen, in denen sich die Aufnahme des Foucault'schen Werks in den letzten 30 Jahren vollzogen und mittlerweile weitgehend stabilisiert hat.¹⁰⁷

2.5 Foucault in der germanistischen Literaturwissenschaft

2.5.1 Foucaults Ankunft

Nach dem Einsetzen der breiten Foucault-Rezeption in der bundesdeutschen Literaturwissenschaft während der frühen 80er Jahre des 20. Jahrhunderts wurde die Diskussion zunächst von dem Interesse an Foucaults frühen Texten bis hin zur *Archäologie des Wissens* bestimmt. Diese Schriften sind im Kern von einer Absage an die Interpretationsmuster einer philosophischen und literaturwissenschaftlichen Hermeneutik geprägt. Auf die Phase der Dominanz traditionell werkimmanenter, hermeneutischer, marxistischer und strukturalistisch-semiotischer wie auch soziologischer Positionen folgte in Deutschland eine Auseinandersetzung mit den erkenntnistheoretischen Grundlagen einer vernunft- und subjektkritischen Philosophie und Geschichtsbetrachtung, die das Selbstverständnis der Literaturwissenschaften in vielerlei Hinsicht provozierte.¹⁰⁸ Von besonderem Interesse für die Literaturwissenschaften waren verständlicherweise die Thematisierungen literarischer Texte, die im Frühwerk Foucaults eine relativ wichtige Rolle spielen. In *Die Ordnung der Dinge* erläutert Foucault die subversive Funktion, die er der Literatur als Gegendiskurs der Moderne zuschreibt. Literatur erscheint dabei „immer mehr als das, was gedacht werden

lanalysen, Stuttgart 2010; Franziska Schöffler: *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Eine Einführung*, Tübingen 2006; Tilmann Köppe und Simone Winko (Hg.): *Neuere Literaturtheorien. Eine Einführung*, Stuttgart 2010.

¹⁰⁶ Axel Honneth: *Foucault und die Humanwissenschaften. Zwischenbilanz einer Rezeption*, in: Axel Honneth und Martin Saar (Hg.): *Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault-Konferenz 2001*, Frankfurt a.M. 2003, S. 15-27, hier S. 15.

¹⁰⁷ Vgl. hierzu Jan Standke: *literaturwissenschaftliche Diskursanalyse*, in: *Wörterbuch interdisziplinäre Diskursforschung*, a.a.O.; grundsätzlich zu den institutionsgeschichtlichen Kontexten der Rezeption der Diskursanalyse in der bundesdeutschen Germanistik vgl. Rolf Parr: *Diskursanalyse*, in: *Methodengeschichte der Germanistik*, a.a.O., S. 109-133, S. 94. Parr zeigt in erhellender Weise, wie stark die Ausbildung diskursanalytischer Verfahren in der deutschen Literaturwissenschaft spezifisch personell gebunden ist.

¹⁰⁸ Vgl. hierzu Clemens Kammler: *Michel Foucault. Eine kritische Analyse seines Werks*, Bonn 1986.

muß“, ohne dass die Literatur aber „ausgehend von einer Theorie der Bedeutung“ gedacht werden könne.¹⁰⁹

Der Status, der den literarischen Texten im Einzelnen sowie dem Literatursystem im Ganzen somit zugewiesen wird, stellt die Analyse vor Probleme, die mit den zum damaligen Zeitpunkt in der Literaturwissenschaft etablierten Verfahren nicht gelöst werden konnten. Zwei Beobachtungen lassen sich für den Zeitraum unmittelbar nach der ‚Ankunft‘ der Diskursanalyse in der deutschen Literaturwissenschaft hervorheben: Mit dieser Neubestimmung der Literatur vollzog sich einerseits eine Aufwertung der Gegenstände der Literaturwissenschaft. Andererseits bricht die Diskursanalyse, so zumindest wie sie zu diesem Zeitpunkt aus Foucaults Texten heraus rekonstruiert wurde, mit zentralen theoretischen und methodischen Überzeugungen sowie essentiellen Kategorien des Fachs: „Die Diskursanalyse ist demnach unverwechselbar und polemisch anders als die grammatologischen und semiologischen Theorien auch strukturalistischer Herkunft.“¹¹⁰ Neben diesen theoretischen Impulsen, die in der Frühphase der Rezeption vom Werk Foucaults ausgingen und die ab Mitte der achtziger Jahre von einer übergreifenden, kontroversen Poststrukturalis-

¹⁰⁹ Foucault: *Die Ordnung der Dinge*, a.a.O., S. 77. Eine der klassischen Passagen der *Ordnung der Dinge*, auf die sich die Literaturwissenschaft in der frühen Rezeptionsphase immer wieder bezogen hat, sei hier zitiert, da in ihr die wesentlichen Impulse aufgehoben sind, an denen sich die zentralen Debatten entzündeten (S. 76f.): „Während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts und bis in unsere Zeit – von Hölderlin zu Mallarmé, zu Antonin Artaud – hat die Literatur nun aber in ihrer Autonomie existiert, von jeder anderen Sprache durch einen tiefen Einschnitt nur sich losgelöst, indem sie eine Art ‚Gegendiskurs‘ bildete und indem sie so von der repräsentativen oder bedeutenden Funktion der Sprache zu jenem rohen Sein zurückging, das seit dem sechzehnten Jahrhundert vergessen war. Man glaubt, die Essenz der Literatur erreicht zu haben, indem man sie nicht mehr auf der Ebene dessen, was sie sagt, sondern in ihrer Bedeutungsform befragt. Wenn man dies tut, bleibt man bei dem klassischen Status der Sprache. In der modernen Zeit ist die Literatur das, was das signifikative Funktionieren der Sprache kompensiert (und nicht bestärkt). Durch sie glänzt das Sein der Sprache erneut an den Grenzen der abendländischen Kultur und in ihrem Herzen, denn es ist seit dem sechzehnten Jahrhundert das, was ihr am fremdesten ist. Seit dem gleichen sechzehnten Jahrhundert aber findet es sich im Zentrum dessen, was die Literatur umhüllt hat. Deshalb erscheint die Literatur immer mehr als das, was gedacht werden muß, aber ebenso wohl und aus dem gleichen Grunde als das, was in keinem Fall ausgehend von einer Theorie der Bedeutung gedacht werden kann. Wenn man sie von der Seite des Bezeichneten her [...] oder von der Seite des Bezeichnenden [...] analysiert, ergibt sich kaum ein Unterschied, es ist nur eine Episode. Im einen wie im anderen Fall sucht man außerhalb des Ortes, an dem sie für unsere Kultur seit anderthalb Jahrhunderten nicht aufgehört hat, zu entstehen und Eindrücke zu hinterlassen. Solche Arten der Entschlüsselung gehören zur klassischen Situation der Sprache, derjenige, die im siebzehnten Jahrhundert geherrscht hat, als das System der Zeichen binär wurde und die Bedeutung in Form der Repräsentation reflektiert wurde. Damals bestand die Literatur aus einem Bezeichneten und einem Bezeichnenden und verdiente, als solche analysiert zu werden. Seit dem neunzehnten Jahrhundert stellt die Literatur die Sprache in ihrem Sein wieder ins Licht; aber nicht so, wie noch die Sprache am Ende der Renaissance erschien. Denn jetzt gibt es nicht mehr jenes ursprüngliche Sprechen, das absolut anfänglich war und wodurch die unendliche Bewegung des Diskurses begründet und begrenzt wurde. Künftig wird die Sprache ohne Anfang, ohne Endpunkt und ohne Verheißung wachsen. Die Bahn dieses nichtigen und fundamentalen Raumes zeichnet von Tag zu Tage den Text der Literatur.“

¹¹⁰ Friedrich Kittler und Horst Turk: *Urszenen. Literaturwissenschaft als Diskursanalyse und Diskurskritik*, Frankfurt a.M. 1977, S. 33.

mus-Diskussion gerahmt wurden, gab es in der bundesdeutschen Literaturwissenschaft von Beginn an Stimmen, die eine Anwendung der Diskursanalyse auf literarische Texte problematisierten. Hingewiesen wurde besonders darauf, dass Foucault in seinen Texten zwar immer wieder auf literarische Texte zurückgreife, aber nirgends zu einer Ausformulierung einer Theorie des literarischen Diskurses oder einer entsprechenden Methode gelange, die eine systematische literaturwissenschaftliche Analyse ermögliche: „Obwohl bei Foucault in nahezu all seinen historischen Analysen literarische Texte als exemplarische Fälle eingesetzt sind und obwohl der Begriff ‚literarischer Diskurs‘ auftaucht, gibt es dazu keine explizite Theorie.“¹¹¹ Der weiteren Beschäftigung mit dem Werk Foucaults sollte diese Spannung zwischen Annäherung und Distanzierung eingeschrieben bleiben. Es lassen sich im Wesentlichen die folgenden Varianten der Aneignung des Foucault’schen Werks in der Literaturwissenschaft unterscheiden. Die Doppelbewegung von Integration und Distanznahme, von theoretischer Inspiration und philologischer Selbstbeharrung ist im Fall dieser Rezeptionsformen gut zu erkennen.

2.5.2 Ontologie der Literatur

Eine erste Richtung zielt darauf ab, aus den Äußerungen zu Status und Funktion literarischer Texte, die in Foucaults Schriften verstreut sind, eine Theorie des literarischen Diskurses zu rekonstruieren, aus der sich die Funktion von Literatur als ‚Gegendiskurs‘ begründen lässt. Die Studien zur Ontologie der Literatur bemühen sich darum, anhand der systematischen Analyse der Statusbestimmungen des Literarischen vor allem in den frühen Arbeiten Foucaults zu einer Vermittlung der diskursanalytischen Literaturbetrachtung mit Grundfragen der Literaturtheorie zu gelangen. Die Ergebnisse der diesbezüglichen Studien differieren mitunter erheblich. Wird einerseits die Möglichkeit gesehen, „eine Systematik zu entwickeln, die die ontologische Bestimmung der Literatur als eine Form der Entäußerung mit dem methodologischen Anspruch der Diskursanalyse in Übereinstimmung“ zu bringen vermag, wird an anderer Stelle die „Unvereinbarkeit von Foucaults programmatischen Äußerungen zur Literatur und dem theoretischen Anspruch der Diskursanalyse“ hervorgehoben.¹¹² Bislang ist es der Forschung zur Ontologie der Literatur bei Foucault noch nicht in überzeugender Weise gelungen, aus den verstreuten Aussagen zur Literatur eine einheitliche Theorie abzuleiten. In den neueren Untersuchungen, die sich dieser Fragestellung widmen, verlagert sich daher der Fokus verstärkt auf die Rekonstruktion einer

¹¹¹ Jürgen Link und Ursula Link-Heer: *Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse*, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 77 (1990), S. 88-99, hier S. 91.

¹¹² Achim Geisenhanslüke: *Foucault in der Literaturwissenschaft*; in: *Foucault in den Kulturwissenschaften*, a.a.O., S. 69-83, hier S. 71f. Gegen eine Theorie der Literatur im Werk Foucaults argumentieren etwa Achim Geisenhanslüke: *Foucault und die Literatur. Eine diskurskritische Untersuchung*, Opladen 1997, und Stefan Wunderlich: *Michel Foucault und die Frage der Literatur*, Frankfurt a.M. 2000; eine Lesart zur immanenten Literaturtheorie im Frühwerk schlägt Arne Klawitter vor: *Die ‚febernde Bibliothek‘. Foucaults Sprachontologie und seine diskursanalytische Konzeption moderner Literatur*, Heidelberg 2003.

‚immanenten‘ Poetik des literarischen Diskurses bei Foucault, deren Ergebnisse sich nicht zuerst am Maßstab der Übersetzbarkeit in einen literaturwissenschaftlichen Zusammenhang messen lassen wollen. Clemens Kammlers Beurteilung der Chancen auf eine generelle diskursanalytische Überholung der Literaturwissenschaft wird durch die Ergebnisse der Arbeiten zur Literaturontologie nach wie vor bestätigt: „Festzuhalten bleibt, dass es eine genuine Foucaultsche Literaturwissenschaft nicht gibt und nicht geben kann, da es in jedem Fall spezifischer Verfahren zur Analyse literarischer Diskurse bedarf.“¹¹³ Daran, dass Foucault aber auch in jüngsten Veröffentlichungen als ein „Klassiker der modernen Literaturtheorie“ ausgewiesen wird, konnten auch diese skeptischen Befunde nichts ändern.¹¹⁴ Der Begriff von ‚Literaturtheorie‘, der solchen Klassifizierungen zugrunde liegt, ist ein anderer als derjenige, der in den literaturontologischen Studien Verwendung findet. Die Differenz zwischen den Verwendungsweisen des Theoriebegriffs wird nur selten deutlich markiert. Indifferenzen dieser Art deuten wiederum auf die Theorieprobleme der Literaturwissenschaft hin, von denen schon im Zusammenhang mit Jonathan Cullers Theorie-Begriff die Rede war.

2.5.3 Interdiskursanalyse

Eine zweite Variante der literaturwissenschaftlichen Adaption der Diskursanalyse besteht in der vor allem von Jürgen Link und Ursula Link-Heer vertretenen Interdiskursanalyse.¹¹⁵ Dieser Ansatz unterscheidet sich deutlich von den literaturontologischen Studien, indem die Interdiskursanalyse zwar Impulse aus dem Werk Foucaults aufnimmt, diese dann aber gezielt in Richtung einer spezifisch literaturwissenschaftlichen Analyse moderner Literatur weiterentwickelt. Die Interdiskursanalyse bildet demzufolge eine eigenständige Form der Untersuchung literarischer Texte, die in dieser Perspektive sowohl deskriptiv erschlossen als auch auf ihren Beitrag zur Subjektivierung eines modernen Wissens hin befragt werden. Der Ansatz bietet in diesem Zusammenhang eine zentrale Unterscheidung an, von der ausgehend der literarische Diskurs beobachtet werden kann: „Wir schlagen vor, jede historisch-spezifische ‚diskursive Formation‘ im Sinne Foucaults als ‚Spezialdiskurs‘ zu bezeichnen und dann alle interferierenden, koppelnden, integrierenden usw. Quer-Beziehungen zwischen mehreren Spezialdiskursen ‚interdiskursiv‘ zu nennen.“¹¹⁶ Die Interdiskursanalyse

¹¹³ Clemens Kammler: *Historische Diskursanalyse. Michel Foucault*, in: *Neue Literaturtheorien*, a.a.O., S. 32-56, hier S. 50.

¹¹⁴ Vgl. hierzu Matías Martínez und Michael Scheffel (Hg.): *Klassiker der modernen Literaturtheorie. Von Freud bis Judith Butler*, München 2010. Foucaults exponierte Stellung als Impulsgeber für die Literaturtheorie wird hier noch zusätzlich dadurch unterstrichen, dass sich sein Konterfei auf der Mitte des Buchcovers zwischen Sigmund Freud und Judith Butler abgebildet findet.

¹¹⁵ Vgl. Jürgen Link: *Elementare Literatur und generative Diskursanalyse*, München 1983; ders.: *Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik*, in: *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, a.a.O., S. 284-311; ders. und Rolf Parr: *Semiotik und Interdiskursanalyse*; in: *Neue Literaturtheorien*, a.a.O., S. 108-134.

¹¹⁶ Link und Link-Heer: *Diskurs/Interdiskurs*, a.a.O., S. 92.

widmet sich demnach sowohl den Bedingungen der Entstehung von Literatur im Kontext eines diskursiven Kräftefeldes, wobei die Texte als Schnittpunkte verschiedener spezialisierter Diskurse verstanden werden, als auch den Effekten der Subjektivierung des modernen Wissens. So richtet sich der Blick auf die Funktion von Literatur, durch die sich die Machtverhältnisse der spezialisierten Diskurse transformieren und in Formen übergehen, die sich anzueignen ‚Subjekte‘ in der Lage sind. Literatur erscheint vor diesem Hintergrund als Durchlaufmedium für die Diskurse eines Zeitraums, das den wirksamen Konstellationen von Macht, Wissen und Subjektivierung eine spezifische Form gibt. Hier wird auch die Distanz zur Vorstellung eines ‚Gegendiskurses‘ deutlich wie er in den literaturontologischen Studien zu begründen versucht wird:

Literatur erscheint damit zugleich als eine Form der Macht, die Diskurse auf den Menschen ausüben. In der Nähe zur Kulturosoziologie etabliert sich die Interdiskursanalyse als eine kritische Analyse literarischer Texte, die sich ihrem Gegenstand gegenüber bewusst äußerlich verhält und die Literatur von jener Unschuld befreit, die sie beim frühen Foucault als Ausdruck des reinen Seins der Sprache noch zu verkörpern schien.¹¹⁷

Von Bedeutung ist – und die Differenz zur Literaturontologie wird hier noch einmal deutlich – die Betonung der Eigenart literarischer Texte als empirisch-materielle Entitäten, in denen die Regularien der jeweils abgeschlossenen Spezialdiskurse integrativ verschränkt werden und eine der subjektiven Aneignung offenstehende Form erhalten. Die Subjektivierung wird erleichtert durch die Ausbildung so genannter ‚Kollektivsymbole‘. Hierbei handelt es sich um materielle Korrelate diskursiver Prozesse, in deren Vollzug Elemente von Spezialdiskursen zum strukturierenden Medium anderer Spezialdiskurse transformiert werden. Dies erfolgt durch analogiebildende Verfahren wie Metaphorisierung, Symbolisierung oder Allegorisierung. Die Interdiskursanalyse hat sich als schulenbildender Ansatz in der deutschen Debatte etabliert und stellt die methodisch stringenteste Umsetzung des Diskursbegriffs als ein auf die Analyse literarischer Texte konzentriertes Verfahren dar. Zugleich ist der enge Konnex zum Foucault’schen Programm im Laufe der Ausdifferenzierung der Interdiskursanalyse schwächer geworden. Die methodische Sicherung setzt eine Distanzierung von den unruhigen Momenten in Foucaults Werk voraus.

2.5.4 Literatur- bzw. kulturwissenschaftliche Diskursanalyse

Eine dritte Form der literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Diskursanalyse entwickelte sich im Zuge der kulturwissenschaftlichen Erweiterung des Fachs hin zu einer kritischen Medienkulturwissenschaft.¹¹⁸ Hierbei handelt es sich um eine Gruppe von

¹¹⁷ Achim Geisenhanslüke: *Literaturwissenschaft*, in: *Foucault-Handbuch*, a.a.O., S. 331-340, hier S. 336.

¹¹⁸ Vgl. hierzu Jörg Schönert: *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft – Medienkulturwissenschaft*, in: Renate Glaser und Matthias Luserke (Hg.): *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven* Opladen 1996, S.192–208. Der Begriff Medienkulturwissenschaft ist nur eine von

Positionen, die sich in heterogener Weise auf Foucaults Texte beziehen und denen in der jüngeren Selbstreflexion des Fachs ein Interesse attestiert wird, das „weniger in der Sache begründet als vielmehr von strategischer Bedeutung im Blick auf die eigene Sache“ motiviert ist.¹¹⁹ Diese Einschätzung kann auf die Art und Weise bezogen werden, in der sich die Literaturwissenschaft in den letzten Jahren die Begrifflichkeiten der Diskursanalyse als ‚Scharniere‘ zu eigen gemacht hat, um die eigenen Themen und Fragestellungen für den interdisziplinären Diskussionszusammenhang kulturwissenschaftlicher Fächer anschlussfähig zu halten. Diese Aneignung des Foucault’schen Denkens, das zumeist als literarische oder kulturwissenschaftliche Diskursanalyse bezeichnet wird, verfährt eher eklektisch als exegetisch und lässt sich hauptsächlich in drei Momenten von der Interdiskursanalyse und der Literaturontologie abgrenzen. Gegenüber der Interdiskursanalyse wird die Unterscheidung von Spezial- und Interdiskurs zurückgenommen, da in der hier vorgeschlagenen Neuperspektivierung gewissermaßen jeder Diskurs, der nach seinen Regeln ein transdisziplinäres Wissen konstituiert, die Eigenschaft eines Inter- und Spezialdiskurses in sich vereint. Die Literaturontologie wie auch die Interdiskursanalyse beschränken ihren Gegenstandsbereich in der Regel auf literarische Texte im engeren Sinne bzw. auf die Verfahren des analytischen Umgangs mit solchen Textkorpora. Demgegenüber wird die Materialbasis im Rahmen der literarischen bzw. kulturwissenschaftlichen Diskursanalyse maßgeblich erweitert, so dass in den Gegenstandsbereich einer derart orientierten Literaturwissenschaft Texte potentiell aller disziplinären Felder fallen, die in einer epistemischen Relation zur Literatur im engeren Sinne gesehen werden können. Darüber hinaus löst sich in dieser Variante der diskursanalytischen Literaturbetrachtung der Fokus von ausschließlich genuin literaturwissenschaftlichen Themenkomplexen. Die Relevanz einer Fragestellung oder eines Gegenstandes bemisst sich somit nicht mehr reduktiv nach der Zugehörigkeit zum disziplinären Themenkanon, sondern danach, ob sie Aufschluss über „die Konstruktion moderner Individualität durch diskursive Ordnungen“ verspricht.¹²⁰ In den Selbstbeschreibungen des Fachs wird diese Position in der Regel noch in eine historische und eine gegenwartsorientierte Richtung aufgetrennt. Mit der historischen Ausrichtung der literarischen Diskursanalyse wird zumeist der amerikanische New Historicism assoziiert.¹²¹ Die

verschiedenen Bezeichnungen um den Stand der Literaturwissenschaft in einem nach wie vor andauernden Entwicklungsprozess zu markieren.

¹¹⁹ Geisenhanslüke: *Foucault in der Literaturwissenschaft*, a.a.O., S. 77.

¹²⁰ Harald Neumeyer: *Methoden diskursanalytischer Ansätze*, in: Vera Nünning und Ansgar Nünning (Hg.): *Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse*, Stuttgart 2010, S. 177-201, hier S. 185. Als exemplarisch für eine solches Verständnis der Diskursanalyse wird regelmäßig die Arbeit von Albrecht Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*, München 2003, angegeben; siehe außerdem Roland Borgards: *Poetik des Schmerzes. Physiologie und Literatur von Brockes bis Büchner*, München 2007.

¹²¹ Vgl. hierzu beispielsweise Jan Standke: *New Historicism*, in: *Wörterbuch Diskursanalyse*, a.a.O; Moritz Baßler (Hg.): *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, Stuttgart 1995; ders.: *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie*, Tübingen 2005.

auf aktuelle kulturelle Artikulationen abzielende Form der Analyse adaptiert vor allem Ver-
satzstücke neuerer gender- oder postkolonial ausgerichteter Ansätze.

2.5.5 Leistungsfähigkeiten

Die Leistungen der bislang angesprochenen Ansätze diskursanalytischer Literaturwissen-
schaft werden in den Selbstbeschreibungen des Fachs zumeist folgendermaßen resü-
miert:¹²² Die Rezeption der Diskursanalyse Foucault'scher Prägung hat zur Etablierung
einer neuen Debattenkultur in der Literaturwissenschaft beigetragen. Der provokative Ge-
stus und die weitreichende Kritik an den wissenschaftstheoretischen Grundlagen des
Fachs, mit denen die Verfechter der Diskursanalyse die Literaturwissenschaft konfrontier-
ten, führte zu einer dringend notwendigen, kritischen Verständigung über verbindliche
Prämissen und Kategorien der literaturwissenschaftlichen Praxis. In diesem Zusammen-
hang kam es zu schweren, aber letztlich produktiven erkenntnistheoretischen Irritationen,
die exemplarisch an den Diskussionen über die Autor-Konzepte der Literaturwissenschaft
ablesbar sind.¹²³ Weiterhin hat die Verbreiterung der Materialbasis zur Erschließung neuer
Kontexte und Rahmungen geführt, über die das breite Spektrum verschiedener Typen des
Alltagswissens und kultureller Wahrnehmungsmuster in ihren jeweils historischen Ausprä-
gungen Eingang in die Analyse- und Reflexionspraxis der Literaturwissenschaft gefunden
hat. Mittlerweile besteht über die Leistungsfähigkeit der Diskursanalyse im Fach ein Kon-
sens, der die problematischen Spannungen in den einzelnen Konzeptionalisierungen nicht
ausblendet, aber nicht zuletzt aus Gründen der interdisziplinären Anschlussfähigkeit des
Fachs zurückstellt. Und auch was die Probleme der methodischen Operationalisierbarkeit
der Diskursanalyse betrifft, sind die Bedenken weitgehend einer aus den vielfältigen prakti-
schen Erprobungen der Konzepte und den nicht endenden Foucault-Exegesen gewonne-
nen methodischen Orientierung gewichen:

Foucault selbst [...] hat die Methodologie seines diskursanalytischen Vorgehens nicht systema-
tisch entwickelt, auch wenn die *Archäologie des Wissens* immer wieder als sein ‚discours de la
methode‘ bezeichnet wurde. Dennoch lassen sich aus den von ihm durchgeführten materialen
Analysen zur Klinik, Medizin, Psychiatrie, zur Konstellation von Allgemeiner Grammatik, Na-
turgeschichte und Analyse der Reichtümer im klassischen französischen Zeitalter und schließ-
lich zum Gefängnis einige typische Arbeitsschritte der Diskursanalyse abstrahieren, die in der
germanistischen Literatur-, Kultur- und Medienwissenschaft dann produktiv aufgegriffen wur-
den. Dazu gehören (1) die Abgrenzung eines Diskurses gegen einen anderen; (2) die bestands-
aufnehmende und insofern immer auch empirisch-materielle Beschreibung seiner Formation,

¹²² Vgl. hierzu etwa Tilmann Köppe und Simone Winko: *Theorien und Methoden der Literaturwissen-
schaft*, in: Thomas Anz (Hg.): *Handbuch Literaturwissenschaft*, Bd. 2: *Methoden und Theorien*, Stuttgart
2007, S. 285-373, v.a. S. 348-354; Arne Klawitter: *Diskursanalyse*, in: ders. und Michael Ostenheimer:
Literaturtheorie, a.a.O., S. 162-187.

¹²³ Vgl. Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matías Martínez und Simone Winko (Hg.): *Rückkehr des Autors:
zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*, Tübingen 1999; Heinrich Detering (Hg.): *Autorschaft. Posi-
tionen und Revisionen*, Stuttgart 2002.

also der jeweiligen Diskursstruktur, die sich aus den Regularitäten ergibt, die einen Diskurs ausmachen; (3) die Analyse seiner Entwicklungsdynamik, seines historischen Auftauchens, seines Verfalls, seiner Ablösung durch neue Diskurse in neuen interdiskursiven Konstellationen; (4) die Beschreibung der inter- und extradiskursiven Einbettung eines Diskurses; (5) die Frage nach diskursiven Innovationen; (6) schließlich die nach Interventionsmöglichkeiten.¹²⁴

Die Varianten literaturwissenschaftlicher Diskursanalyse, von denen bislang die Rede war, haben die Aura des Skandalösen, von der die ersten Debatten nach der Ankunft des ‚Diskurses über den Diskurs‘ in Deutschland umgeben waren, weitgehend verloren. Vor allem die Arbeiten, die sich mit Foucaults literaturontologischen Reflexionen beschäftigen, zogen sich frühzeitig auf eine gewissermaßen distanziert-philologische Position zurück. Nicht die Anwendung einer methodisch gewendeten Diskursanalyse im Rahmen der Analyse literarischer Texte war und ist das Ziel dieser Studien, sondern die systematische Auslegung und Kommentierung der Texte mit Blick auf die Rekonstruktion einer immanenten Theorie der Literatur, die den verstreuten Äußerungen Foucaults zur Funktion literarischer Artikulationen eine Form zu geben vermag. Eine Strategie der ‚Deskandalisierung‘ der diskurstheoretischen Provokation lässt sich auch bei den Vertretern der Interdiskursanalyse erkennen. Wo Foucault die Abkehr von einer Zeichentheorie der Literatur stark macht, schiebt die Interdiskursanalyse dem literarischen Diskurs wieder eine semiotische Theorie der Bedeutung unter. Und ebenfalls im Feld der so genannten literarischen Diskursanalyse ist von den hitzigen Kontroversen, die sich einst am Werk Foucaults entzündeten, kaum noch etwas zu spüren. Die interdisziplinäre Öffnung des Fachs in den letzten Jahren hat zu einer bunten Durchmischung der literarischen Diskursanalyse mit den Adaptionenformen des Diskursbegriffs anderer Disziplinen geführt. Was in diesem Zusammenhang oftmals unter dem Label ‚Diskursanalyse‘ firmiert, ist selten mehr als eine kritische, kontextorientierte Lesart literarischer und allgemein kultureller Texte, die von einer Vielzahl disziplin-interner und -externer Lesarten des Foucault’schen Werks durchdrungen ist. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die bisher referierten Varianten der literaturwissenschaftlichen Diskursanalyse den Prozess einer ‚Normalisierung‘ durchlaufen haben und den hermeneutischen Prämissen des Fachs wieder angenähert worden sind.

2.6 Unwahrscheinliche Normalisierung

Die Sichtung der aktuell konsensfähigen Formen der Diskursanalyse in der Literaturwissenschaft muss nun um eine Beobachtung ergänzt werden, die den Blick auf die Funktionslogik des Fachs in einer spannungsvollen Phase der Wissenschaftsgeschichte lenkt: Die Akzeptanz, die der Diskursanalyse mittlerweile entgegengebracht wird, ist fachgeschichtlich besehen keine Selbstverständlichkeit, sondern stellt das Ergebnis eines Prozesses dar, der für die Frage nach den Besonderheiten des Umgangs mit der ‚Theorie‘ in der Literaturwissenschaft auf der Linie einer ‚Aktualität des Archäologischen‘ von Bedeutung ist. Die

¹²⁴ Parr: *Diskursanalyse*, a.a.O., S. 91f.

Hauptphase der Foucault-Rezeption in der Literaturwissenschaft fiel zusammen mit der anfangs hitzig-empörten, später dann zwischen den Polen kritischer Distanz und euphorischer Affirmation schwankenden Diskussion des so genannten ‚Poststrukturalismus‘. Dass Foucaults Theorie-Impulse sich vergleichsweise rasch durchsetzen würden, hatte zunächst als unwahrscheinlich zu gelten. Um diese ‚unwahrscheinliche‘ Entwicklung verstehen zu können, soll die Empörung, die von der poststrukturalistischen Gemengelage, zu der neben Foucault Intellektuelle wie Jacques Derrida, Jacques Lacan, Roland Barthes, Luce Irigaray, Helen Cixous, Julia Kristeva, Paul de Man, Gilles Deleuze oder Felix Guattari gehören, kurzzeitig wiederbelebt werden. Ob die Zuweisung der genannten Intellektuellen zum Label ‚Poststrukturalismus‘ in jedem Fall gerechtfertigt ist, kann hier nicht im Einzelnen erörtert werden und soll daher auch nicht weiter interessieren. Nur so viel: Grundsätzlich sind Zuordnungen dieser Art allein schon deswegen problematisch, da bereits der Begriff ‚Poststrukturalismus‘ einen Zusammenhang repräsentiert, der eher den Effekt einer internationalen Rezeption bestimmter Texte als eine faktisch homogene Bewegung im Frankreich der 1970er und 1980er Jahr darstellt. Johannes Angermüller hat jüngst im Rahmen einer grundlegenden wissenssoziologischen Diskursanalyse des französischen intellektuellen Feldes herausgearbeitet, wie missverständlich die internationale Behauptung eines französischen Poststrukturalismus und, daran anschließend, die Konstatierung einer amerikanischen oder deutschen Poststrukturalismusrezeption im Grunde ist.¹²⁵ Die Wissenschaftsgeschichte hat sich für das Verhältnis der philosophischen Konstellationen in Frankreich zu den Rezeptionsmodalitäten, von denen die Aufnahme der Denker und Texte in Europa und Amerika geprägt waren, bislang kaum interessiert.¹²⁶ Für die Rezeption der theoretischen Texte in Deutschland kann aber vorerst behauptet werden, dass sie sich hauptsäch-

¹²⁵ Vgl. Johannes Angermüller: *Nach dem Strukturalismus. Theoriediskurs und intellektuelles Feld in Frankreich*, Bielefeld 2007. Angermüller verdeutlicht die Situation folgendermaßen: „Seit dreißig Jahren werden französische Theoretiker der 60er und 70er Jahre [...] im internationalen intellektuellen Diskurs als Vertreter einer theoretischen Tendenz in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften diskutiert, die gemeinhin als ‚Poststrukturalismus‘ bekannt ist. Doch in Frankreich selbst ist das Etikett ‚Poststrukturalismus‘ nicht geläufig. Dass Theoretiker wie Michel Foucault, Jacques Derrida, Gilles Deleuze, Jacques Lacan, Louis Althusser, Julia Kristeva oder Roland Barthes im Umfeld der strukturalistischen, freudianischen und marxistischen Kontroversen der sechziger und siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts in Frankreich breite Aufmerksamkeit genießen, dies wird von niemandem bestritten. Aber warum, so fragt man sich in Frankreich, werden diese Theoretiker, die, außer dass ihre theoretischen Projekte in den Jahren um 1970 den Zenit öffentlichen Interesses erreichen, wenig miteinander zu tun haben, von internationalen Beobachtern mit der seltsamen Präfix ‚post‘ versehen und zu einer Bewegung zusammengefasst, die von so unterschiedlichen Figuren wie Foucault und Derrida angeführt wird?“ (S. 9). Johannes Angermüller verdanke ich wichtige Hinweise zum Thema ‚Theorie‘ aus soziologischer Sicht.

¹²⁶ Wichtige Hinweise finden sich bei Angermüller: *Nach dem Strukturalismus*, a.a.O.; mit Blick auf die amerikanische Poststrukturalismusrezeption François Cusset: *French theory: Foucault, Derrida, Deleuze & Cie et les mutations de la vie intellectuelle aux États-Unis*, Paris 2006. Vgl. hierzu auch Johannes Angermüller: *Institutionelle Kontexte geisteswissenschaftlicher Theorieproduktion. Frankreich und USA im Vergleich*, in: Markus Arnold und Gert Dressel (Hg.): *Wissenskulturen, Experimentalkulturen, Gelehrtenkulturen*, Wien 2004, S. 69-86; Bernhard Waldenfels: *Idiome des Denkens*, Frankfurt a.M. 2005.

lich unter den Vorzeichen eines solchen Denkbzusammenhangs vollzogen hat.¹²⁷ Da es im Folgenden hauptsächlich um die Veranschaulichung eines Wirkungsmoments der bereits angesprochenen, auf den Status von ‚Theorie‘ bezogenen zentralen ‚fachlogischen‘ Unterscheidung gehen soll, erfolgt die Beschreibung der fachgeschichtlichen Situation des Fachs an dieser Stelle nur in knapper und pointierter Form. Hingewiesen werden soll auf einen Zusammenhang zwischen der zunächst evidenten Unwahrscheinlichkeit einer Affirmation des diskursanalytischen Angebots und einer konzeptuellen Übersetzung der archäologischen Fokussierung in ein Modell, das die französische Theorie in eine Unterscheidung einhegte, die in der Rezeption zu einer Form der ‚negativen Präsenz‘ der Diskursarchäologie im Besonderen und der ‚Theorie‘ im Allgemeinen führte.

¹²⁷ Vgl. hierzu das Kapitel *Aspekte der deutschsprachigen Rezeption*, in: Johanna Bossinade: *Poststrukturalistische Literaturtheorie*, Stuttgart 2000, S. 11-25, bes. S. 20ff., sowie den Abschnitt *Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des Poststrukturalismus*, in: Stefan Münker und Alexander Roesler: *Poststrukturalismus*, Stuttgart 2000, S. 139-176; grundsätzlich gilt auch heute noch Bossinades Feststellung, die an den kritischen Hinweis Johannes Angermüllers anschließbar ist: „Über die Rezeption im deutschsprachigen Raum liegen noch keine detaillierten Forschungen vor, so dass der Aufweis einiger markanter Aspekte genügen muss.“ (S. 11).

3. ‚Austreibung‘ vs. ‚Heimsuchung‘: ‚Theorie‘ und ‚Archäologie‘ zu Beginn der 1980er Jahre

3.1 Annäherung II

Wie bereits angedeutet wurde, hat sich die Adaption der Diskursanalyse bei weitem nicht in so ruhigen Bahnen vollzogen, wie es der vorangegangene knappe Abriss suggerieren mag. Im Gegenteil: Foucaults Arbeiten wurde in der Literaturwissenschaft nicht nur mit Interesse, sondern anfänglich auch mit deutlicher Skepsis und „erbittertem Widerstand“¹²⁸ begegnet. Schließlich verfolgte er in den frühen Schriften nichts weniger als den Plan einer Abschaffung des Subjekts, das ja bekanntermaßen eines der epistemologischen Kernstücke einer hermeneutischen Textwissenschaft bildet. Manfred Frank, der Foucault und andere französische Denker in der Frühphase der Rezeption aus einem kritischen Blickwinkel unter dem Etikett ‚Neostrukturalismus‘ versammelt hat, bringt Foucaults Antihumanismus folgendermaßen auf den Punkt: „All das, was in der klassischen Philosophie für eine Aktivität des Subjekts gehalten wurde: seine Fähigkeit, Dinge wahrzunehmen, ihr Verhältnis zueinander festzustellen und sie so zu bestimmen, wird von Foucault als ein Sekundäreffekt dessen angesehen, was er die diskursive Formation einer Epoche nennt.“¹²⁹ Nach einer Periode, in der die germanistische Literaturwissenschaft intensive Erfahrungen mit dem französischen Strukturalismus sammeln konnte,¹³⁰ standen die internen Zeichen in dieser Hinsicht nicht eben günstig für eine Verlängerung der deutsch-französischen Zusammenarbeit. Dabei muss freilich zunächst betont werden, dass die Aufnahme strukturalistischer Impulse wichtige Entwicklungen im Fach angeregte, die noch heute in verschiedenen Ansätzen von Bedeutung sind.¹³¹ Die Überwindung der theoretischen Ahnungslosigkeit werk-

¹²⁸ Jürgen Fohrmann: *Poststrukturalismus*, in: Jan-Dirk Müller (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 3, Berlin/New York 2003, S. 140-144, hier S. 141; vgl. zur kritischen Perspektive, die auch in der Literaturwissenschaft Zustimmung fand, Jürgen Habermas: *Vernunftkritische Entlarvung der Humanwissenschaften: Foucault*, in: ders.: *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*, Frankfurt a.M. 1988, S. 297-313.

¹²⁹ Manfred Frank: *Was ist Neostrukturalismus*, Frankfurt a.M. 1983, S. 121; vgl. auch dens.: *Zum Diskursbegriff bei Foucault*, in: *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, a.a.O., S. 25-45. Vgl. hierzu auch Gehard Plumpe und Clemens Kammler: *Wissen ist Macht. Über die theoretische Arbeit Michel Foucaults*, in: *Philosophische Rundschau* 3/4 (1980), S. 185-218.

¹³⁰ Vgl. Jens Ihwe: *Prolegomena zu einer Theorie der Literaturwissenschaft. Die Rolle der modernen Linguistik bei der Bestimmung von Aufgaben und Formen der Literaturtheorie*, Kiel 1970; ders. (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik: Ergebnisse und Perspektiven*, Frankfurt a.M., 1971; ders.: *Linguistik in der Literaturwissenschaft*, München 1972.

¹³¹ So zum Beispiel im Bereich der Narratologie, die etwa der Arbeit Eberhard Lämmerts aus der Frühphase der Strukturalismusrezeption viel zu verdanken hat. Vgl. Eberhard Lämmert: *Bauformen des Erzählens*, Stuttgart 1955; vgl. auch dens.: *Strukturelle Typologien in der Literaturwissenschaft zwischen 1945 und 1960*, in: Hans-Harald Müller, Marcel Lepper und Andreas Gardt (Hg.): *Strukturalismus in Deutschland. Literatur- und Sprachwissenschaft 1910-1975*, Göttingen 2010, S. 229-273.

immanenter Verfahren,¹³² die ihre Verstehensleistung nach wie vor zu einem nicht geringen Teil auf einer unbestimmten Intuition gründeten, die Problematisierung ideologisch fragwürdiger Kategorien sowie die produktive Kontrastierung von soziologischen und marxistischen Ansätze bzw. die fruchtbaren Debatten der kritischen Theorie der 50er und 60er Jahre müssen zu den methodischen Gewinnen gerechnet werden, die der Literaturwissenschaft durch die Strukturalismusrezeption entstanden sind.¹³³ Auch der gesellschaftliche Reputationszuwachs der Germanistik und der Gestus der Internationalisierung dürfen in diesem Zusammenhang nicht vernachlässigt werden.¹³⁴ So gelang es, wie Rainer Rosenberg feststellt, die strukturalistische Theorie als Vermittlungsmedium zu nutzen, um die eingeforderte Verwissenschaftlichung der Literaturwissenschaft über eine Konnektierung mit der erstarkenden Linguistik voranzutreiben: „... die Literaturwissenschaft musste sich als eine theoretisch reflektierte, über ein eigenes Reservoir an paradigmatischen Problemlösungen verfügende und an andere Disziplinen anschließbare ‚moderne‘ Wissenschaft ausweisen, sofern sie und mit ihr ihre akademischen Vertreter der gesellschaftlichen Marginalisierung entgehen wollten.“¹³⁵ Es zeigte sich aber bald, dass die Verwissenschaftlichung, die deskriptive Fokussierung von literarischen Strukturen und die Ausblendung der

¹³² Die werkimmanente Methode wird in den Jahren nach 1945 hauptsächlich mit Emil Staiger und Wolfgang Kayser verbunden, vgl. dazu auch Lutz Danneberg: *Zur Theorie der werkimmanenten Interpretation*, in: *Zeitenwechsel*, a.a.O., S. 313-345; siehe neuerdings auch Hans-Harald Müller: *Zur Genealogie der werkimmanenten Interpretation*, in: Sandra Pott und Oliver Huck (Hg.): *Konzert und Konkurrenz. Die Künste und ihre Wissenschaften im 19. Jahrhundert*, Hildesheim 2010, S. 269-283. Aufschlussreich zur immanenten Interpretationsweise sind auch folgende Bände - Barbara Hahn (Hg.): *Im Nachvollzug des Geschriebenseins. Theorie der Literatur nach 1945*, Würzburg 2007; Joachim Rickes (Hg.): *Bewundert viel und viel gescholten. Der Germanist Emil Staiger (1908 - 1987). Vorträge des Internationalen Forschungskolloquiums und der Ausstellung zu Staigers 100. Geburtstag vom 5. bis 9. Februar 2008 in Zürich*, Würzburg 2009; aufschlussreich zur Gegenwart und Aktualität der werkimmanenten Interpretation mit wichtigen Beiträgen zur Fachgeschichte Joachim Rickes, Volker Ladenthin und Michael Baum (Hg.): *1955-2005. Emil Staiger und „Die Kunst der Interpretation“ heute*, Berlin 2007.

¹³³ Vgl. Jörg Schönert: *Strukturalismus in der Praxis. Methodische Konzepte*, in: *Strukturalismus in Deutschland*, a.a.O., S. 338-357; vgl. zur methodischen Umsetzung auch Jürgen Link: *Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe. Eine programmierte Einführung auf strukturalistischer Basis*, Fink 1974 [Links Grundbegriffe sind nach wie vor lieferbar und liegen in der 6. Auflage von 1997 vor]; ders.: *Die Struktur des literarischen Symbols. Theoretische Beiträge am Beispiel der späten Lyrik Brechts*, München 1975; Michael Titzmann: *Strukturelle Textanalyse. Theorie und Praxis der Interpretation*, München 1977 [auch Titzmanns Einführung erlebte mehrere Auflagen und findet heute noch Anwendung im akademischen Unterricht].

¹³⁴ Vgl. zur europäischen Dimension des Strukturalismus Jörn Albrecht: *Europäischer Strukturalismus. Ein forschungsgeschichtlicher Überblick*, 3. erw. Aufl., Tübingen 2007; zur Internationalisierung des Strukturalismus im literaturwissenschaftlichen Kontext vgl. Ralf Klausnitzer: *Theorie-Transfer und kulturelle Adaptation. Transnationale Wanderbewegungen des Strukturalismus*, in: *Strukturalismus in Deutschland*, a.a.O., S. 63-102.

¹³⁵ Rainer Rosenberg: *Die Semantik der ‚Szientifizierung‘. Die Paradigmen der Sozialgeschichte und des linguistischen Strukturalismus als Modernisierungsangebote an die deutsche Literaturwissenschaft*, in: ders.: *Verhandlungen des Literaturbegriffs. Studien zu Geschichte und Theorie der Literaturwissenschaft*, Berlin 2003, S. 225-235, hier S. 225.

diachronen Dimensionen von Texten, einen ‚Szientifizierungseffekt‘ hervorrief, der sich auf lange Sicht mit den traditionellen Grundlagen der Literaturwissenschaft, die sich in weiten Teilen ja nach wie vor als historisches Fach verstand, nicht in Einklang bringen ließ. Strukturen und Ordnungen statt Bedeutung, synchrone Systematizität statt historischem Sinnhorizont, differenzielle Zeichenrelationen statt textueller Materialität, Analyse statt Interpretation; so oder ähnlich ließe sich das Konstellationsgefüge wohl vereinfachend skizzieren, das in der Literaturwissenschaft nach einer Periode intensiver Theoriediskussionen das Begehren nach einer Historisierung und Philologisierung der Gegenstände und Verfahren weckte. Die Sozialgeschichte erschien als Alternative, die sich aber nur langsam durchsetzen konnte gegen die Dominanz der strukturalistischen, mit Exaktheitsansprüchen ausgestatteten Modelle.¹³⁶ In den 70er Jahren vervielfältigten sich die methodischen Ansätze so weit, dass aus einem Pluralismus der Positionen eine Unübersichtlichkeit resultierte,¹³⁷ die in ihrer Wirkung der vielerorts anzutreffenden Unzufriedenheit mit dem Szientifizismus der strukturalistischen Ansätze nicht nachstand.¹³⁸ Die erfolgversprechenden Optionen für den Rückgewinn literaturwissenschaftlicher Kompetenzen abseits des linguistisch dominierten Strukturalismus waren somit, nüchtern betrachtet, alles andere als reichhaltig. Zwar bildeten die rezeptionsästhetischen Arbeiten der Konstanzer Schule eine mittlerweile wirkungsvolle Position, die eine dezidiert historische Ausrichtung der Forschung proklamierte. Demgegenüber entwickelten sich mit den empirischen und analytischen Ansätzen jedoch bereits Richtungen, die eine Konzentration auf den literarischen Text und seine Geschichte wieder zurücknahmen. Kurz gesagt: Nachdem die Unterscheidung, von der ausgehend sich die Identität des Fachs in den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts konstituierte, über eine längeren Zeitraum hinweg zugunsten der ‚Theorie‘ oder ‚Methode‘ ausfiel,¹³⁹ schien es an der Zeit, die Einheit der Literaturwissenschaft wie-

¹³⁶ Vgl. hierzu die resümierenden Beiträge in Jörg Schönert: *Perspektiven zur Sozialgeschichte der Literatur. Beiträge zu Theorie und Praxis*, Tübingen 2007. Siehe außerdem die auf die Hochphase sozialgeschichtlicher Positionen referenzierenden Beiträge in Martin Huber und Gerhard Lauer (Hg.): *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*, Tübingen 2000.

¹³⁷ Vgl. Oliver Sill: *Kein Ende und ein Anfang. Germanistische Literaturwissenschaft der sechziger und siebziger Jahre*, Bielefeld 2003; Klaus-Michael Bogdal und Oliver Müller: *Innovation und Modernisierung in der Germanistik von 1965 bis 1980. Einleitung*, in: dies. (Hg.): *Innovation und Modernisierung in der Germanistik von 1965 bis 1980*, Heidelberg 2005, S. 7-17; Silvio Vietta: *Kanon- und Theorieverwerfungen in der Germanistik der siebziger Jahre. Aus der Diskussion*, in: ders. und Dirk Kemper (Hg.): *Germanistik der siebziger Jahre. Zwischen Innovation und Ideologie*, München 2000, a.a.O., S. 9-59.

¹³⁸ Vgl. Lutz Danneberg und Hans-Harald Müller: *Verwissenschaftlichung der Literaturwissenschaft. Ansprüche, Strategie, Resultate*, in: *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie* 1 (1979), S. 162-191.

¹³⁹ Es hat sich durchgesetzt, mit Blick auf die Phasen der Fachentwicklung für die 60er und 70er Jahre vor allem die Bemühungen um eine Methodologisierung der Literaturwissenschaft zu betonen, wohingegen für die Phase ab 1980 von einer Theoretisierung des Fachs gesprochen wird. So argumentiert zum Beispiel Oliver Jahraus: *Text, Kontext, Kultur. Zu einer zentralen Tendenz in den Entwicklungen der Literaturtheorie von 1980-2000*, in: *JLT* 1 (2007), S. 19-44, hier S. 20: „Seit den 80er Jahren ging es nicht mehr in erster Linie um die Konzeption neuer wissenschaftlicher Verfahren der Textanalyse und Interpretation, also um Methoden, sondern um die grundsätzliche Frage, wie denn Literatur

der auf dem stabilen Fundament einer historisch-philologischen Gewissheit zu befestigen. Die Chance für eine diesbezüglich Selbstvergewisserung standen nicht schlecht, da sich die enge Verflechtung mit der Linguistik aufzulösen begann und der Methodenpluralismus ein Ausmaß an Unübersichtlichkeit erreichte, das den Wunsch nach einer (Neu-)Ordnung des Feldes laut werden ließ. Dass die Theorieschraube stattdessen in den folgenden Jahren noch einmal kräftig angezogen werden sollte, hatte man wahrscheinlich nicht geahnt.

3.2 Kittlers Gespenster

Nachdem in Deutschland bereits in den 1970er Jahren vereinzelt Texte französischer Philosophen und Literaturwissenschaftler diskutiert worden waren,¹⁴⁰ die sich mit strukturkritischen Überlegungen vom dominanten strukturalistischen Paradigma absetzen, trat der so genannte Poststrukturalismus Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre mit einem Paukenschlag auf die Bühne der bundesdeutschen Literaturwissenschaft. Gerade als das Fach seinen ‚Geist‘ langsam wieder aus dem verwinkelten Strukturgefüge heraufziehen sah, traten einige jüngere Literaturwissenschaftler an, denselben ‚auszutreiben‘. Der ‚Exorzismus‘, von dem hier die Rede ist, wurde in der Hauptsache durchgeführt von einem sich in dieser Phase etablierenden neuen Wissenschaftlertyp: dem homo theoreticus.¹⁴¹ Friedrich Kittler kann als einer der ersten deutschen Vertreter dieser akademischen Existenzform nach dem 2. Weltkrieg gelten. Der Literaturwissenschaftler hatte sich schon wenige Jahre vor der Veröffentlichung der Programmschrift *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften*,¹⁴² die auf Vorträge unterschiedlicher Theoretiker – auch Derrida zählte dazu – aus den Jahren 1978 und 1979 im Rahmen des Studium Generale an der Universität Freiburg zurückgeht, um die Vermittlung der Foucault’schen Diskursanalyse bemüht.¹⁴³ Aber erst der

überhaupt definiert werden kann. Man kann hier – in einer abkürzenden, pointierenden Redeweise – von einem Übergang der Methodendiskussion der 60er Jahre hin zur Literaturtheorie, besser gesagt, zu den Literaturtheorien sehen, die ab den 80er Jahren die Diskussion bestimmen.“ Auf eine Entkopplung von Theorie- und Methodendiskurs weist auch Klaus-Michael Bogdal hin: *Von der Methode zur Theorie. Zum Stand der Dinge in den Literaturwissenschaften*, in: *Neue Literaturtheorien*, a.a.O., S. 10-32, S. 12ff.

¹⁴⁰ Vgl. Bossinade: *Postrukturalistische Literaturtheorie*, a.a.O., S., 20f.; Hermand: *Geschichte der Germanistik*, a.a.O., S. 211f. Exemplarisch in diesem Kontext sind Günter Schiwys auflagenstarke und vielgelesene knappen Monographien. Schiwy stellte zu einem frühen Zeitpunkt Denker in Deutschland vor, die später dem Poststrukturalismus zugerechnet wurden, vgl. *Der französische Strukturalismus. Mode, Methode, Ideologie. Mit einem Anhang mit Texten von de Saussure, Levi-Strauss, Barthes, Goldmann, Sebag, Lacan, Althusser, Foucault, Sartre, Ricoeur, Hugo Friedrich*, Reinbek 1969; *Neue Aspekte des Strukturalismus*, München 1971; *Kulturrevolution und ‚neue Philosophen‘*, Reinbek 1978 [dieses Buch erschien 1985 unter dem Titel *Poststrukturalismus und ‚neue Philosophen‘* erneut].

¹⁴¹ Vgl. hierzu Peter Sloterdijks inspirierendes, aktuelles Projekt einer Genealogie des homo theoreticus; *Scheintod im Denken. Von Philosophie und Wissenschaft als Übung (Unsel Lecture 2009)*, Berlin 2010, bes. S. 63ff.

¹⁴² Friedrich Kittler (Hg.): *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften. Programme des Poststrukturalismus*, München 1980.

¹⁴³ Vgl. Kittler/Turk: *Urszenen*, a.a.O.

provokante Versuch, die Literaturwissenschaft im Einzelnen wie auch die Geisteswissenschaften im Allgemeinen in ihren Grundfesten zu irritieren, machte ihn zu einer prominenten, gleichwohl umstrittenen Figur der jüngeren Fachgeschichte:

Kittler [war] – das werden ihm auch seine schärfsten Kritiker zubilligen bzw. nie verzeihen – maßgeblich an der deutschen Rezeption des Poststrukturalismus und insbesondere Michel Foucaults und Jacques Lacans beteiligt; und auch wenn er viele dieser von französischen Denkern inspirierten, post- oder gar antihumanistischen Ideen weder als einziger noch als erster ausgesprochen hat, so hat er sie doch mit größerer Schärfe und Konsequenz zu Papier gebracht als viele andere.¹⁴⁴

Wogegen Kittler in der Einleitung der von ihm herausgegebenen Programmschrift vollmundig angeht, ist nicht weniger als das frühe Gründungsmoment der Geisteswissenschaften selbst, das er als Einbruch des monoperspektivischen Blicks in die Vielfalt der Kulturen beschreibt:

Zahllose Geistergeschichten sind damals verstummt. An die Stelle der vielen Geschichten ist Die Geschichte in der Einzahl getreten, jener „Kollektivsingular“, der fortan „die Bedingung der Möglichkeit aller Einzelgeschichten in sich enthält“. An die Stelle der Geister, wie sie den Geistersehern und Träumern erschienen, ist Der Geist in der Einzahl getreten, dem fortan alle Felder und alle Wege des Wissens anbefohlen sind. Friedrich Schlegel, als er auch den Indern eine Philosophie erfand, brauchte an den zwei Einzahlen nur noch eine letzte Mehrheit, ihre eigene, zu tilgen – und die Geistesgeschichte in einem Wort schrieb sich hin.¹⁴⁵

Nicht die Geister selbst, sondern die Monologisierung ihres vielstimmigen Dialogs, die Transformation kultureller Polyphonie in den Gleichklang einer einzigen autoritativen Stimme erscheint in Kittlers Einrede als der Anstoß des Aufbegehrens gegen eine Wissenschaftstradition im Zeichen der westlichen Ratio. „Es war die Bildungsreform der Jahre 1770 bis 1800 in ihrer Gewalt und Vergessenheit, die die großen bunten Wolken über dem Abendland, jüdische, griechische, römische, in Luft auflöste.“¹⁴⁶ Aus der Umkehrung der akademischen Rangordnung, die Kittler zufolge in einer Überhöhung der Philosophie zur Meisterdisziplin mündete, erwächst der Impuls zu einer machtvollen Unifizierung des Wissens im Schatten einer Vision von ‚Bildung‘, die geradezu eine „Wucherung“¹⁴⁷ geisteswissenschaftlicher Fächer auslöste. Die Gegenstände der Geisteswissenschaften – Geschichte, Geist, Mensch – wurden in dem Zeitraum, den Reinhart Kosellek als ‚Sattelzeit‘ apostrophierte, „mit einem Schlag oder Würfelwurf“ gebildet. In wechselseitiger Kombination der Gegenstände generierten sich die Fächer einer ‚neuen‘ Universität. Aus der einst-

¹⁴⁴ Geoffrey Winthrop-Young: *Friedrich Kittler zur Einführung*, Hamburg 2005, S. 13.

¹⁴⁵ Friedrich Kittler: *Einleitung*, in: *Austreibung des Geistes*, a.a.O., S. 7-14, hier S. 8, Kittler zitiert hier aus Reinhart Kosellek: *Wozu noch Historie?*, in: Jörn Rüsen und H.M. Baumgartner (Hg.): *Seminar Geschichte und Theorie. Umriss einer Historik*, Frankfurt a.M. 1976, S. 23.

¹⁴⁶ Ebd.

¹⁴⁷ Ebd.

maligen Pluralitäten der Geschichten, Menschen und Geister wurde ein kategorialer (Kollektiv-)Singular. Eingehgt waren die Prozesse der Wissensproduktion dadurch aber noch nicht. Die Kombinatorik, auf die Kittler im Zusammenhang der Besetzung des geisteswissenschaftlichen Feldes hingewiesen hat, erzeugte ungeplante Pluralität. Die Singularisierung des Geistes stieß alsbald wiederum an ihre Grenzen. Deshalb, so Kittler, sind zur Zeit des „großen Booms“ der Geisteswissenschaften um 1900 „drei Wissensformen entstanden, die das Wuchern der Geisteswissenschaften nicht fortgesetzt, sondern gekreuzt haben. Das ist die Geburtsstunde des Strukturalismus, als er noch nicht so hieß.“¹⁴⁸ Die Ausbildung von so genannten Strukturwissenschaften sollte dazu beitragen, das sich exponentiell entwickelnde Wissen in eine regulative Ordnung zu bringen. Von solchen Mechanismen der Wissensordnung, die sich auf der Linie des frühen Strukturalismus entwickelt haben – Psychoanalyse, Systemlinguistik und Ethnologie – will Kittler den Poststrukturalismus absetzen. Dies jedoch nicht, indem er einen radikalen Bruch einfordert, sondern die immanente Logik der Kombination verschiebt: „Es handelt sich [bei den poststrukturalistischen Programmen J.S.] um methodisch gesteuerte Unternehmen, die kombinatorische Methoden der Strukturwissenschaften auf ihre drei Elemente selber anwenden. Linguistische, psychoanalytische, ethnologische Befunden sind die Ausgangsdaten einer neuen Kombinatorik.“ Was sich hier zuerst noch wie die Weiterführung des strukturalistischen Programms mit anderen Mitteln ausnimmt, wird jedoch insofern distinkt, als dass die neue Kombinatorik, auf die Kittlers Argumentation abzielt, die „Möglichkeit zu taxonomischer Ordnung“ preisgibt: „Der Zusammenstand heterogener Heterogenität macht nicht nur nicht Sinn; er sprengt auch Strukturen.“¹⁴⁹ Die Möglichkeit von Sinn wie auch die Ordnungskraft von Strukturen wird hier gleichermaßen problematisiert. Die Denker, die Kittler in diesem Zusammenhang als Leitfiguren der neuen Strömung präsentiert, sind Jacques Lacan, Jacques Derrida und vor allem Michel Foucault. In den Texten entdeckt Kittler Bewegungen des Denkens, die sich nicht in methodische Algorithmen überführen lassen und schon deshalb vom strengen Operationalisierungszwang der strukturalistischen Verfahren abfallen. Die Texte des Poststrukturalismus setzen die erkenntnistheoretischen Prämissen auch in ihrer spezifischen Schreibweise um. Klarheit und Stringenz weichen den „Effekten einer Streuung: Die poststrukturalistischen Programme sind nicht geschrieben, um referierbar zu werden. Wirksamer ist es, sie ins Spiel zu bringen.“¹⁵⁰

Kittlers Auftreten als Überbringer einer grundstürzenden Einsicht in die Notwendigkeit der Befreiung der Geisteswissenschaften aus dem Korsett dogmatischer Rationalitäten war weder im Gestus noch im Anspruch sonderlich bescheiden. Von nicht wenigen Vertretern des Fachs wurde die Ankunft des Poststrukturalismus deshalb als ‚Komödie‘ im Dunstkreis ‚Pariser Moden‘ abgetan. Kittlers Rolle in diesem ‚Theiestück‘ ließ sich klar benennen: Er agierte als ‚lustige Person‘. Vielerorts wurden Kittlers Bemühungen aber

¹⁴⁸ Ebd., S. 9.

¹⁴⁹ Ebd., S. 10.

¹⁵⁰ Ebd., S. 12.

durchaus auch ernst genommen. Die Reaktionen schwankten zwischen lokaler Zustimmung, überregionalem Befremden und bundesweit empörter Kritik. Die Gründe für die Zurückhaltung, mit der die deutschen Literaturwissenschaftler sowohl den französischen Theorie-Texten als auch den Vermittlungsbestrebungen Kittlers begegneten, sieht Jost Hermand im Politischen verankert:

Dass sie [die deutschen Geisteswissenschaften] auf den Poststrukturalismus [...] viel zurückhaltender reagierten als die amerikanischen Kultur- und Humanwissenschaften, hatte folgende Gründe: So war in Westdeutschland, trotz aller Einbrüche der Neuen Subjektivität, die Auseinandersetzung mit der faschistischen Vergangenheit auch zu diesem Zeitpunkt noch sehr rege, ferner war selbst hinter vielen kommunikationstheoretisch und semiotisch ausgerichteten Verwissenschaftlichungstendenzen ein von Jürgen Habermas inspirierter Linkliberalismus und damit ein deutlicher Affekt gegen Heidegger, vor allem wegen seiner vorübergehenden Begeisterung für das NS-Regime, wach geblieben.¹⁵¹

Diese Beobachtung ist sicher richtig und müsste noch weiter ausdifferenziert werden. Eine ausführliche Auseinandersetzung mit Nietzsche, Heidegger und Gadamer – in dieser genealogischen Reihenfolge wohl gemerkt – ließ die angesprochenen Verwerfungen zwischen Literaturwissenschaft und französischer Theorie in den folgenden Jahren zwar geringer werden. Die politischen Indifferenzen, die den poststrukturalistischen Denkern in der Frühphase der Rezeption angekreidet wurden, trugen jedoch noch lange dazu bei, dass ein kritischer Abstand zwischen den französischen Denkansätzen und der noch in einer kritischen Phase der Selbstaufklärung sich befindenden Literaturwissenschaft verblieb. Kurzum: „Die Art und Weise, wie sich diese Theorien in der Bundesrepublik verbreiteten, war [dennoch] eine höchst komplizierte“,¹⁵² und: Kittlers Auftritt als Überbringer der poststrukturalistischen Botschaft ist daran nicht unschuldig. Dies auch hauptsächlich deshalb, weil die Austreibung des Geistes in den zeitgenössischen Wahrnehmungsweisen des Fachs zugleich einen Moment der Ankunft bzw. ‚Heimsuchung‘ markiert, der Ankunft einer neuen Form der ‚Theorie‘. Aus der Phase der strukturalistischen Debatte war man die Auseinandersetzung mit abstrakt-analytischen Texten und Methoden bereits gewöhnt. Was sich nun aber zuerst in Frankreich, dann in den USA und Großbritannien und schließlich auch in Deutschland anschickte, die Geisteswissenschaften zu reformieren, überstieg in seiner Präferenz des „Ironischen, Hyperbolischen, Hermetisch-Verschlossenen, mit einem Wort: Schwerzuverstehenden [...]“¹⁵³ das ‚Theoretische‘ der strukturalistischen Positionen bei weitem. Friedrich Kittler gab sich alle Mühe, die deutsche Kritik an der sprachlichen Beschaffenheit der neuen Theoriekultur anzufeuern. Seine Texte durchformte er stilistisch

¹⁵¹ Hermand: *Geschichte der Germanistik*, a.a.O., S. 217.

¹⁵² Ebd., S. 216. Vgl. hierzu auch Dorit Müller: *Literaturwissenschaft nach 1968*, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, a.a.O., Bd. 3: *Institutionen und Praxisfelder*, S. 147-191, hier S. 177ff.

¹⁵³ Hermand: *Geschichte der Germanistik*, a.a.O., S. 213; vgl. auch Bossinade: *Poststrukturalistische Literaturtheorie*, a.a.O., S. 22ff., die ebenfalls, nun aber im Jahr 2000, darauf hinweist: „Als Sperre gegen eine breite Integration könnte sich längerfristig ihr textpoetischer Fundamentalismus und der hohe Abstraktheitsgrad ihrer Kategorien erweisen.“ (S. 23)

beinahe obsessiv und ging eine enge Verbindung mit der französischen Theoriesprache vor allem Jacques Lacans und Michel Foucaults ein. „Kittlerdeutsch“¹⁵⁴ sollte in kürzester Zeit zu einem wichtigen Erkennungsmerkmal und Hauptkritikpunkt der deutschsprachigen Poststrukturalismus-Debatte werden. Mit dem Gestus höflicher Zurückhaltung beschreibt der amerikanische Germanistik Robert C. Holub die Theorie-Sprache des ‚lautstarken‘ Freiburger Poststrukturalisten folgendermaßen:

Allzu oft erscheinen seine Argumente obskur und privat. Häufig hat man den Eindruck, dass der Autor nicht schreibt, um zu kommunizieren, sondern um sich zu amüsieren. Seine Texte bestehen aus einem Gewebe von Leitmotiven, Wortspielen und kryptischen Verkündigungen, was zwar mitunter eine faszinierende Lektüre abgibt, aber allzu oft mit freier Assoziation so viel zu tun hat wie mit seriöser Wissenschaft. Wie in vielen poststrukturalistischen Texten im In- und Ausland ist die vielbeschworene Strenge eher eine Beteuerung der bereits Überzeugten als ein Bestandteil der Prosa: häufig wird die Analyse von apodiktischen Behauptungen verdrängt; immer wieder weicht die Logik rhetorischen Schnörkeln.¹⁵⁵

Holubs Kommentar zur argumentativen und stilistischen Führung, die Kittlers Texte auszeichnet, versammelt die maßgeblichen Eckpunkte, die im Verlauf der 1980er Jahre in Deutschland zur zentralen Kritik an den poststrukturalistischen Theorien ausbuchstabiert wurden. In diesem Zusammenhang etablierte sich in der Literaturwissenschaft eine Einstellung, die sich dauerhaft kritisch zur Sprache der poststrukturalistischen Positionen und letztlich zum Phänomen ‚Theorie‘ selbst ausnahm. Die normative Differenz, die zwischen der ‚Theorie‘, hier durch Kittler personell repräsentiert, und der Literaturwissenschaft eröffnet und dann zementiert wurde, lässt sich exemplarisch an einer der prominenten Theoriesprach- und stilkritiken der 1980er Jahre beobachten. Die evidente Unwahrscheinlichkeit einer zügigen Etablierung einer poststrukturalistischen Theoriekultur in der deutschen Literaturwissenschaft wurde durch die Popularisierung dieser Einstellung nicht geringer.

3.3 Stil- und Sprachkritik als Theoriekritik

*Lacancan und Derridada. Über Frankolaterie in den Geisteswissenschaften*¹⁵⁶ ist ein Text überschrieben, in dem Frank Laermann im Jahr 1986, sechs Jahre nach Kittlers ‚Exorzismus‘, mit dem Poststrukturalismus abrechnet. Dass der Text – mit dem Untertitel „gegen

¹⁵⁴ Geoffrey Winthrop-Young hat darauf hingewiesen, dass aus den durch die Rezeption des Poststrukturalismus massiv beeinflussten Arbeiten Kittlers eine Sprache gediehen ist, „die [...] Kittlerdeutsch genannt wird; und ob nun aus Kittlers eigener Hand oder derjenigen stilistischer Nacheiferer, es handelt sich mittlerweile um einen so unverwechselbaren akademischen Ideoloekt, wie Adornodeutsch oder Heideggers ‚Sprache von Messkirch‘“. [*Friedrich Kittler zur Einführung*, a.a.O., S. 64]

¹⁵⁵ Robert C. Holub: *Friedrich Kittler as Discursive Analyst*, in: ders.: *Crossing Borders: Reception Theory, Poststructuralism, Deconstruction*, Madison 1992, S. 97-107. [die Übersetzung findet sich bei Winthrop-Young, S. 65]

¹⁵⁶ Frank Laermann: *Lacancan und Derridada: Über die Frankolaterie in den Geisteswissenschaften*, in: *Kursbuch* 84 (1986), S. 34-43.

die neueste Mode, den neuesten Nonsens in den Kulturwissenschaften“ – in ähnlicher Form auch in der *Zeit* erschien, deutet darauf hin, dass die neuen Theorien an Verbreitung und Wirkung gewonnen hatten. Die Ökonomie der Aufmerksamkeit hatte sich verschoben und der Poststrukturalismus forderte mittlerweile zur medienöffentlichen Kontroverse auf.¹⁵⁷ Es lohnt sich, Laermanns Kritik genauer zu betrachten. Sie entwirft die Linien, denen die kritische Einrede gegen die ‚Theoriekultur‘ in der deutschen Literaturwissenschaft auch zukünftig in ihren Grundzügen folgen sollte. Ulrich Horstmanns Schelte der *Ausgewiesenen Experten* legt ein beredtes Zeugnis dieser Kritiktradition ab.¹⁵⁸ Wichtig für die Konturierung dieses Momentes der Theoriegeschichte ist aber noch ein weiterer Aspekt. Die Kritik illustriert anschaulich das Kräftefeld, das die Literaturwissenschaft zum damaligen Zeitpunkt durchzog. Die Unwahrscheinlichkeit, dass Kittlers Leistung als Theoriebotschafter des Poststrukturalismus dauerhaft Eingang in das Selbstverständnis der Literaturwissenschaft finden sollte, lässt sich beinahe mit Händen greifen. Dass es letztlich doch so kommen sollte, ist Anlass genug, der Geschichte und Bedeutung der ‚Theorie‘ in der Literaturwissenschaft nachzugehen, die nicht zuletzt immer auch als Geschichte der mehr oder weniger gelingenden Reduktion der Unwahrscheinlichkeit von ‚Theorie‘ ausfallen wird.

Laermanns Kritik an der ‚Theorie‘ kann als repräsentativ für einen Großteil der zeitgenössischen Stellungnahmen angesehen werden. Es war überaus verbreitet, die betreffenden Texte „vor allem stilkritisch“ zu untersuchen. Mit der Frage, ob die Theorien epistemologisch „ernstzunehmen sind“ möchte sich Laermann ebenso wenig auseinandersetzen wie mit dem Problem, inwieweit „einzelne deutsche Autoren ihren französischen Vorbildern gerecht zu werden vermögen“.¹⁵⁹ Von diesen Prämissen sind auch Ulrich Horstmanns Reflexionen noch sichtlich geprägt. Theoriekritik war also zuerst Stilkritik. Ob diese über die Bewertung des sprachlichen Vermögens der deutschen Theoretiker hinausgelangen wollte, bleibt offen. Aus diesem Grund müssen die Stilkritiken auch von den sachlichen Problematisierungen unterschieden werden, wie sie in den 1980er Jahren hauptsächlich von Manfred Frank¹⁶⁰ unternommen worden sind. Weniger aufschlussreich für eine Geschichte der Theorie sind die Sprachkritiken deshalb jedoch keineswegs. Denn auch die Fokussierung auf die Sprache in den diesbezüglichen Stellungnahmen lässt Rückschlüsse

¹⁵⁷ Laermanns Kritik wurde ironisch beantwortet von Jochen Hörisch: *Lacan, Derrida und La(b)ermann*, in: *Nürnberger Blätter. Zeitung für Philosophie und Literatur* 5 (1987), S. 13. Hörischs grundsätzlich theorieaffirmative Position, die er in der *Theorieapotheke* einnimmt, ist hier vorgezeichnet.

¹⁵⁸ Laermanns Text hat lange Schatten geworfen. Selbst in der aktuellen Auflage von Meyer-Krentlers *Arbeitstechniken Literaturwissenschaft* wird Laermanns Text als gelungenes Beispiel für die Kritik ungenauen und unverständlichen Schreibens angeführt. Vgl. Eckhardt Meyer-Krentler und Burkhard Moennighoff: *Arbeitstechniken Literaturwissenschaft*, 14. aktual. Aufl., Stuttgart 2010, S. 33.

¹⁵⁹ Klaus Laermann: *Lacan und Derrida. Frankolaterie: gegen die neueste Mode, den neuesten Nonsens in den Kulturwissenschaften*, in: *Die Zeit* (1986). Im Folgenden zitiert nach der im *Zeit-Online-Archiv* zugänglichen Fassung: <http://www.zeit.de/1986/23/Laermann-und-Derrida?page=all>

¹⁶⁰ Vgl. Frank: *Was ist Neostukturalismus*, a.a.O.; dens.: *Das Sagbare und das Unsagbare. Studien zur deutsch-französischen Hermeneutik und Texttheorie*, erw. Neuausgabe, Frankfurt a.M. 1989.

auf das verborgene Komplement der Theorie zu, das in den Kritiken vorausgesetzt, aber nicht ausführlich bestimmt oder begründet wird.

Dass Laermann sich auf Kittler bezieht, ohne ihn explizit zu erwähnen, ist gleich zu Beginn der Ausführungen über die ‚Frankolaterie‘ zu erkennen: „[...] heimgesucht [sic!] von der sprachlosen Beredsamkeit der Macher“ wurden die Geisteswissenschaften zu jenem Zeitpunkt, da der „Jargon der Eigentlichkeit“ beinahe abgeklungen war. Die ‚Heimsuchung‘ bildet das Gegenstück zur Austreibung. Der Exorzismus wurde selbst zur unliebsamen Heimsuchung – die Erlösung wurde zur Bürde. Die „stromlinienförmigen Begriffe“, die Eingang in die deutschsprachigen Debatten gefunden haben, zielen darauf ab, „Trivialitäten autoritativ Geltung zu verschaffen“ und den „Blick auf die Welt“ zu verstellen. Die Theorien aus Frankreich und ihre deutschen Adepten bauten ihre Wirkung ganz auf „dem Überraschungseffekt, den die ostentative Beherrschung einer neuen Sprachform bei denen auslöst, die ihr zunächst einigermaßen verständnislos gegenüberstehen. Immer spekulieren sie mit dem Bluff, der keine Rückfragen gestattet.“ Was Kittler als Rückerstattung der Dialogizität intendiert, wird von Laermann als Monologisierung verworfen. Die zeitgenössischen Rezeptionsweisen der französischen Theorien seien nicht mehr als eine Ablenkung von „Formen und Inhalten“, die Frankolaterie lediglich das sprachliche Indiz eines weitreichenden Täuschungsversuchs.

‚Frankolatrie‘ ist die neueste Wiederkehr des Neuen. Zu verstehen ist darunter jene vorbehaltlose und oft genug unkritische Anpassung an französische Theorien, die seit einer Reihe von Jahren in der Bundesrepublik stattfindet. Diese Rezeption verlief bis in die jüngste Zeit hinein eher am Rande des Wissenschaftsbetriebs in versprengten Grüppchen und Zirkeln. Seit neuestem aber hat sie eine relativ breite Ausdehnung erfahren. Jüngere Wissenschaftler, die ein Gespür dafür haben, was gerade gefragt ist, können sich ihr bereits kaum noch verweigern. Selbst wenn sie in Diskussionen Vorbehalte geltend machen, lassen sie in ihre Texte hier und da einige vielsagende frankolaterische Zitate einfließen.

Theorie, das ist in den bundesdeutschen Geisteswissenschaften der 80er Jahre Laermann zufolge vor allen Dingen eine „merkwürdige Form der Mimikry“. Die Literaturwissenschaft, zu deren Vertretern sich Kittler damals offiziell noch zählte, hatte die Theorie-Nachahmung in einem Ausmaß kultiviert, die sie vom Engagement anderer Disziplinen unterschied. Vor allem die jüngeren Wissenschaftler, auch hier scheint Kittler angesprochen zu werden, zeichnen sich durch ein „gesteigertes Bedürfnis nach Abweichung von den Diskursen [...] der Wissenschaftssprache“ aus. Als „Modeschüler“ mit der „fatalen Neigung“, sich selbst als „Geheimnisträger ihrer Meister“ zu entwerfen, brächten die Vertreter des akademischen Nachwuchses die besondere Bereitschaft mit, sich von den französischen Täuschungen infizieren zu lassen. Bei dem, was mit „blindem Sprachgeschick“ produziert wird, „gibt [es] nichts zu verstehen“ und nichts zu deuten. „Wortreich sprechen sie aus, dass sie nichts zu sagen haben und dass sich gerade das nicht einfach ausdrücken lässt.“ Dass Laermanns sprachkritischer Kommentar eine wichtige Quelle für Ulrich Horstmanns Polemik gegen den Theoriediskurs des späten 20. Jahrhunderts abgibt, ist spätestens an

dieser Stelle nicht mehr zu leugnen. Interessanterweise sucht man in Horstmanns Buch vergebens nach einem expliziten Hinweis auf Laermanns Beitrag.

Laermanns Empörung über die Sprachspiele des französischen Poststrukturalismus ist groß. Noch größer ist nur noch sein Ärger über die deutschen Adepten, denen über ihre Sprachverliebtheit – für Literaturwissenschaftler ist eine solche Affinität zur Sprache zunächst durchaus von Vorteil – das Bewusstsein für die Realität abhanden kam:

Nein, diese Sprache verstellt sich den Blick auf die Realität. Sie kennt sie nur als etwas Abwesendes. Im übrigen ist sie sich selbst genug. Denn sie ergeht sich in Fisimatenten. Ihre Autoren haben offenbar mal gehört, Zeichen seien arbiträr. Das missverstehen sie jetzt dahingehend, sie seien in jeder Weise folgenlos. Dies Missverständnis hat sie blind gemacht für fast alles, was der Fall ist. Die vorgebliche Offenheit und Bescheidenheit ihrer einleitenden Fragesätze mündet in die kokette Demutsformel des Nichtwissens [...]. Und dort harren sie dann auf die ungewiss bleibende Epiphanie eines Regenbogens.

An dieser Stelle wird deutlich, dass Laermann seinen kritischen Kommentar nun doch nicht mehr allein auf die Sprache des Poststrukturalismus beschränkt, sondern auch die spezifischen Erkenntnisweisen in den Blick nimmt, die im Namen dieser Strömung propagiert werden. Die Empörung dehnt sich aus von der ironisch aufgeladenen Sprachbetrachtung zur strengen Erkenntniskritik. Markiert oder begründet wird der Wechsel der argumentativen Ebene aber nicht. Eine Auflösung der ‚Realität‘ in ein strukturloses Zeichenuniversum, die Laermann als Hauptabsicht der Theorien und ihrer Anwender auszumachen meint, verurteilt er ebenso scharf als Abdriften des wissenschaftlichen Denkens in die Niederungen der Trivialität wie die sprachliche Beschaffenheit der hyperbolischen Denkgebäude. Die Sprache der neuen Theorien und ihrer Vertreter wird sich selbst zum Gegenstand, weil sie jedweden substanziellen Inhalt über Bord geworfen hat. Was bleibt, so Laermanns Blick auf die Dinge, ist die potenzierte Unzulänglichkeit eines modischen Soziolekts.

Über dieser Prosa liegt der Bann, sich aller Inhalte zu entschlagen. Sie will und soll über nichts informieren. Das Ziel ihrer Rhetorik besteht weder in einer argumentierenden Überredung des Lesers noch gar in dessen emotionaler Erschütterung, sondern in einer rhapsodischen Nobilitierung der Inhaltsleere, in einer geradezu frenetischen Gegenstandsverflüchtigung. „Um Himmels willen, bloß keine Inhalte!“ würden die Autoren gewiss ausrufen, wenn sie auf einzelne Aussagen festgelegt werden sollten.

‚Theorie‘, daran lässt Laermann keine Zweifel aufkommen, ist bedrohlich. Die Idee der ‚Austreibung‘, die Kittler zusammen mit den neuen Theorien in die bundesdeutsche Diskussion einführte, wird ins Gegenteil verkehrt. Verquaste Sprachspiele und wissenschaftlich unredliche Täuschungsversuche sind die einzigen greifbaren Ergebnisse, die Laermann in der Debatte um den Poststrukturalismus erkennen und gelten lassen will. Der Sprache der Theorien gesteht er keinerlei Informationswert zu. Dies kann aus seiner Perspektive nur konsequent sein, da den Theorien schlichtweg der Objektbereich fehle, über den es

etwas mitzuteilen gäbe. Neben den Theorien selbst – so könnte man die Quintessenz des Kommentars wohl formulieren – gibt es nichts anderes, worüber man etwas erfahren könnte: keine Inhalte, keine Formen, kein materielles Substrat. Noch deutlicher gesagt: Es besteht eine Grenze zwischen der Theorie und den Objekten, die durch kein Sprachspiel zu überbrücken sei. Wenn alles Text ist – auf diese einfache Formel werden die Programme des Poststrukturalismus in Anlehnung an ein Diktum Derridas bis zum heutigen Tage häufig reduziert –, dann bleibt die Realität außen vor und die Gegenstände kommen der Wissenschaft abhanden. Sie verschwinden freilich nicht, aber sie liegen – so Laermann – in der Realität. Und mit der wollen die Theoretiker, so der Vorwurf, nichts zu tun haben. Mehr noch: Sie haben sich eine Vielzahl verzerrter Wirklichkeitsversionen geschaffen, in denen der ‚Wut des Theoretisierens‘ keine Grenzen gesetzt sind. „Anything goes“, dies sollte – in einem leider missverständlichen Bezug auf Paul Feyerabend¹⁶¹ – zum Signum nicht nur des Poststrukturalismus, sondern der ‚Theorie‘ in den Geistes- und dann Kulturwissenschaften überhaupt werden.

Laermanns Kommentar kann stellvertretend für ein größeres Korpus kritischer Texte stehen, die seit den frühen 1980er Jahren in zunehmend schnellerer Abfolge publiziert worden sind. Am massivsten werden die neuen Theorien dabei, wie gezeigt werden konnte, ihrer abstrakten Sprache wegen attackiert. Dass gerade in den schärfsten Kritiken der sprachliche Stil oftmals in ähnlicher Weise artifiziell erscheint wie in den diskutierten Texten, wurde bislang kaum problematisiert. Durch die Oberfläche der Sprachkritiken dieser Phase scheint aber auch die konzeptuelle Kontrastfolie der Kritik: eine sprachlich der Sache angemessene, den Gegenstand in jedem Fall adäquat erfassende und einer fachlichen Ethik verhaftete Form der Beschreibung und Analyse. Die Grenzen des metasprachlichen Engagements werden einerseits durch den Gegenstand selbst, andererseits – besonders in den philologischen Fächern – durch einen aus der klassischen Rhetorik gewonnenen Kriterienkatalog gesetzt. Die Differenzierung zwischen Beschreibungs- und Objektsprache ist konstitutiv für eine Wissenschaft, deren Gegenstände aufgrund ihrer Substantialität mit einem genuinen, von den strengen Kriterien der exakten Wissenschaften gleichwohl verschiedenen Objektivitätsanspruch ausgestattet sind.¹⁶² Einen derartigen Anspruch, so geht es aus den kritischen Beiträgen hervor, haben die neuen Theorien für obsolet erklärt. Da die Theorien ihre Entsprechung in der Realität nicht mehr voraussetzen, befreien sie sich von Kontrollkriterien, die den theoretischen Diskurs in irgendeiner Weise begrenzen oder regulieren. Die Bedrohung, die von der Theorie ausgeht, liegt demnach in ihrem selbstbezüglichen Imperativ. Verallgemeinert gesprochen: Eine Orientierung an der Theorie hat

¹⁶¹ Paul Feyerabends Studie *Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie*, Frankfurt a.M. 1976, wurde in diesem Zusammenhang immer wieder zum Manifest einer antirationalen und somit dem Poststrukturalismus nahe stehenden Erkenntnistheorie stilisiert. Zu Unrecht, wie Eberhard Döring feststellt: *Paul K. Feyerabend zur Einführung*, Hamburg 1998, S. 56ff.

¹⁶² Vgl. Erhard Schüttpehl: *Objekt- und Metasprache*, in: Jürgen Fohrmann und Harro Müller (Hg.): *Literaturwissenschaft*, München 1995, S. 179-217. Um Missverständnissen vorzubeugen, sei noch einmal betont: Objektivität ist hier nicht im Sinn der exakten Wissenschaften zu verstehen.

den Preis des Gegenstandsverlustes zu zahlen. Das Schema von Theorieorientierung und Verlust des Gegenstandes gründet auch gegenwärtig noch die auf eine Selbstvergewisserung der Literaturwissenschaft ausgerichteten Debatten.¹⁶³ Die Preisgabe des Gegenstandes, so schwingt es in den Kommentaren mit, kommt auch einem Verstoß gegen die Werte des Fachs gleich. Theoriekritik in dieser Form integriert gleichsam eine institutionelle Zuschreibung, die den Trägern des theoretischen Diskurses eine Position an der Peripherie des Feldes zuweist.

Zwischenzeitlich erschöpfte sich gegen Ende der 1980er Jahre die hauptsächlich sprachkritisch fokussierte Theoriekritik und wurde durch Beiträge ergänzt, die sich vornehmlich mit den thematischen und ideologischen Positionen des Poststrukturalismus auseinandersetzten. Musste dabei zwar zunächst der Befund der ‚Substanzlosigkeit‘ der Theorietexte revidiert werden, so fiel die nunmehr anders akzentuierte Kritik nicht minder massiv und tiefgreifend aus. Manfred Frank und Jürgen Habermas sind zwei philosophische bzw. sozialphilosophische Vertreter, deren Diskussionsbeiträge für den deutschen Sprachraum in diesem Zusammenhang hervorgehoben werden können. Die Kommentare

¹⁶³ Siehe hierzu grundsätzlich Bozena Choluj: *Der literaturwissenschaftliche Beitrag zu den Kulturwissenschaften oder: Für und Wider den Sonderstatus der Literatur*, in: Heinz Dieter Kittsteiner (Hg.): *Was sind Kulturwissenschaften? 13 Antworten*, München 2004, S. 55-75. Vgl. hierzu ebenfalls exemplarisch die Diskussion, die von 1997 bis 2000 im *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* unter dem Titel *Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhanden?* stattfand. An dieser Diskussion beteiligten sich unter der Leitung von Wilfried Barner eine Vielzahl Literaturwissenschaftler aller Teildisziplinen, vgl. die programmatischen Vorüberlegungen in Wilfried Barner: *Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhanden? Vorüberlegungen zu einer Diskussion*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 16 (1997), S. 1-8. Anhand der Diskussionsbeiträge lässt sich in nahezu idealer Weise aufzeigen, wie wirkmächtig das Schema von Theorieorientierung und Gegenstandsverlust greift. Die Theorie wird in diesem Fall nicht mehr ausschließlich mit dem Poststrukturalismus gleichgesetzt, sondern mit der Frage ‚Literaturwissenschaft als/und/oder Kulturwissenschaft‘ überblendet. Hinter der Tendenz zur theoretischen Öffnung der Literaturwissenschaft wähnt man dieselbe Bedrohung, die vormals von den Theorien des Poststrukturalismus ausging. Den skeptischen Stimmen, wie etwa der von Heinz Schlaffer (*Unwissenschaftliche Bedingungen der Literaturwissenschaft*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 16 [1998], S. 486-490) stehen hier jedoch ebenso viele theorieaffirmative Beiträge gegenüber. Vgl. hierzu im Jahrgang 1998 weiterhin Doris Bachmann-Medick: *Weltsprache der Literatur*, S. 463-469; Moritz Baßler: *Stichwort Text. Die Literaturwissenschaft unterwegs zu ihrem Gegenstand*, S. 470-475; Hartmut Böhme: *Zur Gegenstandsfrage der Germanistik und Kulturwissenschaft*, S. 476-485; Jörg Schönert: *Warum Literaturwissenschaft heute nicht nur Literatur-Wissenschaft sein soll*, S. 491-494; Heinrich C. Seeba: *Kulturkritik. Objekt als ‚subject‘. Diskussionsbeitrag zum Gegenstand der Literaturwissenschaft*, S. 495-502; Wilhelm Voßkamp: *Die Gegenstände der Literaturwissenschaft und ihre Einbindung in die Kulturwissenschaften*, S. 503-507; im Jahrgang 1999 finden sich die folgenden Beiträge zur Diskussion: Wilfried Barner: *Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhanden? Zur zweiten Diskussionsrunde*, S. 447-450; Ulf Abraham: *Wie findet der Literaturunterricht seine Gegenstände?*, S. 451-453; Klaus-Michael Bogdal: *Gegenstand oder Subjekt?*, S. 454-459; Eckehard Czuka: *Gegenstand der Literaturwissenschaft? Drei Rückfragen*, S. 460-465; Klaus Grubmüller: *Wie kann die ‚Mediävistik‘ ihren Gegenstand verlieren?*, S. 466-469; John A. McCarthy: *Bewegung als ‚Gegenstand‘ der Literatur*, S. 470-475; Martin Swales: *Trahison des Clercs? Gedanken zu dem abhandengekommenen – oder abgeschafften – Gegenstand der Literaturwissenschaft*, S. 476-477; Horst Wenzel: *Systole – Diastole. Mediävistik zwischen Textphilologie und Kulturwissenschaft*, S. 479-483.

beider Kritiker zeichnen sich durch eine größere Sachbezogenheit und Weitsicht aus als die sprachkritischen Polemiken aus den vorhergehenden Jahren.¹⁶⁴ Eine Veränderung der Diskussion fand auch aufgrund der Internationalisierung des Poststrukturalismus und seiner Kritik statt. Aufgegriffen wurden in diesem Zeitraum verstärkt Arbeiten aus Frankreich wie beispielsweise das 1985 erschienene und 1987 ins Deutsche übersetzte Buch *La Pensée 68. Essais sur l'anti-humanisme contemporain*¹⁶⁵ von Luc Ferry und Alain Renaut oder auch die Polemik von Jacques Bouveresse aus dem Jahr 1984.¹⁶⁶ Auch aus den USA und Großbritannien meldeten sich derzeit Stimmen, die in Deutschland Gehör fanden und interessiert rezipiert wurden. John Searle stieß mit seinem skeptischen Text *Reiterating the Difference*¹⁶⁷ in den späten 1970er Jahren eine ganz Debatte zur Kritik der Sprachphilosophie Derridas an.¹⁶⁸ Neben der Diskussion philosophischer Spezialfragen sollte sich die Kritik am Poststrukturalismus bis in die 1990er Jahre auf eine überschaubare Menge an Argumenten beschränken, die den bisher skizzierten Rahmen kaum überschritten.

3.4 Eleganter Unsinn

Auf die Spitze getrieben und zugleich um einen wesentlichen Aspekt erweitert wurde die kritische Verhandlung der poststrukturalistischen Theorien letztlich aber durch ein Ereignis, das die bisherigen Diskussionen an internationaler Wirksamkeit um ein Vielfaches überstieg und unter dem Schlagwort ‚Sokal-Affäre‘ in die jüngere Wissenschaftsgeschichte einging. Der amerikanische Physiker Alan Sokal, Professor an der New York University, reichte im Jahr 1996 einen Beitrag mit dem Titel *Transgressing the Boundaries: Towards a Transformative Hermeneutics of Quantum Gravity* bei der renommierten kulturwissenschaftlichen Zeitschrift *Social Text* zur Publikation ein. Bei diesem Aufsatz handelte es sich um eine parodistische Montage zahlreicher Theoriezitate poststrukturalistischer Provenienz. Sokal wollte demonstrieren, dass die „Zitate absurd oder, in vielen Fällen, einfach sinnlos sind [...]“.¹⁶⁹

Als der Aufsatz dann tatsächlich in einer Sondernummer der besagten Zeitschrift erschien¹⁷⁰ und Sokal seinen Scherz kurz darauf öffentlich eingestand,¹⁷¹ entbrannte in kür-

¹⁶⁴ Vgl. Frank: *Was ist Neostukturalismus*, a.a.O.; Habermas: *Der philosophische Diskurs der Moderne*, a.a.O.

¹⁶⁵ Luc Ferry et Alain Renaut: *La Pensée 68. Essais sur l'anti-humanisme contemporain*, Paris 1985.

¹⁶⁶ Vgl. Jacques Bouveresse: *Rationalité et cynisme*, Paris 1984.

¹⁶⁷ Vgl. John R. Searle: *Reiterating the Difference. A Reply to Derrida*, in: *Glyph* 1 (1977), S. 198-208.

¹⁶⁸ Vgl. Dirk Werle: *Die Kontroverse zwischen John Searle und Jacques Derrida über eine adäquate Theorie der Sprache*, in: Ralf Klausnitzer und Carlos Spoerhase (Hg.): *Kontroversen in der Literaturtheorie. Literaturtheorie in der Kontroverse*, Bern 2007, S. 327-341.

¹⁶⁹ Alan Sokal und Jean Bricmont: *Vorwort zur deutschen Ausgabe*, in: dies.: *Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften missbrauchen*, München 1999, S. 9.

¹⁷⁰ Alan D. Sokal: *Transgressing the Boundaries: Towards a Transformative Hermeneutics of Quantum Gravity*, in: *Social Text* 46/47 (1996), S. 217-252. [Der Text ist online auf Sokals Homepage abrufbar: www.physics.nyu.edu/faculty/sokal/transgress_v2/transgress_v2_singlefile.html; zuletzt geprüft am 12.09.2010, 14:42 Uhr]

zester Zeit eine heftige Debatte. Die Diskussion erhitzte sich so stark, dass sie es bis auf die Titelseite der *New York Times* brachte. 1997 publizierte Sokal gemeinsam mit Jean Bricmont die umfangreiche Monographie *Impostures Intellectuelles*,¹⁷² in der die beiden Naturwissenschaftler Sokals Projekt fortführten und sich systematisch dem ‚eleganten Unsinn‘ der Geisteswissenschaften, besonders der Philosophie, widmeten: dem Missbrauch, den die Denker der Postmoderne an den Wissenschaften verüben. Die Autoren verfolgen das Ziel, „intellektuelle Hochstapelei und Unehrllichkeit“ aufzudecken und zu verurteilen. Es geht dabei vorrangig um solche Fälle, in denen französische und amerikanische Theoretiker – offenkundig uniformiert und wenig kompetent im Feld der exakten Disziplinen – konzeptuelle und begriffliche Entleihungen bei den Naturwissenschaften und der Mathematik vornehmen, um diese dann wirkungsvoll in ihren eigenen Theoriegebäuden zu verbauen. Im Blick haben Sokal und Bricmont besonders Theoretiker wie Jacques Derrida, Jacques Lacan, Paul Virilio oder Bruno Latour,¹⁷³ mit denen sie hart ins Gericht gehen. Im

¹⁷¹ Vgl. Alan D. Sokal: *A Physicist Experiments With Cultural Studies*, in: *Lingua Franca*, May/June (1996), pp. 62-64. Vgl. hierzu auch Hans-Joachim Niemann: *Übersetzung von Alan Sokal, Experimente eines Physikers mit den Sozialwissenschaften*, in: *Sic et Non* 1997.

¹⁷² Alan D. Sokal et Jean Bricmont: *Impostures Intellectuelles*, Paris 1997; englisch Ausgabe: *Fashionable Nonsense. Postmodern Intellectuals' Abuse of Science*, New York 1998; deutsche Ausgabe 1999, a.a.O.

¹⁷³ Einige der vorgeführten Theoretiker waren zunächst empfindlich getroffen. Schnell äußerten sie sich dann aber durchaus vermittelnd zu Sokals Entlarvungsaktion. Angesichts der versierten Argumentation, die Sokal und Bricmont vorlegten, schien ein Widerspruch in der Sache wenig Erfolg zu versprechen. Deshalb wich man ins Feld der Wissenschaftsethik und -politik aus. So etwa Bruno Latour, der massiv für die Verbindung von Natur- und Sozialwissenschaft plädiert, sich mit ironischen Seitenhieben gegen Sokal & Co. aber keineswegs zurückhält: „Die Sokal-Affäre scheint mir wesentlich interessanter zu sein als nur eine einfache Frage der akademischen Polizei. Eine kleine Anzahl theoretischer Physiker, denen die fetten Budgets des Kalten Krieges abhanden gekommen sind, macht sich auf die Suche nach einer neuen Bedrohung, der sie heldenhaft das Bollwerk ihres Geistes entgegenstellt. Es handelt sich nicht mehr um den Krieg gegen die Sowjets, sondern gegen ‚postmoderne‘ Intellektuelle aus dem Ausland. Frankreich ist in ihren Augen zu einem zweiten Kolumbien geworden, einem Land der Dealer, das harte Drogen herstellt: das Derridium, das Lacanium usw., denen die US-amerikanischen Doktoranden genausowenig widerstehen können wie Crack. Sie wenden sich vom freudvollen und gesunden Campusleben ab, vergessen gar, ihre tägliche Dosis analytischer Philosophie einzunehmen, und ergeben sich – geistig entkräftet – dem Relativismus! [...] Was soll man also zu diesem Artikel sagen, der in einer Zeitschrift ohne Begutachtungsverfahren veröffentlicht wurde? Was ist typisch an einem postmodernen Gefasel, das dem Leser im voraus einen Bären aufbindet. Sokal will uns diese Literatur vom Halse schaffen? Ausgezeichnet! Jeder Forscher applaudiert lautstark dazu, daß man uns die gefälligen Zeitschriften, die sich wiederholenden Artikel, die Cliques und Clans vom Halse schafft, sodass es nur noch wagemutige, präzise, riskante, gut geschriebene und innovative Artikel gibt! Aber dieses großartige Programm wäre nicht in der Lage, die Natur- von den Geisteswissenschaften, die Modernen von den Postmodernen zu unterscheiden. Jeder Wissenschaftler weiß das genau. Man müßte dieses Programm auf jede Art wissenschaftlicher Literatur anwenden, sei es in Wirtschaft oder Chemie, in theoretischer Physik oder vergleichender Literaturwissenschaft. Auf daß die gute Forschung endlich die schlechte vertreibe. Bravo!“ Womit Latour sich schließlich an die Adresse der Naturwissenschaften wendet, klingt dann aber zumindest schuldbewusst und versöhnlich zugleich: „Die Naturwissenschaften sind zu zerbrechlich, um sich von den wenigen Verbündeten in den Geistes- und Sozialwissenschaften zu trennen, die die Realität der Forschung, ihre Geschichte und Krisen verstehen wollen. Man sollte nicht die als Feinde bekämpfen, die sich bemühen, Licht auf die Ar-

Vordergrund steht die Aufklärung der „falschen Verwendung wissenschaftlicher Begriffe“. Dies zu betonen ist durchaus wichtig, da sich die intensive deutsche Rezeption des Buches hauptsächlich auf die sprachkritischen Passagen konzentrierte. Sokal und Bricmont haben freilich einiges zur abstrakten Sprache der Poststrukturalisten und der Postmoderne, beide Bezeichnung werden synonym gebraucht, zu sagen: Der Missbrauch, den die Poststrukturalisten ausüben, schließt „die Verwendung von im Grunde bedeutungslosen Schlagworten und Sätzen [mit ein]. Einige der betreffenden Autoren lassen sich zwar wahrhaft berauschen von Worten, deren Bedeutungen sind ihnen aber zugleich ganz und gar gleichgültig. Diese Autoren sprechen mit einem Selbstbewusstsein, das ihre wissenschaftliche Kompetenz bei weitem übersteigt.“¹⁷⁴ Ausführlicher als der sprachlichen Beschaffenheit der Theorieverfehlungen widmen sich die Autoren jedoch dem Nachweis des naturwissenschaftlichen Unverstandes der Leitfiguren des französischen und amerikanischen Theoriediskurses:

Vielleicht glauben sie [die Theoretiker J.S.], sie könnten das Prestige der Naturwissenschaften benutzen, um ihren eigenen Diskursen den Anstrich der Exaktheit zu geben. Und sie scheinen darauf zu vertrauen, dass niemand ihre falsche Verwendung wissenschaftlicher Begriffe bemerkt, dass niemand mit einem Aufschrei verkünden wird, der König sei nackt. Unser Ziel besteht genau darin: zu sagen, der König sei nackt (und die Königin ebenfalls).¹⁷⁵

Die Bloßstellung der französischen und amerikanischen Theoriekonstruktionen als ‚eleganter Unsinn‘ wurde als polemische Geste in die deutschsprachige Diskussion übernommen.¹⁷⁶ Dies geschah zu einem Zeitpunkt als die poststrukturalistischen Theorien langsam in einem neuen Diskussionszusammenhang aufgingen, dem ihre Adepten langfristig den Weg bereitet hatten: der Kulturwissenschaft. Die Verbindung beider Debatten, der poststrukturalistischen und der kulturwissenschaftlichen, ist leicht daran zu erkennen, dass die Argumente, die nun gegen die kulturwissenschaftlichen Theorien vorgebracht werden, denjenigen aus den 1970er und 1980er Jahren weitgehend gleichen. Die institutionelle Wirkung der Kulturwissenschaften war um 2000 aufgrund der besonderen bildungspolitischen Konstellationen, in denen sie zur Geltung kamen, jedoch wesentlich größer als die

beitsweise der Forscherteams, die Instrumente, die Labors, die Praktiken und die Konzepte zu werfen, und die sich für die unzähligen Verbindungslinien zwischen den Gegenständen der Naturwissenschaft und denen der Kultur und der Geschichte interessieren. Alle, sowohl die Wissenschaftler in den „harten“ als auch in den ‚weichen‘ Wissenschaften, Politiker und Anwender, haben ein berechtigtes Interesse daran, eine möglichst realistische Einschätzung dessen zu erlangen, was die Wissenschaften können und was nicht. Wir sitzen alle im selben Boot und haben uns auf dieselben Kontroversen eingelassen. Der Kalte Krieg ist beendet. Versuchen wir, einander nicht zu parodieren.“ Bruno Latour: *Wir sitzen alle in einem Boot* (www.falter.at/web/heureka/archiv/98_5/03.php; eingesehen am 09.09.2010/23:52 Uhr). Vgl. für eine substanziellere Kritik an der Kritik Hans-Joachim Niemann: *Die ‚Krise in der Erkenntnistheorie‘. Sokal, Bricmont und die wissenschaftlichen Standards in der Philosophie*: in: *Conceptus* 80 (1999), S. 1-35.

¹⁷⁴ Sokal/Bricmont: *Vorwort*, a.a.O., S. 21.

¹⁷⁵ Ebd.

¹⁷⁶ Zuletzt Rolf Breuer: *Handbuch der Hochstapelei in der Literaturwissenschaft*, Hamburg 2009.

des Poststrukturalismus zu Beginn der 1980er Jahre. Interessanterweise ist es in diesem Zusammenhang wieder einmal Friedrich Kittler, der die Geisteswissenschaftler zur Kritik provoziert. Diesmal ebbt die Empörung über den – nun – Berliner Medienwissenschaftler und Kulturphilosophen aber schnell ab. Was in den Kommentaren bleibt, ist „Kittlers Leere“.¹⁷⁷

3.5 Poststrukturalistische Irritationen

Die Geschichte der Theorie in der Literaturwissenschaft nach 1945 – soviel lässt sich bislang bereits festhalten – ist vor allen Dingen die Geschichte ihrer Kritik. Ein wichtiger Kristallisationspunkt der Kritikgeschichte ist, wie bereits erwähnt wurde, der Beginn der 1980er Jahre. Diese Phase markiert keineswegs den ersten spürbaren paradigmatischen Umschwung in der Literaturwissenschaft und auch mit Blick auf die internationale Diskussion bildet der Verlauf der Poststrukturalismusrezeption in der Bundesrepublik, wie anhand der Schlaglichter auf die kritischen Stimmen verdeutlicht wurde, keine sonderliche Ausnahme. Und dennoch gingen von den neuen Theorien Impulse aus, die sich auf das Selbstverständnis des Fachs in einer Art und Weise auswirkten, die mit den vorhergehenden Umbruchphasen nicht ohne Weiteres vergleichbar sind. Die rhetorische Schärfe, mit der die Widersprüche gegen die neue Theoriekultur vorgetragen wurden, scheint auch mit dieser Besonderheit zusammenzuhängen. Gerhard Neumann streicht die besagten Differenzen in seiner gründlichen Sichtung der bundesdeutschen Rezeptionsverläufe poststrukturalistischer Theorien deutlich heraus: „Die Herausforderung, welche durch diese neue Situation ergeht, erweist sich bei genauerem Hinsehen als grundverschieden von jenen seit fast einem Jahrhundert zyklisch wiederkehrenden Paradigmenwechseln, denen die Literaturwissenschaft, die es mit dem Sichern und Verstehen von Texten und ihren durch die Geschichte von Kultur bedingten Lektüreschicksalen zu tun hat, wohl von Anfang an, notwendig und im Ganzen ungefährdet, unterworfen war.“¹⁷⁸ In dieser Sichtweise stellt die Ankunft des Poststrukturalismus weitaus mehr dar als lediglich einen Pendelschlag zwischen historisch sedimentierten Grenzwerten des fachlichen Selbstverständnisses oder einer Komödie des Geistes in abstraktesten Sprachspielen. Die Kompatibilität des Strukturalismus in seinen heterogenen, letztlich aber doch immer die Begriffe von Zeichen und Struktur absichernden Spielarten mit dem „System einer Wissenschaft vom Textverstehen, wie es die Institution der Literaturwissenschaft bislang darstellte und legitimierte“ wurde durch die französischen und amerikanischen Theoriebeiträge empfindlich gestört. Neumann bewegt sich mit seiner Darstellung dicht an den argumentativen Linien, die Friedrich Kittler fast zwanzig Jahre zuvor in der *Austreibung des Geistes* verfolgte:

¹⁷⁷ Friedrich Vollhardt: *Kittlers Leere. Kulturwissenschaft als Entertainment*, in: *Merkur* 628 (2001), S. 711-716.

¹⁷⁸ Gerhard Neumann: *Einleitung und Vorbemerkung des Herausgebers*, in: *Poststrukturalismus*, a.a.O., S. 1-17, hier S. 4.

... diese neue Situation führte zu einer Provokation der *Institution* Literaturwissenschaft *selbst* in ihrer Verankerung im Bildungssystem der Kultur; einer Wissenschaft, deren Grundfesten durch die Axiome von Ganzheit und Geschlossenheit (Totalität) des literarischen Werks, von einem auf das Literale eingeschränkten Text-Begriff, von der ursprünglichen Manifestation von Autorschaft und Schöpfertum in diesem literarischen Text, und von der fraglosen Etablierung und Sicherung einer Werthierarchie im literarischen Feld gesichert und gestützt waren. Die poststrukturalistische Praxis der Textlektüren und des Textverstehens, samt ihrer Ausrichtung auf das Moment der Schriftlichkeit dagegen postulierte – bei aller Verschiedenheit der in dieser Bewegung sich äußernden Positionen – eine Preisgabe all jener philosophisch bislang (unangefochten) garantierten Momente, welche die Erkenntnis der Wahrheit des dichterischen Textes (und der in ihm zum Ausdruck kommenden Wahrheit der durch ihn bezeugten Geschichte, Lebens-Welt und Kultur) zu verbürgen schienen: die Erklärung vom Ursprung her; die Weckung des Verstehens aus der Ordnung durch Oppositionen; die Sicherung und Fixierung einsinniger wie auch vielstimmiger Bedeutungsfiguren im Text; die Totalisierung und Legitimierung des literarischen Werks aus der Leitvorstellung des (kreativen) Subjekts.¹⁷⁹

Was in Kittlers Einleitung zu der poststrukturalistischen Programmschrift noch ganz im Stil der neuen Theorien recht dunkel formuliert und weitgehend auf die Geisteswissenschaften im Allgemeinen appliziert wurde, wird von Neumann konkretisiert und speziell auf die Literaturwissenschaft bezogen.¹⁸⁰ Ordnungsmodelle, Wahrheitskonstrukte und – das lässt aufmerken – Ideen des Ursprungs gehören zu den weitgehend unhinterfragten Gewissheiten der Literaturwissenschaft, deren Preisgabe durch die Theorien des Poststrukturalismus kaum zu übersehende Leerstellen im Selbstverständnis des Fachs hinterlassen haben. In der fachgeschichtlichen Rückschau erscheinen die Prozesse der „Kanon- und Theorieverwerfung“¹⁸¹ zumeist als notwendige Schritte einer wissenschaftstheoretischen Reform literaturwissenschaftlicher Methoden und Zugangsweisen. Das kritische Bewusstsein für die Unwahrscheinlichkeit der Durchsetzung der neuen theoretischen Impulse unmittelbar nach der lautstarken Ankunft des Poststrukturalismus gerät dabei oftmals aus dem Blick. Dass die damaligen Vorbehalte gegen die neuen Theorien wie gegen das Phänomen ‚Theorie‘ überhaupt – verstanden als abstraktes Abweichen von einer den Gegenständen des Fachs angemessenen Betrachtung – durchaus massiv waren, zeigen die kritischen Stellungnahmen in deutlicher Weise. Es bleibt daher zu fragen, wie die neuen Theorien die Widerstände überwinden und Eingang in die Identitätskonstruktion des Fachs finden konnten. Am Beispiel Friedrich Kittlers, der in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren wie kaum ein anderer deutscher Literaturwissenschaftler mit den Programmen des französischen und amerikanischen Poststrukturalismus identifiziert wurde, wird dieses Spannungsverhältnis plastisch. Einerseits lieferte er an die komplexe französische Theoriesprache angelehnte Reflexionen und Lesarten literarischer Texte, die sich in

¹⁷⁹ Ebd. [Hervorhebungen im Original].

¹⁸⁰ Vgl. auch Klaus-Michael Bogdal: *Hermeneutische Selbstverständlichkeiten und poststrukturalistische Herausforderungen*, in: ders.: *Historische Diskursanalyse der Literatur*, 2. erw. Ausgabe, Heidelberg 2007, S. 13-31, besonders den Abschnitt S. 22ff.

¹⁸¹ Vietta, *Kanon- und Theorieverwerfung in der Germanistik der 70er Jahre*, a.a.O.

deutlicher Frontstellung zum – inoffiziellen – literaturwissenschaftlichen Konsens der damaligen Zeit positionierten. Andererseits weitete er die poststrukturalistischen Impulse zur Generalkritik an den bundesdeutschen Geisteswissenschaften aus. Beide Aspekte werden rückblickend oftmals als Zusammenhang gesehen und stellen eine fachhistorische Szene dar, die mittlerweile zum Handbuchwissen gehört: „In den dem Individuellen und Allgemeinen und der Kunst des Verstehens verpflichteten deutschen Universitäten reagierte man [...] noch in den späten 1970ern verstört, als Kittler in Büchern wie *Urszenen* (1977), *Dichtung als Sozialisationspiel* (1979) oder, programmatisch, *Austreibung des Geistes* [...] (1980) solche Basiskategorien wie Werk, Autor, Geist, Sinn und Bedeutung historisch bearbeitete und den so genannten Poststrukturalismus [...] heimisch zu machen versuchte.“¹⁸² Die Kritik an Kittler in dieser Zeit und auch noch danach ist umfassend und lässt keine Facette seiner Arbeiten aus. Man unterstellte ihm etwa eine „Mesalliance von Philosophie und Pornographie“, die sich in „der hohe[n] Kunst des Redens in Zweideutigkeiten [ergeht], die als weltgeschichtliche Ahnungen ausgegeben werden“.¹⁸³ Neben den Kommentaren zum im weiteren Sinne philosophischen und medientheoretischen Werk sind es in den 1980er Jahren aber vor allen Dingen die Bemerkungen zur theoretischen Überformung der literaturwissenschaftlichen Praxis, die den Tenor der fachlichen Reaktionen bestimmen. In unmissverständlicher Weise trägt Harald Fricke seine Bedenken gegen die von den neuen Theorien durchdrungenen Interpretationspraktiken vor, die er im vorliegenden Fall auf Kittlers einschlägige diskursanalytische Interpretation von Kleists Novelle *Das Erdbeben in Chili*¹⁸⁴ bezieht:

Diese Art von Geschichtskittlerung [sic!] scheint denn doch eher eine wortreiche Argumentationsverweigerung zu sein, oder vielmehr die Ersetzung von Argumentation durch den Kalauer. Manche jener poststrukturalistischen Publikationen, die [...] durch ‚alle Fegefeuer diskurstheoretischer Provenienz‘ gegangen sind, ähneln eher dem Versuch, ihre zahlreichen Halbzitate und Begriffshälften statt nach logischen Gesetzen nach den Regeln des Dominospiels zu verbinden und dabei die ständige metonymische Schiefheit ihrer Formulierungen zur ‚Methode‘ zu adeln. Nun reicht aber ein bloßes Desinteresse leider nicht aus, um den Gesetzen der Logik zu entgehen. Mit der Logik verhält es sich nicht anders als mit der Umwelt: auch wer ihre Probleme leugnet oder ignoriert, kann darin umkommen.¹⁸⁵

¹⁸² Raimar Zons: *Kittler, Friedrich*, in: Ansgar Nünning (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, 4. aktual. u. erw. Aufl., Stuttgart 2008, S. 350-351, hier S. 350.

¹⁸³ Hannelore Schlaffer: *Philosophie und Pornographie. Erlösungsmodelle von Sloterdijk, Kittler, Duerr, Theweleit*, in: *Merkur* 619 (2000), S. 1131-1139.

¹⁸⁴ Friedrich Kittler: *Ein Erdbeben in Chili*, in: David Wellbery (Hg.): *Positionen der Literaturwissenschaft. Acht Modellanalysen am Beispiel von Kleists „Das Erdbeben in Chili“*, 2. durchgesehene Aufl., München 1987 [zuerst 1985], S. 24-39.

¹⁸⁵ Harald Fricke: *Wieviele ‚Methoden‘ braucht die Literaturwissenschaft? Zur Konkurrenz wissenschaftlicher Standards in einem unwissenschaftlichen Fach*, in: ders.: *Literatur und Literaturwissenschaft. Beiträge zu Grundfragen einer verunsicherten Disziplin*, Paderborn 1991, S. 169-189, hier S. 186. Vgl. im Gegenzug auch Fricke's Vorschläge für eine angemessene Redeweise über Literatur: *Wie soll man über Literatur reden? Kafkas „Hungerkünstler“ und der Umgang mit der Dichtung*, in: ebd., S. 11-27. Auf die beste-

Es überrascht kaum, dass Fricke sich an anderer Stelle seines Aufsatzes auf die Sprach- und Stilkritik Laermanns stützt.¹⁸⁶ Die Argumentation gleicht sich in wesentlichen Punkten. Fricke's Rekurs auf eine Fundierung der Literaturwissenschaft als analytisches Fach rahmt die grundsätzliche Fokussierung auf die sprachlichen Defizite der neuen Theorie lediglich. Die Schlussfolgerungen, die Fricke aus seiner Sichtung der Theorieangebote ableitet, ist dieselbe wie in anderen, ähnlich angelegten Beiträgen: Theorie stellt für die Grundwerte der Literaturwissenschaft eine Bedrohung dar, die es abzuwehren gilt. Die Frage, ob Friedrich Kittlers Arbeiten wie auch die Theorie-Texte des Poststrukturalismus in der Tat zum Objekt „kanonisierter Missverständnisse“¹⁸⁷ geworden sind bzw. ob die Stilisierung seiner Person zum Überbringer der poststrukturalistischen Botschaft bis ins Letzte konsistent ist, muss an dieser Stelle unbeantwortet bleiben. Eine gründliche Analyse der literaturwissenschaftlichen Rezeptionsweisen poststrukturalistischer Theorien auf breiter Basis steht bislang noch aus und bildet ein drängendes Desiderat der Wissenschaftsgeschichte, das im Rahmen einer ausführlichen Untersuchung von Theietransferprozessen zu bearbeiten wäre. Diese dringend nötige Forschung könnte Feinkorrekturen an der etwas schematischen Zeichnung der theoretischen Problemlagen der 1980er Jahre erbringen. In der Summe ließe sich das bislang an nur wenigen Beispielen Skizzierte mit ziemlicher Sicherheit aber auch auf breiter Basis bestätigen.

In seinen Selbstauskünften begegnet Kittler den auf ihn gerichteten Poststrukturalismuszuschreibungen in ambivalenter Weise. Den Poststrukturalismus, als dessen umtriebiger und erster Adept er in Deutschland angesehen wurde, tut er als „Unbegriff“¹⁸⁸ ab. Es ist anzunehmen, dass sich diese Einschätzung hauptsächlich auf die Rezeptionslinie bezieht, in die seine Schriften in Deutschland gestellt wurden. Gleichmaßen groß sind seine Bemühungen aber auch, die ihm zugeschriebene Stellung als Vordenker, Schulbegründer, Klassiker und Daueravantgardist zu stärken und zu verteidigen.¹⁸⁹ Dass die Theorien

henden Widersprüche zwischen den Positionen, die in beiden Aufsätzen vertreten werden, kann hier nicht eingegangen werden. Der Hinweis auf ihr Vorhandensein muss an dieser Stelle genügen.

¹⁸⁶ Vgl. ebd., S. 172.

¹⁸⁷ Winthrop-Young: *Kittler*, a.a.O., S. 13.

¹⁸⁸ Friedrich Kittler: *Short Cuts*, Frankfurt a.M. 2002, S. 31.

¹⁸⁹ Winthrop-Young (Kittler, a.a.O., S. 12) will in Kittlers Selbstauskünften eine Strategie erkennen, die auf „einen schauspielerischen Gestus, auf bewusst eingesetzte, auf Provokation abzielende Übertreibungen“ hindeutet. Man hat seine Zweifel, dass Kittlers Beiträge stets einer Strategie folgen, die ihn vor dem Eindruck der intellektuellen Arroganz bewahren kann. Im Interview mit Christoph Weinberger erläutert Kittler seine literaturwissenschaftliche Kompetenz folgendermaßen: „Ich bilde mir ein, den ‚Goldnen Topf‘ besser als viele andere interpretiert zu haben. Ich finde auch, ich habe den ‚Malte Laurids Brigge‘ minus seiner historischen Teile ziemlich gut erfasst in seiner Zeitgenossenschaft. Und damit eine Lektüre möglich gemacht, die wirklich effizienter war und mehr Text verkraften kann.“ Besonders deutlich wird die Ambivalenz in den Reaktionen Kittlers mit Blick auf seine Rolle als erster Adept poststrukturalistischer Theorien in Deutschland. Auf diese Position hin angesprochen entgegnet Kittler: „Das ist etwas, das oft so völlig falsch rüber kommt. Als sei es ein erwiesenes Faktum, dass der Strukturalismus aus Paris in Freiburg am deutschen Seminar – am germanistischen – ausgebrochen sei. [...] Und das irgendwie Ende der Siebziger. Das ist so grotte-falsch!“ Kurz darauf liefert er dann aber folgende Einschätzung, aus der sich Kittlers Selbstverständnis klarer herauslesen lässt: „Das ist

zumindest in der Wahrnehmung vieler literaturwissenschaftlicher Akteure eine Verfehlung, wenn nicht gar Beschädigung der fachlichen Identität darstellten, kann aber anhand der Zusammenschau exemplarischer Kommentare und Kritiken bestätigt werden.¹⁹⁰

Demgegenüber finden sich vor allem ab den 1990er Jahren jedoch auch gleichermaßen zahlreiche Einschätzungen des Kittler'schen Oeuvres, die die Bedeutung der Vermittlung der poststrukturalistischen Theorien und die damit einhergehende Aufwertung der ‚Theorie‘ im Ganzen für die Literaturwissenschaft wenn nicht durchgehend hervorheben, so doch zumindest nicht verwerfen. Das Spektrum der Stimmen, die Kittlers Verdienste um die Reformierung einer „sinnverliebten Literaturwissenschaft“¹⁹¹ in Richtung einer multiperspektivischen, historischen Medienkulturwissenschaft betonen, ist weitgefasst. Gilt er einerseits als „Begründer einer der eigenwilligsten und umstrittensten Medientheorien“,¹⁹² werden andererseits seine „unschätzbaren Qualitäten, Obsession zu stiften“¹⁹³ gewürdigt. Als Theoretiker historischer sowie gegenwärtiger kulturell-medialer Prozesse und Mechanismen, dessen Werk „wie kaum ein zweites nach dem Zweiten Weltkrieg kulturwissenschaftliche Epoche gemacht hat“¹⁹⁴ wird er ebenso gepriesen wie auch als Denker, dem die Literaturwissenschaft die Einsicht zu verdanken hat, dass „Kulturen [...] [in maßgeblicher Weise] durch die Kapazität ihrer Medien [...] definiert“ werden. Die wichtige Phase der Ausdifferenzierung der Literaturwissenschaft seit den 1980er Jahren, so hat es den Anschein, ist mit den Schriften Kittlers untrennbar verwoben.¹⁹⁵ Eine mögliche Antwort auf die Frage, wie es gelingen konnte, dass Kittlers poststrukturalistische Programme die anfängliche Unwahrscheinlichkeit ihrer Durchsetzung in kurzer Zeit verringern und schließlich überbrücken konnten, führt zurück zur Aktualität des Archäologischen in den Kulturwissenschaften, hierbei nun besonders in der Literaturwissenschaft. Im Folgenden

idiotisch. Erstens war das nicht Ende, sondern Anfang der Siebziger. Ich habe einen entscheidenden Aufsatz von Lacan, die wichtigen zwei Drittel davon, 1973 übersetzt und 1975 unter die Leute geworfen. Ich will jetzt nicht behaupten, ich sei allein gewesen; Norbert Haas und ein paar andere in Berlin und in Straßburg haben das auch für sich entdeckt. Aber bei mir war's ganz spürbar. Ich hatte mein französisches Staatsexamen, ich hatte alle Dichter gelesen, weil ich einen brillanten Romanisten als Lehrer hatte. Und war heilfroh, dass ich diese Theoriegattung entdeckte, die noch schöner war. Es war viel toller, Lacan zu lesen, als sich jetzt weiter mit mäßigen Dichtern oder Schriftstellern vom Typ Camus oder Sartre zu bescheiden.“ Das Interview wird zitiert nach *Bonus Track(s): Friedrich Kittler im Interview mit Christoph Weinberger*, in: Christoph Weinberger: *Rausch, Halluzination und Wahnsinn. Mediale Phantasmen in den ‚Aufschreibesystemen‘ Friedrich Kittlers*, Diss. Wien 2010 [othes.univie.ac.at/-9941/1/2010-01-20_9900934.pdf]

¹⁹⁰ Vgl. hierzu nochmals exemplarisch Thomas Steinfeld: *Diskursive Handgreiflichkeiten. Friedrich A. Kittler's Geschichtsphilosophie der Medientechnik*, in: *Merkur* 43/5 (1989), S. 429-435.

¹⁹¹ Friedrich Kittler: *Dichter – Mutter – Kind*, München 1991, S. 15.

¹⁹² Dieter Mersch: *Friedrich A. Kittler und die Austreibung des Geistes*, in: ders.: *Medientheorien zur Einführung*, Hamburg 2006, S. 185-207, hier S. 185.

¹⁹³ Peter Berz, Annette Bitsch und Bernhard Siegert: *Vorwort*, in: dies.: (Hg.): *FAktisch - Festschrift für Friedrich Kittler zum 60. Geburtstag*, München 2003, S. 15.

¹⁹⁴ Zons: *Kittler, Friedrich*, a.a.O.

¹⁹⁵ Aleida Assmann: *Die Unverzichtbarkeit der Kulturwissenschaften*, in: Jan Standke und Thomas Düllo (Hg.): *Theorie und Praxis der Kulturwissenschaften*, Berlin 2008, S. 9-35, hier S. 18f.

soll nun einsichtig gemacht werden, dass das Archäologische nicht nur thematisch, sondern auch als immanentes Prinzip für die literaturwissenschaftliche Theoriebildung der 1980er bedeutend wurde.

3.6 *Aufschreibesysteme*

3.6.1 Annäherung III

Nach dem Exorzismusversuch erregte Friedrich Kittler 1985 erneut die Aufmerksamkeit der bundesdeutschen Literaturwissenschaft. In diesem Jahr erschien sein sicherlich wichtigstes literaturwissenschaftliches Buch: *Aufschreibesysteme 1800/1900*.¹⁹⁶ Dass es überhaupt so weit kam, war nicht selbstverständlich, wenn man die Umstände genauer betrachtet, unter denen das Buch entstanden ist. Es handelt sich um Kittlers Habilitationsschrift, mit der 1982 das Qualifikationsverfahren an der Universität Freiburg eröffnet wurde. Über zwei Jahre sollte sich das Verfahren hinziehen, ohne dass jederzeit klar abzusehen war, mit welchem Ausgang zu rechnen sei. Nicht weniger als 13 Gutachten waren erforderlich, um ein einheitliches Urteil herbeizuführen. Erst das letzte Gutachten vermochte die Pattsituation zu lösen. Zweifellos ein Alptraum für jeden Habilitanden. Die Schwierigkeiten, die mit der Durchsetzung der Qualifikationsschrift an der Institution Universität verbunden waren, geben aufschlussreiche Hinweise für das Verständnis der spannungsreichen Situation während der 1980er Jahre, die noch deutlich von den Vorbehalten gegen die neue Theoriekultur geprägt war. Kittlers theoretische Hauptreferenzen für diese Arbeit waren Foucault und Lacan – zwei Autoren, deren Texte in der deutschen Debatte der vorhergehenden Jahre mit einigem Erregungspotential aufgeladen wurden. Der Anspruch, mit dem Kittler sich der theoretischen und methodischen Angebote bediente, war nicht gerade bescheiden:

Ich finde mich nicht so originell. Ich hab nur nach bestem Wissen und Gewissen den methodischen Werkzeugkasten Foucaults und Lacans benutzt und Kapriolen von Foucault vielleicht weggelassen. Aber die *Aufschreibesysteme* sind viel bescheidener im Anspruch als *Les mots et les choses*. Dafür sind sie akribischer und machen keine so ganz groben Fehler, wie Foucault sie gemacht hat.¹⁹⁷

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass eben dieser Anspruch und die Art und Weise, ihn zu kommunizieren, einen wichtigen Anteil an der Problemkonstellation hatte, mit der sich der Habilitand konfrontiert sah. Kittlers Erinnerungen an das Verfahren bestätigen diesen

¹⁹⁶ Vgl. Friedrich Kittler: *Aufschreibesysteme 1800/1900*, München 1985; vgl. auch die Rezensionen von Gerhard Plumpe: *Mütter und Schreibmaschinen. Zu Friedrich Kittlers Neubegründung der Literaturgeschichte*, in: *kultuRRévolution* 13 (1986), S. 10-12; zur 2. Auflage von Harro Müller, in: *Germanistik* 3 (1990), S. 597-598, sowie zur überarbeiteten Neuauflage von Oliver Jahraus, in: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte* 6 (2004), S. 280.

¹⁹⁷ *Friedrich Kittler im Interview mit Christoph Weinberger*, a.a.O., S. 214.

Verdacht: „Einer der drei Gutachter, den ich auch noch ausgesucht hatte, fand im Gespräch, ich sei ein netter Mensch, aber diese Habilitation müsse er zu Fall bringen, damit kein zweiter Michel Foucault entstehe. [...] Der Drittgutachter wollte ihn [den Strukturalismus J.S.] bewusstseinsfreundlicher machen. Widerlegen konnte er ihn ja nicht! Und ich war das arme Opfer...“¹⁹⁸ Die *Aufschreibesysteme* standen von Beginn an im Schatten, den die Poststrukturalismusrezeption in der bundesdeutschen Literaturwissenschaft auf das akademische Feld warf. Wie konnte das Buch aus diesem Schatten heraus- und mit dem Status des Klassikers ausgestattet in die Handbücher und Lexika des Fachs hineinfließen?¹⁹⁹ Um diese Frage beantworten und den wichtigen Umschlagpunkt der Theoriekultur in der Literaturwissenschaft bestimmen zu können, ist eine knappe Rekonstruktion des Konzepts der Aufschreibesysteme erforderlich.

Bei den *Aufschreibesystemen*, so Winthrop-Young, handelt es sich um eine „gewagte Mischung aus diskursanalytischer Zäsur-Emphase und informationstheoretisch konzeptualisierter Kulturanalyse“.²⁰⁰ Diese Bestimmung bedarf zweifellos der Erläuterung. In groben Zügen sollen deshalb die Grundlinien der Studie skizziert werden. Kittlers Augenmerk liegt auf zwei kulturellen Umbruchsituationen, die er mit dem historischen Index „1800“ bzw. „1900“ versieht. Im Nachwort zur Neuauflage seiner Arbeit konzentriert Kittler sein Programm folgendermaßen: Als Aufschreibesystem²⁰¹ lässt sich das jeweils spezifische „Netzwerk von Techniken und Institutionen bezeichnen, die einer gegebenen Kultur die Adressierung, Speicherung und Verarbeitung relevanter Daten erlauben“.²⁰² Das Aufschreibesystem, das Kittler an den Beginn seiner Untersuchung stellt, beginnt etwa um 1800.

¹⁹⁸ Ebd., S. 213. Wenn in diesem Zitat von Strukturalismus die Rede ist, dann sicherlich in dem Sinne, wie Kittler ihn in der *Austreibung* verstanden hat: als Poststrukturalismus. In der deutschsprachigen Rezeption war die Zurechnung verschiedener Theoretiker zu den einzelnen Feldern umstritten. Noch bis heute ist das Zuordnungsproblem evident.

¹⁹⁹ Vgl. exemplarisch Christian Moser: *Aufschreibesysteme*, in: *Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, a.a.O., S. 37f.; die Erwähnung in Wolfgang Bock: *Medientheorie*, in: *Methodengeschichte der Germanistik*, a.a.O., S. 421-447; bes. S. 429ff.; Achim Geisenhanslüke: *Einführung in die Literaturtheorie*, 3. Aufl. 2006, S. 137-141; Oliver Jahraus: *Aufschreibesystem*, in: Dieter Burdorf, Christoph Fasbender und Burkhard Moenighoff (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur*, 3. völlig neu bearb. Aufl., Stuttgart 2007, S. 55; in Dorothee Kimmich, Rolf G. Renner und Bernd Stiegler (Hg.): *Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart*, vollst. überarb. Neuaufl., Stuttgart 2008, S. 434-443, ist unter der Rubrik *Literatur und Medientheorie* folgender Text Kittlers auszugsweise abgedruckt: *Vom Take Off der Operatoren* [Original in Friedrich Kittler: *Vom Take Off der Operatoren*, in: ders.: *Grammophon, Film, Typewriter*, Berlin 1986, S. 149-160].

²⁰⁰ Winthrop-Young: *Kittler*, a.a.O., S. 47.

²⁰¹ Vgl. für begriffsgeschichtliche Erläuterungen Bernhard J. Dotzler: *Aufschreibesysteme*, in: Alexander Roesler und Bernd Stiegler (Hg.): *Grundbegriffe der Medientheorie*, München 2005, S. 28-32.

²⁰² Friedrich Kittler: *Aufschreibesysteme 1800/1900*, 4. vollst. überarb. Neuauflage 2003, S. 501.

3.6.2 1800

Die Zäsur, durch die das System um 1800 vom vorhergehenden Zeitraum abgetrennt wird, konstituiert sich durch das Voranschreiten der allgemeinen Alphabetisierung. Damit meint Kittler nicht zuerst die allgemeine Verbreitung des Lese- und Schreibvermögens, sondern vielmehr die Überbrückung der Differenz, die bislang noch häufig zwischen den beiden intellektuellen Fertigkeiten Lesen und Schreiben bestand. Das Aufschreibesystem, um das es Kittler zunächst geht, manifestiert sich, als um 1800 ein Prozess in Gang kam, der die beiden Fähigkeiten zusammenschloss und in der Idee einer allgemeinen Bildung institutionalisierte.²⁰³ Um die spezielle Form dieses Prozesses und damit auch das Aufschreibesystem in seiner Eigenart zu verstehen, ist es notwendig, den jeweiligen Ursprung des Diskurses zu lokalisieren und die Verschiebungen in diesem Feld zu beschreiben. Die signifikanten Umbauten im Bildungssystem des 18. Jahrhunderts führen Kittler zu dem Schluss, dass am „Diskursursprung“ die „Mütter“ platziert sind, denen auf die Initiative der Pädagogik hin eine zuvor nicht vorhandene „von der Natur her legitimierte Zentralstelle für Kulturation“ zugewiesen wird.²⁰⁴ Mit dieser Wende einher ging eine Transformation im Bereich der Vermittlung von Lesetechniken. In der *Handfibel oder Elementarbuch zum Lesenlernen nach der Lautirmethode*²⁰⁵ führte Heinrich Stephani eine Methode des Erwerbs der Lesefähigkeit ein, die das traditionelle Lernmedium Buch einschließlich der mechanistischen Verfahren des Lese- und Schreiberwerbs verdrängte. An deren Stelle trat die Stimme der Mutter, der „Muttermund erlöste die Kinder vom Buch“.²⁰⁶ Mütter werden in dieser Phase zur wichtigsten Instanz der kindlichen Sozialisation, wodurch bereits Kleinkinder Sprache in einer natürlichen, „liebes- und bedeutungsverheißenden Stimme“ erlebten. Buchstaben wurden dementsprechend durch ihre Laute und nicht durch ihre Bezeichnung vermittelt und gelernt. Auf der Grundlage der Verbindung von Lesen und Sprechen sollte es besser gelingen, das schriftliche Wort im Gedächtnis zu be-

²⁰³ Vgl. Kittler, *Aufschreibesysteme*, a.a.O., S. 138. Siehe zum Folgenden vor allem die gute Darstellung von Daniela Kloock und Angela Spahr: *Die Technizität des Textes. Friedrich A. Kittler*, in: dieselben: *Medientheorien. Eine Einführung*, 3. aktual. Aufl., München 2007, S. 165-205, bes. S. 172-186; außerdem Mersch: *Friedrich A. Kittler*, a.a.O., S. 188ff.; Winthrop-Young: *Friedrich Kittler*, a.a.O., S. 47-56 und S. 93-108; Frank Hartmann: *Techniktheorien der Medien*, in: Stefan Weber (Hg.): *Theorien der Medien. Von der Kulturkritik bis zum Konstruktivismus*, Konstanz 2003, S. 49-81, bes. S. 58-65; siehe auch der pädagogischen Implikationen wegen ders.: *Friedrich Kittler*, in: Uwe Sander; Friederike von Gross und Kai-Uwe Hugger (Hg.): *Handbuch Medienpädagogik*, Wiesbaden 2008, S. 251-256; Sibylle Krämer: *Friedrich Kittler - Kulturtechniken der Zeitachsenmanipulation*, in: Alice Lagaay und David Lauer (Hg.): *Medientheorien - eine philosophische Einführung*, Frankfurt a.M. 2004, S. 210-224, sowie Christoph Weinbergers auf die *Aufschreibesysteme* fokussierte Dissertation *Rausch, Halluzination und Wahnsinn*, a.a.O. Die Erläuterung des Kittler'schen Programms orientiert sich im Folgenden an den angeführten Arbeiten.

²⁰⁴ Kittler, *Aufschreibesysteme*, a.a.O. S. 38.

²⁰⁵ Heinrich Stephani: *Handfibel oder Elementarbuch zum Lesenlernen nach der Lautirmethode*, Erlangen 1802.

²⁰⁶ Kittler, *Aufschreibesysteme*, a.a.O. S. 45.

halten. Damit veränderte sich aber auch das Verhältnis von gesprochener und geschriebener Sprache. „Weil Buchstaben nun durch Laute und Zeichen durch Klänge definiert wurden, verlor die optische Dimension an Gewicht.“²⁰⁷ Für Kittler stellte diese Transformation wesentlicher Bereiche des pädagogischen Feldes letztlich aber nur ein Symptom einer übergreifenden kulturellen Diskontinuität dar. Mit der Oralisierung des Alphabets um 1800 durchläuft die Bedeutung der Sprache an sich einen Wandlungsprozess. Die Materialität der Sprache gerät aufgrund der Etablierung der neuen Oralität aus dem Blick:

Die Lautiermethode produziert ein routiniertes Lesen, das nicht mehr mit der Widerständigkeit der Buchstaben kämpft, sondern sie unbemerkt überfliegt. Das heißt, die Selbstverständlichkeit der Zeichen macht sie durchsichtig für den alphabetisierten Menschen, die Aufmerksamkeit richtet sich direkt auf die Bedeutung derselben. Der Signifikant tritt hinter das ihm entnommene Signifikat zurück. So wird Sprache nicht mehr in der ihr eigenen Dichte und Materialität wahrgenommen, sie fungiert nur noch als bloßer Kanal. War Verstehen lange Zeit wesentlich auf die Exegese kanonischer Texte, auf die Auslegung von Wörtern bezogen, so tat sich in der Neuzeit eine Ebene hinter der Sprache auf, die jetzt manifest wird und Priorität erlangt: die Welt der Ideen. Das Verstehen bezieht sich nicht mehr auf die Sprache selbst, sondern auf einen hinter ihr liegenden Sinn.²⁰⁸

In der historischen Situation, in der Kittler den fundamentalen Bedeutungswandel der Sprache erkennt, sind es vier Institutionen, die das Aufschreibesystem 1800 konstituieren: Familie, Dichtung, Universität und Staat. Die Entwicklung der Dichtung zum zentralen Kulturmedium der Zeit und die rapide Expansion des Buchmarktes lassen sich Kittler zufolge weder monoperspektivisch auf Innovationen im technischen Bereich noch auf Veränderungen in der soziokulturellen Struktur oder Ausprägungen psychopathologischen Leseverhaltens, der so genannte ‚Lesesucht‘, erklären. Der Prozess der ‚Literarisierung‘ wird stattdessen durch „Mutationen der Diskurspraxis“²⁰⁹ angestoßen und vorangetrieben. Der neue Status der Sprache gestattet nunmehr die Speicherung unterschiedlichster Sinnesdaten. Die Loslösung der Sprache von der materiellen Dimension findet ihre reflexive Entsprechung in der Nobilitierung der Dichtung in den zeitgenössischen Ästhetiken. Eine Vorrangstellung der Dichtung im Verbund der anderen Künste wurde gerade durch die ‚neue‘ Immaterialität der Sprache begründbar. Die ‚Substanzlosigkeit‘ der Sprache sicherte, so Kittler, den unbedingten Ausdruck des menschlichen Geistes. Dichterische Texte wurden aufgrund der allgemeinen Alphabetisierung von der Widerständigkeit befreit, die ihre Aneignung zuvor erschwerte. Die Dichtung wird zum „halluzinierbaren“ Ereignis:

Das Aufschreibesystem von 1800 arbeitet ohne Phonographen, Grammophon und Kinematographen. Zur seriellen Speicherung/Reproduktion serieller Daten hat es nur Bücher, reprodu-

²⁰⁷ Kloock / Spahr: *Die Technizität des Textes*, a.a.O., S. 173.

²⁰⁸ Ebd., S. 174.

²⁰⁹ Kittler: *Aufschreibesysteme*, a.a.O. S. 139.

zierbar schon seit Gutenberg, aber verstehbar und phantasierbar gemacht erst durch die [...] Alphabetisierung.²¹⁰

Die Veränderung des diskursiven Zusammenspiels der oben bezeichneten Institutionen führt zu einer neuen und machtvollen Dynamik, welche die kulturelle Formatierung der epochalen Signatur prägt. Kittlers Blick richtet sich auf das Zusammenspiel der heterogenen Diskurse hinsichtlich der Funktionsweise der Sprache. Er arbeitet heraus, wie Sprache in der Funktion des ‚Kanals‘ die Voraussetzung des Aufschreibesystems 1800 bildet und über das Prinzip der „Kontinuität“ einen Zusammenhang zwischen allen Systeminstanzen stiftet.

Kittler zufolge geht es in der Goethezeit im Prinzip darum, sowohl Laut, Schrift und Bedeutung wie auch die getrennten Datenverarbeitungsinstanzen von Sender, Kanal und Empfänger in ein philosophisch verbrämtes System aus gleitenden Übergängen zu verwandeln. So wie die liebevolle Mutterstimme bedeutungslose Silbengeräusche und bedeutungsvolle Seelenlaute ineinander übergehen lässt, so wie die neuen Schreibtechniken Buchstaben zu schönen Wörtern verschmelzen, so kommt es zu reibungslosen Übergängen von äußerem Schriftbild zu innerem Sinngehalt, von Natur zu Kultur, von Wörtern zu Bedeutung, von Schrift und Papier zur Seele.²¹¹

Die Immaterialität der Sprache bildet die Voraussetzung zur Erfüllung der oben beschriebenen Funktion. Was im Aufschreibesystem 1800 als Wissen produziert und akzeptiert wurde, lässt sich Kittler zufolge nur unter Berücksichtigung der konkreten historischen und medialen Eigenschaften der Sprache verstehen. Kittlers Beschreibung ähnelt in Vielem der These zum Phonozentrismus der abendländischen Kultur, die Jacques Derrida in seiner *Grammatologie* bereits entfaltet hat.²¹² Die Erkenntnisstruktur wird von der gesprochenen Sprache bestimmt. Die materielle Schrift bleibt als Mittel von Wissen und Erkenntnis weitgehend unberücksichtigt. Denken und Sprache gehen so ineinander auf und können unmittelbar mit dem menschlichen Geist gleichgesetzt werden. Kittler greift die These Derridas zwar auf, verfolgt sie aber nicht weiter. Derrida setzt die Wirkung des phonozentrischen Paradigmas bereits für die Antike an, wohingegen Kittler dies lediglich für die Zeitspanne zwischen dem Einsetzen der allgemeinen Alphabetisierung und der Entstehung der technischen Medien geltend macht. Eine Konfrontation des Phonozentrismus mit der Materialität der Schrift bzw. des Signifikanten wie Derrida sie vollzogen hat, kommt bei Kittler nicht vor.

Die Besichtigung des Aufschreibesystems 1800 weicht von den Standardauffassungen ab, die in den literaturwissenschaftlichen Epochenbeschreibungen wirksam waren. Unbeachtet bleiben historische und geistesgeschichtliche Eckdaten und Ereignisse. Nach einem Hinweis auf die französische Revolution und deren sicherlich unbestreitbaren Einfluss auf

²¹⁰ Ebd., S. 148.

²¹¹ Winthrop-Young: *Kittler*, a.a.O., S. 47.

²¹² Jacques Derrida: *De la grammatologie*, Paris 1967.

die deutsche Literatur sucht man vergebens. Ebenso unerwähnt bleiben die Nachwirkungen des aufklärerischen Denkens, die in nicht unmaßgeblicher Weise zur Aufwertung der Dichtung um 1800 beigetragen haben. Die geistesgeschichtlichen Kontexte blendet Kittler aus, um den Blick zu öffnen für die linearisierte „Geschichte von Mutter, Dichtung, Philosophie um 1800“.²¹³ Die Schrift als Kernmedium des Aufschreibesystems ermöglicht die Etablierung des autonomen Autors, des Genies. Mit der Dematerialisierung der Schrift gewinnt die natürliche Sprache den Raum, den die individuellen Schöpfer nutzen, um dem Geist den adäquaten Ausdruck zu verleihen.

3.6.3 1900

Folgte das Aufschreibesystem um 1800 noch dem Prinzip der Kontinuität, so sieht Kittler die wesentliche Zäsur um 1900 durch einen Moment des Zerfalls gekennzeichnet. Der Umbruch wird eingeleitet durch die Entwicklung der „technischen Datenspeicherung“.²¹⁴ Auch hier führt Kittler die Zäsur nicht ausschließlich auf die technische Innovation zurück. Er weist vielmehr auf die konsequenzenreiche Verschaltung der Erforschung humaner Wahrnehmungs- und Denkprozesse mit der Entwicklung technischer Medien hin, die „dem Aufschreibesystem 1800 und allen Großerzählungen von Geist, Dichtung und Mensch ein Ende bereitet“.²¹⁵ Die Psychophysik und die neuen Medien wie Film, Phonograph und Grammophon fanden ihren spezifischen Überschneidungspunkt im Prinzip der Zerlegung der menschlichen Wahrnehmung in einzelne Funktionen. Die Frage nach der richtigen und einheitlichen Bildung, die noch um 1800 zentral war, wurde durch die exakte Erfassung psychischer Vorgänge ersetzt. Hierfür waren bedeutungstragende Einheiten nicht mehr erforderlich: „Ermittelt werden sollte der reine Ablauf kognitiver Prozesse, zu diesem Zweck produzierten die Testapparate Rauschen statt Bedeutung.“²¹⁶ Mit der Idee einer übergreifenden Bildung wurde auch das Individuum als Träger der kulturellen Vermögen verabschiedet. Der Mensch war nun nicht länger der geistige Schöpfer, das Genie, sondern die Summe aller, durch technische Apparaturen mess- und testbarer physiologischer Prozesse. Die Vorrangstellung der Schrift wurde durch die Einführung von Medien

²¹³ Kittler erläutert den Zusammenhang zwischen den einzelnen Instanzen des Aufschreibesystems 1800 an anderer Stelle folgendermaßen: „Die Mutter generiert die Masse an Wörtern, die Dichtung nimmt sie auf und macht sie zu Werken und die Philosophie leistet den gesamten Output dieser Produktion nochmals als Theorie. Ich malte das Ganze wie eine Schaltung an mir an, es lag dann halt auch nahe, dass plötzlich technische Metaphern wie Rückkopplung im Vokabular auftauchten. Es sollten nicht bloß technische Metaphern sein, sondern ich versuchte die großen Blöcke des Textes auf diese Weise zu strukturieren. Ich habe also wirklich aufgepasst, dass der Input der Mutter in den Kanal der Dichtung reingeht und am Ende, wenn er hinten rauskommt, sich im Speichermedium Philosophie ansammelt. Das war das Konzept. Das Buch war von vornherein wie eine Maschine gedacht.“ [Friedrich Kittler: *Platz der Luftbrücke. Ein Gespräch*, Berlin 1996, S. 45f., hier zitiert nach Winthrop-Young: *Kittler*, a.a.O., S. 48]

²¹⁴ Kittler: *Aufschreibesysteme*, a.a.O., S. 520.

²¹⁵ Winthrop-Young: *Kittler*, a.a.O., S. 93.

²¹⁶ Kloock / Spahr: *Die Technizität des Textes*, a.a.O., S. 180.

wie Grammophon und Film revidiert.²¹⁷ Informationen mussten nun nicht länger durch den Kanal der Schrift, der Zahl²¹⁸ oder der Note geschleust werden. Der symbolische Zugang zur Wirklichkeit, im Aufschreibesystem 1800 noch maßgeblich durch die Schrift reguliert, wurde durch die technischen Medien entmachteter. In Anlehnung an Lacans Unterscheidung von Symbolischem, Realem und Imaginärem beschreibt Kittler, wie sich die einstmals durch die Schrift vereinheitlichte Welt in das Nebeneinander von Einzelsignalen auflöst.²¹⁹ Den einzelnen Bereichen ordnet Kittler jeweils spezifische Medienformen zu. Das Grammophon speichert das Reale des Körpers und seiner Umwelt, der Film nimmt das Imaginäre in sich auf. Dem Buch und damit der Dichtung bleibt lediglich die Sphäre des Symbolischen. Diese Aufteilung bedeutet zugleich eine Zersplitterung der Welteinheit, wie sie im Aufschreibesystem 1800 durch die Dominanz der Schrift noch garantiert war: „Für Kittler zerbricht die Vorstellung einer kohärenten Welt irreversibel an der Medienpluralität, denn die technische Aufzeichnung von Sinnesdaten zersetzt empirisch bloß begrifflich konstruierte Allgemeinheiten.“²²⁰ Das Individuum des Schriftzeitalters um 1800, das ist Kittlers Pointe, geht an den medialen Neuerungen des frühen 20. Jahrhunderts zugrunde. Wissenschaft und Technik verdrängen die philosophischen und ästhetischen Konzeptionen des Individuums und ersetzen sie durch die Erfassung und Speicherung physiologischer Daten. An die Stelle des menschlichen Subjekts tritt der Körper: „Der Mensch überhaupt [ist] gestorben. Ein Tod, demgegenüber der vielberedete Tod Gottes eine Episode ist.“²²¹

Zum Ensemble des Aufschreibesystems 1900 treten noch zwei weitere Elemente hinzu: die Literatur und die Psychoanalyse. Arbeitet die Psychoanalyse einer Materialisierung und Entmachtung der Seele entgegen, ersetzt die ‚Literatur‘ die Universalkunst der Dichtung. Die Konkurrenz der Medien ließ dem Buch als Träger der Literatur nur noch einen beschränkten Raum und grenzte ihre übergreifende Wirkung durch die Ausdifferenzierung des medialen Feldes in die Bereiche der U- und E-Unterhaltung zusätzlich ein. Für die Literatur selbst war diese Entwicklung mit erheblichen Konsequenzen verbunden. In dem Moment, als die neuen Medien wie etwa das Kino ihre Massenwirkung zu entfalten begannen, und die Literatur auf den ersten Bereich verwiesen wurde, konnte „die Materialität der Zeichen und damit die Spezifik des Mediums [Schrift] wieder in den Blick geraten.“²²² Damit verschob sich der Primat der Literatur von der Kultivierung eines zu transponierenden Sinns hin zur Arbeit an der Materialität der Schrift selbst. Die neue Sprachbewusstheit erkennt Kittler vor allem bei Autoren wie Rilke, George oder Morgen-

²¹⁷ Vgl. hierzu ausführlich Friedrich Kittler: *Grammophon, Film, Typewriter*, Berlin 1986.

²¹⁸ Vgl. Lars Friedrich: *Die Rhetorik der Programmierung. Kittler, de Man und die Allegorie der Zahl*, in: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 78 (2004), S. 499-532.

²¹⁹ Vgl. Kittler: *Aufschreibesysteme*, a.a.O., S. 331ff.

²²⁰ Kloock / Spahr: *Die Technizität des Textes*, a.a.O., S. 181.

²²¹ Kittler: *Aufschreibesysteme*, a.a.O., S. 326.

²²² Kloock / Spahr: *Die Technizität des Textes*, a.a.O., S. 183.

stern, deren Lyrik Effekte der besagten „Medientransposition“ repräsentiert.²²³ Über die Rückgewinnung des materialen Bewusstseins hinaus zeichnet sich die Literatur um 1900, so Kittler weiter, aber auch durch eine thematische Orientierung an den technologischen und wissenschaftlichen Fluchtlinien des übergreifenden Aufschreibesystems aus. Die Auseinandersetzung mit Psychiatrie und Pathologie ließ die Literatur zum „Simulakrum des Wahnsinns“²²⁴ werden. Damit spiegelt die Literatur den Zerfall eines metaphysischen Weltbildes, das durch Technik und Wissenschaft in nicht länger durch kohärente Sinnmomente verbundene Einzelsignale aufgelöst wird.

3.6.4 *Aufschreibesysteme* im konzeptionellen Horizont der 1980er Jahre

Diese knappe Zusammenschau wird der Materialfülle, die Kittler in seinem Buch verarbeitet, ebenso wenig gerecht wie dem komplexen theoretischen Gerüst, auf das sich die Argumentation im Einzelnen stützt. Deutlich geworden sein sollte jedoch, in welche Richtung Kittlers Reflexionen zielen. An zwei historischen Zäsuren zeigt Kittler jeweils die Grenzwerte des ästhetischen Feldes auf, in dessen Zentrum sich um 1800 noch die ‚Dichtung‘ befindet, die um 1900 – nach der Transformation in ‚Literatur‘ – dann an die Peripherie verdrängt wird. Kittler entwirft ein neues Bild von zentralen Abschnitten der deutschen Literaturgeschichte. Es überrascht nicht, dass diese Sichtweise Irritationen in der Literaturwissenschaft der 80er Jahre hervorgerufen hat. Grundsätzlich unterscheiden sich Kittlers Ordnungsprinzipien der Literaturgeschichte von den traditionellen Modellen auf den ersten Blick jedoch nicht sonderlich. Er begründet sein Ordnungsmodell mit dem Übergang von der Phase der Repräsentation hin zu einer neuen Medialität der Sprache. Die Orientierung an der Denkfigur, die Foucault in *Die Ordnung der Dinge* für die Beschreibung der Ordnungsmodelle besonders des 17. Jahrhunderts entworfen hat, ist hier nicht zu übersehen.²²⁵ Am Beispiel einer Verszeile des Eingangsmonologs aus Goethes *Faust I* verdeutlicht Kittler, wie die Zäsur um 1800, die hier den Beginn der deutschen Dichtung im engeren Sinne markiert, zu denken ist:

Die deutsche Dichtung hebt an mit einem Seufzer. [...] Hervorruft den Seufzer also der universitäre Diskurs aller vier Fakultäten und in jener historischen Formation, die auf den Namen der *res publica litteraria* hörte. Die Gelehrtenrepublik ist systematische Verhinderung des Glücksfalls, dass der lebendige Geist dem Geist erscheinen kann. Sie schreibt allen ihren Mitgliedern, diesen „Doktoren, Magistern, Schreiber und Pfaffen“ (oder eben Medizineren, Philosophen, Juristen und Theologen) einzig vor, einem „Bücherhauf, den Würme nagen“ und „Staub bedeckt“, ein Leben oder Lesen lang, nach Worten zu kramen“. Also sitzt auch der Magister oder gar Doktor Faust im „engen gotischen Zimmer“ einer Bibliothek ohne Neuererscheinungen. Er liest, exzerpiert und kommentiert, um dann im Kolleg seinen Schülern zu diktieren, was alte Bücher ihm diktiert haben. Nichts anderes heißt in Europa, seit Erfindung von

²²³ Vgl. Kittler: *Aufschreibesysteme*, a.a.O., S. 322ff.

²²⁴ Ebd., a.a.O., S. 326.

²²⁵ Vgl. Foucault: *Die Ordnung der Dinge*, a.a.O.

Universitäten und damit von Handschriftkopistenbüros, akademische Vorlesung. Gutenbergs bewegliche Lettern haben daran wenig geändert. Die Gelehrtenrepublik ist und bleibt endlose Zirkulation, ein Aufschreibesystem ohne Produzenten und Konsumenten, das Wörter einfach umwälzt. Fausts Bibliotheksbesichtigung nennt keinen, der Schreiber, Schöpfer, Autor eines Buches wäre; keinen auch, der eins der Bücher verstehen, verdauen, verarbeiten würde. Mit einem Wort: die alte Gelehrtenrepublik betrügt Den Menschen um Den Menschen.²²⁶

Kittlers Ansatz erscheint also zunächst durchaus konventionell: Er orientiert sich am vielleicht kanonischsten Autor und Text der neueren deutschen Literaturgeschichte. Die Texte, die er im Rahmen von Beispielinterpretationen heranzieht (z.B. *Anton Reiser* oder der *Goldne Topf*), überschreiten die Grenzen des traditionellen Kanons ebenfalls kaum. Auch die Prozesse der Subjektivierung und Individualisierung des künstlerischen Ausdrucks sind bekannte Themen der Literatur-, Kultur- und Sozialgeschichte.²²⁷ Dies als Zeichen von Traditionsgläubigkeit oder gar als Zugeständnis an die ‚alte‘ Literaturwissenschaft zu verstehen, führt aber in die falsche Richtung. Unter den konservativen Periodisierungsmustern liegt eine theoretische Basis verborgen, die eine provozierende Distanz zu den eingespielten literaturwissenschaftlichen Prämissen herstellt. Es geht Kittler darum zu zeigen, wie sich in Zeiten der Ausdifferenzierung des literarischen Feldes die Entstehung der deutschsprachigen Dichtung gerade einem Moment der Brechung des Schriftmonopols verdankt. Von zentraler Bedeutung ist dabei das Verhältnis der Aufschreibesysteme der Barockrhetorik²²⁸ und der Goethezeit. Beide Systeme basieren im Wesentlichen auf der Erfindung Gutenbergs. Sie unterscheiden sich jedoch „in der Weise, in der sie das Monopol schriftlicher Datenspeicherung verwalten“.²²⁹ Das frühneuzeitliche „System der Gutenberg Galaxis“, so Kittler in einer erläuternden Stellungnahme, nutzt die drucktechnische Standardisierung des Schriftmediums für „wörtliche Wiederholungen überlieferter Diskurse“.²³⁰ Die hauptsächliche Praxis des Systems besteht in der Umspeicherung von Wortfolgen von einem Speicherort in einen anderen. Das „Bildungssystem der Goethezeit“²³¹ hingegen führt einen gänzlich neuen Umgang mit der Sprache ein. An die Stelle des Monopols der materiellen Schrift tritt ein Dispositiv, das die Möglichkeitsbedingungen für die Produktion und Rezeption von Dichtung um 1800 formatiert.

²²⁶ Kittler: *Aufschreibesysteme*, a.a.O., S. 11f.

²²⁷ Die Geschichte der deutschen Dichtung um 1800 beginnen zu lassen, stellt eine Entscheidung dar, die noch in jüngerer Vergangenheit vertreten wurde, um einen Kanon der deutschen Literatur zu befestigen. Vgl. Heinz Schlaffer: *Die kurze Geschichte der deutschen Literatur*, München 2002; vgl. hierzu die kritische Rezension von Wolfgang Adam in *Arbitrium* 20 (2002), 225-229.

²²⁸ Vgl. hierzu grundlegend Wilfried Barner: *Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen*, 2. Aufl., Tübingen 2002.

²²⁹ Dotzler: *Aufschreibesysteme*, a.a.O., S. 29.

²³⁰ Friedrich Kittler: *Über Aufschreibesysteme*, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 3 (1986), S. 3-6, hier S. 4.

²³¹ Ebd.

Das System von 1800 wird dadurch charakterisiert, dass die schrifttechnologische Prozessierung von Sprache camouffiert wird durch ein Ensemble von Diskursen, die Kommunikation in der Form primärer Oralität suggerieren und valorisieren. Dichterische Produktion erscheint in diesem Modell als Aufnahme einer ideal mütterlichen Stimme, die auch im schriftlichen Medium als motivierende Instanz stets präsent bleibt.²³²

In diesem Punkt überschneiden sich die diskursiven Linien von Familie, Dichtung, Universität und Staat. Die Natürlichkeit der Sprache, die in der Sozialisation der Heranwachsenden durch den „Muttermund“ vermittelt, durch pädagogische Konzepte gestützt und philosophische Theorien nobilitiert wird, zeichnet die Medialität der Dichtung im Aufschreibesystem 1800 aus. Das schöpferische Genie, das Kittler im *Faust* noch vergeblich sucht, wird um 1800 neu geboren, gehegt und gepflegt. Und doch ist die Zäsur keine, die Kittler im Kontext der konzeptionellen Angebote der 1980er Jahre geistesgeschichtlich, sozialgeschichtliche oder ökonomisch erklärt wissen will. Allein die Transformation der Medialität der Sprache lässt er als diskursive Kausalität gelten und blendet die Effekte der schrifttechnologisch unterstützten gesellschaftlichen Transformationen aus. Die Ordnungen dichterischer Ausdruckskraft und lesender Unmittelbarkeit in der Aneignung einer lebendigen Stimme überlagern die Produktionsverhältnisse in dieser Periode. Von der technisch zunehmend aufgerüsteten Skriptualität verschiebt sich der diskursive Kern hin zur Oralität, zur Stimme der Mütter und dann der Dichter. Trotz dieser Transformationen ist zu bemerken: Kittlers Perspektive lässt die Schrift als Kernmedium nicht völlig verschwinden. Sie tritt im Dispositiv des Aufschreibesystems lediglich in den Hintergrund, um dem ‚medialen Apriori‘ von Dichtung und Kultur Raum zu geben – der Mündlichkeit. Diese freilich offenbart sich ebenso als Effekt diskursiver Machtkonstellationen wie die Möglichkeit der Auferstehung des schöpferischen Genies.

Kittlers Perspektivierung der dichterischen Produktion um 1800 ist fest verwoben mit der Diskurstheorie Foucaults und der Psychoanalyse Lacans. Es geht ihm daher auch nicht um die Würdigung der kulturellen Artikulationen in ihrer ästhetischen Qualität, sondern um die Freilegung der medialen Voraussetzungen der Möglichkeit von Dichtung überhaupt. Hierfür ‚gräbt‘ er das mediale Apriori der Konstellation aus, um die Vernetzungen, aus denen sich das Dispositiv um 1800 speist, beobachten zu können. Diese Voraussetzung ist die von ihrer Materialität transzendierte Schrift, die sich in die weibliche Stimme der Mutter ein- und dann im Geist des Autors fortschreibt. Der Autor entsteht „ausstaffiert mit den Attributen einer Originalität, die für die Möglichkeit immer neuer Texte sorgen wird, und im Glanze einer Biographie, deren Spuren Literaturwissenschaft mehr oder minder verstellt aus den Texten nachzeichnen zu können glaubt, ist der Autor vor allem

²³² Josef Wallmannsberger: *Aufschreibesystem*, in: Helmut Schanze (Hg.): *Metzler Lexikon Medientheorie – Medienwissenschaft*, Stuttgart 2002, S. 12-13, hier S. 12.

eine Garantie. Mit seiner Unterschrift und seinem Namen haftet er dafür, dass man es mit einer verlässlichen Größe und einem kalkulierbaren Risiko zu tun hat“.²³³

Kittler zieht die poststrukturalistische Theorie-Schraube im ersten Teil seines Buchs kräftig an. Die Geburt des Autors im 18. Jahrhundert bedingt in der poststrukturalistischen Sicht gleichsam sein Ableben. Die Widerstände im Fach gegen die Analyse des Aufschreibesystems 1800 sind daher nachvollziehbar. Skeptisch beobachtet wird weiterhin die radikale Ausdehnung des Text- und Schriftbegriffs, die von den poststrukturalistischen Theorien proklamiert und von Kittler wirkungsvoll in Szene gesetzt wird. Die Schrift „supplementiert [...] alle anderen Medien“²³⁴, wird zum Speicher von allem sowie zu ihrer eigenen Voraussetzung. Damit schließt sich die reflexive Schleife der poststrukturalistischen Sprachphilosophie. Die Bedingung des Aufschreibesystems 1800 ist das Archiv. Dem Dispositiv selbst, der Vernetzung der archivalischen Gesamtheit, ist nur archäologisch beizukommen. Statt auf die Materialität der Aussagen lenkt Kittler den Blick jedoch auf ein virtuelles Prinzip, das die Produktion und Aneignung von Dichtung reguliert. Die Verknüpfung der Sprachphilosophie Derridas mit der Foucault'schen Diskursarchäologie und der Psychoanalyse Lacans bestätigte die Zweifel, die man in Deutschland dem Poststrukturalismus gegenüber hegte. Statt der Interpretation literarischer Texte bietet die Studie im ersten Teil eine antihermeneutische Analyse der medialen und diskursiven Bedingungen von Dichtung. Die Konstitution des Autorsubjekts verknüpft Kittler mit den „Abrichtungssystemen“ der Alphabetisierung, die die Schrift als einen ‚Körper‘ erzeugen, sowie „mit spezifisch drucktechnischen Innovationen“, die auf das Leseverhalten zurückwirken. Beide Bedingungen eröffnen den Blick auf die Sprache als einen Raum, in den jeder Einzelne „durch Unterweisung, Regeln und Techniken hineinsozialisiert wird“.²³⁵ Im ersten Teil der Studie ist das ‚Archäologische‘ noch ganz in der poststrukturalistischen Version präsent, gegen die sich in Deutschland die Theorie-Kritik der 1980er gewendet hatte. Sie bleibt als methodischer Zugang zu diskursiven Formationen letztlich abstrakt, weil sich ihr Fokus gerade auf eine Schrift richtet, deren materielle Dimension ausgeblendet wird.

3.6.5 Diskursmaterialität: Vom historischen zum medientechnischen Apriori

Die Negation der Materialität der Schrift schlägt an der Schwelle zum angrenzenden Aufschreibesystem 1900 um. Das hat Konsequenzen für den theoretischen Zugriff, dem die Studie folgt. Es werden neue Formen der Speicherung und Weiterleitung von Informationen entwickelt. Was im Aufschreibesystem 1800 noch an Schrift gebunden war, verteilt sich nun auf unterschiedliche Medien, die sich weder vereinheitlichen noch mit dem textuellen Paradigma einholen lassen. Ausschlaggebend für diese Transformation war die Etablierung neuer wissenschaftlicher Disziplinen, die sich mit Eifer der Erforschung der

²³³ Stefan Rieger: *Autorfunktion und Buchmarkt*, in: Miltos Pechlivanos, Stefan Rieger, Wolfgang Struck und Michael Weitz (Hg): *Einführung in der Literaturwissenschaft*, Stuttgart 1995, S. 147-163, S. 147.

²³⁴ Kittler: *Aufschreibesysteme*, a.a.O., S. 122.

²³⁵ Mersch: *Friedrich Kittler*, a.a.O., S. 189.

menschlichen Wahrnehmungs- und Denkprozesse widmeten. Der Zusammenhang von Medienentwicklung und wissenschaftlicher Erschließung kognitiver Prozesse war es schließlich, der „dem Aufschreibesystem 1800 und allen Großerzählungen von Geist, Dichtung und Mensch ein Ende bereitete“.²³⁶ Das Prinzip der Kontinuität, das um 1800 noch für den Zusammenschluss der menschlichen Vermögen des Lesens, Schreibens, Hörens und Sprechens verantwortlich war, zerfällt unwiderruflich. Was zuerst als untrennbar miteinander verbunden betrachtet wurde, löste sich nun in isolierte Einzelsignale auf. Aus dem Mensch des Aufschreibesystems 1800 wurde die „Informationsmaschine“ des Systems 1900. Das Medium der Schrift kann für sich nicht mehr in Anspruch nehmen, die Wahrnehmungen, die mit der menschlichen Sinnestätigkeit verbunden sind, allumfassend zu speichern. Das Monopol der Informationsverwaltung verlagert sich und zersplittert letztlich. An die Stelle der Schrift treten verschiedene Einzelmedien. In ihrer Funktion sind sich die Medien aber zunächst durchaus noch ähnlich. Wie schon die Schrift um 1800, so treten auch die neuen Medien nicht einfach zum Menschen hinzu, sie dienen ihm nicht lediglich als Erweiterung seiner selbst:

Die Kamera ist nicht einfach ein nachgebautes Auge, der Film ist nicht einfach ein technisch auf- oder zugestütztes Sehen; denn das würde voraussetzen, dass wir uns schon vor der Konstruktion dieser Apparate über die Funktionsweisen des Auges technisch im Klaren gewesen wären. In Wirklichkeit verhält es sich andersherum; erst Photographie und Kinematographie geben uns Aufschluss über Beschaffenheit, Leistung und Grenzen unserer optischen Wahrnehmungsfähigkeit.²³⁷

Was als Wissen Geltung erlangen kann, wird durch die medialen Voraussetzungen des Diskurses determiniert. Schrift und neue Medien überkreuzen sich in diesem Aspekt. Der wesentliche Unterschied besteht hingegen darin, dass die Schrift ein symbolisches Raster bildet, das die Realität in die Zeichenwelt von Buchstaben, Zahlen oder Noten überführt.²³⁸ Die Medien, die das Apriori des Aufschreibesystems 1900 bilden, speichern stattdessen physikalische Effekte des Realen. Durch die Eigenlogik der Apparate wird der Mensch an den Rand des Diskurses gedrängt. Für die Dichtung stellt dieser Umbruch den Moment der Entmachtung dar:

Um 1900 wird die Ersatzsinnlichkeit Dichtung ersetzbar, natürlich nicht durch irgendeine Natur, sondern durch Techniken. Das Grammophon entleert die Wörter, indem es ihr Imaginäres (Signifikate) auf Reales (Stimmphysiologie) hin unterläuft. [...] Der Film entwertet die Wörter, indem er ihre Referenten, diesem notwendigen, jenseitigen und wohl absurden Bezugspunkt von Diskursen, einfach vor Augen stellt. Als Novalis recht las, entfaltete sich in seinem Innern eine wirkliche, sichtbare Welt nach den Worten. Solchen Zauber hat niemand

²³⁶ Winthrop-Young: *Kittler*, a.a.O., S. 93.

²³⁷ Ebd., S. 95.

²³⁸ Vgl. Friedrich: *Die Rhetorik der Programmierung*, a.a.O.

mehr nötig, dem [...] der Stummfilm [...] die Faktizität von Gebärden und Dingen aufdrängt.²³⁹

Die Schrift als zentrales Medium wird ‚entleert‘, sie wird von ihrer transzendenten Position auf ihre Materialität zurückverwiesen. Sie büßt ihre Stellung als Diskursproduktionsinstanz ein und weicht dem „unmenschlichen Rauschen, als das Andere aller Zeichen und Schriften“.²⁴⁰ Neben dem einstigen Hauptdiskursmedium breiten sich um 1900 Techniken und Apparate aus, die dem Menschen wie auch der Sinnproduktion ihre Materialität aufzwingen und einschreiben. Kittlers Fokus richtet sich nicht länger auf Botschaften oder Inhalte, sondern auf technische Schaltungen: „[N]ichts ist, was nicht schaltbar ist.“²⁴¹ Sein poststrukturalistischer Ansatz schlägt spätestens hier um in einen informationstheoretischen Materialismus, der den Theoriekonstruktionen, die noch im ersten Teil der Aufschreibesysteme dominant wirkten, eine neue Wendung beigt.²⁴² Einige Zeit nach der Publikation der *Aufschreibesysteme* wird er diese Wendung folgendermaßen zusammenfassen: „Nur noch als Oberflächeneffekt [...] gibt es Ton und Bild, Stimme und Text. Blendwerk werden die Sinne und der Sinn.“²⁴³ Der Weg zu einer materialistischen Medientheorie, die im Aufschreibesystem 1900 bereits deutliche Konturen gewinnt, führt über die mathematisch-szientifische Konzeptionierung von Kultur, über den Wechsel vom Symbolischen zum Reellen, vom Diskurs zur Technik. Diese materielle ‚Erdung‘ des theoretischen Fundaments wird besonders in Bezug auf die archäologische Theorie Foucaults deutlich, der Diskursregeln „als denkbare Regeln ansetzt“, dabei aber Technologien übergeht. Im Nachwort zur Neuauflage der *Aufschreibesysteme* begründet Kittler die notwendige Überschreitung der Grenzen des archäologischen Ansatzes Foucaults und bringt die Idee einer materialistischen Medien-Archäologie auf den Punkt:

Um [Aufschreibesysteme J.S.] als Systeme, also von außen und nicht bloß in interpretatorischer Immanenz zu beschreiben, entwickelte Foucault die Diskursanalyse als Rekonstruktion der Regeln, nach denen die faktisch ergangenen Diskurse einer Epoche organisiert sein mussten, um nicht Ausschlüssen wie dem Wahnsinn zu verfallen. Sein Begriff vom Archiv – in Foucaults Forschungspraxis, wenn auch nicht in seiner Theorie deckungsgleich mit der Bibliothek – bezeichnet jeweils ein historisches Apriori von Schriftsätzen. Weshalb diskursanalytische Arbeiten Nöte immer erst mit Zeiten hatten, deren Datenverarbeitung das alphabetische Speicher- und Übertragungsmonopol, diese Machtbasis Alteuropas, sprengte. Um 1850 endeten die historischen Untersuchungen Michel Foucaults. [...] Spätestens seit der 2. industriellen Revolution mit ihrer Automatisierung von Informationsflüssen erschöpft eine Analyse nur von Diskursen die Macht- und Wissensformen noch nicht. Archäologien der Gegenwart müssen auch Datenspeicherung, -übertragung und -berechnung in technischen Medien zur Kenntnis nehmen. Gerade die Literaturwissenschaft kann nur lernen von einer Informationstheorie, die

²³⁹ Kittler: *Aufschreibesysteme*, a.a.O., S. 297.

²⁴⁰ Ebd., S. 225.

²⁴¹ Friedrich A. Kittler: *Draculas Vermächtnis. Technische Schriften*, Leipzig 1993.

²⁴² Vgl. hierzu Mersch: *Medientheorie*, a.a.O., S. 186.

²⁴³ Kittler: *Grammophon*, a.a.O., S. 7.

den erreichten technischen Stand formalisiert anschreibt, also Leistungen oder Grenzen von Nachrichtennetzen überhaupt messbar macht. Nach Sprengung des Schriftmonopols wird es ebenso möglich wie dringlich, sein Funktionieren nachzurechnen.²⁴⁴

Zentralbegriffe der Diskursarchäologie wie Macht oder Archiv werden von Kittler aus dem Korsett der poststrukturalistischen Schrift- und Textfixierung herausgelöst und mit technischen Medien kurzgeschlossen. Dies, so die These, ist ein wichtiger Schritt, der die Aktualität des Archäologischen in den Kulturwissenschaften maßgeblich angestoßen hat und der Literaturwissenschaft die Möglichkeit einräumte, die Theoriekultur des Poststrukturalismus in eine neue Orientierung auf die Materialität von Medien, Kommunikation, Diskursen und, letztlich, Literatur hin zu sublimieren. Eine Betonung von Materialität, ganz gleich, ob es sich nun um Apparaturen oder Literatur handelt, sichert ein Mindestmaß an Orientierung. Die theoretische Überformung des Zugriffs auf die Gegenstände wird durch die Gegenstände selbst wieder reguliert. Die Archäologie als Denkfigur und Methode wird in diesem Sinn interessant und attraktiv für eine ‚theoriemüde‘ Literaturwissenschaft, weil sie als Form des Forschens erscheint, die durch eine komplex chiffrierte Oberfläche diskursiver Netzwerke zur harten Materie zurückführt. Die Vorherrschaft des virtuellen Zeichenuniversums französischer Theorien scheint durch den Rückgewinn der ‚Hardware‘ gebrochen werden zu können.

3.6.6 Der Rückgewinn der ‚Hardware‘

Dass dieser Umbruch von den Diskursordnungen zu den Medienbedingungen problematisch ist, steht außer Frage und wurde in der kritischen Diskussion der *Aufschreibesysteme* wiederholt moniert. Ein Übergang von den historischen Diskursregeln zu einem materialen Medien-Apriori ist mit Blick auf die theoretischen Grundlagen des Ansatzes ein risikoreiches Unterfangen. Foucault hatte im Rahmen seiner Archäologie die ‚auszugrabenden‘ „diskursiven Formationen“ aus Archiven bezogen. Hier waren die Aussagen situiert, die dem Archiv als Weisung, Beurteilung oder Kommentar selbst schon eingeschrieben sind. Medien und Medientechnik können hier hinzutreten und ergänzend wirken. Prekär wird diese Sichtweise erst, wenn die technischen Medien die Aussagen ersetzen und als Erklärungsgrund fungieren. Dann nämlich werden aus den Voraussetzungen des Diskurses Ursachen. Das bedeutet dann nicht weniger, als dass „die Umschrift von Diskursen auf Medientechnologie voraussetzen muss, was sie erst herzuleiten sucht“.²⁴⁵ Es lassen sich Indizien dafür finden, dass Kittlers ‚Glaube‘ an die determinative Kraft der Medientechnik durchaus so weit reichen könnte. In seinen Berliner Vorlesungen zu den *Optischen Medien* findet sich eine Passage, die diesen Schluss zulässt. In einem Abschnitt, in dem Kittler erläutert, welches theoretische Gerüst er der Betrachtung der optischen Medien in ihrer historischen Entwicklung zugrunde zu legen gedenkt, kommt er auf den Theoretiker zu spre-

²⁴⁴ Kittler: *Aufschreibesysteme*, a.a.O., S. 501.

²⁴⁵ Mersch: *Friedrich A. Kittler*, a.a.O., S. 191.

chen, der ihn neben Foucault seit der *Austreibung* begleitet und am intensivsten beeinflusst hat – Jacques Lacan:

Methodisch bleibt nur anzumerken, dass ich Lacans Begrifflichkeit als nützlichen Werkzeugkasten, nicht als unwandelbare Wahrheit benutzen werde – aus dem schlichten Grund, weil man sich im Lauf des Semesters wird fragen müssen, ob nicht Grundbegriffe aktueller Theorien, statt garantiert unabhängige und deshalb wahre Beobachtungsposten zu bilden, vielmehr eine direkte Folge der Medienexplosion unserer Epoche sind. Das Symbolische bei Lacan als eine von aller Semantik, Bedeutung und Gestalthaftigkeit, also auch von aller Vorstellbarkeit gereinigte Syntax könnte am Ende mit dem nachrichtentechnischen Begriff Information zusammenfallen.²⁴⁶

Diese Überlegung ließe sich relativ problemlos auch auf Kittlers diskurstheoretischen Ansatz anwenden, den er in den *Aufschreibesystemen* vertreten hat. Das Ergebnis der Selbstanwendung bestünde wohl in der Einsicht, dass auch das historische Apriori der Medientechnik nicht auf einen materiellen Kern, sondern in die Geschichte des Denkens rückverweisen würde. In Alan Sokals und Jean Bricmonts Polemik gegen den Unverstand der poststrukturalistischen Theoretiker im Feld der exakten Wissenschaften finden sich keinerlei Verweise auf Friedrich Kittler. An exponierter Stelle steht dagegen ein Veriss der mathematischen Reflexionen Lacans.²⁴⁷ Sehr wahrscheinlich hätten Sokal und Bricmont an Kittlers Lob der technischen Medien ihre Freude gehabt. Nicht nur, dass Kittler exzessiv Lacans mit komplexen Formelsprachen durchsetzte Schriften rezipierte, übersetzte und unter der deutschen Leserschaft verbreitete. Er ergänzte seine Konzeptionen auch durch allerlei weitere Versatzstücke aus der Informationstheorie, der Mathematik, der Kybernetik sowie der Systemtheorie. Ob Kittler sich bei der exakten Begründung seines Medienmaterialismus ‚vertan‘ bzw. ‚verrechnet‘ hat, braucht hier jedoch nicht weiter zu interessieren. Die mathematischen und ingenieurwissenschaftlichen Überlegungen spielten für die Rezeption der *Aufschreibesysteme* in der deutschen Literaturwissenschaft – so kann man es verallgemeinernd sicherlich festhalten – keine sonderlich große Rolle. Dass die *Aufschreibesysteme* ihren Weg in das Gedächtnis der Literaturwissenschaft gefunden haben, hängt vielmehr damit zusammen, dass Kittler einen folgenreichen Kurzschluss zwischen Poststrukturalismus und einer materialistischen Medien-Archäologie erzeugte.

Im ersten Teil seiner Arbeit traf Kittler noch zielsicher den wunden Punkt des Fachs. Mit der Universalisierung des Textbegriffs, der Fokussierung auf Machteffekte abseits einzelner dichterischer Aussagen sowie unter Ausblendung geistes- und sozialgeschichtlicher Kontexte schrieb er das Programm fort, das er in der *Austreibung des Geistes* entworfen hatte. Die medienarchäologische Wendung der Foucault'schen Diskurstheorie nahm im zweiten Teil der *Aufschreibesysteme* die textuelle Universalisierung zurück und füllte das Zeichenuniversum mit harter Technik auf. An die Stelle der poststrukturalistischen

²⁴⁶ Friedrich Kittler: *Theoretische Vorannahmen*, in: ders.: *Optische Medien. Berliner Vorlesungen 1999*, Berlin 2002, S. 28.

²⁴⁷ Sokal/Bricmont: *Jacques Lacan*, in: dies.: *Eleganter Unsinn*, a.a.O., S. 36-56.

Sprachspiele drängte sich die „Wirklichkeit der Medien“.²⁴⁸ Hier tat sich für das Fach ein Ansatzpunkt auf, um die ‚theoretische Wut‘ bändigen zu können. Durch die Rückgewinnung der materialen Dimension der Kultur, die Kittler im zweiten Teil seiner Studie initiierte und begründete, konnte die Literaturwissenschaft an die Idee einer Archäologie anschließen, die sich dem Bedeutungsfeld der realen Grabungswissenschaft wieder annäherte. Der Faktor Materialität bildete im Zirkulieren poststrukturalistischer Sinnsplitter einen epistemischen Ruhepunkt. Die Korrekturen an Foucaults Programm, die Kittler einforderte, führten keineswegs zu einer Revision des sich langsam anbahnenden Interesses an der Diskursanalyse. Im Gegenteil: Im Umfeld der verschiedenen literaturwissenschaftlichen Rezeptionsweisen der Diskursanalyse stellt Kittlers Lesart sicherlich die wirkungsvollste dar. Die *Aufschreibesysteme* sollten gerade nicht nur eine Fortschreibung des poststrukturalistischen Programms sein, sondern sie leiteten die Rückgewinnung der Materialität, der Hardware²⁴⁹ in der Literaturwissenschaft ein. Waren bei den strukturalistischen Verfahren hauptsächlich die abstrakten Strukturen und Zeichenrelationen von Bedeutung, trat mit Kittlers Buch die ‚harte Wirklichkeit‘ wieder auf die Bühne des Fachs. Als Gegengewicht in der aufwallenden Theoriediskussion war diese Sichtweise bei aller Kritik an den *Aufschreibesystemen* hochwillkommen. Freilich muss hierbei hinzugefügt werden, dass die Wirkung der Aufschreibesysteme, wie sie hier beschrieben wird, zum damaligen Zeitpunkt nur am Rande so explizit reflektiert wurde. Es lässt sich jedoch zeigen, dass Kittlers Perspektivierung der Diskursanalyse auf die Verfahren einer materialistischen, nicht mehr ausschließlich abstrakten Archäologie in eine Linie des Geschichtsdenkens fällt, die sich ab den 1980er Jahren immer deutlicher abzuzeichnen beginnt und für die Theoriekultur in der Literaturwissenschaft von Bedeutung bleiben sollte.

Kittler arbeitete den materialen Impuls weiter aus. Der Entwurf einer materiellen Literaturgeschichte, wie er sie bei Nietzsche vorgezeichnet erkennt und in den *Aufschreibesystemen* weiterentwickelt hat, sieht vor, „Literaturgeschichte“ fortan vor allem von „Medien der Speicherung (wie Archiv oder Bibliothek), Medien der Übertragung (wie Post oder Buchmarkt) und Medien der Datenverarbeitung (wie Universität oder Buchkritik) handeln“ zu lassen, damit „über die Eigenschaften, Bedeutungen und Qualitäten [der] Gegenstände hinaus auch der Existenz“ erkannt werden kann.²⁵⁰ Sein Ziel ist es, die Geschichte der Literatur fortan als „ein Teil der Arbeit“ anzusehen, „Daten aus anderen Medien nach Maßgabe einer Poetik oder Stilistik zu verarbeiten und zu übertragen“, weshalb die „Literaturgeschichte in Zukunft gerade umgekehrt in eine allgemeinen Geschichte der Datenverarbeitung“ zu integrieren sei.²⁵¹

²⁴⁸ Vgl. Klaus Merten, Siegfried J. Schmidt und Siegfried Weischenberg (Hg.): *Die Wirklichkeit der Medien*, Opladen 1994.

²⁴⁹ Friedrich Kittler: *Hardware, das unbekannte Wesen*, in: *Medien, Computer, Realität*, a.a.O., S. 119-133.

²⁵⁰ Friedrich A. Kittler: *Literaturgeschichte*, in: Heinrich Bosse und Ursula Renner (Hg.): *Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel*, Freiburg 1999, S. 357-361, hier S. 358.

²⁵¹ Ebd., S. 361.

3.7 Von der technischen zur historischen Materialität

Die Literaturwissenschaft hat die Beschäftigung mit den medientechnischen Voraussetzungen der Literatur im Zuge ihrer Ausdifferenzierung weitgehend in das Feld der Medienwissenschaft ausgelagert.²⁵² Kittlers öffentliche Konvertierung vom Literatur- zum Medienwissenschaftler trägt dieser Entwicklung institutionell Rechnung. Dementsprechend zurückhaltend positionierte sich das Fach in der Zeit nach der Diskussion der *Aufschreibesysteme* gegenüber einer Literaturgeschichte als ‚Geschichte der Datenverarbeitung‘. Attraktiver erschien in der Folge das Angebot einer Historischen Diskursanalyse wie sie vor allem von Klaus-Michael Bogdal entwickelt wurde.²⁵³ Diese Variante verlagert den Blick von den übergreifenden Machtkonstellationen auf den einzelnen literarischen Text und nimmt damit die auf Kohärenzeffekte konzentrierte Ausrichtung der Diskurstheorie Foucaults ein Stück weit zurück. Anders als Kittler ist Bogdal an der Vermittlung der Diskursanalyse mit Aspekten der hermeneutischen Interpretation interessiert: „Im Spektrum neuerer literaturwissenschaftlicher Ansätze hat sich die Historische Diskursanalyse in den letzten Jahren als eine Forschungsrichtung etabliert, die programmatisch die textnahe Untersuchung literarischer Werke mit historischer Darstellung zu verbinden sucht.“²⁵⁴ Der Kommentar bzw. die Auslegung einzelner Werke war in der Foucault’schen Konzeption nicht vorgesehen und auch Kittler stellte den Kommentar zugunsten der Analyse der medientechnischen Voraussetzungen der Literatur zurück. Der Historischen Diskursanalyse geht es stattdessen um die spezifischen Aspekte der Literarizität, Historizität, sozialen Funktion und Medialität literarischer Texte, die nur durch die Arbeit am konkreten Werk selbst erhellt werden können. Die Differenzen zwischen dieser Form der Diskursanalyse und den *Aufschreibesystemen* scheinen nun größer zu sein als die Gemeinsamkeiten. Dennoch ist es angebracht, die beiden Ansätze von den restlichen literaturwissenschaftlichen Anschlussversuchen an das Programm Foucaults abzugrenzen. Sowohl in der Medienarchäologie Kittlers als auch in Bogdals Historischer Diskursanalyse tritt die Frage nach der speziellen Medialität und Materialität von Literatur in den Vordergrund. Nachdem in der Phase strukturalistischer Analyse die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf abstrakte Relationen zwischen Zeichenkomplexen gerichtet wurde, wird der Literatur von Kittler und Bogdal ihre Materialität zurückerstattet. Kittler vollzieht diese Rückerstattung freilich radikaler als Bogdal dies im Rahmen seines Projekts einer Philologisierung der Diskursanalyse vorschlägt. Die Historische Diskursanalyse sollte in der Literaturwissenschaft daher letztlich die stärker methodisch integrierte Variante bleiben. Die Betonung der Materialität und Positivität der Literatur unterscheidet jedoch beide Ansätze gleichermaßen deutlich von anderen

²⁵² Vgl. z.B. Knut Hickethier: *Einführung in die Medienwissenschaft*, Stuttgart 2003; Oliver Jahraus: *Literatur als Medium. Sinnkonstitution und Subjekterfahrung zwischen Bewusstsein und Kommunikation*, Weilerswist 2003.

²⁵³ Vgl. Klaus Michael Bogdal: *Historische Diskursanalyse der Literatur*, 2. erw. Aufl., Heidelberg 2007. [zuerst 1999]

²⁵⁴ Ebd., S. 7

Programmen der Literaturwissenschaft. In diesem Sinn ist die historische Diskursanalyse durchaus eine Fortschreibung von Kittlers materialistischem Programm in einer philologischen Rhetorik.

3.8 Mit der Theorie gegen die Theorie

Friedrich Kittlers Arbeiten waren und sind umstritten. Seine Leistungen für die Literaturwissenschaft und die allgemeine medientheoretische Diskussion dürfen deswegen jedoch nicht unterschätzt werden. Seine Reflexionen zur determinierenden Kraft der Medien im Prozess der Konstituierung von Wirklichkeiten haben in Zeiten, die nahezu vollständig von den digitalen Medien beherrscht werden, erneut an Brisanz gewonnen.²⁵⁵ Einen wichtigen Zugang zum Feld der nichtalphabetischen Medien hat das Fach ihm allemal zu verdanken. Betrachtet man das gespannte Verhältnis der Literaturwissenschaft zur Theoriekultur um 1980, so erbringt Kittler mit den *Aufschreibesystemen* noch eine weitere Leistung. Er initiiert die Aufwertung der Materialität von Literatur als epistemische Größe zu einem Zeitpunkt, als die ‚Theorie‘ in der Literaturwissenschaft ‚übermächtig‘ zu werden drohte. Damit war das Theorieproblem nicht gelöst. Es konnte aber erst einmal aufgeschoben werden, bis das Fach durch die kulturwissenschaftliche Wende von ihm Mitte der 1990er Jahre wieder eingeholt wurde. Was die *Aufschreibesysteme* demnach so „bahnbrechend“²⁵⁶ machte, so lässt sich die Beobachtung der fachgeschichtlichen Konstellation bilanzieren, ist die Inszenierung der Regulierung des abstrakt Theoretischen durch die harte Materialität der Technik. Was bei Foucault durch die komplexe Relationierung diskursiver Regeln geleistet wird, fällt bei Kittler in nicht unerheblichem Umfang auf die Technik zurück. Diese Erklärung lässt nicht außer Acht, dass auch Kittlers Medienarchäologie vor theoretischer Überdrehung nur so strotzt. Die Motivation, die *Aufschreibesysteme* in die Diskussion des Fachs zu integrieren und ihnen in der historischen Rückschau eine bedeutende Teilhabe an der Bewältigung einer Krisenphase der Literaturwissenschaft zuzurechnen, so zumindest soll es hier erklärt werden, verdankt sich aber gerade den Passagen der Studie, die als Gegengewicht zur ‚Theorie‘ in Anschlag gebracht werden können. Es lässt sich noch anders formulieren: Die Theorie wendet sich gegen sich selbst, indem die wiederentdeckte Materialität und Faktizität des Diskurses die theoretische Überformung auf Distanz hält. Das Modell, das Gegenstand und Theorie einander gegenüber stellt, taucht in dieser Lesart wieder auf. Es ist nicht überraschend, dass auch jüngst – nach einer Konjunktur kulturwissenschaftlicher Theoriebildung – das Thema ‚Materialität‘ wieder auf der Tagesordnung steht.²⁵⁷

²⁵⁵ Vgl. hierzu etwa Sybille Krämer (Hg.): *Medien, Computer, Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien*, 3. Aufl., Frankfurt a.M. 2003.

²⁵⁶ Geisenhanslücke: *Literaturwissenschaft*, S. 338.

²⁵⁷ Vgl. exemplarisch Sigrid G. Köhler, Jan Christian Metzler, Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.): *Prima Materia. Beiträge zur transdisziplinären Materialitätsdebatte*, Königsstein/Taunus 2004; Corinna Bath, Yvonne Bauer, Bettina Bock von Wülfigen, Angelika Saupe, Jutta Weber (Hg.): *Materialität denken*.

Die speziellen Beobachtungen zur Rezeption und Diskussion des medienarchäologischen Modells, das Kittler in den *Aufschreibesystemen* ausformulierte, lenken den Blick auf die motivationale Disposition, mit der die Literaturwissenschaft den poststrukturalistischen Theorien auch im Allgemeinen begegnete. Auf die zunächst deutliche Ablehnung der neuen Theoriekultur folgte ein sich schrittweise intensivierendes Interesse. Die Archäologie Michel Foucaults wurde neben der Dekonstruktion Jacques Derridas und Paul de Mans als methodische Option am ausgiebigsten verhandelt. Besonders aufgrund der materialistischen ‚Erdung‘ des Konzepts, die durch die Bemühungen Kittlers kontinuierlich verstärkt wurde, erschien die ‚Archäologie‘ als Chance, das Fach in einer Phase des hypertrophierenden Theoriediskurses zu resubstanzialisieren.

Dieses eigensinnige Verhältnis der Literaturwissenschaft zum Phänomen ‚Theorie‘ in den 1980er Jahren wurde durch das Konzept der Archäologie nicht nur thematisch bestimmt und intern reguliert. Die Tradition der konzeptuellen Archäologieadaption legitimiert die Orientierung gleichsam fachgeschichtlich. Man konnte sich auf die historische Dimension der Archäologie-Adaptionen stützen und die Linie, die von Freud und Benjamin eröffnet und dann von Foucault fortgeführt wurde, aufnehmen und bis in die Gegenwart verlängern. Damit tritt die Literaturwissenschaft auch in einen größeren Diskurszusammenhang ein. Der Zusammenhang zwischen der literaturwissenschaftlichen Archäologierezeption und den Anleihen anderer geisteswissenschaftlicher Fächer lässt sich noch genauer profilieren. Die Attraktivität des impliziten Erkenntnisversprechens der archäologischen Methode befördert die kontinuierliche Etablierung einer interdisziplinären Zirkulation der theoretischen Impulse. Beobachten lässt sich dabei eine Doppelbewegung der archäologischen Methode. Einerseits verdankt sie ihre Existenz dem übergreifenden Theorie-Diskurs der 1980er Jahre. Andererseits muss sie, um ihr Erkenntnisversprechen aufrecht erhalten zu können, auf Distanz gehen zu den Prämissen des Poststrukturalismus.

3.9 ‚Archäologie‘ als diskursiver Knotenpunkt

Die bislang diskutierten Varianten der Archäologie-Adaption, die auch konzeptuelle Begriffe wie Archiv oder Bibliothek mit einschließen,²⁵⁸ lassen sich in einen größeren interdisziplinären Zusammenhang einordnen. ‚Archäologie‘ bildet gewissermaßen einen Knotenpunkt des interdisziplinären Diskurses. Den dort aufgehobenen Positionen ist das Interesse an Formen der Geschichtlichkeit gemeinsam, die losgelöst von den großen teleologischen Entwürfen der westlichen Historiographie Wissensordnungen grundieren, ohne

Studien zur technologischen Verkörperung - Hybride Artefakte, posthumane Körper, Bielefeld 2005; Martin Schubert (Hg.): *Materialität in der Editionswissenschaft*, Berlin/New York 2010.

²⁵⁸ Vgl. zur Bedeutung des Archivs in der aktuellen medien- und kulturwissenschaftlichen Diskussion Knut Ebeling und Stefan Günzel (Hg.): *Archivologie: Exterioritäten des Wissens in Philosophie, Medien und Künsten*, Berlin 2009; Wolfgang Ernst: *Das Rumoren der Archive. Ordnung aus Unordnung*, Berlin 2002; in komparatistischer und kulturgeschichtlicher Perspektive vgl. auch Hans Erich Bödeker und Anne Saada (Hg.): *Bibliothek als Archiv*, Göttingen 2007.

die Vorgängigkeit intentionaler Akte zu verabsolutieren oder den Prozess des ‚Entbergens‘, des Ausgrabens ausschließlich metaphorisch zu begreifen. Die Aktualität des Archäologischen im Kontext der Kulturwissenschaften vereint somit ein verstärktes Interesse am Historischen mit einer Kritik historiographischen Wissens und Forschens. Die kulturwissenschaftlichen ‚Archäologen der Moderne/Postmoderne‘²⁵⁹ ersetzen die hermeneutische Auslegung von ‚Dokumenten‘ durch analytische Mikro-Praktiken, die Arbeit an ‚Monumenten‘ wie Foucault sie einfordert. Knut Ebeling formuliert diesen Zusammenhang deutlich aus:

Man hat es in der Archäologie nicht, wie beispielsweise in der [traditionellen] Geschichte, mit der Erforschung von Dokumenten zu tun, die auch ohne sie existieren würden; die Archäologie erforscht Monumente, die sie selbst hervorbringt. Weil sie selbst die Objekte birgt, die sie untersucht, ist die Archäologie, mit Heidegger gesprochen, eine Weise des Entbergens par excellence: Die Archäologie ist eine Technik zur Entbergung von etwas, das sonst verborgen bliebe, eine zentrale Kulturtechnik zur Entbergung von Verborgenheiten, die sich in der Erde ebenso befinden können wie in der Seele, im Körper oder in den Medien.²⁶⁰

Der Prozess archäologischer Erkenntnis, wie Ebeling ihn beschreibt, vollzieht sich in der Schwebe zwischen dem performativen Akt der Konstruktion des Forschungsobjekts und der Entdeckung des Gegenstandes, der ‚irgendwo‘ verborgen liegt. Das Spannungsverhältnis von Materialismus und Konstruktivismus, das diesen Ansatz durchzieht, ist nicht zu übersehen und markiert die bereits angesprochene konzeptuelle Doppelbewegung von Annäherung und Distanzierung. Der Aufstieg der Archäologie zur Leitdisziplin der Kulturwissenschaften vollzog sich parallel zu der postmodernen Revision der Wissenschaften. Die Auswirkungen der Revision fielen nicht in allen Disziplinen gleichermaßen stark aus. Davon betroffen sind besonders die sicher geglaubten Einheiten und Grundüberzeugungen der Geschichtstheorie. Die konstruktivistische Perspektive, die sich im historischen Blick des 20. Jahrhunderts festgesetzt hat und die ab den 1960er Jahren schrittweise zur Entfaltung gebracht wurde und um 1980 ihren Höhepunkt erreichte, problematisierte die Ideen eines ‚Anfangs‘ oder ‚Ursprungs‘ historischer Prozesse und Entwicklungen als überholte Entwürfe essentialistischen und teleologischen Denkens. Die Historiker der Postmoderne analysieren und betreiben Geschichtsschreibung als einen Akt der literalen Sinnstiftung, der neben dem Verhältnis von Quelle und Medialität auch traditionelle Ordnungsbegriffe problematisiert und im dekonstruktiven Zugriff nicht selten ganz aufzulösen beabsichtigt. Geschichte erscheint in diesem Zusammenhang nicht länger als die in materialen Quellen aufgehobene Vergangenheit, sondern entpuppt sich als Effekt von performativen semioti-

²⁵⁹ Mit dem Begriff ‚Postmoderne‘ soll im Weiteren die zeitliche Periode ab Beginn der 60er/70er Jahre bezeichnet werden. Der Begriff ‚Poststrukturalismus‘ bezieht sich auf die entsprechenden Theorien und Konzepte, die im akademischen Feld ca. ab der Mitte der 1970er Jahre entwickelt wurden. Die Datierung ist streitbar. Sie dient hauptsächlich als heuristische Stütze.

²⁶⁰ Ebeling: *Die Mumie kehrt zurück II*, a.a.O., S. 20.

schen Vollzügen.²⁶¹ Der so genannte ‚linguistic turn‘, der in den späten 60er Jahren zuerst in der amerikanischen Sprachphilosophie stattfand und danach auch die Grundlagen der historischen Wissenschaften gründlich erschüttert hat, lieferte über Jahrzehnte hinweg wichtige Impulse für die kulturwissenschaftliche Erweiterung der Geisteswissenschaften, in denen die geschichtskritischen Ansätze mit je spezifischen Mitteln weitergeführt wurden.²⁶² Mehr als fünfzig Jahre nach dem Einsetzen der sprachphilosophischen Wende und zwei Dekaden nach der Hochphase postmoderner Kritik hat sich die Situation wieder etwas beruhigt. Die Empörung, die in den Invektiven gegen die Theoriedebatten zum Ausdruck kam, hat an Intensität eingebüßt. Kommentare wie die von Laermann stehen nicht mehr dauerhaft auf der Tagesordnung. Damit ist nicht behauptet, dass Theorie nicht immer wieder Gegenstand von Kontroversen ist. Die Positionen scheinen momentan aber zumindest an der Oberfläche des Diskurses mehr Stabilität gewonnen zu haben als in den 1980er Jahren. Ulrich Horstmanns Polemik lässt aber keinen Zweifel daran, dass das Unbehagen an der ‚Theorie‘ grundsätzlich noch ebenso intensiv ist wie in den 1980er Jahren.

3.10 Historiographische Bruchstellen und ‚archäologische‘ Wucherungen

Ist mit dem Erklärungsversuch zur Konnotierung der *Aufschreibesysteme* als Medium der Krisenbändigung nun zugleich auch eine spezifische Kontinuität der ‚Archäologie‘-Rezeption in den Kulturwissenschaften behauptet? Es lassen sich zumindest einige Indizien ermitteln, die eine solche Annahme zu stützen vermögen. Es stellt sich somit die Frage, in welchem Maße die kritischen Diskurse der Postmoderne und des Poststrukturalismus das epistemologische Grundgerüst der geisteswissenschaftlichen Fächer verändert haben und auch heute noch nachhaltig wirksam sind. Lassen sich noch Spuren der Debatten wie der um die *Aufschreibesysteme* nachweisen? Eine Antwort auf diese Frage muss deutlich diffe-

²⁶¹ Vgl. Christoph Conrad und Martina Kessel (Hg.): *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*, Stuttgart 1994; dies. (Hg.): *Kultur und Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung*, Stuttgart 1998.

²⁶² Doris Bachmann-Medick resümiert die Konsequenzen der sprachphilosophischen Wende für die Geisteswissenschaften und hebt den ‚narrative turn‘ hervor, der sich in der historischen Sichtweise etabliert hat: „Grundlegend ist seine [des ‚linguistic turns‘ J.S.] strikte Abkehr vom Positivismus, der bis in die 1960er Jahre hinein Wirklichkeitserkenntnis auf quantifizierbare Daten zurückgeführt hat. Im Gegensatz dazu geht er davon aus, dass kein Zugang zu einer ‚authentischen‘ Wirklichkeit möglich ist. Mit Sprache werde keine von ihr unabhängige, darunterliegende Wirklichkeit beschrieben. Statt eines Instruments zur Beschreibung von Wirklichkeit sei Sprache vielmehr ein Instrument zur Konstitution von Wirklichkeit: Alle Erkenntnis des Realen ist in sprachlichen Aussagen formuliert; es gibt keine Realität, die nicht von Sprache durchzogen und die nicht schon sprachlich geprägt wäre. Diese ‚Filter‘ der Sprachlichkeit [...] bedeutet etwa für die Geschichtsschreibung, dass auch sie nur Zugang zu einer textuell, sprachlich vermittelten Welt hat. Sie hat keinen Einblick in die wirklichen Erfahrungen der Menschen, sondern nur in das, was historische Quellen über sie kundgeben. [...] Nicht nur historische Tatsachen werden von Historiker(inne)n erst konstruiert, sondern bereits Gefühle und Handlungsmotive der historischen Akteure selbst sind nicht als authentische Artikulationen von Individuen zu verstehen, sondern als Ergebnisse sprachlich vermittelter Gefühls- und Handlungs-codes.“ (*Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Hamburg 2006, S. 35)

renzieren zwischen dem Beitrag der Fächer, die aktiv an der Postmodernediskussion und Theorierezeption mitwirkten, und denen, die sich der Debatte gegenüber eher zurückhaltend zeigten. Ohne Schwierigkeiten kann man dem bisher Gesagten nach sicherlich behaupten, dass die deutschsprachige Literaturwissenschaft²⁶³ ausführlich an der Poststrukturalismuskonzeption beteiligt war, wohingegen etwa die deutsche Geschichtswissenschaft erst recht spät und dann nicht selten über die Vorarbeiten der Literaturwissenschaft Zugang zur Diskussion fand.²⁶⁴ Die unterschiedlichen Verlaufsformen der Poststrukturalismusrezeption in Literatur- und Geschichtswissenschaft hängen freilich mit den problembezogenen Erfahrungswerten der Fächer zusammen. Waren der Literaturwissenschaft die Probleme von mehrstimmiger Bedeutungskonstitution und Interpretation auch vor der postmodernen Austreibung des Geistes bereits geläufig, stellten sich der Geschichtswissenschaft diese Fragen bezüglich der Quellen und Erkenntnisweisen der historischen Forschung erst mit einiger Verspätung und dann zumeist völlig neu und mit großer Dringlichkeit.²⁶⁵ Spurlos – so viel lässt sich vielleicht verallgemeinernd festhalten – sind die Debatten jedenfalls an den Geisteswissenschaften nicht vorübergegangen. Auch dort, wo die einstigen Fürsprecher postmoderner Kritik mittlerweile den Rückgewinn alter Gewissheiten feiern, bleiben Korrekturen an den Tiefenstrukturen geisteswissenschaftlicher Programme erkennbar. An den jeweiligen Geschichtskonzeptionen lässt sich dies deutlich ablesen.²⁶⁶ Das

²⁶³ Vgl. als Bestandsaufnahme die Beiträge in: *Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft*, a.a.O.

²⁶⁴ Vgl. hierzu Lutz Raphael: *Das Ende der alten Ordnungen: institutionelle Veränderungen in den nationalen Historikerkeldern und internationale Umbrüche in Kultur und Politik nach 1968*, in: ders.: *Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme: Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart*, 2. Aufl., München 2010.

²⁶⁵ Das Verhältnis der Geschichtswissenschaft zur Theorie ist ähnlich ambivalent wie das der Literaturwissenschaft. Nach Phasen der intensiven Theoriediskussion entwickeln sich immer wieder kritische Debatten. Eine eindeutige Tendenz ist aber auch hier nicht auszumachen. Siehe hierzu Horst Walter Blanke: *Zur Geschichte und Theorie des Theorie-Gebrauchs und der Theorie-Reflexion in der Geschichtswissenschaft*, in: Anke Jobmann, Bernd Spindler (Hg.): *Tagungsdokumentation „Theorien über Theorien“*, Bielefeld 1999, S. 7-24. Vgl. zum Beispiel auch Jens Hacke und Matthias Pohl (Hg.): *Theorie in der Geschichtswissenschaft. Einblicke in die Praxis des historischen Forschens*, Frankfurt a.M. 2008; siehe darin besonders die Einleitung der Herausgeber *Was bedeutet Theorie für die Praxis des Historikers*, S. 7-25; außerdem Daniel Morat: *Braucht man für das Verstehen eine Theorie? Bekenntnisse eines Neohermeneutikers*, S. 41-53, und Rüdiger Graf: *Was macht die Theorie in der Geschichte? ‚Praxeologie‘ als Anwendung des ‚gesunden Menschenverstandes‘*, S. 109-131. Vgl. weiterhin Jörg Baberowski (Hg.): *Arbeit an der Geschichte: Wie viel Theorie braucht die Geschichtswissenschaft?*, Frankfurt a.M. 2010, sowie die entsprechenden Einträge in Anne Kwaschik und Mario Wimmer (Hg.): *Von der Arbeit des Historikers: Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft*, Bielefeld 2010; wichtige Hinweise zur Theoriebildung und -diskussion gibt Ludolf Herbst: *Theorie und Theoriebildung*, in: ders.: *Komplexität und Chaos. Grundzüge einer Theorie der Geschichte*, München 2004, S. 99-126.

²⁶⁶ Vgl. als ein Beispiel für den literaturgeschichtlichen Diskurs das umfangliche Gemeinschaftswerk international tätiger Germanisten, die an der Möglichkeit von Literaturgeschichte festhalten, die Konzeption des Projektes aber auf „Ereignisse“ ausrichten und so auf Abstand zu älteren Logiken der Geschichtsschreibung gehen: David Wellbery u.a. (Hg.): *Neue Geschichte der deutschen Literatur*, Berlin 2008.

Denken von Geschichte ist durch die Postmoderne komplexer und voraussetzungsreicher geworden. Erübrigt hat es sich deshalb jedoch nicht. Im Gegenteil: ‚Geschichte‘ stellt eines der zentralen Probleme dar, an denen sich die Geistes- und Kulturwissenschaften kontinuierlich und ohne Aussicht auf baldigen Stillstand oder Erschöpfung abarbeiten. Die Bereitschaft, Geschichte neu zu denken, kann als das positive Ergebnis der geschichtskritischen Diskussionen gelten, das zum Beispiel im momentanen Erfolg der Gedächtnis- und Erinnerungsforschung seine aktuelle forschungsprogrammatische Entsprechung findet.²⁶⁷ In diesem Sinn kann der vielstimmige Archäologie-Diskurs der Geisteswissenschaften als Versuch gesehen werden, die Revisionen des Historischen mit einem neuen Interesse an der Geschichte zu versöhnen, das von der offensiven Spannung zwischen materialistischer und konstruktivistischer Perspektivierung getragen wird. An Kittlers *Aufschreibesystemen* lässt sich die Doppelbewegung gut beobachten. Die Adaptionen und vielfältigen methodischen Ausarbeitungen des Archäologie-Begriffs in den Geisteswissenschaften lassen erkennen, dass historische Forschung und die Kritik historiographischer Darstellung fest miteinander verknüpft sind. Die Rückgewinnung historischen Sinns geht nicht mit der Wiederbelebung positivistischer historischer Methoden einher. Sie kann aber auch nicht alle Orientierungswerte des älteren Geschichtsverständnisses über Bord werfen.

Einfacher gesagt: Nach der Postmoderne ist nicht vor der Postmoderne. Die epistemische Basis der Geisteswissenschaften hat sich deutlich verändert, wobei die Archäologie als philosophisch-kulturhistorisches Theorie- und Methodenangebot ein vielfältig adaptierbares Regulativ bildet, das eine Vermittlung traditioneller geisteswissenschaftlicher Überzeugungen mit den Nachwehen poststrukturalistischer Theoriediskurse ermöglicht. Die ‚Archäologie‘ versetzt die Geisteswissenschaften in die Lage, die epistemologischen Verwerfungen der Theoriediskussionen zu überbrücken. Am Beispiel der medienarchäologischen *Aufschreibesysteme* konnte gezeigt werden, wie die Betonung der materiellen Dimension von Kultur ein Gegengewicht zur poststrukturalistischen Präferenz abstrakter Sprachspiele und flottierender Sinnsplitter bilden konnte. Der Bezug auf die Archäologie verfügt aber noch über eine weitere Facette. Bislang ließ sich Detlev Rößlers Hinweis auf die Überkreuzung von klassischer und geisteswissenschaftlicher Archäologie im Schnittpunkt ‚Materialität‘ für die Analyse des Theoriediskurses der Literaturwissenschaft produktiv entfalten. Darüber hinaus findet sich aber schon bei Freud eine Verbindung zu einem der zentralen Bezugfelder der klassischen Archäologie. Die Rede ist von der ‚Urgeschichte‘, die als Denkfigur die Aspekte von Materialität und Faktizität enger zusammenbindet und um die Idee eines Anfangs oder Ursprungs ergänzt. Vorgezeichnet findet sich die Ver-

²⁶⁷ Die Wirkung des Gedächtnis-Paradigmas in den Kulturwissenschaften ist nach wie vor enorm und erstreckt sich sowohl auf die historische als auch die gegenwartsorientierte Forschung nahezu aller geisteswissenschaftlichen Disziplinen. Vgl. hierzu nur exemplarisch Astrid Erll: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*, Stuttgart 2005; Günter Oesterle (Hg.): *Erinnerung, Gedächtnis, Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung*, Göttingen 2005; Astrid Erll und Ansgar Nünning (Hg.): *Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlegung und Anwendungsperspektiven*, Berlin 2004.

bindung von archäologischer Methode und Urgeschichte somit schon in den frühen Ansätzen einer Metaphorisierung der Archäologie. Die archäologische Methode zielte ab auf die Entbergung einer Urgeschichte, eines Urzustandes, einer Urszene. Spätestens bei Benjamin lud sich der Begriff jedoch mit einer Spannung auf, der ihn zum Denken eines statischen Ursprungs kultureller Entwicklungen unbrauchbar werden ließ. Nach dem Einbruch der Postmoderne in die Geisteswissenschaften – so sollte man annehmen dürfen – müsste zumindest die Urgeschichte den Gewissheits-Verlusten, die den Fächern entstanden sind, zugerechnet werden. Oder kann die ‚Urgeschichte‘ die Korrekturen, Revisionen und Verwerfungen überlebt haben? Muss diese historische Denkfigur nicht über Bord geworfen werden? Geht es doch der Urgeschichte im klassischen Sinn durchaus darum, Anfänge und Ursprünge zu lokalisieren, die von der Archäologie ausgegrabenen Dinge in Zusammenhänge zu bringen, die ihre einstmalige Verwendung, ihre Relevanz innerhalb des frühesten humanen Miteinanders erhellen, um von dort ausgehend Entwicklungsverläufe zu beschreiben, die sich nicht gänzlich in Diskontinuitäten verflüchtigen bzw. auflösen lassen. Folgender Verdacht lässt sich formulieren: Die Methode der ‚Archäologie‘ und mit ihr die Idee der Urgeschichte transportiert – wie verdeckt auch immer – stets einen Beginn, einen Anfang, etwas, über das hinauszugelangen, schlechterdings nicht möglich ist. Das Erkenntnisversprechen der archäologischen Methode intensiviert sich unter diesen Voraussetzung zweifellos.

Die archäologische Methode, wie Foucault sie vorgeführt hat und wie sie in den Geisteswissenschaften immer wieder forschungspraktisch vereinnahmt wird, entlarvt solche Ursprünge als Effekte einer diskursiven Praxis, einer Konstruktion, die ihren ursprünglichen Charakter verliert, wenn sie ins Blickfeld des Archäologen gerät. Dass in der Forschung auch nach den geschichtskritischen Diskussionen immer wieder der Begriff der ‚Urgeschichte‘ begegnet, mag daher zunächst einmal verwundern. Es hat den Anschein, dass in der Denkfigur der Urgeschichte die Sehnsucht nach einem festen, unverrückbaren Beginn Ausdruck verliehen wird, die in der methodologischen Archäologie angelegt ist, dort aber nicht deutlich ausgesprochen wird, da die regulative Funktion durch das Bekenntnis zum ‚Anfang‘ gefährdet wäre. Damit übersteigt die Urgeschichte als Denkfigur noch die objektivierende Wirkung des Faktors Materialität. Der explizite ‚Beginn‘ einer Epoche oder einer anderen Form der kulturellen Ordnung ist in der ‚Archäologie‘ nur insofern vorgesehen, als dass der Moment der Benennung des Anfangs gleichsam als der Augenblick seiner Konstruktion im Sinne einer epistemologischen Prämisse präsent gehalten wird. In einer Urgeschichte wird die performative Dimension überblendet, um formelle Autorität herzustellen. Die kann nur dann von Dauer sein, wenn der ‚Beginn‘ der Konstruktion und Deutung vorausgeht. Die innere Spannung der archäologischen Methode wird so vereinseitigt und in eine ‚materiale‘ Erkenntnisweise gewandelt.

3.11 Entzauberungen kultur-archäologischer Theorie

Noch deutlicher zeichnet sich diese widersprüchliche Situation ab, wenn man die Blickrichtung ein wenig verändert und die Sicht der klassischen Archäologen selbst berücksichtigt. Die problematischen Implikationen der archäologischen Methode gewinnen so schärfere Konturen. In der klassischen Archäologie beobachtet man die Erfolgsgeschichte des ‚archäologischen‘ Denkens und Forschens außerhalb der Grenzen des eigenen Fachs mit wachsender Skepsis. Die affirmativen Kommentare zu Foucaults Archäologie wie der von Detlev Rößler bleiben nach wie vor die Ausnahme. Zugleich finden aber auch die kritischen Einwände der klassischen Archäologie in den Kulturwissenschaften eher seltener Gehör.

Die Semantiken, die dem Begriff ‚Archäologie‘ anhaften und die ihn für verschiedene Disziplinen so attraktiv erscheinen lassen, stellen sich aus der Perspektive der klassischen Archäologie als Effekte von Überformungen und Verzerrungen dar. Erhoffen sich die Geisteswissenschaften von der archäologischen Methode als ‚Kulturtechnik‘ eine Vermittlung von poststrukturalistischer Geschichtskritik und historischer Sinnstiftung, weisen die Vertreter der klassischen Archäologie darauf hin, dass das „archäologische Umgehen mit materieller Kultur“ durch die problematische „Faszination“ motiviert sei, „die von den unumstößlichen, materiellen Gewissheiten ausgeht, die Archäologen liefern zu können scheinen“.

Die Archäologie als Bergungsverfahren materieller Gewissheiten und Produzent wahrhaftiger Geschichtlichkeit erscheint gelegentlich als eine Art Gegenmittel zum ‚referenzlosen Flottieren der Zeichen‘, das gern als Kennzeichen postmoderner Verhältnisse angeführt wird. Die handgreifliche Evidenz alter Scherben prädestiniere gleichsam zum historischen Spurenlesen, das den Schleier oberflächlicher Erscheinungen mühelos zu durchdringen scheine. Diese Ansicht ist freilich eine Außenansicht der Archäologie.²⁶⁸

Der medientechnische Materialismus Friedrich Kittlers verdankt sich einem ähnlichen Verständnis archäologischen Wissens. Was bei Foucault als Positivität des Archivs angelegt ist, wird bei Kittler zur Materialität des Mediendiskurses. Der Weg zum Gewissheitsversprechen der Materialität, das auf die Überformung durch die Theorien verzichten kann, ist dann nicht mehr weit. Die archäologische Methode bringt – so lässt es sich etwas zuge-spitzt und thesenartig formulieren – das Selbstverständnis der Geisteswissenschaften und besonders der Literaturwissenschaft nach einer Hochphase der Postmoderne-Diskussion auf den Punkt. Theoretische Aufklärung und Abkehr vom Positivismus verbinden sich mit dem Beharren auf einer natürlichen Evidenz der Materialität zu einer ‚gemäßigten‘ kultur-historischen Perspektive. Von der Archäologie wird entlehnt, was sie aus der Außensicht

²⁶⁸ Cornelius Holtorf: *Vom Kern der Dinge keine Spur. Spurenlesen aus archäologischer Sicht*, in: Sybille Krämer, Werner Kogge und Gernot Grube (Hg.): *Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenschaft*, Frankfurt a.M. 2007, S. 333-353, hier S. 333.

dazu prädestiniert, als Gegengewicht zur abstrakten poststrukturalistischen Theoriediskussion zu fungieren. Außer Acht gelassen wird dabei, dass der „unmittelbare, archäologische Zugang zur dinglichen ‚hardware‘“ – zum Kern der Dinge – das Ergebnis einer Adaption ist und in der Archäologie selbst keine direkte Entsprechung findet. „Auch Bodenfunde sind tendenziös“²⁶⁹ heißt es in der Archäologie und statt auf die dingliche Evidenz der Funde zu vertrauen, gilt vielmehr die erkenntnistheoretisch avancierte Einsicht, „dass jeder Gegenstand, schon aus soliden methodologischen Überlegungen heraus, einer derart umfassenden quellenkritischen Analyse bedarf, dass man sich fragen kann, ob es überhaupt irgendeinen Blickwinkel gibt, aus dem die materiellen Spuren der Vergangenheit nicht weiter hinterfragbar wären.“²⁷⁰

3.12 Verborgene Impulse historischer Sinnstiftung

Wenn sich die geisteswissenschaftlichen Disziplinen auf die archäologischen Methoden berufen, egal ob in der Prägung Foucaults, der medienarchäologischen Wendung Kittlers oder einer anderen methodischen Aufbereitung, und dabei besonders den Aspekt der Materialität hervorheben, dann schaffen sie damit gleichsam den Möglichkeitsraum einer historischen Erkenntnis, in dem auch die Denkfiguren der ‚Urgeschichte‘ und eines unverrückbaren Anfangs ihren Platz finden. Was in den Disziplinen der Geisteswissenschaft unter ‚Archäologie‘ firmiert, ist deshalb häufig das Resultat eines ‚romantischen‘ Blicks auf die klassische Archäologie. Die archäologische ‚Verklärung‘ der Geisteswissenschaften verhilft der historischen Sinnoption ‚Urgeschichte‘ zu Erklärungskraft, indem die Relation von klassischer Archäologie und der Ur- bzw. Frühgeschichte als epistemischer Modellfall für das eigene Selbstverständnis adaptiert wird. In einem ersten Anlauf lässt sich der Zusammenhang, um den es hier geht, folgendermaßen analytisch entfalten: Mit ‚Urgeschichte‘ werden in diesem Sinn spezifische Szenarien, Entwicklungen, Konstellationen oder Verhältnisse bezeichnet, deren Einfluss und Prägung sich in verschiedenen Feldern auch gegenwärtig noch rekonstruieren und zurückverfolgen lassen. Die Verknüpfung von archäologischer Methode und ‚Urgeschichte‘ erzeugt in den Geisteswissenschaften unterschiedliche Ausprägungen. Sie kann sich auf methodische Programme – etwa auf das Problem der Interpretierbarkeit literarischer Texte – beschränken, aber auch die Architektur ganzer Wissenschaftsgeschichten durchziehen. In jedem Fall erzeugt die Verknüpfung beider Denkmodelle Ordnungsstrukturen und Referenzgerüste in der epistemischen Unübersichtlichkeit, die den Geisteswissenschaften als Rest der poststrukturalistischen Theoriediskussion geblieben ist. Der Weg führt von flottierenden Zeichen und flüchtigen Sinnmomenten zurück zu einer Vorstellung vom ‚Kern der Dinge‘; einer unveränderlichen und beständigen semantischen Konfiguration, die durch die Betonung von ‚Materialität‘

²⁶⁹ Hans Jürgen Eggers: *Einführung in die Vorgeschichte*, München 1986, S. 257.

²⁷⁰ Holtorf: *Vom Kern der Dinge keine Spur*, a.a.O., S. 337.

epistemisches Gewicht erlangt.²⁷¹ Betrachtet man aus dieser Perspektive die ‚Archäologien‘ der Geisteswissenschaften von den Rezeptionsformen der Diskursanalyse Foucaults, der Kittler’schen Medienarchäologie bis zu Knut Ebelings ‚Archivologie‘ oder den Ansätzen der neueren Wissenschaftsgeschichte, zeigt sich das verbindende Moment in einem mehr oder weniger verborgen liegenden historischen Sinnbegehren, das in der historiographischen Konfiguration der ‚Urgeschichte‘ artikuliert- und konkretisierbar wird. Dass der Ausdruck dieses spezifischen Sinnbegehrens zugleich die Differenz zum eigentlichen Bezugsfeld der archäologischen Metaphorik offenlegt und verschärft, wird zumeist ausgeblendet und nur selten reflektiert: „Keine archäologische Kulturtechnik kann sich hinsichtlich materieller Spuren zutrauen, dem Kern der Dinge näherzukommen als irgendein anderes Verfahren, wie gern auch immer man es ihr aus der Perspektive anderer Disziplinen zutrauen mag.“²⁷²

Die ‚Archäologie‘ der Geisteswissenschaften wie auch die Idee einer ‚Urgeschichte‘ stellen epistemische Instrumentarien der historischen Sinnstiftung dar, die vielfältig angewendet werden. Unterschieden werden muss dabei zwischen der expliziten Thematisierung und Anwendung archäologischer Methoden und einer impliziten Orientierung an der ‚Urgeschichte‘. Gewissermaßen bilden ‚Archäologie‘ und ‚Urgeschichte‘ das Verhältnis von methodologischer Außenseite und motivational-intentionaler Innenseite der Geisteswissenschaften ab. Vor allem für die historischen Selbstvergewisserungen akademischer Disziplinen scheint die Denkfigur der ‚Urgeschichte‘ attraktiv zu sein. Ist es doch so möglich, die Aktualität des Gegenwärtigen als Konsequenz eines bereits lange andauernden, gleichsam verborgenen Prozesses der Wissensrevolution zu beschreiben, der im je aktuellen Stadium zur (vollen) Entfaltung gelangt. Dabei folgt die Wissensrevolution einem in der ‚Urszene‘ angelegten Richtungssinn, der verschiedene Wege offen lässt, aber auch die Grenzen der Entwicklung festlegt. Der urgeschichtlich fixierte Richtungssinn lässt sich häufig aus den so genannte ‚Gründungstexten‘ oder Jahrhundertbüchern²⁷³ der ‚Urväter‘ (seltener Urmütter) einer Disziplin begründen, in denen sowohl die Gegenstandsbereiche wie auch die methodischen Programme ausgewiesen sind, auf die in der Gegenwart der jeweiligen Fächer mehr oder weniger ausdrücklich zurückgegriffen wird. Insofern ist in der ambitionierten Assimilation des ‚Archäologischen‘ in verschiedenen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen durchaus der Versuch zu sehen, mit den Instrumenten zur Entdeckung der Vergangenheit die je eigene Gegenwart freizulegen und zu begründen, gerade weil in dieses Programm die Vorstellung des ‚Anfangs‘ oder ‚Beginns‘ integriert ist. Für das Feld der neueren deutschen Literaturwissenschaft sollen die Wirkungsmomente ‚urgeschichtliche‘

²⁷¹ Vgl. hierzu: Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt a.M. 1988. Dem Begriff der Materialität folgte – gewissermaßen als dynamisierendes Gegengewicht – das sprachphilosophisch begründete Konzept der Performativität: Vgl. Uwe Wirth (Hg.): *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a.M. 2002.

²⁷² Holtorf: *Vom Kern der Dinge keine Spur*, a.a.O., S. 336.

²⁷³ Vgl. Walter Erhart und Herbert Jaumann (Hg.): *Jahrhundertbücher. Große Theorien von Freud bis Luhmann*, München 2000.

schichtlichen‘ Denkens nun konkret herausgearbeitet werden. Damit stellt sich die Frage nach der Möglichkeit der Bildung und Anwendung ‚urgeschichtlich‘ motivierter Reflexionsmuster sowie nach den Spuren, die solche Muster in den Reflexionsmedien des Fachs hinterlassen. Es wird zu zeigen sein, dass die ‚urgeschichtlichen‘ Reflexionsweisen in einem topischen, gleichsam instrumentellen und letztlich ‚unsicheren‘ Wissen aufgehoben und verdichtet sind und sich in den Selbstbeschreibungen in der Lebenswelt der Literaturwissenschaft manifestieren und auch rekonstruieren lassen. Hiermit sind Begriffe und Konzepte angesprochen, deren allgemeine Etablierung in der Literaturwissenschaft noch in den ‚Startlöchern‘ steckt. Diese Positionen einzuführen und zu klären, ist das Ziel der folgenden Abschnitte. Es wird sich zeigen, dass sich die ‚Theorieprobleme‘ der germanistischen Literaturwissenschaft auch einem verborgenen, selbstreflexiven Imperativ zur Urgeschichte des Fachs verdanken. Die Aktualität des Archäologischen bildete den Einsatzpunkt für eine Besichtigung des Verhältnisses, das die Literaturwissenschaft zur ‚Theorie‘ unterhält. Bislang konnte gezeigt werden, dass die verschiedenen Archäologie-Konzepte ‚Theorie‘ in eine Form übersetzen, die den abstrakten Diskurs metaphorisch ‚erdet‘. Obwohl das Denken der Materialität mittlerweile wieder in den theoretischen Diskurs zurückführt, darf die regulative Kraft nicht unterschätzt werden, die in der fachgeschichtlich bedeutsamen Phase von ihr ausging.

Allein der Hinweis auf die institutionelle und fachsystematische Nähe von klassischer Archäologie und Urgeschichte genügt nicht, um die Koinzidenz der geistes- und kulturwissenschaftlichen Thematisierung von ‚Archäologie‘ und Urgeschichte zu begründen. Die regulative Funktion der metaphorisierten Archäologie in den Theoriediskursen der Literaturwissenschaft und die dichte Kopplung von Rhetoriken der ‚Urgeschichte‘ mit archäologischen Konzepten lassen aber immerhin vermuten, dass beide ‚Semantiken‘ ein ähnliches Erkenntnisversprechen bereithalten. Die Denkfigur der Urgeschichte gilt es deshalb auf diese spezielle Funktionalität hin zu befragen.

4. ‚URGESCHICHTLICHE REFERENZIERUNG‘: DIE GRÜNDUNGSNARRATIVE DER LITERATURWISSENSCHAFT

4.1 Annäherung IV

Das Projekt der Theorie-Beobachtung setzte an einem exemplarischen Fall in den 1980er Jahren an. Dieser Zeitabschnitt repräsentiert den verdichteten Moment einer Krisenkonstellation der germanistischen Literaturwissenschaft. Die spezielle ‚theoretische‘ Problemlage der Literaturwissenschaft ist aber nur angemessen zu verstehen, wenn sie in einen größeren Kontext gestellt wird. Das beginnende 20. Jahrhundert war der Zeitraum, in dem sich die deutschen Geisteswissenschaften als Verbund von Fächern und Disziplinen etablierten. Dies geschah durch die Abgrenzung von den Naturwissenschaften sowohl in gegenstands- und methodenbezogener als auch in institutioneller Hinsicht.²⁷⁴ Das zurückliegende Jahrhundert war jedoch gleichermaßen eine Periode der massiven kulturellen, politischen und humanitären Krisen und Katastrophen, in der die Geisteswissenschaften mitunter problematische Positionen besetzten und sich ideologisch vereinnahmen ließen. Es verwundert daher kaum, dass die Geisteswissenschaften in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein sensibles Krisenbewusstsein ausbildeten. Nach dem 2. Weltkrieg, besonders ab den 50/60er Jahren, stellte die Selbstlegitimierung eines der dringlichsten Probleme der Geisteswissenschaften dar.²⁷⁵ Die Literaturwissenschaft stellt, wie am Einzelfall bereits demonstriert wurde, diesbezüglich keine Ausnahme dar. Im Gegenteil: „Von daher mag es auch begründet sein“, so ein Argument Wilhelm Voßkamps, „dass sich die Fachgeschichte der

²⁷⁴ Vgl. hierzu die programmatischen Schriften von Wilhelm Dilthey, die vor allem für die Etablierung methodischer Eigenständigkeit von Bedeutung waren: *Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und Geschichte*, Leipzig 1883; ders.: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, Berlin 1910. Vgl. auch die Darstellung der Genese der Geisteswissenschaften bei Jan Eckel, der sich am Krisenmodell orientiert: *Geist der Zeit. Deutsche Geisteswissenschaften seit 1870*, Göttingen 2008; außerdem siehe Gunter Scholz: *Zwischen Wissenschaftsanspruch und Orientierungsbedürfnis. Zu Grundlage und Wandel der Geisteswissenschaften*, Frankfurt a.M. 1991; vgl. zu den Qualifikationen der Geisteswissenschaften Jürgen Mittelstraß: *Geisteswissenschaftliche Qualifikationen*, in: Anna Bentfeld und Walter Delabar (Hg.): *Perspektiven der Germanistik. Neueste Ansichten zu einem alten Problem*, Opladen 1997, S. 13-32; Stefan Schulze Beiering: *Schein und Wirklichkeit: die Geisteswissenschaft aus kritischer Distanz*, Münster 2007; Florian Keisinger u.a. (Hg.): *Wozu Geisteswissenschaften?: Kontroverse Argumente für eine überfällige Debatte*, Frankfurt a.M. 2003.

²⁷⁵ Vgl. hierzu Jürgen Elvert und Jürgen Nielsen-Sikora (Hg.): *Kulturwissenschaften und Nationalsozialismus*, Stuttgart 2008; Wolfgang Bialas and Anson Rabinbach (Hg.): *Nazi Germany and the humanities*, Oxford 2007; Hartmut Lehmann und Otto Gerhard Oexle (Hg.): *Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften*, Bd. 1: *Fächer - Milieus - Karrieren*; Bd. 2: *Leitbegriffe - Deutungsmuster - Paradigmenkämpfe*, Göttingen 2004. Speziell zur germanistischen Literaturwissenschaft vgl. Holger Dainat (Hg.): *Literaturwissenschaft und Nationalsozialismus*, Tübingen 2003; außerdem die Beiträge in: *Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945*, a.a.O.

deutschen Literaturwissenschaft eher als eine Geschichte der Krisenerfahrungen des Fachs liest.“²⁷⁶

4.2. Selbstlegitimationen im Referenzmodus

In Zeiten der ‚Krise‘ ist die ‚Legitimation‘ der bestimmende Modus kognitiver und rhetorischer Selbstbezugnahmen wissenschaftlicher Disziplinen. Die geisteswissenschaftlichen Bemühungen der Selbstrechtfertigungen im 20. Jahrhundert zielten dabei nicht nur und nicht zuerst auf politisch-ideologische Verstrickungen einzelner Wissenschaftler oder ganzer Fächer während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft. Die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit der Geisteswissenschaften, die germanistische Literaturwissenschaft sollte bei diesem Thema durchaus eine besondere Rolle spielen, blieb ohnehin bis in die 1960er Jahre ein unliebsames Thema, das aufgrund der personellen Kontinuitäten innerhalb der Fächer erst auf das Drängen externer Instanzen, einiger Nachwuchswissenschaftler, die für heutige Verhältnisse im ausgesprochen jungen Alter auf Lehrstühle berufen wurden, und vor allem studentischer Initiativen hin den Weg auf die wissenschaftspolitische Tagungsordnung fand. Nicht weniger wichtig war die dringliche Frage nach den Leistungsangeboten, die die geisteswissenschaftlichen Fächer der Gesellschaft unterbreiten konnten. Vor dem Hintergrund einer rapiden Progression der Natur- und Technikwissenschaften beantwortete sich diese Frage nach der Notwendigkeit der Geisteswissenschaften nicht mehr von selbst. Die vermeintliche Selbstevidenz der Geisteswissenschaften war brüchig geworden. Hinzu kam, dass sich die Geisteswissenschaften nach 1900 ihrerseits selbst in einem Prozess der Ausdifferenzierung begriffen sahen, weshalb sich in der Legitimationsfrage nicht nur das Problem der Leistungsfähigkeit hinsichtlich der gesellschaftlichen Erwartungen verdichtete. Die einzelnen Fächer sahen sich außerdem mit der Herausforderung konfrontiert, die Konkurrenzverhältnisse an den geisteswissenschaftlichen Fakultäten durch die Spezialisierung der je eigenen Theorie und Praxis und einer Abgrenzung der Gegenstandsfelder zu organisieren.²⁷⁷

Der Erwartungshorizont, vor dessen Hintergrund die Geisteswissenschaften sich besonders seit den 1960er Jahren selbst zu begründen hatten, differenzierte sich zusehends aus. Neben den politischen und ideologischen Fragen, die hauptsächlich an das während des 2. Weltkrieges in Amt und Würden verbliebene und nach wie vor aktive Personal gerichtet waren, gewannen nun auch zügig die Konkurrenzverhältnisse zu benachbarten Disziplinen und den Natur- und Technikwissenschaften an Brisanz. Die politischen Ereignisse, die um das Jahr 1968 herum stattfanden, verschärften die Lage für die Geisteswissenschaften nochmals. Der Verlust des humanistischen Bildungsbegriffs und die

²⁷⁶ Wilhelm Voßkamp: *Zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft in der Bundesrepublik*, in: Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp (Hg.): *Wissenschaft und Nation. Studien zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, München 1991, S. 17-29, hier S. 17.

²⁷⁷ Vgl. die Beiträge in Christoph König und Eberhart Lämmert (Hg.): *Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900*, Frankfurt a.M. 1999.

gesellschaftliche Forderung nach Orientierungswissen sorgten in Fächern wie der Literaturwissenschaft für „Ambivalenz, Unsicherheit und Skepsis“, bis hin zur „Ratlosigkeit“.²⁷⁸

Mit Blick auf die Vervielfältigung der Anforderungen, Problemkomplexe und Irritationen können verschiedene Strategien und Muster der Legitimierung differenziert werden. Die Bemühungen unterscheiden sich in Rhetorik und argumentativer Anlage, je nachdem, ob die Modi der Begründung auf einzelne theoretische Positionen oder Schulen innerhalb eines Fachs bzw. auf die Identität der Disziplin oder aber auf „Sinn und Eigenrecht“²⁷⁹ der Geisteswissenschaften im Ganzen abzielen. Das Spektrum der rhetorischen Legitimierungsmuster nach 1945 zu entfalten, stellt eine wichtige Herausforderung für die Wissenschaftsgeschichte dar, die bisher jedoch nur in Ansätzen angegangen wurde. Die dafür erforderlichen umfangreichen Quellenanalysen können hier nicht geleistet werden. Eine Fokussierung ist erforderlich, die sinnvollerweise an das vorherige Kapitel anzuschließen hat. Im Weiteren wird deshalb eine Strategie im Blickpunkt stehen, die eine wissenschaftshistorische Wendung der Erläuterungen zur Archäologiebegeisterung in den Geisteswissenschaften ermöglicht. Für das Feld der germanistischen Literaturwissenschaft soll eine Form der Selbstbegründung konturiert werden, die auf der Voraussetzung einer fachlichen ‚Urgeschichte‘ basiert bzw. an deren Konstruktion mitarbeitet.

Begrifflich fixiert wird dieser spezielle Modus der Selbstbezugnahme und -begründung als ‚urgeschichtliche Referenzierung‘. In der Begriffskonstruktion werden zwei Elemente herausgestellt: Der Prozess des Bezugs auf ein Objekt sowie das Objekt der Referenz selbst. Die ‚urgeschichtliche Referenzierung‘ bezeichnet im Weiteren zunächst die Gesamtheit solcher mehr oder weniger fixierten und kollektiv beglaubigten Narrative bzw. in Texten als argumentationslogische Strukturierungsprinzipien wirksame und in der Form instrumentellen Wissens kommunizierbarer Begründungsformen, die Informationen über Gründungskonstellationen vermitteln, um eine Phase aus der Geschichte der disziplinären Genealogie, den jeweils aktuellen Zustand oder zukünftige Entwicklungsziele zu erklären, zu begründen, zu rechtfertigen und zu beglaubigen. Eine ‚Urgeschichte‘ der Disziplin bildet das Referenzobjekt, auf das sich die Gegenwart orientierend beziehen lässt. Wie schon durch die ‚archäologische‘ Akzentuierung der Materialität des Diskurses, so trägt auch die urgeschichtliche Referenzierung dazu bei, die Theoriekultur der Literaturwissenschaft in spezifischer Weise zu organisieren. Die Elemente und Mechanismen der urgeschichtlichen Referenzierung lassen sich genauer fassen und konzeptionell entfalten.

²⁷⁸ Wolfgang Prinz und Peter Weingart: *Innenansichten geisteswissenschaftlicher Forschung. Einleitende Bemerkungen*, in: dies. (Hg.): *Die sog. Geisteswissenschaften. Innenansichten*, Frankfurt a.M. 1990, S. 9-27, S. 9

²⁷⁹ Vgl. Oliver Jahraus: *Sinn und Eigenrecht der Geisteswissenschaften*, in: Jörg-Dieter Gauger und Günther Rüter (Hg.): *Warum die Geisteswissenschaften Zukunft haben! Ein Beitrag zum Wissenschaftsjahr 2007*, Freiburg i. Br. 2007, S. 242-254.

4.3 Logiken kultureller Ursprungsnarrationen

Aufgrund ihrer Funktion der kollektivierte Sinnstiftung rückt die urgeschichtliche Referenzierung zunächst einmal in die Nähe anderer Formen kultureller Gründungs- und Anfangserzählungen. Mit diesen Narrationstypen teilt sie auf allgemeiner Ebene auch strukturelle Probleme, etwa das der temporalen Paradoxie: „Kulturellen Anfangserzählungen – gleichviel, ob es sich um die Schöpfung der Welt, den Eintritt in den Gesellschaftszustand, die Entstehung der Sprache, die Selbstsetzung eines philosophischen Subjekts, [die Begründung einer wissenschaftlichen Disziplin, J.S.] oder den Beginn eines Zeitalters handelt – wohnt eine eigentümliche Zeitform inne.“²⁸⁰ Die Anfänge und Ursprünge, auf die in den Narrativen verwiesen bzw. zu denen im Prozess der Referenzierungen ein Bezug hergestellt wird, ereignen sich ohne die Anwesenheit von Augenzeugen und Zeitgenossen. Die Gegenwärtigkeit und Evidenz des Moments wird erst im Nachhinein produziert. Ursprünge werden, wie die meisten historischen Ereignisse, erst im dramatisierenden Rückbezug zu dem, was sie in der Gegenwart gelten. „Insofern handelt es sich bei kulturellen Anfängen um Ereignisse besonderer Art. Sie ragen nicht einfach aus dem Zeitfluss heraus, sondern unterbrechen ihn und markieren eine Zäsur zwischen vorher und nachher, die nicht in Form einer linearen Verkettung überbrückt werden kann.“²⁸¹ Albrecht Koschorke hat die kulturellen Logiken von Gründungserzählungen unterschiedlicher Provenienz untersucht und auf eine Gemeinsamkeit hingewiesen: Sämtliche Narrative brechen in signifikanter Weise mit den gewöhnlichen Zeitvorstellungen. Mit dem Setzen von Anfängen wird in den Gründungsnarrativen die Beziehung zu einem ‚Davor‘ bis zu einem gewissen Grad gekappt. Dieser totalen Diskontinuität des Anfangs steht das ‚Danach‘ gegenüber, das sich in einer dichten temporalen Sequenz vollzieht. Die Elemente der Sequenz lassen sich gleichsam auseinander ableiten und verweisen in die Gegenwart. Dass solche ‚Urgeschichten‘ stets ein Stück weit prekär bleiben, liegt nicht nur daran, dass ihre immanente Logik die rückseitige, temporale Ebene des Anfangs nicht berücksichtigt. Ein weiteres Paradox kommt noch hinzu: Gründungserzählungen müssen immer schon einen Teil dessen, was sie zu begründen beabsichtigen, voraussetzen. In den weit verbreiteten religiösen Gründungserzählungen können diese narrativen Widerstände mit der heiligen Unbegreiflichkeit autorisiert werden. Ursprungsgeschichten, die nicht von transzendenten Mächten getragen werden, geraten angesichts dieses Problems in massivere Schwierigkeiten und kommen nicht ohne ‚Tricks‘ aus. An einem bereits bekannten Beispiel kann diese Schwierigkeit knapp illustriert werden. Die konzeptionelle Archäologiebegeisterung und Ursprungsaffinität Sigmund Freuds wurde schon angesprochen. Bei ihm lässt sich die trickreiche Überblendung der Ursprungsparadoxie gut beobachten. Beispielsweise sieht er die Motivation zur Etablierung von Religion und Moral begründet durch das Schuldgefühl, das aus dem

²⁸⁰ Albrecht Koschorke: *Zur Logik kultureller Gründungserzählungen*, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 2 (2007), S. 5- 12, hier S. 5.

²⁸¹ Ebd., S. 6.

‚Urvatermord‘ resultiert. Damit aber der Mord als schuldhaft wahrgenommen werden kann, muss freilich bereits ein Tötungsverbot wirksam gewesen sein. Es führt in einen komplizierten Widerspruch, wenn Verbot und Übertretung in eine lineare Reihenfolge gebracht werden sollen. Deshalb gehört es zur immanenten Logik bzw. zur Poetik von ‚Urgeschichten‘, dass eine Differenz von eigentlichem Beginn und ‚poetischer Nullstelle‘ existiert, die in der Narration aber überblendet wird. ‚Urgeschichten‘ sind „gegenüber ihrer eignen Zeitrechnung gleichsam um ein kurzes Intervall nach vorne verschoben – und zwar deshalb, weil sie ihrerseits mit der Leitunterscheidung operieren, deren Inkrafttreten sie in der Art eines Mythos beglaubigen wollen.“²⁸² Zu diesen prekären Aspekten treten weitere Paradoxien hinzu, mit denen Urgeschichten konfrontiert sind. So etwa das Paradox der Darstellung, das immer dann auftritt, wenn der darzustellende Ursprung auch der Ursprung der hierfür benötigten Darstellungsmittel ist.²⁸³ Trotz der eher paradoxalen Identität und Logik bilden Urgeschichten ein traditionell wichtiges Instrumentarium zur Herstellung und Stabilisierung von Macht:

Da ist zum einen die Macht, die sich von den Anfängen herleitet, die prägende Gewalt des kulturell Unvordenklichen und der sich darauf gründenden Traditionen. Ihr steht die Macht der jeweiligen Jetztzeit gegenüber, ihre Ursprungsmythen und Legitimationserzählungen zu überschreiben, sich sozusagen eine neue Vergangenheit anzumessen, die besser zu den sich fortwährend ändernden Verhältnissen passt.²⁸⁴

Dementsprechend sind kollektivierte Urgeschichten keine einfachen Rückblenden in die Vorgeschichte der eigenen Existenz, sondern sie stellen konstruktive Akte der historischen Sinnstiftung dar, die „retroaktiv“ in das Repertoire der Gewissheiten und Überzeugungen eingreifen, das dem Denken und Handeln in der Gegenwart als geschichtliches Apriori zugrunde liegt.

Was auf die kulturellen Anfangserzählungen im Allgemeinen zutrifft, lässt sich auch auf die urgeschichtlichen Referenzierungen übertragen, die in den Geisteswissenschaften ebenfalls ‚retroaktiv‘ vollzogen werden: Mit dem Erzählen von Anfängen ist eine Entscheidung darüber verknüpft, was unter den jeweiligen Gegebenheiten nicht oder nur mit großer Widerständigkeit gedacht und gesagt werden kann. Rücken diese Narrative in den Fokus der Wissenschaftsgeschichte, ist es wichtig, diesen Aspekt zu berücksichtigen. Die in den Narrationen codierten Entscheidungen müssen als Entscheidung bewusst gehalten werden, denn Urgeschichten „sind nicht unschuldig – umso weniger, je reiner zu sein sie vorgeben.“

Sie geben dem kollektiven Imaginären eine Fassung und unterlegen ihm ein nachträgliches Fundament. Damit entscheiden sie zugleich über die Grenzen dessen, was innerhalb einer Kul-

²⁸² Ebd., S. 8.

²⁸³ Vgl. zum Darstellungsparadox ebenfalls Albrecht Koschorke: *System. Die Ästhetik und das Anfangsproblem*, in: Robert Stockhammer (Hg.): *Grenzwerte des Ästhetischen*, Frankfurt a.M. 2002, S. 146-163.

²⁸⁴ Koschorke: *Zur Logik kultureller Gründungserzählungen*, a.a.O., S. 10.

tur erzählt, symbolisiert oder überhaupt wahrgenommen werden kann. Es sieht ganz so aus, als ob gegen diese Mythologisierung keine Aufklärung hilft (auch nicht die Analyse ihres erzählerischen Raffinements, sondern nur das Erzählen anderer, widerstreitender Anfangsgeschichten).²⁸⁵

Die funktionale Analogisierung der ‚Urgeschichte‘ in Wissenschaft und Gesellschaft setzt voraus, dass beide Bereiche jeweils als soziale Systeme begriffen werden, in denen die Kommunikationsgemeinschaften kollektiv historischen Sinn produzieren. Mit der Betrachtung von ‚Urgeschichten‘ verschiebt sich dann der Blick von den institutionellen Rahmenbedingungen der Wissenschaft auf die immanenten und teilweise verborgen liegenden Logiken einer Fachkultur. Urgeschichten sind – was ihre Wahrheitswerte betrifft – prekäre Konstruktionen, mit deren Hilfe kognitive und soziale Machtverhältnisse aufrechterhalten oder beeinflusst werden sollen. Dies zu berücksichtigen ist umso wichtiger, wenn Anfangserzählungen im Kontext der Legitimierungsbemühungen wissenschaftlicher Fächer zum Untersuchungsgegenstand werden.

Gegen diese Sichtweise können verschiedene Einwände gerichtet werden. Ein erster Einwand gegen die wissenschaftsgeschichtliche Fokussierung auf Urgeschichten könnte sich darauf stützen, dass es kaum derart geschlossene Erzählungen über die Anfänge einer wissenschaftlichen Disziplin gibt wie sie etwa aus den Genealogien der Religionen bekannt sind. Es liegen natürlich Dokumente zur Gründung von Institutionen, zur Biographie bedeutender Fachvertreter usw. vor. In der Regel sind es aber länger andauernde Entwicklungen und Prozesse sowie komplexe Konstellationen, die zur Etablierung wissenschaftlicher Fächer und Disziplinen führen. Dennoch lässt sich das Wirken einer Urgeschichte nachweisen, wenn man den Beobachtungsschwerpunkt von den geschlossenen Narrativen zu den Strukturierungsprinzipien verschiebt, die sich in den Argumentations- und Handlungsroutinen der Fachvertreter beobachten und nachweisen lassen. Indem die Praktiken der Disziplin durch die Spezifik ihrer immanenten Logik retroaktiv auf einen als ursprünglich gesetzten und in dieser Form von der Masse der Fachvertreter geteilten Begründungszusammenhang referenzieren, erlangen sie im wissenschaftlichen Feld die nötige Autorität und wirken zugleich an der Stabilisierung der Urgeschichte mit. Die Urgeschichte als Referenzpunkt muss somit nicht die Form einer komplexen Narration aufweisen, sondern kann gleichsam in mehr oder weniger kompakten Topoi aufgehoben sein. Dieser Hinweis auf die Erscheinungsweise der Urgeschichte ruft einen weiteren Einwand gegen das Beobachtungsschema auf. Die Nähe zu anderen kulturellen Ursprungserzählungen deutet daraufhin, dass das Wissen über die ‚Urgeschichte‘ einer wissenschaftlichen Disziplin ein gleichsam mythisches, unsicheres Wissen ist. Mythen gehören zwar zum Gegenstandsreich geisteswissenschaftlicher Fächer.²⁸⁶ Eine Disziplingeschichte als mythisches Narrativ zu entwerfen, scheint mit den rationalen Regeln der modernen wissenschaftlichen Selbstreflexion aber kaum vereinbar. Auf diesen Einwand kann vorläufig folgendermaßen reagiert

²⁸⁵ Ebd., S. 12.

²⁸⁶ Vgl. hierzu etwa Hans Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, Frankfurt a.M. 1979

werden: Die urgeschichtliche Referenzierung stellt einen Modus der inoffiziellen Selbstbe-gründung dar. Sie vollzieht sich daher unterhalb der Ebene öffentlicher Selbstdarstellung. Das Wissen, auf das dabei zurückgriffen bzw. das produziert wird, braucht den ‚offiziellen‘ Regeln des Fachs nicht zu folgen. Es kommen andere kommunikative Formen ins Spiel, die im Vergleich zu diskursiv regulierten Epistemen ‚unsicher‘ sind.

Im Konzept der urgeschichtlichen Referenzierung sind verschiedene rhetorische und strukturelle Optionen der kollektiven historischen Sinnstiftung aufgehoben. Die Bindung des Ursprungsbezugs an eine geschlossene Erzählung kann so überwunden werden. Damit einher geht die Verschiebung des epistemologischen Analyseschwerpunkts: Nicht mehr die ‚Wahrheit‘ der Urgeschichte, sondern ihre Wirksamkeit gilt es somit zu erschließen.

4.4 Topisches Wissen und urgeschichtliche Referenz

4.4.1 Annäherung V

Die kulturelle Logik der Ursprungserzählungen verbindet referenzielle Teilelemente zu reartikulierbaren Strukturmustern. Ein zentrales Element sind topische Formen. Um zu veranschaulichen, wie eine interne ‚Urgeschichte‘ der Literaturwissenschaft ihre Wirksamkeit entfaltet, soll ein die Identität des Fachs prägender Topos herausgegriffen werden, der besonders für die Entwicklung der literaturwissenschaftlichen Theoriekultur von zentraler Bedeutung war und dessen Evidenz noch heute beobachtet werden kann. Es soll gezeigt werden, wie in den auf die Situation und Krise des eigenen Fachs gerichteten Beiträgen jeweils ein Strukturprinzip aktualisiert und damit gleichsam tradiert wurde, das die Un-übersichtlichkeit des (Theorie-)Diskurses reduzierte. Der Fluchtpunkt der hierfür aktualisierten ‚Urgeschichte‘ liegt in der philologischen Gründungsphase des Fachs.

Die Literaturwissenschaft kann auf eine breite Tradition der Beschäftigung mit sprachlichen Topoi zurückblicken. Das Interesse war dabei besonders auf die Verwendung der sprachlichen Figuren in historischen, gelehrten und literarischen Texten gerichtet. Um die Gefahr zu reduzieren, der sich begriffliche Entlehnungen ausgesetzt sehen, wenn sie radikal dekontextualisierend verfahren, werden im Folgenden einige Klärungen und Ab-grenzungen geliefert. Der konzeptuelle Übergang von den Topoi in literarischen Texten zu den Narrativen der modernen Wissenschaften bzw. den Verlaufsformen der urgeschichtli-chen Referenzierung soll nicht einfach vorausgesetzt, sondern als Rückgewinn eines rhetori-schen Bewusstseins in der Auseinandersetzung mit Formen wissenschaftlicher Kommu-nikation eingeführt werden. Die Explizierung des topischen Teilelements urgeschichtlicher Referenzierung erfolgt dabei nicht völlig voraussetzungslos. Angeschlossen werden kann dieses Projekt an eine Perspektivierung wissenschaftlichen Wissens, die „jene Formen sprachlich-symbolischer Repräsentation und jene Verfahren narrativer Gestaltung“ hervor- hebt, „die natürlichen, künstlerischen, sozialen wie politischen [und wissenschaftsimma- nenten J.S.] Phänomenen Stabilität verleihen. In diesem Zusammenhang setzt sich ver- stärkt die Überzeugung durch, dass „im Produktionsprozess von Wissen selbst eine Logik

am Werk ist, die mit ihren Ersetzungs- und Verschiebungsbewegungen als eine *Rhetorik* beschrieben werden kann.²⁸⁷

Was von Joseph Vogl bereits für die *Poetologien des Wissens um 1800* formuliert wurde, soll in einem ersten Anlauf als Programm einer textbasierten Wissenschaftsforschung auch auf die moderne Literaturwissenschaft und ihre Gründungsnarrative übertragen werden. Gemeint ist hier die Einsicht, „dass jede Wissensordnung bestimmte Repräsentationsweisen ausbildet und privilegiert [...]“. Gefragt werden muss daher nach den „Regeln und Verfahren, nach denen sich ein Äußerungszusammenhang ausbildet und abschließt und die Darstellung diktiert, in denen er sich seine performative Kraft sichert“.²⁸⁸ Begriffliche und formgeschichtliche Klärungen werden im Folgenden somit um konzeptionelle Erläuterungen zur Funktion von Topoi in wissenschaftlicher Kommunikation ergänzt.

4.4.2 Topik / Topos. Begriffliche Tradition und Positionen der Forschung

Die folgenden Ausführungen zu Begriff und Geschichte von Topik und Topos sind gezwungenermaßen knapp und unvollständig. Sie akzentuieren vor allem die konzeptuellen Aspekte, die für die Frage nach der instrumentellen Funktion des Topos in der Rhetorik der Wissenschaften von Belang sind.

Seiner ursprünglichen Bedeutung nach gehört der Topos als Beweismittel in die *inventio* und stellt demnach ein Element des rhetorischen Systems dar, wie Aristoteles es in der *Topica* beschreibt.²⁸⁹ Die große kulturelle Bedeutung der Rhetorik bis in die Frühe Neuzeit hinein und der Einfluss, den sie auf die Poetiken und somit auf die Produktion literarischer Texte ausübte, begründet das ausgeprägte Interesse vor allem der philologischen Disziplinen an den Erscheinungs- und Verwendungsweisen des Topos. Auch in den Diskursen anderer Fächer findet der Begriff Verwendung und bildet eine wichtige Schnittstelle für die interdisziplinäre kulturgeschichtliche Forschung.²⁹⁰ Verbindlich definiert wurde der Begriff durch die Forschung bislang aber noch nicht. Gleichermäßen schwierig gestaltet sich die durchgehend trennscharfe Abgrenzung des materialen Topos²⁹¹ zur Topik als rhetorisch-philosophischer Disziplin.²⁹² In den gängigen Verwendungsweisen des Be-

²⁸⁷ Jeannie Moser: *Poetologien. Rhetoriken des Wissens*, in: Arne Höcker, Jeannie Moser und Philippe Weber (Hg.): *Wissen. Erzählen. Narrative der Humanwissenschaften*, Bielefeld 2006, S.11-17, S. 11.

²⁸⁸ Joseph Vogl: *Einleitung*, in: ders. (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*, München 1999, S. 7-16, hier S. 13.

²⁸⁹ Vgl. Thomas Schirren: *Topik im Rahmen der Klassischen Rhetorik*, in: Ulla Fix, Andreas Gardt und Joachim Knape (Hg.): *Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch*, Berlin/New York 2009, S. 1444-1459; Heinrich Lausberg: *Elemente der Literarischen Rhetorik*, München 1949.

²⁹⁰ Vgl. hierzu Dorothee Elm von der Osten (Hg.): *Alterstopoi. Das Wissen von den Lebensaltern in Literatur, Kunst und Theologie*, Berlin 2009.

²⁹¹ Vgl. Richard Graft: *Topik/Topoi*, in: *Rhetorik und Stilistik*, a.a.O., S. 717-728.

²⁹² Vgl. zur philosophiehistorischen Perspektive: Stefan Goldmann: *Topik, Topos*, in: Joachim Ritter u.a. (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, völlig neu bearb. Ausg., Basel 1998, hier Bd. 10, Sp. 1263-1288.

griffs sind unterschiedliche Traditionen und verschiedene fachsprachliche Präzisierungen wirksam: „Das terminologische Feld umfasst das Spektrum vom ‚Fundort von Argumenten für die inventorische Forschung‘ über ‚mnemotechnisches Hilfsmittel‘ und ‚Mittel für Amplifikation‘ bis hin zu ‚Klischee‘ und ‚sprachlicher Floskel‘.“²⁹³ Das Interesse der Literaturwissenschaft an rhetorischen und literarischen Topoi integriert mittlerweile die meisten der genannten begrifflichen Facetten.

Besondere Bedeutung in der philologischen Topos-Forschung des 20. Jahrhunderts kam zunächst Ernst Robert Curtius' Studie *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* zu,²⁹⁴ die 1948 erschien und eine Literarisierung des Topos-Begriffs im Rahmen einer neuartigen historischen Komparatistik einleitete. Topoi als „feste Cliches oder Denk- und Ausdrucksschemata“ sind in diesem Sinne als stabile Motive der antiken und europäischen Literatur zu verstehen, die sich in ihrer Aufeinanderfolge und Variation untersuchen und darstellen lassen.²⁹⁵ Zugleich bringt Curtius im Rahmen seiner Topologie die stehenden Motive der europäischen Literatur auch mit einer tiefenpsychologischen Form des Archetypus in Zusammenhang. Auf die Kontinuität wie auf den Ursprung der Topoi ist das Erkenntnisinteresse der Toposforschung somit gleichermaßen ausgerichtet. Untersucht wurden unter anderem Formen wie der Bescheidenheits- und der Unsagbarkeitstopos oder auch topische Metaphern, Landschaftstopoi²⁹⁶ usw. Curtius' Topos-Konzeption wurde von der neueren Rhetorikforschung massiv kritisiert. Vorgeworfen wurden ihm hauptsächlich terminologische Unschärfen und ein radikaler Bruch mit der antiken Topik-Tradition.²⁹⁷ In Vielem gelangten die Curtius-Kritiker über eine Fortschreibung einer positivistisch verfahrenen Stoff- und Motivgeschichte zunächst jedoch nicht hinaus. Erst später sollte Curtius' Beitrag zu einer Theorie des kulturellen Gedächtnisses gewürdigt werden. Auf den Zusammenhang zwischen Curtius' Positionen und den Arbeiten Aby Warburgs weist Uwe Hebekus hin:

²⁹³ Peter Hess: *Topos*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, a.a.O., Bd. 3, S. 649-652, hier S. 649; vgl. auch das Kapitel *Die Beweise und ihre Fundstätten*, in: Gert Ueding und Bernd Steinbrink: *Grundriß der Rhetorik*, 4. akt. Aufl., Stuttgart 2009, S. 239-258.

²⁹⁴ Ernst Robert Curtius: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Bern 1948. Vgl. zu Curtius, seiner Topologie und grundsätzlichen Überlegungen zu einer philologischen Toposforschung Wolfgang Adam: *Die „wandelunge“*. *Studien zum Jahreszeitentopos in der mittelhochdeutschen Literatur*, Heidelberg 1979, bes. S. 9-26; Stefan Goldmann: *Zur Herkunft des Topos-Begriffs von Ernst Robert Curtius*, in: *Euphorion* 90 (1996), S. 134-149; Frank-Rutger Hausmann: *Ernst Robert Curtius. Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Sechzig Jahre danach*, in: Klaus Garber (Hg.): *Kulturwissenschaftler des 20. Jahrhunderts. Ihr Werk im Blick auf die Frühe Neuzeit*, München 2002, S. 77-89.

²⁹⁵ Vgl. zum literarischen Topos in der Barockliteratur die einschlägige Studie von Klaus Garber: *Der locus amoenus und der locus terribilis. Bild und Funktion der Natur in der deutschen Schäfer- und Landlebendichtung des 17. Jahrhunderts*, Köln 1974.

²⁹⁶ Vgl. hierzu die exemplarischen Analysen von Landschaftstopoi in der mittelhochdeutschen Literatur bei Wolfgang Adam: *Die „wandelunge“*, a.a.O.

²⁹⁷ Vgl. zum Beispiel Edgar Mertner: *Topos und Commonplace*, in: Gerhard Dietrich und Fritz Schulze (Hg.): *Strena Anglica*, Halle 1956, S. 185.

Wenn Curtius seine Registraturen als „Luftphotographien aus großer Höhe“ verstanden wissen will und die „zeitlose Gegenwart“ aller Literatur von Homer bis T.S. Eliot beschwört, dann entwirft er den Plan der Restitution eines kollektiven Gedächtnisses das die Diachronie der Literaturgeschichte transformiert in die Kopräsenz ihrer Elemente, eines Gedächtnismodells, das [...] konstitutiv war für die topische *inventio*. Curtius' verräumlichender wissenschaftlicher Stil findet seine radikalere Version in Aby Warburgs *Mnemosyne* Atlas. [...] Curtius wie Warburg intendieren gleichermaßen [...] die Reetablierung eines ahistorischen *sensu communis* unter der Bedingung der prinzipiellen Historisierung des europäischen Kultursystems durch den Historismus des 19. Jahrhunderts.²⁹⁸

Von der Forschung stärker in den Vordergrund gerückt wurden in der Folge die Funktionen von Topoi als kategoriale Schemata im Kontext philosophischer Argumentationslehren bzw. deren Status als konstitutive epistemische Elemente enzyklopädischer Wissenssysteme und universaler Ordnungsmodelle in der Frühen Neuzeit.²⁹⁹ Die ‚Rhetorik der Wissenschaften‘ bildet mittlerweile eines der wichtigsten Forschungsfelder der jüngeren interdisziplinären Rhetorik-Forschung. Dabei spielt nicht nur eine Rolle, dass erkenntnistheoretische Einwände zu einer stärkeren Berücksichtigung der genuinen Sprachlichkeit des wissenschaftlichen Wissens anregten. Auch Schlagworte wie zum Beispiel ‚Innovation‘ oder ‚Neuheit‘ rufen kritische Analysen der Formations- und Darstellungsregeln wissenschaftlichen Wissens auf den Plan. Richtet sich der analytische Blick in diesem Zusammenhang häufig noch auf bereits historische Phasen der Wissenschaftsentwicklung, so lassen sich doch gerade in den letzten Jahren einige Studien zur rhetorischen Organisation und Formung neuzeitlichen und modernen wissenschaftlichen Wissens verzeichnen.³⁰⁰ Nicht zuletzt die Funktion von Topoi in der Rhetorik der Wissenschaften findet dabei Berücksichtigung. Nicolas Pethes kann im Anschluss an die Forschung zu den frühneuzeitlichen Wissenssystemen³⁰¹ einsichtig beschreiben, welche Bedeutung der Topik noch für das enzyklopädische Wissen des europäischen 18. Jahrhunderts zukam und welchen Einschnitten diese topischen Wissensordnungen um 1800 ausgesetzt waren:

²⁹⁸ Uwe Hebekus: *Topik/Inventio*, in: Pechlivanos u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*, a.a.O., S. 82-96, S. 84.

²⁹⁹ Vgl. hierzu u.a.: Max Baeumer (Hg.): *Toposforschung*, Darmstadt 1973; Lothar Bornscheuer: *Topik. Zur Struktur gesellschaftlicher Einbildungskraft*, Frankfurt a.M. 1976; Wilhelm Schmidt-Biggemann: *Topica Universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft*, Hamburg 1983; Thomas Schirren und Gert Ueding (Hg.): *Topik und Rhetorik*, Tübingen 2000; Dietmar Till: *Transformationen der Rhetorik. Untersuchungen zum Wandel der Rhetoriktheorien im 17. und 18. Jahrhundert*, Berlin/New York 2004. Vgl. für die kulturwissenschaftlich beeinflusste Topos-Forschung am Beispiel der ‚Lesbarkeit‘ Daniel Weidner: *Logiken der Lektüre: Schriftprinzip und Kulturwissenschaft*, in: *Logiken und Praktiken der Kulturforschung*, a.a.O., S. 57-75.

³⁰⁰ Vgl. hierzu: Jürgen Fohrmann (Hg.): *Rhetorik. Figuration und Performanz*, Stuttgart 2004, darin: Ralf Klausnitzer: *Inventio/Elocutio. Metaphorische Rede und die Formierung wissenschaftlichen Wissens*, S. 81-131; Julia Schmid: *Rhetorik und Stilistik in der Literaturwissenschaft*, in: *Rhetorik und Stilistik*, a.a.O., S. 1885-1907. Einen kritischen Kommentar zum Symposienband liefert Dietmar Tills Rezension in *Arbitrium* (2010), H 1, S. 9-13.

³⁰¹ Vgl. hierzu etwa die Beiträge in Richard van Dülmen und Sina Rauschenbach (Hg.): *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*, Köln u.a. 2004.

Die Bedeutung der Topik für die Rhetorik der Wissenschaften hatte in der Nähe zwischen (rhetorischer) inventio und (wissenschaftlicher) invention gelegen. Man könnte die Topik als Gelenkstelle zwischen einer ‚neuen‘ Entdeckung und den ‚alten‘ Strategien der Darstellung ansehen: Das festgelegte Set von Argumentationstopoi und Gemeinplätzen kompensiert die Unvertrautheit neuen Wissens dadurch, daß es dieses im altbekannten Gewand präsentiert. Es gibt also nichts radikal Neues, insofern die Repräsentation des Wissens stets der alten Topik folgt. Letztere ist dabei nicht zuletzt deshalb räumlich konzipiert, weil dem Raum alle Vergänglichkeit und Entwicklung fremd zu sein scheint. Gerade diese Suggestion einer Freiheit von der Zeit zeigt aber am deutlichsten, daß auch die Topik unter demjenigen ‚Zeitdruck‘ entsteht, der nach Hans Blumenberg eine der grundlegenden Motivationen für die Rhetorik darstellt. Topik erfüllt als ‚argumentative Verwaltung von Wissensfülle‘ eine gedächtnisökonomische Funktion. Sie stellt eine Struktur für reine Wissenssammlungen zur Verfügung – der Universalgeschichte, der Enzyklopädie und des Lexikons. Sie garantiert aber darüber hinaus den disziplinspezifischen und argumentativen Einsatz des Wissens nach dem Prinzip der Analogie und der Suche nach Verwandtem und Passendem. Neben Anordnen und Auffinden tritt also [...] das Kombinieren als dritte topische Operation hinzu, und mit ihr ein temporalisiertes Schema: An die Stelle ahistorischer Verbindungsregeln tritt das Stiften von Analogien, die als gestiftete potentiell wieder aufhebbar, also vergänglich sind. Argumentationen sind die eine Praxis in der und für eine bestimmte Zeit. Der Topos als stabiles Rückgrat der Wissenschaftsrhetorik wird schwankend angesichts des Oxymorons eines ‚neuen‘ Topos.³⁰²

Das Wirksamwerden des vielbeschworenen Faktors ‚Zeitlichkeit‘ um 1800 erzeugte Verschiebungen in den epistemischen Systemen, die Foucault als zentrale Diskontinuität in der Entwicklung des Denkens herausgearbeitet hat und auf die das „Zeitalter der Geschichte“ folgte:

Während im klassischen Denken die Folge der Chronologien den im voraus vorhandenen und fundamentalen Raum eines Tableaus nur durchlief, das von vornherein alle Möglichkeiten dafür bot, werden künftig die gleichzeitigen und gleichzeitig im Raum beobachtbaren Ähnlichkeiten nur die festgelegten und fixierten Formen einer Folge sein, die von Analogie zu Analogie vorwärtsschreitet. Die klassische Ordnung verteilte in einem permanenten Raum die nicht-quantitativen Identitäten und Unterschiede, die die Dinge trennten und vereinten. Jene Ordnung herrschte souverän, aber jedes Mal nur gemäß Form und leicht verschiedenen Gesetzen, über den Diskurs der Menschen, das Tableau der natürlichen Wesen und den Austausch der Reichtümer. Seit dem neunzehnten Jahrhundert entfaltet die Geschichte in einer zeitlichen Serie die Analogien, die die unterschiedenen Organisationen einander annähern. Jene Geschichte wird ihre Gesetze allmählich der Produktionsanalyse, der Analyse der organisierten Wesen und schließlich der der linguistischen Gruppen auferlegen. Die Geschichte *gibt* den analogen Organisationen *Raum*, so wie die Ordnung den Weg der Identitäten und der *abfolgenden* Unterschiede öffnet.³⁰³

³⁰² Nicolas Pethes: „In jenem elastischen Medium“. *Der Topos ‚Prozessualität‘ in der Rhetorik der Wissenschaften seit 1800 (Novalis, Goethe, Bernhard)*, in: Fohrmann: *Rhetorik*, a.a.O., S. 131-152.

³⁰³ Foucault: *Die Ordnung der Dinge*, a.a.O, S. 270f. [Hervorhebungen im Original]; vgl. hierzu aus der Sicht der Systemtheorie: Niklas Luhmann: *Temporalisierung von Komplexität: Zur Semantik neuzeitlicher Zeitbegriffe*, in: ders.: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 1, Frankfurt a.M., S. 235-300; aus begriffsgeschichtlicher Perspektive auch Reinhart

Der Topos als Element einer ahistorischen räumlich-mnemonisch organisierten Wissensordnung verlor somit schrittweise seine Geltung, ohne dass damit alle Facetten und Wirkungsdimensionen des Topos aus den Wissenschaften bzw. aus dem gesellschaftlichen Bewusstsein getilgt gewesen wären. Dies sieht auch Pethes, wenn er vorschlägt „[a]nstelle die Verzeitlichung der Topik als ihr Ende zu betrachten“, vielmehr den „spezifische[n] Umgang der Topik mit dem Programm der Verzeitlichung“ zu rekonstruieren.³⁰⁴ Als „Bildungsmedium“ bleiben der Topos und in gewisser Weise auch die Topik, wie von Lothar Bornscheuer vorgeschlagen wurde, in der Funktion epistemischer Generatoren sowie als „Kulturmodell“ weiterhin erhalten und wirksam:

Die Topik entwirft und beschreibt die Struktur eines gesellschaftlichen argumentativen Handelns, das die Elemente des Verfügungsraums von Topoi oder endoxa von einem ‚fertigen Sprachstück‘ (R. Barthes) kombiniert und das in seinem Erfolg von deren Plausibilität zehrt, sie lehrt die Modi der ‚Teilhabe‘ an einer Kultur und deren Überlieferungen, an einem Traditionsschatz, an einem von den Inhalten und den Urteilsstrukturen der kulturellen Überlieferung bestimmten *sensus communis* (G. Graevenitz)³⁰⁵

Akzeptiert man diese feldtheoretische Prämisse und appliziert sie auf das Strukturgefüge wissenschaftlicher Disziplinen, dann ergibt sich die Funktionalität des topischen Wissens aus dem Zusammenspiel vier konstitutiver Momente. Gemeint sind „[...] die kollektiv-habituelle Vorprägung, die polyvalente Interpretierbarkeit, die situationsabhängige, situative Argumentationskraft sowie die sich gruppenspezifisch konkretisierende Merkform“. Der Perspektivenwechsel von der rhetorisch-philosophiehistorischen Dimension zu einer sozialpsychologisch-habituellen Sichtweise betont die strukturell-epistemische Funktion des Topos. Der Topos erscheint dann als „Quelle und zugleich Resultat verschiedener historisch-politischer Kräfte, [als] ein erlerntes, prägendes, aber zugleich auch flexibles, veränderbares Bildungsmedium“.³⁰⁶ Die sozial-kollektive Dimension, die den Topos aus der kommunikationstheoretischen Sicht auszeichnet, ermöglicht gemeinschaftliche Gewissheit, seine Flexibilität und Gestaltbarkeit sichern Dauerhaftigkeit in Zeiten des Umbruchs, seine Form stabilisiert die Kommunikabilität. Diese Verwendungsweise kehrt die Transformation, die der *locus comunis* erfahren hat, wieder um. Nachdem im Laufe der Verwendungsgeschichte der Begriff von der Suchformel für ein Argument im Kontext der *inventio* auf das Argument selbst, den Inhalt des Arguments und dann auf literarische Gemeinplätze

Koselleck: *Das achtzehnte Jahrhundert als Beginn der Neuzeit*, in: Reinhart Herzog und Reinhart Koselleck (Hg.): *Epochenschwelle und Epochenbewusstsein*, München 1987, S. 269-282.

³⁰⁴ Pethes: „*In jenem elastischen Medium*“, a.a.O., S. 135.

³⁰⁵ Hebekus: *Topik/Inventio*, in: Pechlivanos u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*, a.a.O., S. 82-96, S. 83.

³⁰⁶ Bornscheuer: *Topik. Zur Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft*, a.a.O. Vgl. als exemplarische Untersuchung der Wirksamkeit topischer Wissensformationen in der Gestaltung von Wirklichkeitswahrnehmungen: Reinhart Koselleck: *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Frankfurt a.M. 1973.

bezogen wurde, tritt durch die sozialpsychologisch-kommunikative Wendung die instrumentelle Funktion der Formgebung und Strukturierung von Wissen wieder hervor. Der Begriff soll im Weiteren vor allem in der zuletzt angeführten Prägung gebraucht werden, ohne dass der Charakter des Topos als stabile Bedeutungseinheit ganz ausgeschlossen werden soll. Beide Facetten werden in einem Spannungsverhältnis gesehen: Als Muster der epistemischen Organisation und Strukturierung sowie als sprachliches Gebilde mit stabiler und kulturspezifischer Bedeutung können Topoi nicht nur die Form und Struktur von Gründungserzählungen und -mythen prägen, sondern sie staffieren diese Narrative auch inhaltlich aus. Sie dienen als Orientierungspunkte, die aufgesucht bzw. aktiviert werden, um Neues anschließbar zu machen an bereits etabliertes Wissen und bestehende Strukturen. In diesem Sinne müssen die beiden oben erläuterten Verwendungsweisen des Topos im Kontext einer Rhetorik der literaturwissenschaftlichen Kommunikation präsent gehalten werden.

4.4.3 Ursprungsmarkierungen

Im Beobachtungsschema der urgeschichtlichen Referenzierung erfüllt der Topos eine besondere Funktion. Seine spezifische rhetorisch-strukturelle Machart soll den Fluchtpunkt des Ursprungsnarrativs indexikalieren. Als Markierung und Medium des ‚Ursprungs‘ bzw. der ‚Urszene‘ verfügt der Topos über eine weitreichende Tradition in Rhetorik, Literatur und Gesellschaft. Der Topos im Kontext des Referenzierungskonzepts unterscheidet sich von anderen Formen der Ursprungsmarkierung unter anderem dadurch, dass er die Ursprünge nicht ausdrücklich thematisieren muss. Es genügt, dass er spezifischen Oppositionen derart eine Form verleiht, dass das Verhältnis der oppositionellen Elemente zueinander eine bestimmte Wertung oder Einstellung aufruft. Werden die Topoi aktiviert und kommuniziert, setzt sich das normativ codierte Verhältnis der oppositionellen Elemente in spezifische Modi des Referenzierens um. Das bedeutet, dass der Topos der Urgeschichte von einer Idee eines konkret datierbaren Moments bzw. Ursprungs unterschieden werden muss. Beide Aspekte sind Elemente des Konzepts der urgeschichtlichen Referenzierung, sie gehen aber nicht ineinander auf. Der Zusammenhang zwischen der Bedeutung topischer Elemente in der Wissensproduktion und dem Impuls der Literaturwissenschaft, ihre Legitimation in Phasen der Krise über eine Referenz auf eine vermeintliche ‚Urgeschichte‘ des Fachs zu erzeugen, wurde bislang nur konzeptionell skizziert. Zur Erinnerung: Das Ziel des Folgenden besteht darin aufzuzeigen, dass die Aktualität des Archäologischen und der Impuls zur urgeschichtlichen Referenzierung einen Zusammenhang bilden, der an der spezifischen Ausprägung der Theoriekultur der Literaturwissenschaft Anteil hat. Mehr noch: Der Zugang zum Theorieproblem des Fachs, so die hier vertretene These, erschließt sich über das Verständnis der Strategien der Selbstreflexion und -begründung der Literaturwissenschaft. Bevor deshalb ein topisches Element in den Mechanismen der Wissensproduktion der Literaturwissenschaft genauer besichtigt werden kann, soll die Entscheidung, Episoden der Fachgeschichte der Literaturwissenschaft anhand eines

„urgeschichtlichen“ Modells zu perspektivieren, noch weiter plausibilisiert werden. Hierfür bietet sich ein Blick auf die Verfahren der Wissenschaftsgeschichte und deren Grenzen an. Es wird zu zeigen sein, wo genau die urgeschichtlichen Referenzierungen im kognitiven Haushalt des Fachs ihren Ort haben und wie die Analyse methodisch zu handhaben ist. Erst nach diesen Vorklärungen ist es möglich, einen nachvollziehbaren Konnex zwischen den literaturwissenschaftlichen Rhetoriken der Selbstreflexion, dem Impuls zur urgeschichtlichen Referenzierung und der Aktualität des Archäologischen so darzustellen, dass ein Zugang zu den Theorieproblemen der Literaturwissenschaft als Effekt eben dieses Zusammenhangs aufgezeigt werden kann.

4.5 ‚Archäologie‘ und ‚Topos‘

4.5.1 Zusammenhänge

Die konzeptuellen und begrifflichen Klärungen, die in den vorangegangenen Abschnitten erarbeitet wurden, lassen sich bündeln und in der Form eines ersten Zwischenfazit nochmals zusammenfassen: Die Orientierung an der Archäologie als Leitdisziplin ist attraktiv für die historische Forschung der Geisteswissenschaften, so die hier vertretene These, weil trotz der konstruktivistischen Prägung, die besonders Foucault diesem Projekt beigegeben hat, der Rekurs auf einen ‚harten Kern der Dinge‘ möglich erscheint. Die harte, unabweisliche Materialität des Dings, verbürgt Gewissheiten, die selbst durch unnachgiebige Interpretationen und Theoretisierungen nicht aufzulösen sind. Diese Überblendung von geschichtskritischem, konstruktivistischem Diskurs mit dem Denkmodell eines vorgängigen Ursprungs konstituiert im Wesentlichen die Anziehungskraft des Archäologischen, die in den Kulturwissenschaften so massiv zur Geltung gelangt, auch wenn die erkenntnistheoretischen Vorzüge oft auf einer romantisch-verklärten Vorstellung von Archäologie beruhen. In der neueren Wissenschaftsgeschichte³⁰⁷ konkretisiert sich das ‚archäologische‘ Interesse in verschiedenen Ansätzen, die sich in der Regel auf die oben genannten Hauptvertreter ‚archäologischen‘ Denkens beziehen. In diesem Rahmen wird das Bild des ‚Archäologischen‘ in eine Geschichtstheorie übersetzt, in der Teleologie und Linearität als Kennzeichen des historischen Prozesses problematisiert und verschiedentlich methodologisch durchdrungen werden. Zugleich bleibt die Möglichkeit des ‚Ursprungs‘ erhalten, indem der Faktor ‚Materialität‘ hervorgehoben wird, ohne dass damit notwendig die dingliche Materialität als solche gemeint sein muss. Stattdessen bezieht sich die ‚Materialität‘ dann auf die Eigenart der Erkenntnisweisen selbst, die zum harten Kern der Dinge führen. Die ‚archäologische‘ Erkenntnis beschreitet Wege, um „vorbei an den weichen Interpretationen noch weicherer Subjekte [...] zur Hardware des Wissens [zu] gelang[en], [um] den Schleier des Wissens [zu] durchstoßen, um auf jenen unabwendbaren Grund des Wissens zu kom-

³⁰⁷ Vgl. Michael Hagner (Hg.): *Ansichten der Wissenschaftsgeschichte*, Frankfurt a.M. 2001.

men [...]“.³⁰⁸ Mit der methodologischen Archäologie eng verknüpft ist die ‚Urgeschichte‘, die als Narrativ oder strukturierendes Formprinzip Orientierungspunkte für die fachliche Selbstvergewisserung bietet. Durch Akte des urgeschichtlichen Referenzierens stellen die Akteure Bezüge zur Urgeschichte her, wodurch Autoritätseffekte erzeugt werden, die Wissensansprüche legitimieren und Machtverhältnisse stabilisieren können. Mit anderen Formen kultureller Anfangsnarrative teilt auch die Denkfigur der Urgeschichte, so wie sie hier gebraucht werden soll, erzähllogische Probleme und Paradoxien, die den prekären epistemischen Status derartiger Konstrukte hervortreten lassen. Erzählungen vom Ursprung sind nicht ‚unschuldig‘, sondern sie sind das Ergebnis gezielter Sinnstiftungen, die über die Imaginationen des Historischen auf die Gegenwart durchgreifen können. Insofern spielen sie besonderes in Phasen der Umbrüche und Krisen eine besondere Rolle.

An einem Beispiel aus der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte soll nun zunächst aufgezeigt werden, dass durchaus ein historiographisches Bewusstsein für ‚Urgeschichten‘ wissenschaftlicher Disziplinen besteht. Wird in der vorliegenden Arbeit davon ausgegangen, dass sich in der Literaturwissenschaft der Rekurs auf ‚urgeschichtliche‘ Konstellationen eher als verborgener Impuls konstruktiver Sinnstiftung vollzieht, wird in anderen Fächern die methodische Operationalisierung eines Instrumentariums zur Erschließung faktischer Urgeschichten offensiver diskutiert. Es geht dann nicht mehr um die Beobachtung der kommunikativen Konstruktion und Verhandlung einer Urgeschichte, sondern um den faktischen Nachweis solcher datierbaren Konstellationen des Ursprungs.

4.5.2 [Exkurs] Grenzen der Urgeschichte? Foucault, Benjamin & die vermeintlichen Urszenen der Kybernetik

Die Bedeutung ‚archäologischer‘ Theorien in den Geisteswissenschaften lässt sich auch daran ablesen, dass sie Eingang in das Feld der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte gefunden haben. ‚Archäologie‘ und die Idee einer Urgeschichte, einer Urszene oder eines identitätsstiftenden und reartikulierbaren Gründungsnarrativs stehen in einem größeren epistemischen Zusammenhang der historischen Sinnbildung, dem sich bereits verschiedene Studien zur Entwicklung von Wissenschaft und Wissen gewidmet haben. Nun stellt sich die Frage, wie und ob sich die theoretischen Impulse, die aus den diversen Archäologie-Konzepten zu gewinnen sind, in eine tragfähige historiographische Heuristik überführen lassen und welche Ergebnisse in diesem Zusammenhang erwartet werden können. Konkreter: Lässt sich die jeweilige ‚Urgeschichte‘ eines Fachs methodisch extrapolieren? Diese Frage ist, wie bereits verschiedentlich gezeigt werden konnte, nicht sonderlich weit hergeholt. In Walter Benjamins ‚Urgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts‘ scheint ein solcher Topos präfiguriert und auch andere archäologische Ansätze liefern Ansatzpunkte, die

³⁰⁸ Ebeling: *Die Mumie kehrt zurück II*, a.a.O., S. 18.

auf die Möglichkeit einer derartigen Vergangenheitskonstellation hinweisen.³⁰⁹ Abgezielt wird mit dieser Nachfrage auf zweierlei: Zunächst darauf, ob sich in den Fächern – wie hier unterstellt wird – tatsächlich ein Bewusstsein bzw. ein positives Wissen über die je eigene Urgeschichte etabliert hat. Die Explizierung der Urgeschichte verstärkt den Autoritätseffekt, der von Narrativen des Beginns ausgeht, massiv, lässt den epistemischen Status des spezifischen Begründungszusammenhangs jedoch prekär werden. Diese Teilfrage lässt sich nur jeweils im Einzelfall beantworten. Der zweite Aspekt, dem die Nachfrage gilt, ist die Art und Weise der Operationalisierung methodischer und theoretischer Angebote, die herangezogen werden, um die fragliche Urgeschichte jeweils zu rekonstruieren. Den bisherigen Ausführungen zufolge sollten Foucault und Benjamin prädestinierte Referenzen für die Ausarbeitung eines expliziten historiographischen Programms abgeben. Kulturhistorische und wissenschaftsgeschichtliche Studien, die sich mit den Genealogien epistemischer Systeme beschäftigen, greifen auf die historischen Programme beider Denker mit Vorliebe zurück. Die Möglichkeit von Urgeschichten wird von diesen Studien dann nicht ausdrücklich problematisiert, sondern vielmehr implizit vorausgesetzt. Solche Untersuchungen gilt es auf ihre Eignung für die weitere Konturierung des Referenzierungskonzeptes abzuklopfen.

Die Wirkungsgeschichte der Arbeiten Foucaults und Benjamins in den Kulturwissenschaften, die – wie in den vorhergehenden Abschnitten bereits erläutert wurde – vielerorts eher einen weitläufigen Konsens als einen kritischen Diskurs ausgebildet hat, lässt solche Fragen oftmals unbeantwortet. In zugespitzter Form und ohne den Anspruch, die Geschichtskonzeptionen Benjamins und Foucaults umfassend erläutern zu wollen, sollen nochmals knapp die konzeptuellen Gemeinsamkeiten dargestellt werden, um danach die mit den Projekten ‚Archäologie‘ und ‚Urgeschichte‘ verbundenen Geltungsansprüche im Verhältnis zur methodischen Reichweite der jeweils zugrundeliegenden Konzeptionen klarer beurteilen zu können. Welche Erkenntnisansprüche also mit einer Orientierung der wissenschaftsgeschichtlichen Forschung an Foucault und Benjamin verbunden sind, wird sich klarer zeigen, wenn die konkrete methodische Umsetzung und Verwendung der Theorieangebote beleuchtet wird. Die Argumentation greift hierfür auf vorangegangene Abschnitte zurück, um das dort bereits auf allgemeiner Basis Ausgeführte zu vertiefen und auf die Frage nach den spezifischen Konturen, Möglichkeiten und Grenzen einer epistemologischen Urgeschichte hin zu perspektivieren.

4.5.3 Konvergenzen

Eine zunächst signifikante Übereinstimmung in den historischen Entwürfen Benjamins und Foucaults ist sicherlich in der Absage an eine strikte Teleologie zu sehen, die weithin

³⁰⁹ Vgl. Norbert Bolz (Hg.): *Passagen: Walter Benjamins Urgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts*, München 1984; Christian J. Emden: *Walter Benjamins Archäologie der Moderne: Kulturwissenschaft um 1930*, München 2006.

als Eigenart der geschichtlichen Entwicklung angesehen und als Strukturierungsprinzip historiographischer Rekonstruktion akzeptiert wurde. Stattdessen stellt namentlich Benjamin die „Aufsprengung der historischen Kontinuität“³¹⁰ in das Zentrum der historiographischen Praxis. Foucaults Reflexionen zur Archäologie der Wissenschaften lassen sich hieran anschließen. Ihm ist „der Begriff der Diskontinuität [...] zu einem der grundlegenden Instrumente der historischen Analyse“ geworden, sowohl als „bewusste Operation des Historikers“ und „Ergebnis seiner Untersuchung“ wie auch als „Instrument und Gegenstand der Untersuchung“. Beim Schreiben von Geschichte kann es demnach nicht mehr darum gehen, übergreifende Zusammenhänge und Vernetzungen hinter der sichtbaren Abfolge von historischen Ereignissen zu rekonstruieren, sondern „systematisch die Diskontinuität ins Spiel zu bringen“.³¹¹ Ganz ähnlich liest sich Benjamins Einwand, den er gegen die Annahme kontinuierlicher geschichtlicher Abläufe vorbringt. Ein Verfahren, das der „Kontinuität der Geschichtsdarstellung“ verhaftet bleibt, hält er für „undurchführbar“. Er fordert, das „epische Element der Geschichte“ zu tilgen und den „Gegenstand der Geschichte aus dem Kontinuum des Geschichtsverlaufs heraus[zusprenge]“. Methodisch verpflichtet er die Geschichtsschreibung darauf, „die Konstruktion eines historischen Sachverhalts aufs strengste von dem zu unterscheiden, was man gewöhnlich seine ‚Rekonstruktion‘ nennt“. Die „Konstruktion“ von Geschichte ist in diesem Fall ohne deren „Destruktion“ nicht zu haben.³¹² Sich aus dem Korsett einer „überhistorischen Historie“ zu lösen bedeutet bei Foucault, die Geschichte „zu einem Gegengedächtnis zu machen und darin eine ganz andere Form der Zeit zur Entfaltung zu bringen.“³¹³

4.5.4 Divergenzen

Berücksichtigt man neben der Betonung des Diskontinuierlichen der Historie außerdem noch die bei beiden Denkern angelegte – je spezifisch akzentuierte – Affinität zu einem historischen Materialismus, so muss man die Liste der konzeptuellen Gemeinsamkeiten, wenn man sich auf Foucaults frühe Phase der *Archäologie des Wissens* beschränkt, jedoch bereits als abgeschlossen betrachten.³¹⁴ Treibt man die Parallelisierung der historiographi-

³¹⁰ Walter Benjamin: *Das Passagen-Werk*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, a.a.O., hier Bd. V/1, S. 594. Vgl. ausführlich zu den Begriffen ‚Geschichte‘ und ‚Geschichtsschreibung‘ bei Walter Benjamin: Willi Bolle, *Geschichte*, in: Michael Opitz und Erdmut Wizisla (Hg.): *Benjamins Begriffe*, Frankfurt a.M. 2000, hier Bd. 1, S. 399-442;

³¹¹ Michel Foucault: *Über die Archäologie der Wissenschaften. Antwort auf ‚Cerole d’èpistemologie‘*, in: ders.: *Dits et Ecrits*, a.a.O., hier Bd. 1, S.890f. Vgl. zum Geschichtsdenken Foucaults auch die umfangreiche Studie Ulrich Brielers: *Die Unerbittlichkeit der Historizität. Foucault als Historiker*, Köln 1998.

³¹² Benjamin: *Das Passagen-Werk*, a.a.O., S. 587ff; vgl. auch Ebeling: *Urgeschichten herausprenge*, a.a.O.

³¹³ Michel Foucault: *Nietzsche, die Genealogie, die Historie*, in: ders., *Dits et Ecrits*, a.a.O., hier Bd. 2, S. 186.

³¹⁴ Die Beschränkung der vergleichenden Betrachtung auf die *Archäologie des Wissens* trägt dem Umstand Rechnung, dass diese methodisch explizite Studie Foucaults in wissenschaftshistorischen Untersuchungen besonders häufig bemüht wird. Auf Ähnlichkeiten zwischen Benjamin und dem späten Foucault kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

schen Ansätze bei Foucault und Benjamin über diesen Punkt weiter hinaus, ergibt sich vielmehr schrittweise ein Bild von Gegensätzlichkeiten, das im Methodischen seine besondere Ausprägung findet. Benjamins historische Arbeit ist durch das Verfahren der Allegorese grundiert, die trotz des Einverständnisses in die Annihilation der Idee des geschichtlichen Fortschritts darauf abzielt, einem Subjekt der Geschichte „in Gestalt einer spontanen Synthese“ Sinngehalte zuzuführen, die vorher durch die Geschichtsdestruktion zersprengt worden sind. Der Verlauf der Geschichte ist von Diskontinuitäten durchfurcht und dennoch soll sich das Subjekt der Geschichte in den Bildern der Vergangenheit als „gemeint“ begreifen:

Nicht so ist es, daß das Vergangene sein Licht auf das Gegenwärtige oder das Gegenwärtige sein Licht auf das Vergangene wirft, sondern das Bild ist dasjenige, worin das Gewesene mit dem Jetzt blizhaft zu einer Konstellation zusammentritt. Mit anderen Worten: Bild ist die Dialektik im Stillstand. Denn während die Beziehung der Gegenwart zur Vergangenheit eine rein zeitliche, kontinuierliche ist, ist die des Gewesenen zum Jetzt dialektisch: ist nicht Verlauf sondern Bild, sprunghaft. – Nur dialektische Bilder sind echte (d.h.: nicht archaische) Bilder; und der Ort, an dem man sie antrifft, ist die Sprache.³¹⁵

Im ‚dialektischen Bild‘ sieht Benjamin die Möglichkeit gegeben, neue Kontinuitäten im Diskontinuierlichen zu stiften, ohne die Vision einer einheitlichen und fortlaufenden Darstellung von Geschichte weiter verfolgen zu müssen. Dieser Konzeption von kritischer geschichtlicher Erkenntnis, die letztlich darauf abzielt, mittels der „Telescopage der Vergangenheit durch die Gegenwart“³¹⁶ einer Konnektierung zeitlich auseinanderliegender Räume entgegenzuarbeiten, steht Foucaults analytische Beschreibung des Diskurses entgegen. „Alles worauf man sich stützen mag, um sich der Geschichte zuzuwenden und sie in ihrer Totalität zu erfassen [...], muss systematisch zerstört werden. Es gilt, alles in Stücke zu schlagen, was dem tröstlichen Spiel des Wiedererkennens Vorschub leistet.“³¹⁷ Die sinnstiftende Verbindung historischer Situationen und das – wie auch immer geartete – Wiedererkennen des Gegenwärtigen im Historischen als Ausdruck einer hinter den Brüchen sich vollziehenden Entwicklung muss in Foucaults Wissensarchäologie dem rein deskriptiven Zugriff weichen.

4.5.5 Frühgeschichte der Kybernetik?

Um die ‚Urgeschichte‘ einer wissenschaftlichen Disziplin bzw. wissenschaftlichen Wissens in diesem theoretischen ‚Kielwasser‘ überhaupt konsistent denken zu können, wird man sich, wie Bernhard Dotzler es am Beispiel einer vermeintlichen Urgeschichte der Kybernetik nahe legt, zwischen Foucault und Benjamin entscheiden müssen. „Man kann also die *wirkliche Historie* nach Foucault (und Friedrich Nietzsche) und Benjamins *echte Konzepti-*

³¹⁵ Walter Benjamin: *Das Passagen-Werk*, a.a.O., S. 576f.

³¹⁶ Ebd., S. 588.

³¹⁷ Foucault: *Über die Archäologie der Wissenschaften*, a.a.O., S. 898.

on der historischen Zeit nicht – methodologisch seriös – miteinander in Einklang bringen.³¹⁸ Dotzlers Argumentation lässt sich an einem Anwendungsbeispiel verfolgen: Die Untersuchung zielt auf eine Widerlegung des universalwissenschaftlichen Innovationsanspruchs der sich Mitte des 20. Jahrhunderts etablierenden Kybernetik, den die Vertreter der Disziplin auch durch eine ‚Frühgeschichte der technischen Regelung‘ bestätigt sehen wollten.³¹⁹ Eine solche Früh- oder Urgeschichte erlaubte der ‚Regelwissenschaft‘ eine Datierung erster Vorformen kybernetischen Wissens im 16. Jahrhundert, denen im 17. und 18. Jahrhundert ein breiter epistemischer Evolutionsschub folgen sollte. Dotzler will zeigen, dass „die Welt oder die Menschheit nicht auf jeder ihrer Entwicklungsstufen immer schon den Traum der Kybernetik träumte“.³²⁰ Der Selbsthistorisierung der Kybernetik, der Dotzler am Beispiel von Otto Mayrs *Frühgeschichte der technischen Regelungen*³²¹ akribisch nachspürt, ist auf der Grundlage einer an Foucault geschulten ‚archäologischen Analyse‘ der Fach- und Sachgeschichte zu widersprechen. Nicht das „blitzartige Wiedererkennen [...] kybernetischer Figuren“ in der Geschichte, sondern die Beschreibung einer historischen Situation der „nicht-kybernetischen Auslegung“ sind das Ergebnis einer ‚archäologischen‘ Wissenschaftsgeschichte, in der Enthistorisierung und strengste Historisierung sich einander annähern und letztlich verdichten. Enthistorisiert wird die Kybernetik einerseits, indem die Identifizierung physikalischer Versuche und mechanischer Apparaturen in der Frühen Neuzeit als vor-kybernetische Figuren korrigiert und als Fehldeutung herausgestellt werden. Andererseits bedeutet der Nachweis eines ‚vorkybernetischen Zeitalters‘ aber auch die strenge Historisierung kybernetischen Wissens, „da sich das Wissen nicht nur und nicht erst durch kybernetische Mechanismen wie Dampfmaschine und Computer enorm verändert hat, sondern [...] sich [das Wissen selbst] verändert haben musste, um dergleichen Mechanismen möglich und wirklich werden zu lassen“.³²²

Man beschneidet Benjamins Idee einer ‚Urgeschichte‘³²³ in ihrer komplexen Architektur massiv, wenn man sie als modifizierte Überlieferungs- oder Traditionsgeschichte versteht. Ebenso problematisch ist es, Foucault als Denker der ahistorischen Synchronie –

³¹⁸ Bernhard J. Dotzler: *Frühneuzeit der Kybernetik: Urgeschichte oder Archäologie?*, in: Helmar Schramm, Ludger Schwarte und Jan Lazardzig (Hg.): *Spuren der Avantgarde: Theatrum machinarum. Frühe Neuzeit und Moderne im Kulturvergleich*, Berlin 2008, S. 10-28, hier S. 23. (Hervorhebungen im Original)

³¹⁹ Vgl. hierzu auch Michael Hagner: *Vom Aufstieg und Fall der Kybernetik als Universalwissenschaft*, in: ders. und Erich Hörl (Hg.): *Die Transformation des Humanen. Beiträge zur Kulturgeschichte der Kybernetik*, Frankfurt a.M. 2008, S. 38-72; den Einfluss der Kybernetik auf andere Fächer, besonders der strukturalistischen Literaturwissenschaft, im Blick hat Petra Boden: *Kybernetischer Strukturalismus*, in: *Strukturalismus in Deutschland. Literatur und Sprachwissenschaft 1910-1975*, a.a.O., S. 161-194.

³²⁰ Dotzler: *Frühneuzeit der Kybernetik*, a.a.O., S. 19.

³²¹ Otto Mayr: *Zur Frühgeschichte der technischen Regelungen*, München 1968.

³²² Ebd., S. 20.

³²³ Vgl. Zu Benjamins, auf das Trauerspielbuch zurückgehenden und im Passagenwerk programmatisch entfalteten Begriff der ‚Urgeschichte‘: Heinz Brüggemann: *Passagen*, in: *Benjamins Begriffe*, a.a.O., hier Bd. 2, S. 573-619; Irving Wohlfahrt: *Die Passagenarbeit*, in: *Benjamin Handbuch*, a.a.O., S. 251-274, zur ‚Urgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts‘ vor allem S. 261ff; siehe auch das Kapitel *Urgeschichte der Moderne 1931-1940* in Uwe Steiner: *Walter Benjamin*, Stuttgart 2004.

selbst in seiner frühen Phase – zu stilisieren. Die hier nur in Ansätzen angedeuteten begrifflichen und konzeptuellen Spannungen zwischen ‚Urgeschichte‘ und ‚Archäologie‘ sollen deshalb auch nicht mit der Absicht einer Präzisierung oder Versöhnung weiterverfolgt werden.³²⁴ Es genügt zunächst die Einsicht, dass eine Synthese beider Programme für die Explikation einer kybernetischen Urgeschichte sich nicht als geeignet erwiesen hat. Die Inkompatibilität beider Ansätze kann zunächst mit den differenziellen geschichtstheoretischen Voraussetzungen begründet werden.

Für eine Urgeschichte der Kybernetik sind die vorangegangenen Klärungen konsequenzenreich. Zwei Probleme stehen sich beim historiographischen Blick auf die vermeintliche Frühgeschichte hierbei gegenüber. Zum einen scheint es problematisch, die Urgeschichte der Kybernetik mittels eines Verfahrens zu erschließen, das Versatzstücke der Benjamin’schen und Foucault’schen Methodik synthetisch zu verbinden sucht. Zum anderen lässt das Material, das Dotzler in seiner kritischen Sichtung vorführt, eine kybernetische Urszene im 16. bzw. 17. Jahrhundert zweifelhaft erscheinen. Es zeichnet sich hier das Bild einer ‚prekären Urgeschichte‘ ab, die ihren Sinn weniger in der historiographischen Erschließung eines faktischen Gründungsmomentes bzw. einer signifikanten Vorgeschichte der Disziplin findet. Vielmehr erscheint die Vorstellung einer Urgeschichte hier als ‚retroaktive‘ Strategie, um die Notwendigkeit des kybernetischen Wissens mit Blick auf die Gegenwart und Zukunft des Fachs durch einen vermeintlich weit zurückreichenden Ursprung unter dem Druck von Wissenskonzurrenzen zu begründen und zu plausibilisieren. Die Durchsetzung der fachlichen Wissensansprüche im Rahmen des wissenschaftlichen Disziplinenverbundes – das nach innen gerichtete Verfahren der Legitimation – wie auch die Absicherung der Leistungsangebote in Richtung gesellschaftlicher Erwartungen – der nach außen gerichtete Prozess – werden in diesem Fall maßgeblich durch den Rekurs auf ‚kybernetische Urkonstellationen‘ getragen, die bis in die Gegenwart hineinwirken. Die prekäre Wahrheit der Urgeschichte wird durch die beachtliche Wirksamkeit der Referenz aufgewogen.

4.6 Fazit und Ausblick auf Evidenzen der ‚Urgeschichte‘ im fachgeschichtlichen Kontext

Zwei Einsichten lassen sich nach diesem Exkurs formulieren: Die historisch-historiographische Denkfigur der Urgeschichte, die sich aus den Semantiken des Archäologie-Diskurses der Geisteswissenschaften speist, ließ sich am Beispiel einer angeblichen Frühgeschichte der Kybernetik unter Berücksichtigung einschlägiger ‚archäologischer‘

³²⁴ Eine solche kritische Reflexion wäre gerade angesichts der weiter oben getroffenen Feststellung der methodischen Unvereinbarkeit von Urgeschichte und Archäologie angebracht. Vgl. zur Kritik an Foucaults antihermeneutischen Projekt der Historiographie: Hubert L. Dreyfus und Paul Rabinow, *Michel Foucault: jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Mit einem Nachw. von und einem Interview mit Michel Foucault. Aus dem Amerikan. von Claus Rath und Ulrich Raulff, 2. Aufl., Weinheim 1994.

Konzepte nicht in einen konsistenten methodischen Zusammenhang überführen. Die Revision der urgeschichtlichen Basis der Kybernetik – und das ist der zweite wichtige Befund – führte aber nicht dazu, dass in der wissenschaftsgeschichtlichen Studie, die hier exemplarisch herangezogen wurde, die prinzipielle Möglichkeit einer Frühgeschichte wissenschaftlicher Disziplinen als wissenschaftshistorische Größe verworfen wurde. Indem Dotzler herausarbeitet, dass sich auf der Grundlage der Quellen keine frühkybernetische ‚Urgeschichte‘ ermitteln lässt, obwohl die kybernetischen Beiträge aus den 1960er Jahren explizit darauf referenzieren, verdeutlicht er gleichsam, ohne dies ausdrücklich zu reflektieren, die Wirkungsmacht von Anfangserzählungen, die nicht dadurch eingeschränkt wird, dass die Narrative einer quellenkritischen Analyse nicht standhalten. Durch die explizite urgeschichtliche Referenzierung stellt die Kybernetik ihre Frühgeschichte allererst als disziplinäres Imaginäres her. Verdeutlicht wird damit, dass eine Orientierung an der Urgeschichte es erforderlich macht, von der Absicht, die Wahrheit des Ursprungs zu belegen auf die Wirkungsweisen innerhalb eines sozialen Kollektivs umzuschwenken.

Der Rekurs auf ‚urgeschichtliche‘ Deutungsmuster, die urgeschichtliche Referenzierung, kann im Prozess der fachgeschichtlichen Besinnung, dies konnte in groben Strichen exemplarisch verdeutlicht werden, historisch verbürgte Gewissheit über die notwendige Genealogie der eigenen Disziplin stiften oder doch zumindest vorübergehend aufrechterhalten. Damit ist aber nicht ausgemacht, dass der ‚Urgeschichte‘ stets die Funktion zukommt, das Profil einer Disziplin pauschal historisch zu begründen. Nicht immer lassen sich komplexe Gründungsnarrative ermitteln, die die Identität der Disziplin langfristig prägen und stabilisieren. Es genügt durchaus, wenn durch die Arbeit an der ‚Urgeschichte‘ schematisches Orientierungswissen produziert, tradiert und verfügbar gehalten wird. Diese Schemata und Strukturprinzipien können sich in das Langzeitgedächtnis der Disziplin bzw. in den Fach-Habitus einbinden, wodurch die Handlungs- und Bewertungslogiken der Akteure des wissenschaftlichen Feldes strukturiert werden und zur Bearbeitung aktueller Problemlagen befähigen. Die Bestimmung des ‚Topos‘ durch Bornscheuer, wie sie weiter oben knapp entfaltet wurde, betont diesen Zusammenhang von topischem Wissen und habituellen, sozial-psychologischen Strukturen und bietet Ansatzpunkte für eine weiterführende systematische Ausarbeitung. Das Beispiel, das herangezogen wurde, um die Wirkung urgeschichtlicher Konfigurationen in den Strategien der Selbstvergewisserung akademischer Disziplinen zu beschreiben, bezieht sich nur auf einen kleinen Ausschnitt der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte – hier auf die Situation der Kybernetik in den 1960er und 1970er Jahren. Um die Evidenz urgeschichtlicher Referenzierungen innerhalb der Funktionslogiken der deutschen Literaturwissenschaft nachweisen zu können, ist es erforderlich, den Kontext der Produktion, Artikulation und Durchsetzung von akademischem Wissen in diesem Fach genauer zu bestimmen. Die Schauplätze, an denen sich diese Prozesse vollziehen, sind die Universität, der Fachbereich, das Institut, die Tagung, das Archiv, die Bibliothek, die Berufungskommission usw. All dies sind Orte und Situationen, die in ihrem komplexen Zusammenwirken die ‚Lebenswelt‘ der Literaturwissenschaft bilden. ‚Lebenswelt‘ ist ein widerständiger Begriff, der die Trennung von wissenschaftlichem Feld und

außerakademischem Leben unterläuft, um die Sozialität der wissenschaftlichen Praktiken herauszuheben. Wissenschaft als Lebensform, ‚homo academicus‘³²⁵ – mit Hilfe dieser prominenten Reflexionsfigur hat Pierre Bourdieu darauf hingewiesen, dass sich im Feld der Wissenschaft ganz ähnliche Kämpfe ereignen wie in anderen sozialen Bereichen auch. Es sollte deshalb nicht erstaunen, dass in den modernen Wissenschaften auch unterschiedliche Wissensformen vorzufinden sind, die nicht allesamt den Kriterien des exakten Wissens genügen. Inoffizielles, unsicheres und riskantes Wissen,³²⁶ zweifelhafte Überzeugungen und affektive Standpunkte mischen sich ein in Handlungs- und Deutungsmuster und finden ihren Weg in die Organisationsstrukturen und Kraftlinien des wissenschaftlichen Feldes. Der Weg zur Bestimmung der urgeschichtlichen Referenzierung als epistemische Konstruktion im inoffiziellen Wissenshaushalt der Literaturwissenschaft führt somit zunächst über die Sichtung des Ortes der alltäglichen wissenschaftlichen Kommunikation – der ‚Lebenswelt der Literaturwissenschaft‘.

Der Wechsel der Perspektive von der ‚Wahrheit‘ auf die ‚Wirksamkeit‘ von Wissensformationen entspricht dem Übergang von traditioneller Fachhistoriographie zu den Verfahrensweisen und Erkenntnisinteressen der Wissenschaftsforschung. Aus den Programmen der Wissenschaftsforschung sollen Impulse aufgenommen und konzeptionell ausgearbeitet werden, so dass eine gewissermaßen ‚empirische‘ Beobachtung der urgeschichtlichen Referenzierung im Feld der Literaturwissenschaft möglich wird. Von der auf Einzelbeobachtungen gestützten Formulierung von Annahmen zu den Ursachen des ‚Theorieproblems‘ der Literaturwissenschaft soll nun auf die systematische Beschreibung des Problemzusammenhangs umgestellt werden.

³²⁵ Vgl. Pierre Bourdieu: *Homo academicus*, Frankfurt a.M. 2002.

³²⁶ Vgl. mit historischer Perspektivierung Carlos Spoerhase, Markus Wild und Dirk Werle (Hg.): *Unsicheres Wissen. Skeptizismus und Wahrscheinlichkeit 1550-1850*, Berlin und New York 2009.

5. DIE LEBENSWELT DER LITERATURWISSENSCHAFT

5.1 Annäherung IV

Die germanistische Wissenschaftsgeschichte wird gelegentlich auf Formen sozialisierten Wissens in der jüngeren Vergangenheit der Disziplin aufmerksam. Das Interesse der Fachgeschichte an diesen Wissensformationen hat mit der Ausdifferenzierung des methodischen Instrumentariums des bis vor kurzem noch weitgehend schlecht konsolidierten Teilbereichs germanistischer Selbstreflexion erheblich zugenommen.³²⁷ Einen wichtigen Einfluss übte dabei unter anderem die Orientierung an der soziologischen Forschung aus. Ab den 1990er Jahren wurden die kultur-, literatur- und hochschulsoziologischen Studien Pierre Bourdieus mit wachsendem Interesse in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft rezipiert.³²⁸ Der französische Soziologe bietet mit seiner Untersuchungen zum Habitus³²⁹ und speziell zur „klinischen Soziologie des wissenschaftlichen Feldes“ theoretische Impulse und empirische Fallstudien, die für die fachgeschichtliche Reflexion in Einzelstudien fruchtbar gemacht werden konnten.³³⁰ Eine systematische Untersuchung der historischen

³²⁷ Vgl. hierzu die Einleitung der Herausgeber in Petra Boden und Holger Dainat (Hg.): *Atta Troll tanzt noch. Selbstbesichtigungen der literaturwissenschaftlichen Germanistik im 20. Jahrhundert*, Berlin 1997, S. XIII-1.

³²⁸ Vgl. Joseph Jurt: *Das literarische Feld: Das Konzept Pierre Bourdieus in Theorie und Praxis*, Darmstadt 1995; ders.: *Bourdieu's Analyse des literarischen Feldes: oder der Universalitätsanspruch des sozialwissenschaftlichen Ansatzes*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 22 (1997), S. 152-180; Markus Joch und Norbert Christian Wolf (Hg.): *Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis*, Tübingen 2005.

³²⁹ ‚Habitus‘ zählt zu den Kernbegriffen Pierre Bourdieus. Er ist eingebunden in eine umfassende soziologische Theorie und zielt auf die Überwindung eingefahrener sozialwissenschaftlicher Oppositionsmodele ab. „Die für einen spezifischen Typus von Umgebung konstitutiven Strukturen (etwa die eine Klasse charakterisierenden materiellen Existenzbedingungen), die empirisch unter der Form von mit einer sozial strukturierten Umgebung verbundenen Regelmäßigkeiten gefasst werden können, erzeugen Habitusformen, d.h. Systeme dauerhafter Dispositionen, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken, mit anderen Worten: als Erzeugung von Praxisformen und Repräsentationen, die objektiv ‚geregelt‘ und ‚regelmäßig‘ sein können, ohne im geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein.“ (*Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1976, S. 167f.). Wie Bourdieu betont, ist der Habitus kein statisches, überhistorisches Phänomen, sondern durchaus veränderbar: „Der Habitus ist nicht das Schicksal, als das er manchmal hingestellt wurde. Als ein Produkt der Geschichte ist er ein offenes Dispositionssystem, das ständig mit neuen Erfahrungen konfrontiert und damit unentwegt von ihnen beeinflusst wird. Er ist dauerhaft, aber nicht unveränderlich.“ (*Reflexive Anthropologie*, Frankfurt a.M. 1996, S. 167)

³³⁰ Vgl. Pierre Bourdieu: *Vom Gebrauch der Wissenschaft: für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*, Konstanz 1996. Vgl. Gerhard Fröhlich's Überblicksdarstellung zur soziologischen Analyse des wissenschaftlichen Feldes bei Bourdieu in ders. und Boike Rehbein (Hg.): *Bourdieu Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart 2009, S. 327-337. Der Zusammenhang von Feld und Habitus ist von besonderer Bedeutung für Bourdieus Theorie, da er die Begründung verschiedener Habitusformen je nach Feldzugehörigkeit ermöglicht. Der je spezielle Habitus gewinnt „Gestalt, Funktion und Geltung ausschließlich in einem spezifischen Feld, in der Beziehung zu einem Feld, das selbst [...] ein ‚Feld von

Wissensschemata, die den germanistischen Fachhabitus in spezifischen Phasen der Fachgeschichte bestimmt haben, steht aber noch aus.³³¹ Die Ergebnisse der vorliegenden Studien lassen sich in verallgemeinernder Weise folgendermaßen zusammenfassen: Die wenigen aktuelleren Einzelstudien zum Thema stimmen in dem Befund überein, dass die relevanten Transformationen des Fachhabitus – des die Praxis und das Verhalten von Akteuren innerhalb eines Feldes maßgeblich regulierenden, inkorporierten Wissens³³² – besonders an den Umbauten im Bereich der „Problemstellungskontrolle“³³³ des Fachs ablesbar sind. Dabei handelt es sich um kognitive Komplexe, die das akademische Feld sowohl intern regulieren als auch mit anderen akademischen und öffentlichen Feldern vermitteln. Die traditionelle Unterscheidung interner und externer Faktoren der Wissenschaftsentwicklung wird durch diese Kopplung brüchig.³³⁴ Zugeschrieben wird die mit den Problemstellungskontrollen verbundene Regulierungsfunktion „den so genannten ‚Ansätzen‘ oder ‚Positionen‘ als eine Mixtur aus ‚Methode‘, ‚Konzept‘, ‚Theorie‘ und ‚Ideologie‘“.³³⁵ Die Anknüpfung an eine soziologische Perspektivierung verdeutlicht, dass ein ausschließlich auf die wissenschaftstheoretischen Dimensionen der literaturwissenschaftlichen Theorie abgestellte Analyse das Phänomen in seiner Komplexität verfehlt. Im Aufriss zu den Theorieproblemen des Fachs wurde die über den wissenschaftstheoretischen Aspekt hinausweisende Bedeutung von ‚Theorie‘ bereits skizziert. Vertiefen lässt sich diese Sichtweise auf die

potentiellen Kräften‘, ‚eine dynamischen Situation‘ darstellt, in der Kräfte sich nur in der Beziehung mit bestimmten Dispositionen äußern“ (*Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a.M. 1979, S. 164). Vgl. hierzu auch ders.: *Die Regeln der Kunst*, a.a.O., sowie Boike Rehbein und Gernot Saalman: *Habitus*, in: *Bourdieu Handbuch*, a.a.O., S. 110-118.

³³¹ Rainer Rosenberg hat kürzlich erstmals versucht, eine Habitus-Geschichte der germanistischen Literaturwissenschaft von der akademischen Etablierungsphase des Fachs bis in die Gegenwart zu skizzieren: *Die deutschen Germanisten. Ein Versuch über den Habitus*, Bielefeld 2009.

³³² Rosenberg versucht dem Erkenntnisinteresse der traditionellen Fachgeschichte der Germanistik insofern Rechnung zu tragen, als dass er den soziologischen, allein auf den sozialen Akteur ausgerichteten Begriff des Habitus mit ‚intellektuellen Haltungen‘ zu vermitteln versucht. Dieser Schritt ist in der Tat notwendig, um die Frage nach kognitiven Spezifika einer Wissenschaftskultur nicht fälschlicherweise im Sozialen aufgehen zu lassen: „Wenn ich die habituellen Veränderungen [im wissenschaftlichen Feld J.S.] sichtbar machen will, [...] kann ich folglich nicht mit einem allein auf das Sozialverhalten reflektierenden Habitus-Konzept operieren, so weit der Begriff des Sozialverhaltens auch gefasst werden mag. Ich habe danach zu fragen, welche Bedeutung für die Habitus-Bildung Einstellungen beizumessen ist, die sich aus der eigenen Entwicklungslogik einer Wissenschaftsdisziplin oder aus interdisziplinären und internationalen Wissenschaftstrends herleiten lassen, und also einen geistigen oder intellektuellen Habitus zu konstruieren, der nicht mit einem bestimmten Sozialverhalten zusammengehen muss.“

³³³ Nikolaus Wegmann: ‚Wer von der Sache nichts versteht, macht Theorie.‘ Ein Topos der philologischen ‚Curiositas‘, in: Jörg Schönert (Hg.): *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, Stuttgart 2000, S. 509-529, hier S. 514.

³³⁴ Vgl. hierzu: Renate Mayntz: *Autonomie oder Abhängigkeit. Externe Einflüsse auf Gehalt und Entwicklung wissenschaftlichen Wissens*, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, a.a.O., S. XXVII-XLII; Ulrike Felt, Helga Nowotny und Klaus Taschwer: *Wissenschaftsforschung. Eine Einführung*, Frankfurt a.M. 1995, S. 15-57.

³³⁵ Wegmann: ‚Wer von der Sache nichts versteht‘, S. 514.

Theorie der Literaturwissenschaft durch Impulse der Wissenschaftsforschung. Im Rahmen dieser Forschungsrichtung wird die Bedeutung der interdependenten Relation kognitiver und sozialer Momente der wissenschaftlichen Praxis hervorgehoben. In dieser Einstellung ist das ‚Theorieparadox‘ der Literaturwissenschaft deutlich zu erkennen. Es ist auffällig, dass in den Beiträgen, in denen das Fach sein Verhältnis zur Theorie thematisiert, analytisches Wissen eine untergeordnete Rolle spielt. Was genau unter Methode oder Theorie verstanden wird, ist anhand der disziplinären Selbstbeschreibungen häufig nicht genau auszumachen. Diese Spannung zwischen der Präsenz der Theorie einerseits und ihrer epistemischen Unterbestimmtheit andererseits stellt sich aus der Perspektive der Wissenschaftsforschung als ein relationaler Zusammenhang dar. In Anlehnung an wissenschaftssoziologische Modelle liefert die Wissenschaftsforschung Argumente, die sich gegen weithin etablierte Überzeugungen in der Literaturwissenschaft richten. Es wird dort bezweifelt, dass die Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler die alltägliche Praxis in ihren universitären ‚Lebenswelten‘ jederzeit tatsächlich derart „kopflastig“ organisieren, wie es die Wissenschaftsforschung und -geschichte zuweilen nahelegt. Das Denken der Theorie erschöpft sich aber gerade nicht in der Begründung und Durchführung von Textanalysen und Interpretationen. Es stellt ein gleichsam wissenschaftskulturelles Phänomen dar, das zur sozialen Ordnung innerhalb des wissenschaftlichen Feldes ebenso beiträgt wie zur Organisation der Relationierung des Systems Literaturwissenschaft zu seinen Umwelten.

Von der Wissenschaftsforschung hörte man in der Literaturwissenschaft bislang wenig. Erst seit kurzem wird der Zusammenhang verstärkt thematisiert. Dabei handelt es sich grundsätzlich um eine bereits länger etablierte Forschungsrichtung. Wie in jeder anderen Disziplin, so gibt es auch in der Literaturwissenschaft das soziologisch hochinteressante Phänomen der ‚Trendsetter‘. Meist sind es kleine Gruppen, eine Mischung aus berufenen Professoren und umtriebigen Nachwuchswissenschaftlern, die an den Universitäten, mit Vorliebe aber auch in beinahe schon privaten Zirkeln, die zukünftigen Programme und Themen des Fachs verhandeln. Die Wissenschaftsforschung ist dort momentan im Gespräch. Die Chancen stehen gut, dass die Gruppenüberzeugung Recht behalten wird. Die Wissenschaftsforschung wird zukünftig eine größere Rolle in der Literaturwissenschaft spielen – aus verschiedenen Gründen. Auch die vorliegende Arbeit verdankt ihre Inspiration der Wissenschaftsforschung. Die Vorannahmen, die die weitere Beobachtung der Lebenswelt der Literaturwissenschaft tragen, sollen in einem Forschungsbericht erörtert werden. In diesem Zusammenhang werden die meist knappen Hinweise auf Gegenstand und Methode der Forschungsrichtung, die sich in den literaturwissenschaftlichen Beiträgen zum Thema finden, um differenziertere Erläuterungen ergänzt. Über die standardisierte Referenz auf Bourdieu hinaus wird somit in ein neues Forschungsfeld eingeführt, in das die Literaturwissenschaft sich bislang nur sehr zögerlich vorgewagt hat.

5.2 [Exkurs] Wissenschaftsforschung

Die Referenzbereiche des Terminus ‚Wissenschaftsforschung‘ sind bislang nicht eindeutig und verbindlich abgesteckt worden. Zur besseren Orientierung können aber zwei weitgehend etablierte Verständnisvarianten von ‚Wissenschaftsforschung‘ unterschieden werden. Einerseits wird die moderne Wissenschaftsforschung nach dem Vorbild der amerikanischen und britischen Science Studies³³⁶ als „ein eigenständiges, noch junges und in Entwicklung befindliches, integratives Forschungsgebiet“³³⁷ mit disziplinärem Geltungsanspruch ausgewiesen. Wissenschaftsforschung, modelliert als abgegrenzte ‚Wissenschaftswissenschaft‘, versteht sich als eine „funktionale Reaktion auf erkannte Wissensdefizite über das Wissenschaftssystem als Teil des gesellschaftlichen Handlungszusammenhangs, also im Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft“.³³⁸ Ihre institutionelle Entsprechung findet die disziplinäre Variante der Wissenschaftsforschung in einer wachsenden Zahl eigenständiger Lehrstühle, Institute und Forschungsbereiche vor allem an amerikanischen, mittlerweile aber auch europäischen Universitäten sowie in der Gründung verschiedener Zeitschriften und Fachgesellschaften.³³⁹ Von diesem disziplinären Selbstverständnis ist der Entwurf von Wissenschaftsforschung als Summe einzelwissenschaftlicher Forschungsinitiativen abzugrenzen. Es ergibt sich dann das Panorama eines subdisziplinären, „programmatischen Miteinander[s] von Wissenschaftstheorie, Wissenschaftssoziologie und Wissenschaftsgeschichte, ergänzt durch psychologische, politologische und sozioökonomische Fragestellungen“.³⁴⁰ Gelegentlich wird auch die Wissenschaftsphilosophie in Abgrenzung zur Wissenschaftstheorie zu den subdisziplinären Zugängen zur Wissenschaftsforschung gezählt.³⁴¹ Wurde von etwa 1970 bis zur Mitte der 1990er Jahre vor allem die Systematisierung und Institutionalisierung der Wissenschaftsforschung verfolgt,³⁴²

³³⁶ Vgl. Sabine Maasen und Matthias Winterhager (Hg.): *Science Studies. Probing the Dynamics of Scientific Knowledge*, Bielefeld 2001; Mario Biagioli (Hg.): *The Science Studies Reader*, New York 1999; Sheila Jasanoff (Hg.): *Handbook of science and technology studies*, Thousand Oaks, 1995; für die deutsche Diskussion vgl. Arno Bammé: *Science & Technology Studies. Ein Überblick*, Marburg 2009.

³³⁷ Felt/Nowotny/Taschwer: *Was ist Wissenschaftsforschung?*, in: dies: *Wissenschaftsforschung*, a.a.O., S. 15; vgl. auch Christian Filk: *Institutionalisierung moderner Wissenschaftsforschung*, in: ders.: *Episteme der Medienwissenschaft. Systemtheoretische Studien zur Wissenschaftsforschung eines transdisziplinären Feldes*, Bielefeld 2009, S. 89ff. Die weiteren Ausführungen orientieren sich an Filks Studie.

³³⁸ Clemens Burrichter: *Aufgaben und Funktionen einer historischen Wissenschaftsforschung. Reflexionen zum Thema des Bandes*, in: ders. (Hg.): *Grundlegung der historischen Wissenschaftsforschung*, Stuttgart 1979, S. 7-21, S. 9.

³³⁹ Für den deutschsprachigen Raum ist beispielsweise auf die „Gesellschaft für Wissenschaftsforschung“ Berlin hinzuweisen. [www.wissenschaftsforschung.de]

³⁴⁰ Jörg Schönert: *Einführung zum Symposium*, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, a.a.O., S. XVII-XXVI, S. XIX; vgl. hierzu auch Christian Filk: *(Sub-)Disziplinäre Zugänge zur Wissenschaftsforschung*, in: ders.: *Episteme der Medienwissenschaft*, a.a.O., S. 61-89.

³⁴¹ Vgl. Filk: *Episteme der Medienwissenschaft*, a.a.O., S. 60f.

³⁴² Vgl. Peter Weingart (Hg.): *Wissenschaftsforschung*, Frankfurt a.M. 1975; Burrichter: *Grundlegung der historischen Wissenschaftsforschung*, a.a.O.; Peter Janich (Hg.): *Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsfor-*

so zeichnet sich die wissenschaftsreflexive Forschung danach hauptsächlich durch eine intensive interdisziplinäre Dynamik aus, die kaum noch eine trennscharfe Abgrenzung zwischen den beteiligten Fachrichtungen zulässt. Mittlerweile hat sich die Wissenschaftsforschung in Deutschland als lockerer Verbund vorrangig sozialwissenschaftlicher und historischer Disziplinen etabliert, wohingegen im amerikanischen Raum nach wie vor die disziplinäre Variante dominiert. Folgende Beobachtungsbereiche erfreuen sich in der interdisziplinären Wissenschaftsforschung besonderer Beliebtheit und werden je nach disziplinärem Schwerpunkt mit unterschiedlichen methodischen Instrumentarien bearbeitet:

... die Verschränkung von Gesellschaft, Wissenschaft und Technologie, das Hervorbringen, die Distribution und die Rezeption des wissenschaftlichen Wissens, die entsprechenden Organisationsformen, Kommunikationsstrukturen und Darstellungsweisen der Wissenschaft, der Habitus der Mitglieder der ‚scientific community‘, die Normen und Formen der Selbstreflexion des wissenschaftlichen Handelns [...], der kommunikative, soziale und epistemologische Status der Wissenschaft sowie seine Veränderungen und Entwicklungen, die mehr einschließen als Veränderungen von methodologischen Konzepten und disziplinären Paradigmen.³⁴³

Die Komplexität des Forschungsbereichs lässt einsichtig erscheinen, dass eine Einzeldisziplin kaum über die Ressourcen verfügt, die Vielzahl der sich überschneidenden Themen methodologisch und theoretisch zu erfassen. Die zunehmende Internationalisierung dieses Zusammenhangs führt zu einem Nebeneinander „differierender und nuancierender Wissenschaftstheorien, -kulturen und -inventarisierungen von Untersuchungsgegenständen“³⁴⁴ und lässt sich durch ein homogenes Konzept der Forschung nicht mehr sinnvoll einholen. Deshalb ist es notwendig, die Forschungsstrategien und Problemlösungspotentiale der unterschiedlichen Disziplinen, die am Verbund Wissenschaftsforschung beteiligt sind, je nach Problemstellung jeweils neu zu integrieren. Zur besseren Übersicht lässt sich der von Jörg Schönert kompakt skizzierte, letztlich aber weitgefaste Beobachtungsbereich der Wissenschaftsforschung thematisch stärker differenzieren. Felt, Nowotny und Taschwer schlagen eine Unterscheidung von drei größeren Untersuchungsgebieten vor, denen sich die seit ca. 1970 erschienenen Studien und Untersuchungen mehr oder weniger eindeutig zuordnen lassen.³⁴⁵

Im Bereich der Wechselwirkung von Wissenschaft, Technologie und Gesellschaft wird danach gefragt, welche Veränderungen aus dem dynamischen Zusammenspiel wissenschaftlicher, technologischer, soziokultureller, politischer und ökonomischen Prozesse und Institutionen für das alltägliche Leben resultieren. Eng mit dieser Fragestellung verbunden ist die Untersuchung der Bedingungen und Voraussetzungen von „Transfer, Distribution,

schung, München 1981; Clemens Burrichter (Hg.): *Wissenschaftsforschung. Neue Probleme, neue Aufgaben*, Erlangen 1985; Felt, Nowotny; Taschwer: *Wissenschaftsforschung*, a.a.O.;

³⁴³ Schönert: *Einführung zum Symposium*, a.a.O., S. XIX.

³⁴⁴ Filk: *Episteme der Medienwissenschaft*, a.a.O., S. 91.

³⁴⁵ Siehe zum Folgenden Felt, Nowotny; Taschwer: *Wissenschaftsforschung*, a.a.O., S. 20-22; vgl. auch Filk: *Episteme der Medienwissenschaft*, a.a.O., S. 93f.

Rezeption und Applikation wissenschaftlichen Wissens³⁴⁶ aus dem System Wissenschaft in andere soziale Teilsysteme der Gesellschaft. Peter Weingart hat die Konturen dieses Teilbereichs der Wissenschaftsforschung in seiner einschlägigen Studie *Die Stunde der Wahrheit* umfassend nachgezeichnet.³⁴⁷ Es überrascht nicht, dass vor allem dieser Bereich seitens des Politik- und Wirtschaftssystems stark nachgefragt wird. Deshalb sind es auch vor allem Arbeiten aus diesem Segment, die abseits des akademischen Feldes wahrgenommen und diskutiert werden. Politik- und Technikberatung repräsentieren übergreifende Kommunikationszusammenhänge, an denen sich die Prozesse der Wissensverlagerung und -popularisierung gut beobachten lassen.

Studien zu den kommunikativen, professionellen, organisationellen und institutionellen Aspekten der Produktion wissenschaftlichen Wissens sind in dem Bereich der interdisziplinären Wissenschaftsforschung zu finden, der sich hauptsächlich der Erforschung gesellschaftlicher, sozialer und kultureller Prämissen und Spezifika wissenschaftlicher Forschung widmet.³⁴⁸ Von besonderem Interesse sind seit den letzten Jahren Erklärungsansätze zur geschlechtsspezifischen³⁴⁹ Prägung der Wissensproduktion wie auch wissen-

³⁴⁶ Filk: *Episteme der Medienwissenschaft*, a.a.O., S. 93.

³⁴⁷ Vgl. Peter Weingart: *Die Stunde der Wahrheit. Zum Verhältnis von Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft*, Weilerswist 2001; vgl. außerdem Renate Mayntz, Friedhelm Neidhardt, Peter Weingart und Ulrich Wengenroth (Hg.): *Wissensproduktion und Wissenstransfer. Wissen im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit*, Bielefeld 2008; Holger Braun-Thürmann, Andreas Knie und Dagmar Simon (Hg.): *Unternehmen Wissenschaft. Ausgründungen als Grenzüberschreitungen akademischer Forschung*, Bielefeld 2010; Wolfgang van den Daele, Wolfgang Krohn und Peter Weingart (Hg.): *Geplante Forschung. Vergleichende Studien über den Einfluss politischer Programme auf die Wissenschaftsentwicklung*, Frankfurt a.M. 1979; Dietmar Braun: *Die politische Steuerung von Wissenschaft. Ein Beitrag zum ‚kooperativen Staat‘*, Frankfurt a.M. 1997; Stefan Bösch und Peter Wehling: *Wissenschaft zwischen Folgenverantwortung und Nichtwissen. Aktuelle Perspektiven der Wissenschaftsforschung*, Wiesbaden 2004; Steffen Dagger (Hg.): *Politikberatung in Deutschland. Praxis und Perspektiven*, Wiesbaden 2004; Katja Patzwaldt: *Die sanfte Macht. Die Rolle der wissenschaftlichen Politikberatung bei den rot-grünen Arbeitsmarktreformen*, Bielefeld, 2008; Christine Pieper (Hg.): *Vom Nutzen der Wissenschaft. Beiträge zu einer prekären Beziehung*, Stuttgart 2010.

³⁴⁸ Vgl. Filk: *Episteme der Medienwissenschaft*, a.a.O., S. 93; zu den internen Formen der Wissenschaftsorganisation und Wissenserzeugung vgl. u.a. Cristina Besio: *Forschungsprojekte. Zum Organisationswandel in der Wissenschaft*, Bielefeld 2009; Falk Schützenmeister: *Zwischen Problemorientierung und Disziplin. Ein koevolutionäres Modell der Wissenschaftsentwicklung*, Bielefeld 2008; Werner Ebeling und Heinrich Parthey (Hg.): *Selbstorganisation in Wissenschaft und Technik*, Berlin 2009; Michael Scharping (Hg.): *Wissenschaftsfeinde? ‚Science Wars‘ und die Provokation der Wissenschaftsforschung*, Münster 2001; Niklas Luhmann: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1990; Rudolf Stichweh: *Ausdifferenzierung der Wissenschaft. Eine Analyse am deutschen Beispiel*, Bielefeld 1977; ders.: *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*, Frankfurt a.M. 1994; Wolfgang Krohn und Günter Küppers: *Die Selbstorganisation der Wissenschaft*, Frankfurt a.M. 1989; Bernd-Olaf Küppers: *Nur Wissen kann Wissen beherrschen Macht und Verantwortung der Wissenschaft*, Köln 2008; Peter Weingart, Martin Carrier und Wolfgang Krohn (Hg.): *Nachrichten aus der Wissensgesellschaft. Analysen zur Veränderung der Wissenschaft*, Weilerswist 2007; Bernd-Olaf Küppers (Hg.): *Die Einheit der Wirklichkeit. Zum Wissenschaftsverständnis der Gegenwart*, München 2000.

³⁴⁹ Vgl. hierzu *Die Beziehung der Geschlechter in den Wissenschaften*, in: Felt, Nowotny; Taschwer: *Wissenschaftsforschung*, a.a.O., S. 85-114; zur Aufdifferenzierung dieses Forschungsbereichs siehe weiterhin Carmen Leicht-Scholten (Hg.): *Gender and Science. Perspektiven in den Natur- und Ingenieurwissen-*

schaftsgeschichtliche Studien³⁵⁰ zu den kulturellen oder religiösen Voraussetzungen und Bedingungen der neuzeitlichen und modernen Wissenschaften. Die traditionell geisteswissenschaftlichen Disziplinen finden in diesem Teilbereich die vielversprechendsten Anschlussmöglichkeiten, da sich hier die Kompetenzen der historischen Textwissenschaften sinnvoll zur Geltung bringen lassen.

Vor allem sozialwissenschaftlich fundierte Untersuchungen zu den konkreten Praktiken der Generierung wissenschaftlicher Erkenntnisse, der Produktion von ‚Tatsachen‘ an den Orten der Wissensproduktion, repräsentieren den Themenbereich der sozialen Konstruktion wissenschaftlichen Wissens.³⁵¹ Die Produktionsorte wissenschaftlichen Wissens, denen sich die mikrosoziologischen Arbeiten dieses Bereichs vorzugsweise widmen, sind das naturwissenschaftliche Labor oder Forschungsinstitut. In den Fokus der Analyse kommen Interaktionsformen zwischen Wissenschaftlern sowie habitualisierte Normen und Regeln der wissenschaftlichen Praxis innerhalb eines Teilsektors des akademischen Feldes.

schaften, Bielefeld 2007; Bettina Heintz, Martina Merz und Christina Schumacher (Hg.): *Wissenschaft, die Grenzen schafft. Geschlechterkonstellationen im disziplinären Vergleich*, Bielefeld 2004; Kirsten Smilla Ebeling: *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*, Wiesbaden 2006; Sandra Beaufäys: *Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft*, Bielefeld 2003; Heike Wiesner: *Die Inszenierung der Geschlechter in den Naturwissenschaften. Wissenschafts- und Genderforschung im Dialog*, Frankfurt a.M. 2002; Paula A. Treichler: *The visible woman. Imaging technologies, gender and science*, New York 1998; Sandra G. Harding: *Is science multicultural? Postcolonialisms, feminisms, and epistemologies*, Bloomington 1998; Evelyn Fox Keller: *Feminism and science*, Oxford 1996; Hildegard Küllchen (Hg.): *Frauen in der Wissenschaft - Frauen an der TU Dresden*, Leipzig 2010; Ulrike Auga: *Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte der Akademikerinnen im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. 2010; Brigitte Lichtenberger-Fenz: *Beruf, Karriere und Wissenschaft. Narrative über geschlechtsspezifische Un-/Gleichheiten und Un-/Gleichzeitigkeiten*, Innsbruck 2009; Edith Glaser: *Disziplinengeschichte der Erziehungswissenschaft als Geschlechtergeschichte*, Budrich 2009; Sabine Hark: *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*, Frankfurt a.M. 2005.

³⁵⁰ Vgl. hierzu grundlegend *Ansichten der Wissenschaftsgeschichte*, a.a.O.; vgl. außerdem zu diesem weit ausdifferenzierten Bereich der Wissenschaftsgeschichte nur wenigen Beispiele aus den vergangenen Jahren; Stichweh: *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen*, a.a.O.; Michael Eggers und Matthias Rothe (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte als Begriffsgeschichte. Terminologische Umbrüche im Entstehungsprozess der modernen Wissenschaften*, Bielefeld 2009; Joachim Bauer (Hg.): *Universitätsgeschichte und Mythos. Erinnerung, Selbstvergewisserung und Selbstverständnis Jenaer Akademiker in der Frühen Neuzeit 1548 – 1858*, Jena 2010; Georg Toepfer und Hartmut Böhme (Hg.): *Transformationen antiker Wissenschaften*, Berlin 2010; Claire Gantet: *Der Traum in der Frühen Neuzeit. Ansätze zu einer kulturellen Wissenschaftsgeschichte*, Berlin 2010; Olaf Breidbach: *Experimentelle Wissenschaftsgeschichte*, München, 2010; Janina Wellmann: *Die Form des Werdens. Eine Kulturgeschichte der Embryologie 1760 – 1830*, Göttingen 2010; Dieter Groh: *Göttliche Weltökonomie. Perspektiven der wissenschaftlichen Revolution vom 15. bis zum 17. Jahrhundert*, Berlin 2010; Richard van Dülmen (Hg.): *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*, Köln 2004.

³⁵¹ Vgl. Filk: *Episteme der Medienwissenschaft*, a.a.O., S. 93; Felt, Nowotny; Taschwer: *Wissenschaftsforschung*, a.a.O., S. 114- 149, bes. S. 128-142.

Zwei Ansätze sind in diesem Zusammenhang von besonderer Bedeutung. Die revolutionären Laborstudien³⁵² von Bruno Latour³⁵³ und Steven Woolgar legten den Grundstein für die Entwicklung eines eigenen Forschungsansatzes der Science Studies. Untersucht wurde in diesem Zusammenhang sowohl die Art und Weise wie die Forscher im Labor ihre Ergebnisse erzeugen, kommunizieren und beglaubigen als auch die spezifischen kollektiven Interaktionsformen und Hybridbildungen zwischen Mensch und Technik. In diesen Zusammenhang können auch die Arbeiten Donna Haraways eingeordnet werden, die u.a. an einer Theorie des ‚situieren Wissens‘ über Fragen von Gender, Rasse und Natur im Kontext moderner Wissenschaften arbeitet.³⁵⁴ Latours Studien zur Wissenschaftsforschung,³⁵⁵ die besonders in Form seiner Akteur-Netzwerk-Theorie³⁵⁶ eine große internationale Resonanz hervorriefen, lieferten Impulse, die zu bedeutenden methodologischen Fortschritten in der Wissenssoziologie, aber auch in der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte³⁵⁷ beitrugen. Zuletzt legte Latour den Entwurf einer neuen Soziologie vor,³⁵⁸ die auf der Grundlage seiner komplexen Theorie ein Analyseinstrumentarium zur soziologi-

³⁵² Vgl. Bruno Latour und Steve Woolgar: *Laboratory Life. The social construction of scientific facts*, Princeton 1986; Bruno Latour: *Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers through Society*, Cambridge 1987; Bruno Latour: *Pasteurization of France*, Cambridge 1984.

³⁵³ Siehe zu Latour, dessen Arbeiten zur Wissenschaftsforschung, Ding-, -Bild und Naturpolitik, hybriden Maschine-Mensch-Kollektivität sowie Wissenschaftsgeschichte sich im deutschsprachigen Raum zunehmender Beliebtheit erfreuen Reiner Ruffing: *Bruno Latour*, München 2009; Henning Schmidgen: *Bruno Latour zur Einführung*, Hamburg [erscheint 2011]; Georg Kneer, Markus Schroer und Erhard Schüttpelz (Hg.): *Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen*, Frankfurt a.M. 2008; Arno Bamme: *Wissenschaft im Wandel. Bruno Latour als Symptom*, Marburg 2008; Werner Krauss: *Bruno Latour. Making Things Public*, in: Stephan Moebius und Dirk Quadflieg (Hg.): *Kultur. Theorien der Gegenwart*, Wiesbaden 2006, S. 430-445; Nina Degele und Timothy Simms: *Bruno Latour (*1947). Post-Konstruktivismus pur*, in: Martin Ludwig Hoffmann (Hg.): *Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie 1*, Frankfurt a.M. 2004, S. 259-276.

³⁵⁴ Vgl. Donna Haraway: *Die Neuerfindung der Natur*, Frankfurt a.M. 1995; dazu Karin Harrasser: *Donna Haraway. Natur-Kultur und die Faktizität der Figuration*, in: *Kultur. Theorien der Gegenwart*, a.a.O., S. 445-459.

³⁵⁵ Vgl. Bruno Latour: *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, Frankfurt a.M. 2006; ders.: *Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaft*, Berlin 1995; ders.: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Frankfurt a.M. 2008; ders.: *Das Parlament der Dinge. Naturpolitik*, Frankfurt a.M. 2001.

³⁵⁶ Vgl. hierzu Latours Beiträge in Andrea Belliger und David J. Krieger (Hg.): *ANThology. Eine einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*, Bielefeld 2006; zur Anwendungsperspektive der ANT in der Wissenschaftsforschung vgl. Birgit Peuker: *Der Streit um die Agrar-Gentechnik. Perspektiven der Akteur-Netzwerk-Theorie*, Bielefeld 2010; Till Mettig: *Wandel in Organisationen durch Netzwerkbildung. Eine Fallstudie auf Basis der Akteur-Netzwerk-Theorie*, Marburg 2007; Martin Voss: *Verschwindet die Natur? Die Akteur-Netzwerk-Theorie in der umweltsoziologischen Diskussion*, Bielefeld 2006; zum Begriff des Netzwerks in den Wissenschaften vgl. Heiner Fangerau und Thorsten Halling (Hg.): *Netzwerke. Allgemeine Theorie oder Universalmetapher in den Wissenschaften? Ein transdisziplinärer Überblick*, Bielefeld 2009.

³⁵⁷ Vgl. Henning Schmidgen: *Die Materialität der Dinge? Bruno Latour und die Wissenschaftsgeschichte*, in: *Bruno Latours Kollektive*, a.a.O., S. 15-47.

³⁵⁸ Bruno Latour: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 2008.

schen Erschließung einer veränderten Gesellschaft anbietet. Daneben hat die Soziologin Karin Knorr Cetina ein eigenständiges anthropologisches Programm zur Analyse der Fabrikationsmechanismen wissenschaftlichen Wissens ausgearbeitet,³⁵⁹ das sie dann weiterentwickelt und im Konzept der ‚Wissenskulturen‘³⁶⁰ zum zentralen Paradigma der neueren Wissenschafts- und Techniksoziologie etablierte.³⁶¹ Ein wichtiger Ansatz aus dem deutschsprachigen Raum, der die Vorarbeiten Latours und Knorr-Cetinas aufgreift und fortführt, ist in Hans-Jörg Rheinbergers Studien zu den biologischen Experimentalsystemen zu sehen.³⁶²

Um die Anschlussmöglichkeiten der Literaturwissenschaft an diesen interdisziplinären Diskussionszusammenhang aufzeigen und den spezifischen Analyseansatz, der der Beobachtung des Theorieproblems im Weiteren zugrunde gelegt werden soll, nachvollziehbar begründen zu können, wird im Folgenden eine konkretere Annäherung an die Wissenschaftsforschung in drei Schritten erfolgen. Zunächst werden die wichtigsten subdisziplinären Beiträge zur Erforschung der Produktionsmechanismen wissenschaftlicher Erkenntnis im Einzelnen etwas genauer dargestellt. Die Erläuterungen sollen die Vorannahmen, von denen die Analyse des Theorieproblems in der Literaturwissenschaft auszugehen hat, zusammenfassend explizieren. Danach wird auf die Ansätze einzugehen sein, die sich im Kontext der Science Studies als Ergebnis der interdisziplinären Forschung als besonders attraktiv für die Wissenschaftsforschung erwiesen haben. Schließlich werden die literaturwissenschaftlichen Vorarbeiten zu einer philologischen Wissenschaftsforschung diskutiert. Der knappe Forschungsbericht soll die aktuellen Tendenzen zusammenführen, um Chancen, Risiken und Reichweite der jeweiligen Ansätze beurteilen zu können. Das Konzept der Theorie-Beobachtung, wie es im Anschluss an die bereits gelieferten Vorklärungen und

³⁵⁹ Vgl. Karin Knorr Cetina: *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaften*, Frankfurt a.M. 1984 [überarbeitete 2. Aufl. 2002].

³⁶⁰ Karin Knorr Cetina: *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*, Frankfurt a.M. 2002.

³⁶¹ Das Konzept der Wissenskulturen wird vielfältig und auch über den engeren Bereich der Wissenschaftssoziologie hinaus adaptiert. Vgl. hierzu exemplarisch Johannes Fried und Michael Stolleis (Hg.): *Wissenskulturen: Über die Erzeugung und Weitergabe von Wissen*, Frankfurt a.M. 2009; Hans J. Sandkühler: *Natur und Wissenskulturen*, Stuttgart 2002; Susanne Burren: *Die Wissenskultur der Betriebswirtschaftslehre. Aufstieg und Dilemma einer hybriden Disziplin*, Bielefeld 2010; Caroline Welsh und Stefan Willer (Hg.): *Interesse für bedingtes Wissen. Wechselbeziehungen zwischen den Wissenskulturen*, München 2009; Hans Jörg Sandkühler: *Kritik der Repräsentation: Einführung in die Theorie der Überzeugungen, der Wissenskulturen und des Wissens*, Frankfurt a.M. 2009; Markus Arnold und Gert Dressel (Hg.): *Wissenskulturren - Experimentalkulturen – Gelehrtenkulturen*, Wien 2004.

³⁶² Vgl. Hans-Jörg Rheinberger: *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Frankfurt a.M. 2006; ders.: *Epistemologie des Konkreten: Studien zur Geschichte der modernen Biologie*, Frankfurt a.M. 2006; ders.: *Iterationen*, Berlin 2005; zu den Anwendungsperspektiven im Rahmen einer historisch ausgerichteten Wissenschaftsforschung vgl. Staffan Müller-Wille und Hans-Jörg Rheinberger (Hg.): *Vererbung: Geschichte und Kultur eines biologischen Konzepts*, Frankfurt a.M. 2009; Staffan Müller-Wille und Hans-Jörg Rheinberger (Hg.): *Das Gen im Zeitalter der Postgenomik: Eine wissenschaftshistorische Bestandsaufnahme*, Frankfurt a.M. 2009.

Situationsanalysen im Weiteren verfolgt werden soll, hat sich im Kontext dieser Angebote zu situieren.

5.3 Disziplinäre Kernperspektiven der Wissenschaftsforschung

Zu den Disziplinen, die jeweils zentrale Beiträge zur Etablierung des interdisziplinären Diskussionszusammenhangs ‚Wissenschaftsforschung‘ geleistet haben, können die Wissenschaftsphilosophie, Wissenschaftstheorie, Wissenschaftssoziologie und Wissenschaftsgeschichte gezählt werden. Die Beschränkung des disziplinären Panoramas auf die genannten Fächer ist nicht unumstritten.³⁶³ Im Folgenden soll sie aber beibehalten werden, da sich anhand der jeweiligen disziplinären wissenschaftsreflexiven Leistungen die Überschneidungen, aber auch die Abgrenzungen zwischen den Fächern aufzeigen lassen. Zwar überwiegen häufig die Konvergenzen der Erkenntnisinteressen. Gerade an den Divergenzmomenten ist aber zu ersehen, wodurch sich die spezifischen Leistungen des übergreifenden Diskussionszusammenhangs Wissenschaftsforschung, der Science Studies, auszeichnen.

Renate Mayntz rechnet die Wissenschaftsphilosophie ausdrücklich zur Wissenschaftsforschung hinzu.³⁶⁴ Eine konkrete Benennung des Zuständigkeitsbereichs der Wissenschaftsphilosophie ist kaum ohne Schwierigkeiten zu haben. Momentan schwankt die akademische Philosophie zwischen den Optionen, die Wissenschaftsphilosophie dem Bereich der Wissenschaftstheorie zuzuordnen bzw. sie in einer Wissenschafts- bzw. Forschungsethik³⁶⁵ aufgehen zu lassen. Wenn man die graduellen begrifflichen und konzeptuellen Differenzen der ethischen Entwürfe außer Acht lässt, dann können Gegenstandsbereich und wissenschaftsreflexive Notwendigkeit der Wissenschaftsethik folgendermaßen begründet werden: „Die Frage, ob ein einzelwissenschaftliches Resultat zum Wohl oder zum Schaden der Menschheit angewendet wird, ist selbst keine Frage der betreffenden Wissenschaft mehr, sondern der Setzung und Begründung der Ethik. [...] In [der Wissenschaftsethik J.S.] wird nach der moralischen Rechtfertigung wissenschaftlichen Handelns vom Experiment über die Theoriebildung bis hin zur Anwendung der Theorien gefragt.“³⁶⁶ Der Bedarf an professionell normativer Reflexion wissenschaftlicher Forschung ist gegenwärtig angesichts der Progression in den Neuro- und Biowissenschaften massiv. Der Gegenstandsbereich umfasst angefangen bei den Maßnahmen zur Lebensverlängerung über neue Formen der Protetik bis hin zu den Probleme der Willensfreiheit oder Kernphysik alle normativen Fragestellungen, die sich aus den Resultaten moderner Forschung ergeben.³⁶⁷

³⁶³ Vgl. Filk: *Episteme der Medienwissenschaft*, a.a.O., S. 61.

³⁶⁴ Vgl. Mayntz: *Autonomie und Abhängigkeit*, a.a.O., hier S. XXVII.

³⁶⁵ Vgl. zum Begriff ‚Wissenschaftsethik‘ Hans Poser: *Wissenschaftstheorie. Eine philosophische Einführung*, Stuttgart 2001, S. 17f.; zum Begriff ‚Forschungsethik‘ siehe Michael Fuchs Thomas Heinemann und Bert Heinrichs: *Forschungsethik. Eine Einführung*, Stuttgart 2010.

³⁶⁶ Poser: *Wissenschaftstheorie*, a.a.O., S. 16.

³⁶⁷ Vgl. als Beispiel zur wissenschaftsreflexiven Notwendigkeit der Wissenschaftsethik Sebastian Knell (Hg.): *Länger leben? Philosophische und biowissenschaftliche Perspektiven*, Frankfurt a.M. 2009.

Weniger deutlich lässt sich die Funktion in Abgrenzung zur Wissenschaftstheorie profilieren, die eine Wissenschaftsphilosophie im Sinne einer „Wissenschaftsmetaphysik“ für die modernen Wissenschaften erfüllt. Poser weist ihr die Aufgabe zu, Klärungen über die Frage zu liefern, „wie sich Wissenschaft zu [...] eine[r] revidierbare[n] und kritisierbare[n] Metaphysik“ verhält.³⁶⁸ Metaphysik versteht sich in diesem Zusammenhang nicht mehr als Medium unumstößlicher und überzeitlicher Wahrheiten, sondern als ein Ordnungsvorschlag für die Relationierung von Mensch, Gesellschaft und Wissenschaft. Am plausibelsten erscheint die Wissenschaftsphilosophie noch in der Fassung einer „modernen philosophischen Anthropologie“ wie sie Hans Lenk kürzlich als Vermittlungszusammenhang „zwischen Bio-, Techno- und Kulturwissenschaften“ entworfen hat.³⁶⁹

Im Gegensatz zur normativ fokussierten Wissenschaftsphilosophie richtet sich das Erkenntnisinteresse der Wissenschaftstheorie auf die Geltung der wissenschaftlichen Erkenntnis selbst. Der Anwendungsbereich der „epistemologischen und logischen Explikation [sowie] Legitimation wissenschaftlichen Wissens“ umfasst dabei alle Fächer der modernen Wissenschaften.³⁷⁰ Als Teildisziplin der Philosophie war die Wissenschaftstheorie lange auf die Begründung und Prüfung exakten Wissens ausgerichtet. Im 20. Jahrhundert etablierten sich auf den einzelwissenschaftlichen Ebenen eigenständige wissenschaftstheoretische Reflexionszusammenhänge, die neben der Geltung des Wissens auch die Logik und Methodologie der Forschung sowie den Mechanismen der Konstruktion und Rekonstruktion von Theorien einschließen.³⁷¹ Diese Entwicklung wurde befördert durch die Veröffentlichung mehrerer Theorien der Forschung, etwa von Karl Popper und Hans-Georg Gadamer, die in verschiedenen Feldern der modernen Wissenschaften Resonanzeffekte erzeugten und jeweils zu spezifischen Konkretisierungen der Programme in den Einzeldisziplinen führten.³⁷² Die wissenschaftstheoretische Diskussion des zurückliegenden Jahrhunderts zeichnet sich durch eine Vielzahl an Kontroversen und Streitigkeiten aus. In

³⁶⁸ Poser: *Wissenschaftstheorie*, a.a.O., S. 17.

³⁶⁹ Vgl. Lenk: *Das flexible Vielfachwesen*, a.a.O.

³⁷⁰ Fillk: *Episteme der Medienwissenschaft*, a.a.O., S. 65; dort finden sich auch umfassende bibliographische Angabe zur wissenschaftstheoretischen Reflexion in den einzelnen Fächern.

³⁷¹ Hier sollen lediglich einige dieser wissenschaftstheoretischen Arbeiten aus dem Bereich der Germanistik angeführt werden. Zur wissenschaftstheoretischen Fundierung der Geisteswissenschaften vgl. Theo Hugh (Hg.): *Wie kommt Wissenschaft zu Wissen*, Bd. 1: *Einführung in die Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung*, Hohengehren 2001. Vgl. Heide Göttner: *Logik der Interpretation. Analyse einer literaturwissenschaftlichen Methode unter kritischer Betrachtung der Hermeneutik*, München 1973; Heide Göttner und Joachim Jacobs (Hg.): *Der logische Bau von Literaturtheorien*, München 1978; Wolfgang Stegmüller: *Walther von der Vogelweides Lied von der Traumliebe und Quasar 3 C 273. Betrachtungen zum sogenannten Zirkel des Verstehens und zur sogenannten Theoriebeladenheit der Beobachtungen*, in: ders.: *Rationale Rekonstruktion von Wissenschaft und ihrem Wandel*, Stuttgart 1986; Peter Finke: *Konstruktiver Funktionalismus. Die wissenschaftstheoretische Basis einer empirischen Theorie der Literatur*, Braunschweig 1982; Dieter Wunderlich (Hg.): *Wissenschaftstheorie der Linguistik*, Kronberg 1976; Andras Kertesz: *Philosophie der Linguistik. Studien zur naturalisierten Wissenschaftstheorie*, Tübingen 2004.

³⁷² Vgl. Karl R. Popper: *Logik der Forschung*, Tübingen 1966; Hans-Georg Gadamer: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen 1960.

gegenseitiger Kritik bildeten sich auf diese Weise verschiedene Ansätze und Schulen aus, wodurch die Prozesse wissenschaftlicher Erkenntnis aus unterschiedlichen Perspektiven analysiert und modelliert wurden.³⁷³

In der wissenschaftstheoretischen Perspektive weitgehend unberücksichtigt bleiben die „Praktiken, die das Wissen erst erzeugen, ihre sozialen Bedingungen, Gesetzmäßigkeiten, die sozialen Formen, in denen sie sich vollziehen [sowie die J.S.] Möglichkeiten und Richtungen ihres Verlaufs [...]“.³⁷⁴ Die Wissenschaftssoziologie als metawissenschaftliche Disziplin beschäftigt sich nicht mit den logischen Gütekriterien des Wissens, sondern fokussiert es in dessen sozialer Dimensionalität. Kernfragen der Wissenschaftssoziologie sind u.a. die folgenden:

Welche sozialen Regeln und Normen bedingen welche Verhaltensweise, die zur Produktion und Geltung ‚gesicherten‘ Wissens führen? Aufgrund welcher Eigenschaften erringt wissenschaftliches Wissen besonderes Vertrauen? Welche Formen sozialer Organisationen gibt sich dieses Wissen? Wo und wie wird es produziert? Wie verhält sich dieses Wissen zu anderen Wissensarten sowie zu gesellschaftlich geltenden Werten? Welche Funktionen und Folgen hat wissenschaftliches Wissen für die Politik, die Wirtschaft, das Recht? Wie verhält sich wissenschaftliches Wissen zu den Medien?³⁷⁵

Schwerpunktmäßig bestimmt wird die Wissenschaftssoziologie gegenwärtig vor allem durch Fragestellungen organisations- und institutionstheoretischer Art bzw. durch das Interesse an den Prozessen der sozialen Konstruktion und Rekonstruktion wissenschaftlichen Wissens.³⁷⁶ Dabei stützt sie sich auch auf Vorarbeiten aus der Frühphase der soziologischen Forschung, von denen einige in den vergangenen Jahren eine Renaissance erlebten, andere längst zu den Klassikern des interdisziplinären Diskurses zählen.³⁷⁷

Die ersten programmatischen Arbeiten zum Feld der Wissenschaftssoziologie lassen sich für den deutschsprachigen Raum ab ca. 1910 nachweisen. Erste Impulse zu einer sozialwissenschaftlichen Theorie der wissenschaftlichen Profession kamen von Max Webers

³⁷³ Vgl. die luzide Überblicksdarstellung von Martin Carrier: *Wege der Wissenschaftsphilosophie im 20. Jahrhundert*, in: Andreas Bartels und Manfred Stöckler (Hg.): *Wissenschaftstheorie. Ein Studienbuch*, Paderborn 2007, S. 15-45.

³⁷⁴ Felt, Nowotny; Taschwer: *Wissenschaftsforschung*, a.a.O., S. 19.

³⁷⁵ Peter Weingart: *Wissenschaftssoziologie*, Bielefeld 2003, S. 10f.

³⁷⁶ Vgl. zur Entwicklung der Wissenschaftssoziologie Peter Weingart (Hg.): *Wissenschaftssoziologie I: Wissenschaftliche Entwicklung als sozialer Prozess*, Frankfurt a.M. 1972; Nico Stehr und Rene König (Hg.): *Wissenschaftssoziologie. Studien und Materialien*, Opladen 1975; zum aktuellen Stand und zu den Arbeitsbereichen der Wissenschaftssoziologie vgl. Mario Kaiser und Sabine Maasen: *Wissenschaftssoziologie*, in: Georg Kneer und Markus Schroer (Hg.): *Handbuch Spezielle Soziologien*, Wiesbaden 2010, S. 685-705; Weingart: *Wissenschaftssoziologie* [2003], a.a.O.; Rainer Schützeichel: *Soziologie des wissenschaftlichen Wissens*, in: ders.: (Hg.): *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*, Konstanz 2007, S. 306-328.

³⁷⁷ Vgl. hierzu die Abschnitte *Wissenschaftliche Entwicklung – Der Zusammenhang zwischen epistemischen und institutionellen Strukturen* und *Die ‚soziale Konstruktion‘ des Wissens – Laborstudien, Akteur-Netzwerk-Theorie und Experimentalsysteme*, in: Weingart: *Wissenschaftssoziologie*, a.a.O., S. 41-81.

Vortrag *Wissenschaft als Beruf*.³⁷⁸ Helmuth Plessner griff Webers Vorarbeit auf und entwickelte sie im Rahmen der Fragestellung nach der „Logik“ der wissenschaftlichen Problemorientierung weiter.³⁷⁹ Von John Bernal³⁸⁰ wurden die professions- und forschungslogischen Arbeiten um die Perspektive ergänzt, die das Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft thematisiert. Besonders die Überschneidungen wissens- und wissenschaftssoziologischer Positionen sollten die wissenschaftsreflexive Forschung für die sozialen Aspekte der Erkenntnisproduktion sensibilisieren.³⁸¹

Ludwik Flecks soziologische Beobachtungen wissenschaftstheoretischer Diskurse aus dem Jahr 1935 konnten eine erste Revolutionierung der wissenschaftssoziologischen Forschung herbeiführen.³⁸² Flecks Bedeutung geriet während des 20. Jahrhunderts vor allem bedingt durch die Zäsur des 2. Weltkrieges zeitweilig in Vergessenheit bzw. wurde nach 1960 durch die internationale Resonanz auf Thomas Kuhns Arbeit zu der *Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* überlagert. Dass Fleck Kuhn in Vielem vorausgegriffen hatte, setzte sich erst im Rahmen einer Fleck-Renaissance ab den 1980er Jahren auf allgemeiner Basis durch.³⁸³ Bedeutsam für die Wissenschaftssoziologie wurden vor allem die Konzepte des ‚Denkkollektivs‘ und des ‚Denkstils‘, die eine radikale Soziologisierung und Psychologisierung des wissenschaftlichen Feldes voraussetzten:

Definieren wir ‚Denkkollektiv‘ als Gemeinschaft der Menschen, die im Gedankenaustausch oder in gedanklicher Wechselwirkung stehen, so besitzen wir in ihm den Träger geschichtlicher Entwicklung eines Denkgebietes, eines bestimmten Wissensbestandes und Kulturstandes, also eines besonderen Denkstiles. [...] Wir können [...] Denkstil als gerichtetes Wahrnehmen mit entsprechendem gedanklichen und sachlichen Verarbeiten des Wahrgenommenen definieren. Ihn charakterisieren gemeinsame Merkmale der Probleme, die ein Denkkollektiv interessieren; der Urteile, die es als evident betrachtet; der Methoden, die es als Erkenntnismittel anwendet.³⁸⁴

Wissenschaft stellt sich in Flecks Perspektive als ein kollektives und somit soziales Phänomen dar. Wahrnehmung, Produktion und Verarbeitung von Wissen verdanken sich einer

³⁷⁸ Max Weber: *Wissenschaft als Beruf*, in: ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen, 1988, S. 582-613.

³⁷⁹ Vgl. Helmuth Plessner: *Zur Soziologie der modernen Forschung und ihrer Organisation in der deutschen Universität*, in: Max Scheler (Hg.): *Versuche zu einer Soziologie des Wissens*, München 1924, S. 407-425.

³⁸⁰ Vgl. John Bernal: *The Social Function of Science*, London 1939.

³⁸¹ Vgl. hierzu Roger Krohn: *Wissenssoziologie und Wissenschaftssoziologie. Entwicklungen eines gemeinsamen Untersuchungsrahmens*, in: *Wissenschaftssoziologie. Studien und Materialien*, a.a.O., S. 79-99; sowie die fachgeschichtlichen Anmerkungen in Sabine Maasen: *Wissenssoziologie*, 2. völlig überarb. Aufl., Bielefeld 2009.

³⁸² Vgl. Ludwik Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, Frankfurt a.M. 1980.

³⁸³ Vgl. Bożena Chołuj und Jan C. Joerden (Hg.): *Von der wissenschaftlichen Tatsache zur Wissensproduktion. Ludwik Fleck und seine Bedeutung für die Wissenschaft und Praxis*, Frankfurt a.M. 2007.

³⁸⁴ Fleck: *Entstehung ein Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*, a.a.O., S. 54f., S. 130.

gemeinsamen psycho- und soziogenetischen Geschichte. Die Entstehung von wissenschaftlichen ‚Tatsachen‘ kann von diesen Konstellationen nicht abgetrennt werden. Wandlungen des Denkstils vollziehen sich nicht in massiven Brüchen, sondern als diskrete Umbausprozesse, die den Mitgliedern des Kollektivs nicht jederzeit präsent sein müssen. Flecks Arbeiten eröffnen die Möglichkeit, die Konzepte von Denkstil und Denkkollektiv mit der Frage nach der Genese spezifischer Wissenschaftssprachen zusammen denken zu können. Der Stil einer Wissenschaftssprache wird in dieser Hinsicht „wesentlich durch außersprachliche Indikatoren festgelegt, die auf der einen Seite das genuin rationale Kalkül der Wissenschaft und des Paradigmas ausmachen und die auf der anderen Seite die übergeordneten soziokulturellen, politischen und ökonomischen Voraussetzungen des wissenschaftlichen Erkennens und Handelns betreffen“.³⁸⁵

Einen vieldiskutierten Beitrag für die Analyse der normativen Struktur der sozialen Institution Wissenschaft leistete Robert Merton mit seiner Studie *Social Theory and Social Structure*.³⁸⁶ Gegen Mertons funktionalistische Wissenschaftssoziologie wurden vielfach Einwände vorgebracht. In der aktuellen Wissenschaftsforschung sind seine Impulse zur Empirisierung der Sozialinstanz Wissenschaft trotzdem nach wie vor präsent.³⁸⁷

Einflussreicher als Flecks psychosoziale Theorie der wissenschaftlichen Erkenntnis und die meisten anderen Vorarbeiten dieses Bereichs war zunächst Thomas Kuhns Studie zur *Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*.³⁸⁸ Hier vollzieht sich der Wandel einer Wissenschaftskultur nicht mehr in diskreter Weise wie noch bei Fleck, sondern in der Form einer Sequenz von Revolutionen, denen sich jeweils Phasen der Normalwissenschaft anschließen. Kuhns Gegenstandsbereich umfasst die Gesamtheit der naturwissenschaftlichen Grundlagenwissenschaften. Die Konzeption seines Ansatzes überschreitet die engeren Grenzen der Wissenschaftssoziologie deutlich und ist vielmehr an der Schnittstelle von Wissenschaftsgeschichte, -theorie und -soziologie situiert. Kuhns Theorie wissenschaftlicher Entwicklung beruht auf der Abfolge unterschiedlicher Konsolidierungsphasen wissenschaftlicher Forschung. Peter Weingart fasst die strukturelle Logik von Kuhns Theorie folgendermaßen zusammen:

Die aus soziologischer Sicht ‚revolutionäre‘ These Kuhns war, vereinfacht gesagt, die, dass wissenschaftliche Entwicklung nicht dem Muster des inkrementellen und kumulativen Fortschritts folgt, wie es Poppers Falsifikationismus und Mertons Ethos darstellten, sondern einer Abfolge von Revolutionen ist, die jeweils von Perioden normaler Wissenschaft gefolgt sind. Die Revolutionen, so Kuhn, werden ausgelöst, wenn die Zweifel an einem geltenden Paradig-

³⁸⁵ Fillk: *Episteme der Medienwissenschaft*, a.a.O., S. 73. Vgl. hierzu auch Felcicitas Thiel und Friedrich Rost (Hg.): *Wissenschaftssprache und Wissenschaftsstil*, in: *Wie kommt Wissenschaft zu Wissen?*, a.a.O., S. 117-134.

³⁸⁶ Robert K. Merton: *Social Theory and Social Structure*, New York 1949.

³⁸⁷ Siehe auch Mertons wissenschaftshistorisch fundierte Studie *Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit*, Frankfurt a.M. 1980.

³⁸⁸ Thomas S. Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt a.M. 1979; siehe außerdem ders.: *Die Entstehung des Neuen. Studien zur Struktur der Wissenschaftsgeschichte*, Frankfurt a.M. 1977.

ma aufgrund einer wachsenden Zahl von durch die Forschung hervorgebrachten Anomalien so groß werden, dass innovative Wissenschaftler ein neues Paradigma formulieren. Solche Anomalien sind, anders als die Bezeichnung es vermuten lässt, nichts Ungewöhnliches. Sie treten nach längeren Perioden der normalen Wissenschaft auf, wenn die Forschung das bestimmende Paradigma erschöpft und an seine Grenzen geführt hat. Die wissenschaftliche Entwicklung wird als Abfolge von Revolutionen betrachtet, weil das alte Paradigma durch ein neues ersetzt wird. Das jeweilige Gebiet wird auf ‚neue Grundlagen‘ gestellt. Für die beteiligten Wissenschaftlicher vollzieht sich ein Gestaltswitch. Das alte und das neue Paradigma sind inkommensurabel, d.h. nicht durch rationale Argumente aufeinander beziehbar. Oftmals bewirkt erst ein Generationswechsel die Ablösung des alten Paradigmas durch das neue, weil die Macht der etablierten Wissenschaftler nicht anders gebrochen werden kann.³⁸⁹

Der Begriff des Paradigmas sollte die kontroverse interdisziplinäre Rezeption des Buches im Weiteren hauptsächlich bestimmen. Kuhn spezifiziert den zunächst nur recht vage verwendeten Begriff im Postscriptum zur zweiten Auflage seiner Studie: „Einerseits steht er [der Begriff des Paradigmas J.S.] für die ganze Konstellation von Meinungen, Werten, Methoden usw., die von den Mitgliedern einer gegebenen Gemeinschaft geteilt werden. Andererseits bezeichnet er ein Element in dieser Konstellation, die konkreten Problemlösungen, die, als Vorbilder oder Beispiele gebraucht, explizite Regeln als Basis für die Lösung der übrigen Probleme der ‚normalen Wissenschaft‘ ersetzen können.“³⁹⁰ Das jeweilige Paradigma liegt somit auf einer der ‚Norm‘ analogen Stausebene und beansprucht handlungsleitende Autorität für die Mitglieder eines Wissenschaftlerkollektivs. In diesem Sinn prägt das Paradigma das Handeln einer Gruppe, es strukturiert den Erkenntnisprozess, legt die Probleme fest, die es zu bearbeiten gilt, und legitimiert deren Lösungen. Die soziologische Komponente der Kuhn’schen Theorie tritt noch deutlicher hervor, wenn die Mechanismen herausgestellt werden, die für die Vermittlung und Stabilisierung der sozialen und kognitiven Strukturen der ‚scientific community‘ verantwortlich sind. Durch das Ineinandergreifen von sozialisierenden und institutionalisierenden Prozessen wird die Funktionalität eines Paradigmas in der Wissenschaftlergemeinschaft gesichert. Mit Hilfe von Lehrbüchern und Ausbildungsmaßnahmen erfolgt die Sozialisierung, durch die Einrichtung von Lehrstühlen, Instituten oder Zeitschriften die Institutionalisierung des Paradigmas. Kuhns Theorie wurde massiver Kritik unterzogen. Trotzdem setzte sich der Paradigmenbegriff in der Wissenschaftsgeschichte der Natur- und Geisteswissenschaften gleichermaßen durch und stellt auch in der gegenwärtigen Diskussion noch ein brauchbares Instrumentarium zur Beschreibung von Entwicklungsprozessen im wissenschaftlichen Feld dar. Die These

³⁸⁹ Weingart: *Wissenschaftssoziologie* [2003], S. 43.

³⁹⁰ Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, a.a.O., S. 186. Vgl. zur begrifflichen Logik Kuhns vor allem Paul Hoyningen-Huene: *Die Wissenschaftsphilosophie Thomas S. Kuhns. Rekonstruktion und Grundlagenprobleme*, Braunschweig 1989; Daniela Bailer-Jones und Cord Friebe: *Thomas Kuhn*, Paderborn 2009; Uwe Rose: *Thomas S. Kuhn: Verständnis und Mißverständnis. Zur Geschichte seiner Rezeption*, Göttingen 2004; Lorenz Krüger: *Die systematische Bedeutung wissenschaftlicher Revolutionen. Pro und contra Thomas Kuhn*, in: Werner Diederich (Hg.): *Theorien der Wissenschaftsgeschichte. Beiträge zur diachronen Wissenschaftstheorie*, S. 210-249.

der Inkommensurabilität verschiedener, nebeneinander bestehender Paradigmen – ein Kernstück der Theorie wissenschaftlicher Revolutionen – wurde auch von Paul Feyerabend aufgegriffen und zur Analyse von epistemologischen Operationen ausgearbeitet.³⁹¹ Zuletzt hat Doris Bachmann-Medick mit Blick auf eine Wissenschaftsforschung der Kulturwissenschaften vorgeschlagen, den Begriff des Paradigmas mit dem des ‚Turn‘ programmatisch kurzzuschließen, um so auch die epistemischen Wandlungen in den Blick zu bekommen, die unterhalb der Ebene wissenschaftlicher Revolutionen ablaufen.³⁹²

Die Verschränkung wissenschaftssoziologischer und wissenschaftsgeschichtlicher Ansätze, wie sie in der aktuellen Wissenschaftsforschung vollkommen normal ist, lässt sich erst ab den 1960er Jahren beobachten. Vorher haben Wissenschaftstheorie und -geschichte kaum Kenntnis voneinander genommen.³⁹³ Thomas Kuhns Arbeit markiert in diesem Zusammenhang einen wichtigen Einschnitt, der zur Etablierung einer neuen ‚diachronen‘ Wissenschaftsgeschichte aus den Voraussetzungen einer ahistorischen Wissenschaftstheorie führte.³⁹⁴ Von diesem Moment an lässt sich eine schrittweise Öffnung der Wissenschaftsgeschichte bis hin zur historischen Epistemologie³⁹⁵ beobachten. Zumindest im deutschsprachigen Raum ist die Wissenschaftsgeschichte aber nur schwerlich als eigenständige Disziplin abseits der historiographischen Bemühungen einzelner Fächer zu fassen. Hierin unterscheidet sich die deutsche Diskussion von der Tradition der amerikanischen und britischen History of Science und der französischen Epistemologie. Hinsichtlich der systematischen Fundierung einer historischen Wissenschaftsforschung hat die methodologische Differenzierung des wissenschaftshistoriographischen Programms im Spannungsfeld ideografischer und nomothetischer Konzepte eine „Theoretisierung der Wissenschaftsgeschichte“,³⁹⁶ wie sie seit einigen Jahren zu beobachten ist, lange verhindert. Wissenschaftsgeschichte bzw. historische Wissenschaftsforschung, wie sie heute praktiziert wird, versteht sich als das Ergebnis eines Prozesses, in dem sich „die historischen Reflexionen der Epistemologie [...] mit einer epistemologischen Reflexion der Wissenschaftsgeschichte“ verbunden haben. Entstanden ist ein komplexes Forschungsprogramm, das auf die „umfassende Analyse wissenschaftlicher Praxis in allen ihren diskursiven und materiellen Dimensionen [...]“ abzielt.³⁹⁷

In den Programmen der Wissenschaftsforschung verschmelzen die einzeldisziplinären Ansätze oftmals zu integrativen Analyseinstrumentarien, um dem komplexen Gegenstand ‚Wissenschaft‘ gerecht werden zu können. Zwischen den auf die wissenschaftlichen Praktiken der Naturwissenschaften und den auf die Arbeitsweisen der Geisteswissenschaften aus-

³⁹¹ Vgl. Feyerabend: *Wider den Methodenzwang*, a.a.O.

³⁹² Vgl. Bachmann-Medick: *Cultural Turns*, a.a.O., S. 7-58.

³⁹³ Vgl. Filk: *Episteme der Medienwissenschaft*, S. 81.

³⁹⁴ Vgl. Werner Diederich: *Einleitung*, in: *Theorien der Wissenschaftsgeschichte*, a.a.O., S. 7-55; Hagner: *Ansichten der Wissenschaftsgeschichte*, a.a.O.

³⁹⁵ Vgl. zur Entwicklung der historischen Epistemologie Rheinberger: *Historische Epistemologie*, a.a.O.

³⁹⁶ Wolfgang Lepenies: *Probleme einer historischen Wissenschaftsforschung*, in: *Grundlegung der historischen Wissenschaftsforschung*, a.a.O., S. 23-47.

³⁹⁷ Rheinberger: *Historische Epistemologie*, a.a.O., S. 131.

gerichteten Untersuchungen sind freilich methodologische Gewichtungen zu beobachten. Der große Anteil der aktuellen Forschungsarbeiten widmet sich nach wie vor den Mechanismen der Wissensproduktion in den naturwissenschaftlichen Disziplinen. Erst in den letzten Jahren lassen sich in zunehmender Anzahl Untersuchungen nachweisen, die sich mit den Wissenskulturen der Geisteswissenschaften auseinandersetzen. Die methodologischen Schwierigkeiten, die aus der Übertragung der primär auf die Beobachtung naturwissenschaftlicher Praktiken ausgerichteten Instrumentarien in das geisteswissenschaftliche Feld resultieren, sind aber bislang erst in Ansätzen gelöst worden.

Die Zahl der einzelwissenschaftlichen Untersuchungen zur Wissenschaftsforschung ist seit den 1990er Jahren in allen genannten Disziplinen signifikant angestiegen.³⁹⁸ Deutlich zeichnet sich dabei jedoch der Vorsprung ab, den sich die Wissenssoziologie u.a. durch bereits klassische Studien wie die von Berger und Luckmann³⁹⁹ als zentraler Dialogpartner des speziell wissenschaftsreflexiven Teilbereichs der Soziologie erarbeitet hat.⁴⁰⁰ Dementsprechend stark sind die Positionen der Wissenschaftsforschung, die im internationalen Diskurs die größten Resonanzeffekte hervorrufen, von den Impulsen der Wissenssoziologie beeinflusst.

5.4 Konzepte der Science Studies

5.4.1 Annäherung VII

Aus den Beiträgen des subdisziplinären Diskurses der Wissenschaftsforschung hat sich hauptsächlich im angloamerikanischen und britischen Raum zu Beginn und in der Mitte der 1970er Jahre eine Konvergenz einzelner Bemühungen zur Ausbildung eines neuen Diskussionszusammenhangs ergeben, der nachträglich als Geburtsstunde der Science and Technology Studies betrachtet wird.⁴⁰¹ Die maßgeblichen Thesen zur Bildung eines neuar-

³⁹⁸ Vgl. für die Wissenschaftsphilosophie exemplarisch Ulrich Charpa: *Philosophische Wissenschaftshistorie. Grundsatzfragen / Verlaufsmodelle*, Braunschweig 1995; für die Wissenschaftstheorie Roland Burkholz: *Problemlösende Argumentketten. Ein Modell der Forschung*, Weilerswist 2008; Sabine Ammon: *Wissen verstehen. Perspektiven einer prozessualen Theorie der Erkenntnis*, Weilerswist 2009; für die Wissenssoziologie Peter Weingart: *Wissenschaftssoziologie als Gesellschaftsdiagnose*, in: *Soziale Welt. Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis* 61/1 (2010), S. 89-98; für die Wissenschaftsgeschichte: *Experimentelle Wissenschaftsgeschichte*, a.a.O.

³⁹⁹ Vgl. Peter L. Berger und Thomas Luckmann: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt a.M. 1969.

⁴⁰⁰ Vgl. Maase: *Wissenssoziologie*, a.a.O.; Hubert Knoblauch: *Wissenssoziologie*, Konstanz 2005; Michael Kauppert: *Erfahrung und Erzählung. Zur Topologie des Wissens*, 2., korrigierte Aufl., Wiesbaden 2010; Dirk Tänzler (Hg.): *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*, Konstanz 2006.

⁴⁰¹ Vgl. hierzu Karen Knorr Cetina: *Neue Ansätze der Wissenschafts- und Techniksoziologie*, in: *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*, a.a.O., S. 328-342, hier S. 329. Zentrale Arbeiten dieses Zeitraums sind u.a. die folgenden: David Bloor: *Knowledge and Social Imagery*, London 1976; David Barnes: *Interests and the Growth of Knowledge*, London 1977; Harry M. Collins: *The seven sexes. A study in the sociology of a phenomenon, or the replication of experiments in physics*, in: *Sociology* 9 (1975), S. 205-

tigen Diskussionszusammenhangs waren die so genannte ‚Symmetriethese‘ von David Bloor und die eines ‚methodologischen Relativismus‘ von Harry Collins.⁴⁰² Ergänzt wurden die Positionen durch den von Bruno Latour, Steve Woolgar und Karin Knorr Cetina vertretenen Ansatz, wissenschaftliche Praxis als konstruktive und nicht deskriptiv-analytische Tätigkeiten zu beschreiben, die von den lokalen Bedingungen des Labors beeinflusst werden. Zugrunde liegt den genannten Ansätzen das von Bloor ausgearbeitete ‚strong programme‘⁴⁰³ der Wissenschaftssoziologie, das auf vier Prinzipien beruht:

Kausalität (die Bestimmung der Faktoren, die die Überzeugungen der Wissenschaftler bedingen), **Neutralität** im Hinblick auf wahres oder falsches Wissen (die Wissenschaftssoziologie muss nicht nur, wie bisher, das falsche, sondern auch das wahre Wissen erklären), **Symmetrie** (dieselben Ursachen sollten für die Erklärung des wahren oder falschen Wissens angeführt werden) und **Reflexivität** (diese Prinzipien sollten auch auf die Wissenschaftssoziologie selbst angewendet werden). Von besonderer Bedeutung sind dabei die zweite und dritte These, die fordern, dass alle wissenschaftlichen Erkenntnisse, auch die der harten Naturwissenschaften, derselben Prüfung und Erklärung unterzogen werden müssen.⁴⁰⁴

Der Ansatz der Wissenschaftsforschung zeichnet sich demnach dadurch aus, dass er die Faktoren zu ermitteln versucht, die kollektive wissenschaftliche Ansichten und Überzeugungen konstituieren. Die Analyse der Produktionsmechanismen der Überzeugungen erfolgt dabei unvoreingenommen gegenüber Kriterien wie Wahrheit und Falschheit, Rationalität und Irrationalität, Erfolg und Misserfolg. Denn aus der Sicht der Science Studies sind beide Seiten der Wertunterscheidungen nicht selbstverständlich. Für die Erklärung der wissenschaftlichen Überzeugungen, mögen sie nun wahr oder falsch sein, greift die Wissenschaftsforschung auf gleichartige Verfahren zurück, wobei sich diese Methoden auch widerspruchlos auf ihre eigenen Ergebnisse anwenden lassen müssen.⁴⁰⁵ Die Gegenstandsbereiche der Science Studies beschränkten sich in den ersten Jahren nach der Konsolidierung des Arbeitsbereichs auf die Naturwissenschaften. Mittlerweile werden mit den

224; Karin Knorr Cetina: *Producing and reproducing knowledge. Descriptive or constructive? Towards a model of research production*, in: *Social Information* 16 (1977), S. 669-696; dies.: *Die Fabrikation von Erkenntnis*, a.a.O.; Latour / Steve: *Laboratory Life*, a.a.O.; Micheal Lynch: *Art and Artifact in Laboratory Science. A Study of Shop Work and Shop Talk in a Research Laboratory*, London 1985; Sharon Traweek: *Beamtimes and Lifetimes. The World of High energy Physics*, Cambridge 1988; Sal Restivo and Michael J. Zenzen: *The mysterious morphology of immiscible liquids. A study of scientific practice*, in: *Social Science Information* 21 (1982), S. 447-473.

⁴⁰² Vgl. zur Symmetriethese Bloor: *Knowledge and Social Imagery*, a.a.O.; zum methodologischen Relativismus Harry Collins: *Changing Order. Replication and Induction in scientific Practice*, London 1985.

⁴⁰³ Bloor: *Knowledge and Social Imagery*, a.a.O., vgl. hierzu auch Peter V. Zima: *Theorie, Wissenschaft, Institution und das strong programme*, in: ders.: *Was ist Theorie? Theoriebegriff und Dialogische Theorie in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Tübingen 2004, S.69-85.

⁴⁰⁴ Knorr Cetina: *Neue Ansätze der Wissenschafts- und Techniksoziologie*, a.a.O., S. 329 [Hervorhebungen von mir]; vgl. zum strong programme Finn Colling: *Das strong programme: Die Edinburgh-Schule*, in: ders.: *Konstruktivismus für Einsteiger*, Paderborn 2008, S.37-87.

⁴⁰⁵ Vgl. Colling: *Konstruktivismus für Einsteiger*, a.a.O., S. 40.

Instrumentarien der Science Studies aber auch die Prozesse der Wissenskonstruktion in geisteswissenschaftlichen Feldern beobachtet. Beeinflusst werden die Studien zumeist von einem der folgenden Konzepte, die sich als programmatische Aushängeschilder der Science Studies weithin etabliert haben.

5.4.2 Laborstudien

Anfang der 1980er Jahre unternahmen Soziologen wie Latour und Knorr Cetina die ersten Laborstudien. Es handelte sich dabei um teilnehmende Beobachtungen⁴⁰⁶ von Forschungsprozessen in naturwissenschaftlichen Laboratorien.⁴⁰⁷ Die Konsequenzen, die aus den Beobachtungen gezogen wurden, waren durchaus radikal. Sie lassen sich in einem ersten Schritt wie folgt knapp zusammenfassen: „... Wissenschaft [geht] hinsichtlich der von ihr untersuchten Natur konstruktiv statt lediglich beschreibend [vor].“ Der Befund lässt sich dann zu der Einsicht erweitern, dass „die Welt in der Form, in der sie von der Naturwissenschaft beschrieben wird, eher als Folge statt als Ursache wissenschaftlicher Repräsentationen betrachtet werden sollte.“⁴⁰⁸ Die sozialwissenschaftlich fundierte Beobachtung der Forschungstätigkeit in den Laboratorien hat verschiedene Momente der epistemischen Konstruktion aufgedeckt. Eine Eigenart der Forschungstätigkeit besteht etwa darin, dass die einzelnen Praktiken eine Sequenz von Verhandlungsprozessen bilden, denen durch die Verwendung von Forschungsapparaturen zusätzlich so genannte ‚Inskriptionen‘ eingepägt werden. Ebenfalls als konstruktiv wurden die Abläufe deklariert, die bestimmte Behauptungen kommunikativ zu Fakten und Tatsachen verdichten. Letztlich gelten auch die Objekte, denen in den Laboratorien der Status von Forschungsgegenständen zugewiesen wird, nicht als ‚natürlich‘, sondern als präparierte Konstrukte. Was in den Laboratorien der Naturwissenschaften demnach untersucht wird, ist eine „vermittelte Natur“. Die Ergebnisse der Forschung sind wiederum selbst Produkte eines potenzierten Konstruktionsverfahrens:

Die Forschungsprozesse erscheinen in erheblichem Maße unbestimmt, d.h. nicht durch ihre Gegenstände determiniert. Sie sind aufgrund dessen entscheidungsgeladen, kontextuell kontingent und lokal situiert statt universell. Die Verhandlungsprozesse, die ihnen zugrunde liegen, erweisen sich gelegentlich als geradezu banal gegenüber dem von der Wissenschaftstheorie gezeichneten Bild hochgradig rationaler und von den Gegenständen determinierter Aktivität. Das im Labor produzierte Wissen bzw. die durch die Forschung aufgedeckten ‚Fakten‘ erscheinen nicht als Beschreibung der Natur, wie es das herkömmlich Bild der Wissenschaft nahe legt, sondern als Resultat verschiedener Konstruktionen, die unter diesen Bedingungen erste entstehen.⁴⁰⁹

⁴⁰⁶ Vgl. C. Lüders: *Teilnehmende Beobachtung*, in: Ralf Bohnsack, Winfried Marotzki, Wolfgang Meuser (Hg.): *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*, Opladen 2003, S. 151-153.

⁴⁰⁷ Vgl. Weingart: *Wissenschaftssoziologie*, a.a.O., S. 67-71.

⁴⁰⁸ Knorr Cetina: *Neue Ansätze der Wissenschafts- und Techniksoziologie*, a.a.O., S. 330.

⁴⁰⁹ Weingart: *Wissenschaftssoziologie*, a.a.O., S. 69. Vgl. hierzu auch Knorr Cetinas exemplarische Studie *Die Fabrikation von Erkenntnis*, a.a.O.

Nicht weniger relevant als der mikrosoziologische Nachweis der Kontingenz und Partikularität des Forschungsprozesses ist die Erklärung der Universalisierung des prekären Wissens. Knorr Cetina konnte zeigen, wie es im Verlauf der Kommunikation zwischen den einzelnen Wissenschaftlern bis hin zur Veröffentlichung der Forschungsergebnisse zu einer sukzessiven Verengung der Thematisierungschancen von Forschungsbedingungen kommt, bis letztlich die ursprünglichen Bedingungen des Forschungsprozesses gänzlich aus der Darstellung beseitigt sind.⁴¹⁰ Die eigentliche Pointe der Laborstudien ist nun darin zu sehen, dass sie über die Entzauberung der Naturwissenschaften hinaus die Unterscheidung zwischen den wissenschaftlichen und alltäglichen Wissensformen aufheben wollen. Wissenschaftliches Wissen, so die radikale Konsequenz dieser Denkbewegung, verdankt sich ähnlichen kommunikativen Verfahren und Mechanismen wie die nichtwissenschaftlichen Kommunikationskulturen. Gegen diese Thesen sind nachvollziehbare Einwände vorgebracht worden. Am naheliegendsten ist sicherlich der Umstand, dass wissenschaftliche und alltägliche Kommunikation sich in ihren grundlegenden Mechanismen zwar ähneln mögen, die kontinuierliche Bearbeitung und Stabilisierung von Kommunikationsergebnisse bis hin zur ‚Tatsache‘ – der von den Science Studies als konstruktiv deklarierte Prozess – aber gerade ein spezifisches Merkmal des Forschungsprozesses ausmacht. Hieran kann auch der vielfach geäußerte Vorwurf des radikalen Internalismus anschließen. Denn der Fokus der Laborstudien richtet sich ausschließlich auf die Prozesse innerhalb des Laboratoriums. Eine pauschale Generalisierung der Befunde ist nicht haltbar, weil die in diesem Zusammenhang gewonnenen Einsichten in die Konstruktionsweisen wissenschaftlichen Wissens sich schlechterdings nicht ohne Weiteres auf andere Bereiche innerhalb und außerhalb des wissenschaftlichen Feldes übertragen lassen. Auf diese Kritik reagiert hat Knorr Cetina mit ihrem Konzept des ‚transwissenschaftlichen Feldes‘, das den Grundprämissen der Laborstudien verhaftet bleibt, aber auch Instanzen abseits des konkreten Forschungsortes berücksichtigt. Weitergeführt hat Knorr Cetina die Laborstudien in ihrer Arbeit zu den Wissenskulturen unter anderem am Beispiel der Teilchen- und Hochenergiephysik. Das Konzept der Wissenskultur umfasst „diejenigen Praktiken, Mechanismen und Prinzipien, die gebunden durch Verwandtschaft, Notwendigkeit und historische Koinzidenz, in einem Wissensgebiet bestimmen, wie wir wissen, was wir wissen.“⁴¹¹ Der Hauptakzent liegt auch hier nach wie vor auf der immanenten Eigenlogik des Wissenschaftlerkollektivs. Die Markierung der feldübergreifenden Schaltstellen lässt den Internalismusvorwurf aber nicht länger in voller Tragweite gelten.

⁴¹⁰ Vgl. Knorr Cetina: *Wissenskulturen*, a.a.O.

⁴¹¹ Karen Knorr Cetina: *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*, Frankfurt a.M. 2002, S. 11. Siehe hier auch noch einmal die Ausführungen zur Spezifik der Wissensproduktion im Labor *Was ist ein Labor?*, S. 45-74.

5.4.3 Akteur-Netzwerk-Theorie

Knorr Cetinas Arbeit zu den Wissenskulturen der Naturwissenschaften geht über die ursprünglichen Grenzen der Laborstudien insofern hinaus, als dass sie nicht mehr nur die Kommunikation zwischen den Wissenschaftlern auf der einen Seite und die Funktion von Apparaturen im Prozess der Erkenntnisproduktion auf der anderen betrachtet. Sie beobachtet die „Wissenschaftler und Experten eingebettet in Konstruktionsmaschinerien – in Gefüge von Konventionen und Instrumenten, die sich als organisiert, dynamisch und [...] reflektiert erweisen, die aber nicht von einzelnen Akteuren bestimmt werden. Die epistemischen Subjekte [...] leiten sich von den Maschinen ab. Sie sind also nicht einfach mit den Wissenschaftlern gleichzusetzen.“⁴¹² Die Verbindung heterogener Akteure zu einem epistemischen Zusammenhang ist eine der zentralen Prämissen, die Latour sowie Callon im Rahmen ihrer Entwürfe zu einer soziologischen Netzwerktheorie formuliert haben. In der netzwerktheoretischen Perspektive wird abermals nicht danach gefragt, wodurch sich wahres von falschem Wissen unterscheidet, sondern danach, wie es gelingen kann, über das Labor hinaus Geltung bzw. Wahrheitseffekte für die epistemischen Konstruktionen zu erzeugen. „Wissenschaftler, Ingenieure und andere bauen heterogene Netze, die aus ‚Aktanten‘, d.h. aus nicht-menschlichen Objekten (wie Mikroben, Kamm-Muscheln oder Maschinen), Kollegen, finanziellen Ressource, Veröffentlichungen, Organisationen/Gesellschaften und anderen Elementen bestehen, um ihre Befunde erfolgreich und unangreifbar zu machen.“⁴¹³ Das Netzwerk verbindet verschiedene Akteure in einer Weise miteinander, die in klassischen Handlungstheorien nicht vorgesehen ist. Die Unterscheidung zwischen Handlungssubjekten und Handlungsobjekten wird damit ebenso hinfällig wie die zwischen sozialen Akteuren und natürlichen Objekten. Die Akteur-Netzwerk-Theorie (im Folgenden als ANT abgekürzt) stellt somit Ordnungsmuster in Frage, die sowohl die wissenschaftliche wie auch die alltägliche Weltanschauung strukturieren.⁴¹⁴ Um die klassischen Zuschreibungen von Handlungsfähigkeiten zu überwinden, setzt die ANT soziale Akteure und natürliche Objekte in eine symmetrische Beziehung.⁴¹⁵ Das bedeutet, dass beide Instanzen in einer quasi intentionalen Weise an der Generierung und Durchsetzung von Wissen beteiligt sind. Grundlegend basiert die ANT auf dem konzeptuellen Baustein der ‚Übersetzung‘. Dies ist zu verstehen als „Überführung von zunächst unverbundenen Elementen/Ressourcen in den Interessenszusammenhang des in Frage stehenden Netzwerks und damit deren strategische ‚Gleichschaltung‘“.⁴¹⁶ Es lassen sich vier Ebenen der Übersetzung differenzieren, deren Rekonstruktion bei der Analyse von Netzwerken Aufschluss über deren Durchsetzungsmodalitäten geben kann. In der ‚Problematierung‘ wird zunächst prozessual das Problem in der Art konstituiert, dass es andere Akteure des

⁴¹² Ebd., S. 23.

⁴¹³ Knorr Cetina: *Neue Ansätze der Wissenschafts- und Techniksoziologie*, a.a.O., S. 332.

⁴¹⁴ Vgl. zum Folgenden *ANTology. Eine einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*, a.a.O.

⁴¹⁵ Vgl. Latour: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, a.a.O.

⁴¹⁶ Weingart: *Wissenschaftssoziologie*, a.a.O., S. 72.

Netzwerks als Problemdefinition adaptieren können. Als ‚Interessement‘ werden die Prozesse bezeichnet, die zu einer Sicherung der komplementären Akteursrollen beitragen, wie sie in der Problemdefinition vorgegeben wurden. Miteinander verschaltet werden die anderen Akteure und Einheiten während des ‚Enrollment‘. Mit Hilfe der ‚Mobilisation‘ werden abschließend Repräsentationsrollen entworfen, die es erlauben, auch für andere Einheiten des Systems sprechen zu können. Die ‚Gleichschaltung‘ des Netzwerks ist dann realisiert, wenn alle Akteure und Aktanten den Wahrheitseffekt kollektiv tragen und stabilisieren. Latour konnte das analytische Potential seiner ANT mustergültig am historischen Beispiel Louis Pasteurs demonstrieren.⁴¹⁷ Ausgehend von Pasteurs Problematisierung der Schafsppest als bakterielle Infektion gelingt es Latour zu zeigen, wie weithin gültige Überzeugungen einem neuen epistemischen Netzwerk weichen müssen, zu dem sowohl Pasteurs Labor, die Bauern als auch die Weide und die Kühe gehörten. Der Ansatz, menschliche Akteure und natürliche Objekte und Maschine in ein epistemisches Verhältnis zu setzen, wird von den Vertretern der ANT auch als Reaktion auf die zunehmende Technisierung der Gesellschaft verstanden. Es genügt nicht mehr, Handlungen nur entsprechend ihrer Intention als Vollzug menschlicher Planungen zu analysieren. Die Widerständigkeit oder Kooperationen der materiellen Aktanten sollte mitgedacht werden. Die Frage, ob man es im Falle des Schusswaffengebrauchs mit einem Phänomen geteilter Intentionalität von Mensch und Ding zu tun hat, verdeutlicht das provozierende Erkenntnisinteresse einer auf Mensch-Maschine-Interaktionen ausgerichteten ANT. Eindeutige Unterscheidungen von Mensch und Technik bzw. Natur werden zunehmend problematisch. Der Verdienst der ANT besteht darin, die vielfältigen Beziehungen und Konstellationen, in denen Mensch und Techniken miteinander kooperieren bzw. sich einander widersetzen, für eine soziologische Analyse erschlossen zu haben. Aus philosophischer Perspektive bestehen freilich Zweifel an der metaphorischen Aufhebung der Trennung von Mensch und Maschine. Die kulturelle Figur des Cyborgs⁴¹⁸ und seine vielfältigen Umsetzungen in realen Zusammenhängen wie etwa der medizinischen Forschung deuten aber zumindest an, dass die ANT nicht gänzlich am Erwartungshorizont der Wissensgesellschaft vorbeizieht. Die Aufrüstung des menschlichen Körpers zu einer hybriden Mischkonstruktion von humanen und maschinell-technischen Elementen stellt kein utopisches Projekt mehr dar. Entsprechend groß ist der Analyse- und Reflexionsbedarf, wobei sich gerade in diesem Feld ethische Fragen mit der Perspektive der Science Studies produktiv überschneiden.⁴¹⁹ Gegenüber den auf einen Einzelort beschränkten Laborstudien hat die ANT den Vorteil, dass sie die Wahrheitseffekte wissenschaftlichen Wissens anhand der Analyse des komplexen Zusammenspiels verschiedenster wissenschaftlicher, nicht-wissenschaftlicher, sozialer und

⁴¹⁷ Vgl. Latour: *Pasteurization of France*, a.a.O.

⁴¹⁸ Vgl. Haraway: *Die Neuerfindung der Natur*, a.a.O.

⁴¹⁹ Vgl. Johann S. Ach und Arnd Pollmann (Hg.): *no body is perfect. Baumaßnahmen am menschlichen Körper - Bioethische und ästhetische Aufrisse*, Bielefeld 2006.

natürlicher Faktoren zu erklären vermag. Besonders attraktiv ist die ANT daher auch für eine an ökologischen Fragen interessierte Sozialforschung.⁴²⁰

5.4.4 Praxisforschung

Die aus der ANT und den Laborstudien gezogenen Konsequenzen für die Geltung und Sozialität wissenschaftlichen Wissens sind radikal und in der Wissenschaftssoziologie nicht unumstritten. Ein deutlicherer Konsens ist hingegen im Bereich der Analyse konkreter wissenschaftlicher Praktiken zu sehen. Der sozialkonstruktivistische Ansatz der Laborstudien hat die Konzentration auf die sozial-interaktive Praxis in den Laboratorien gelenkt. Die Praxisforschung geht nunmehr einen Schritt über die Laborstudien hinaus, indem sie sich konkret der Beziehung zwischen Wissenschaftsentwicklung und experimenteller Praxis widmet. „Damit treten neben den Laboratorien Experimente in den Fokus der Untersuchungen.“⁴²¹ Insofern ist die Praxisforschung als konkretisierende Ergänzung der Laborstudien und der ANT ihrem Gegenstandsbezug nach überschaubarer. Ihre Absicht ist deshalb jedoch nicht weniger radikal. Infrage gestellt wird nun nämlich die Autorität des experimentellen Verfahrens als zentralste Überprüfungsinstanz naturwissenschaftlicher Behauptungen. Das Verhältnis von Experiment und Wissensgenerierung wurde in diesem Zusammenhang auf unterschiedlichen Ebenen untersucht. Aus wissenschaftsphilosophischer Perspektive einschlägig ist Ian Hacking's Studie *The Self-Vindication of the Laboratory Sciences*.⁴²² Den Zusammenhang zwischen der theoretischen Behauptung und der experimentellen Bestätigung hat Hacking als Vermittlungsprozess zwischen drei Teilelemente beschrieben. Eine diffizile Abstimmung muss zwischen den Theorien bzw. Hypothesen (Ideen), den technischen Apparaturen und Instrumenten der Forschung (Sachen) und letztlich den erhobenen Daten und angewandten Berechnungen (Markierungen) erfolgen.⁴²³ Erst durch die aktive Relationierung aller drei Teilelemente des Forschungsprozesses werden Ergebnisse erzielt, die als gesichert gelten können. Es soll so der Nachweis erbracht werden, dass wissenschaftliches Wissen das Ergebnis von Handlungen ist und nicht nur eine Abbildung der Natur darstellt. In vergleichbarer Weise widmet sich auch Andrew Pickering den Praktiken in den Laboratorien der Naturwissenschaften.⁴²⁴ Er beschreibt den Forschungsprozess „als die komplexe Triangulation von materialen Prozeduren [...], einem interpretativen Modell [...] und einem phänomenalen Modell [...]“.⁴²⁵ Die Herausforde-

⁴²⁰ Vgl. Peuker: *Der Streit um die Agrar-Gentechnik*, a.a.O.; Voss: *Verswindet die Natur?*, a.a.O.

⁴²¹ Knorr Cetina: *Neue Ansätze der Wissenschafts- und Techniksoziologie*, a.a.O., S. 332.

⁴²² Ian Hacking: *The Self-Vindication of the Laboratory Sciences*, in: Andrew Pickering (Hg.): *Science as Practice and as Culture*, Chicago 1992, S. 29-64.

⁴²³ Vgl. hierzu auch Ian Hacking: *Einführung in die Philosophie der Naturwissenschaften*, Stuttgart 1996 [1983].

⁴²⁴ Andrew Pickering: *Beyond Constraint: The Temporality of Practice and the Historicity of Knowledge*, in: Jed Buchwald (Hg.): *Scientific Practice: Theories and Stories of Doing Physics*, Chicago 1995, S. 42-55.

⁴²⁵ Weingart: *Wissenschaftssoziologie*, a.a.O., S. 78.

rung besteht darin, die Modelle in Übereinstimmung zu bringen und die materialen Widerstände zu überwinden, die aus der Erforschung der natürlichen Welt resultieren. Diese dynamischen Abstimmungen sind im Grunde mit einer Manipulation vergleichbar, die dem Forschungsprozess wie auch dem Material die Erwartungen und Hypothesen schon vorab und dann kontinuierlich einschreibt.⁴²⁶ In diesen Zusammenhang der Experimentalstudien gehören auch die Arbeiten Hans Jörg Rheinbergers. Vor allem seine Studie über *Experimentalsysteme und epistemische Dinge* hat Resonanzen in der internationalen Wissenschaftsforschung hervorgerufen. Experimentalsysteme versteht Rheinberger folgendermaßen:

Experimentalsysteme sind die eigentlichen Arbeitseinheiten der gegenwärtigen Forschung. In ihnen sind Wissensobjekt und die technischen Bedingungen ihrer Hervorbringung unauflösbar miteinander verknüpft. Sie sind zugleich lokale, individuelle, soziale, institutionelle, technische, instrumentelle und, vor allem, epistemische Einheiten. Experimentalsysteme sind also durch und durch mischförmige, hybride Anordnungen; in den Grenzen dieser dynamischen Gebilde geben Experimentalwissenschaftler den epistemischen Dingen Gestalt, mit denen sie sich beschäftigen.⁴²⁷

Wie schon bei der ANT tritt auch bei Rheinberger die Fokussierung auf die funktionale Verschmelzung von Forschungsgegenstand und technisch-apparativen Kontexten deutlich hervor. Gesicherte Ergebnisse müssen als Produkte des komplexen Zusammenwirkens menschlicher Akteure und technischer Apparaturen begriffen werden. Rheinberger gelingt es aufzuzeigen, dass im Prozess der experimentellen Forschung zwei verschiedene, gleichwohl unauflöslich miteinander verbundene Strukturen ineinandergreifen. Verknüpft sind in diesem Vorgang die epistemischen Dinge – die eigentlichen Forschungsgegenstände – mit den technischen Dingen, den Instrumentarien und Techniken des experimentellen Zugriffs. Erst durch diese technische Erfassung der epistemischen Dinge können die Gegenstände in „übergreifende Felder von epistemischen Praktiken und materialen Wissenskulturen“ eingebracht werden.⁴²⁸

Schließlich ist noch die Gruppe der Arbeiten zu erwähnen, die sich in Folge eines ‚cultural turn‘ in der Wissenschaftsforschung mit der Frage nach den kulturellen Spezifika der wissenschaftlichen Praxis im Kontext international vergleichender Beobachtungen beschäftigen.⁴²⁹ Das Problem der grundsätzlichen Konstruktivität des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses wird in diesem Fall noch um einen weiteren Aspekt ergänzt. Die Arbeiten in diesem Bereich konnten zeigen, dass die Modellierung des Gegenstandsbereichs ‚Natur‘ abhängig ist von außerakademischen Faktoren wie kulturellen Traditionen und religiösen

⁴²⁶ Vgl. auch die gesammelten Aufsätze zur Forschungspraxis Andrew Pickering: *Kybernetik und Neue Ontologien*, Berlin 2007.

⁴²⁷ Rheinberger: *Experimentalsysteme und epistemische Dinge*, a.a.O., S. 8f.

⁴²⁸ Ebd. S. 25.

⁴²⁹ Vgl. hierzu beispielsweise Sherry Turkle: *Psychoanalytic Politics*, New York 1992; Traweek: *Beamtimes*, a.a.O.; Haraway: *Primat Visions*, a.a.O.

Überzeugungen. Was die Untersuchungsobjekte etwa in den japanischen und indischen Naturwissenschaften kategorial jeweils als ‚natürlich‘ bestimmt, muss sich im Vergleich der Wissenskulturen nicht als kongruent darstellen.

5.5 Sozial- und kulturwissenschaftliche Anschlüsse

Eine Anwendung der im Feld der Wissenschaftsforschung entwickelten Fragestellungen und Verfahren auf die Gegenstandsbereiche anderer Fächer abseits der Naturwissenschaften ist nach wie vor umstritten.⁴³⁰ Vielfach wird argumentiert, dass gerade die Explikation naturwissenschaftlicher Wissenskulturen die Unübertragbarkeit des Analyseinstrumentariums in andere Fächer bestätigt hätte. Die Diskussion um die Chancen und Grenzen einer Wissenschaftsforschung sowohl in ihrer disziplinären Ausprägung wie auch als interdisziplinäre Konstellation kreist deshalb zumeist um das Problem der Übersetzbarkeit der Forschungslogiken in die jeweils in Frage stehenden Kontexte anderer Wissenschaften. Zu beobachten ist dabei, dass in den kulturwissenschaftlichen Feldern das Interesse an den Themen und Problemfragen der Wissenschaftsforschung weitaus größer ist als an den entsprechenden Methoden. Als besonders anschlussfähig erwies sich zunächst für die Soziologie und mit einiger Verspätung auch für andere kulturwissenschaftliche Fächer die sozialkonstruktivistische Perspektivierung von Praxiszusammenhängen. Der ‚practice turn‘⁴³¹ sollte in den Kulturwissenschaften für eine Entmachtung des dominanten textualistischen Paradigmas sorgen. Parallel zur Durchsetzung praxistheoretischer Positionen etablierte sich ein Diskurs zum Konzept der Performativität, das ebenfalls die Bedeutung von Handlungsvollzügen für die Produktion von kulturellem Sinn bekräftigte.⁴³² Beide Ansätze gehen nicht ineinander auf, überschneiden sich aber mehrfach.

Diese Aufwertung der ‚Praxis‘ als sozial- und kulturkonstitutiver Faktor eröffnete neue Sichtweisen auf Problemzusammenhänge, die sämtliche Gesellschaftsbereiche durchdringen: „Verwandtschaftsbeziehungen und Familienleben, Arbeitsrollen und Organisationen, Kommunikationsformen und Bedeutungen der Sprache, Körpererfahrungen und Geschlechterbeziehungen, nicht zuletzt Arbeits- und Erkenntnisweisen der Wissenschaften.“⁴³³ Der Objektbereich der Sozial- und Kulturwissenschaften – die gesellschaftliche bzw. kulturelle Wirklichkeit und ihre vielfältigen Erscheinungsweisen – wird somit nicht länger als Gefüge objektiver Rahmen und Strukturen entworfen, sondern als ‚interaktive Sache des Tuns‘, des praktischen Wissens⁴³⁴ modelliert. Im Konzept von ‚Kultur als Praxis‘

⁴³⁰ Vgl. Filk: *Episteme der Medienwissenschaft*, a.a.O.

⁴³¹ Vgl. Theodore Schatzki, Karin Knorr Cetina und Eike von Savigny (Hg.): *The Practice Turn in Contemporary Theory*, London 2001.

⁴³² Vgl. Uwe Wirth (Hg.): *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaft*, Frankfurt a.M. 2002; Jens Kertscher und Dieter Mersch (Hg.): *Performativität und Praxis*, München 2003.

⁴³³ Karl H. Hörning und Julia Reuter: *Doing Culture: Kultur als Praxis*, in: dies. (Hg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, Bielefeld 2004, S. 9-19, hier S. 9.

⁴³⁴ Vgl. Karl H. Hörnung: *Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens*, Weilerswist 2001.

wird die Unterscheidung von Kulturellem und Sozialem aufgehoben.⁴³⁵ Hierbei überschneiden sich die Perspektiven der kultursoziologischen Praxisforschung vielfach mit den Positionen der Science Studies:

Soziale Praxis ist immer schon mit Bewertungen, mit Interpretationen, Selbst- und Fremddeutungen verknüpft, auch wenn diese eher unbemerkt und unreflektiert mitlaufen. Insofern macht eine Unterscheidung von sozialer und kultureller Praxis ebenso wie die dualistische Gegenüberstellung von sozialer Ungleichheit und kulturellen Unterschieden wenig Sinn. Aber nicht nur die Differenzen entlang unterschiedlicher Gesellschaftsgruppen, sondern auch die Differenzen innerhalb der Praxis ein und derselben Gruppe oder einzelner Akteure kommen dann in den Blick: eben jene Verunreinigungen und Synkretismen von Kultur, die auf einer Vermischung mit der Kontingenz menschlicher Lebenspraxis beruhen.⁴³⁶

Wie die Tätigkeiten des experimentellen Forschens in den Laboren, so sind auch die sozialen Praxisformen außerhalb des wissenschaftlichen Feldes von Kontingenzmomenten geprägt. Die Erklärung sozialer Praktiken durch den Verweis auf etablierte Ordnungsstrukturen oder Werte muss die Multiperspektivität des Phänomens daher verfehlen. Im Rahmen der Mikropraktiken der Akteure eröffnen sich Spielräumen, die sowohl eine Reproduktion vorgegebener Muster als auch die diskrete Abweichung von normierenden Strukturen erlauben. Die Kontingenz der Praxis wird auch hier ähnlich begründet wie in der Wissenschaftsforschung. Hervorgehoben werden Prozesse der kulturellen Globalisierung und damit einhergehende ungeordnete Hybridisierungen der sozialen Lebenswelt. Auch die Materialität der Praktiken, die sich der Verschaltung von Dingen und Körpern verdankt,⁴³⁷ trägt zur Steigerung der Kontingenzmomente bei:

Praxis ist als Scharnier zwischen dem Subjekt und den Strukturen angelegt und setzt sich damit von den zweckorientierten und normorientierten Handlungstheorien gleichermaßen ab. Praxis ist zugleich regelmäßig und regelwidrig, sie ist zugleich wiederholend und wiedererzeugend, sie ist zugleich strategisch und illusorisch. In ihr sind Erfahrungen, Erkenntnisse und Wissen eingelagert, manchmal sogar regelrecht einverleibt. Doch die Erfahrungen, die Erkenntnisse und das Wissen werden in der Praxis immer wieder neu eingebracht, erlebt und mobilisiert. Sie sind keine Objekte, die passiv registriert oder aber intellektualistisch angeeignet werden.⁴³⁸

Aus der Sensibilisierung der Kulturwissenschaften für die praxistheoretische Dimension sozio-kultureller Lebenswelten ergab sich schließlich auch der Impuls zur Intensivierung selbstreflexiver Praktiken im wissenschaftlichen Feld. Die Analogisierung von wissenschaftlichen und kulturellen Mechanismen der Wissensproduktion, die in den Science Studies

⁴³⁵ Vgl. Karl H. Hörning: *Soziale Praxis zwischen Beharrung und Neuschöpfung. Ein Erkenntnis- und Theorieproblem*, in: *Doing Culture*, a.a.O., S. 19-40.

⁴³⁶ Ebd., S. 11.

⁴³⁷ Vgl. Stefan Hirschauer: *Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns*, in: *Doing Culture*, a.a.O., S. 73-92.

⁴³⁸ Ebd., S. 13.

bereits eingefordert wurde, scheint nunmehr auch für die Selbstbeobachtung der Kulturwissenschaften entlang der Differenzierung von Theorie und Praxis aufschlussreich zu sein:

Auch Theorie ist primär Praxis. Zum Ausdruck kommt dies in Begriffen des ‚praktischen Sinns‘, des ‚praktischen Bewusstseins‘, der Praxeologie oder auch der ‚praktischen Vernunft‘. Sie leiten nicht nur die Arten und Weisen des Erkennens, Denkens und Wissens der Akteure im Alltag, sondern auch die wissenschaftliche Praxiswelt an. Die Herausforderung der ‚Praxiswende‘ in den Sozial- und Kulturwissenschaften besteht darin, das wissenschaftliche Verhältnis zur Praxis von der praktischen Einbeziehung in die Praxis zu lösen und damit auch die Grenzen der theoretischen Erkenntnis des Wissenschaftlers und der praktischen Erkenntnis des Handelnden herauszuarbeiten.⁴³⁹

Die kritische Konfrontation der Begriffe von Theorie und Praxis markiert einen für die Wissenschaftsforschung der Kulturwissenschaften zentralen Moment. Indem zu zeigen versucht wird, dass theoretische und empirische Erkenntnisweisen untereinander Analogien aufweisen, stellt sich die Frage nach der Geltung der Dichotomie von theoretischer Erkenntnis und praktischer Forschung neu.⁴⁴⁰

Bei allen mehr oder weniger deutlichen Konvergenzen zwischen der kulturwissenschaftlichen Praxeologie und den Perspektiven der Science Studies führt der innere Zusammenhang über Momente der thematischen und problembezogenen ‚Inspiration‘ aber bislang nicht hinaus. Außerhalb des engen Feldes der auf die Naturwissenschaften fokussierten Science Studies werden die Beobachtungen der akademischen Praxiszusammenhänge auf der Grundlage einer anderen theoretischen Basis organisiert. Statt Latour und Knorr Cetina kommen zuerst die klassischen Theorieautoren der Kulturwissenschaften ins Spiel. Der Bezug auf Wissenskulturen und ANT in ihrer ursprünglichen konzeptuellen Prägung ist mehr thematisches Zitat als methodische Referenz. Diese Praxeologie stützt sich vor allem auf Pierre Bourdieu, aber auch auf die Arbeiten Foucaults, Ludwig Wittgensteins, Judith Butlers oder Michel de Certeaus, um die Logiken und Praktiken der Kulturforschung zu erschließen.⁴⁴¹ Die produktive ethnographische Verfremdung in Anlehnung an die Modellstudien der Science Studies wird als methodische Option dadurch nicht völlig ausgeschlossen. Sie wird aber durch die Orientierung an den Theorieklassikern der Kulturwissenschaft in eine Tradition von Lesarten gestellt, die den Spielraum der Beobachtungsinterpretation einschränkt.

⁴³⁹ Ebd., S. 14.

⁴⁴⁰ Vgl. Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann (Hg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*, Frankfurt a.M. 2008; *Logiken und Praktiken der Kulturforschung*, a.a.O.

⁴⁴¹ Vgl. hierzu Andreas Reckwitz: *Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive*, in: *Zeitschrift für Soziologie* 32 (2003), S. 282-301; ders.: *Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. Zugleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler*, in: *Doing Culture*, a.a.O., S. 40-55.

5.6 Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft

5.6.1 Annäherung VIII

Was die philologischen Fächer betrifft, so lässt sich zurzeit kein homogenes Interesse an der Wissenschaftsforschung ausmachen. Mit Blick auf die germanistische Literaturwissenschaft der Bundesrepublik kann aber festgehalten werden, dass die Ansätze der Science Studies bislang insgesamt die geringste Resonanz in der literaturwissenschaftlichen Selbstreflexion hervorgerufen haben.⁴⁴² Nur in wenigen Fällen lässt sich eine konkrete Auseinandersetzung mit den Arbeiten der disziplinären Wissenschaftsforschung nachweisen. Werden Latours oder Knorr Cetinas Arbeiten in diesem Zusammenhang thematisiert, so geschieht dies zumeist in der Absicht, die wissenschaftskulturellen Inkongruenzen von exakten und hermeneutisch-textbasierten Disziplinen herauszustellen. Illustriert der Bezug – oder vielmehr der Nichtbezug – der Literaturwissenschaft auf die Science Studies damit eher die vermeintliche Unvereinbarkeit von wissenschaftssoziologischem Instrumentarium und philologischer Forschung, so ergibt sich ein anderes Bild, wenn das Verhältnis des Fachs zum interdisziplinären Diskussionszusammenhang ‚Wissenschaftsforschung‘ berücksichtigt wird. Begreift man die Wissenschaftsgeschichte als ein wichtiges Teilgebiet der Wissenschaftsforschung, dann kann die Literaturwissenschaft in diesem Feld als durchaus engagiertes Fach angesehen werden. Die Fachgeschichte stellt mittlerweile ein etabliertes Arbeitsfeld und wichtiges Medium der fachlichen Selbstreflexion dar. In diesem Umstand kann gleichermaßen ein wesentlicher Vorzug wie auch ein gravierender Nachteil des literaturwissenschaftlichen Beitrags zur Wissenschaftsforschung gesehen werden. Die Literaturwissenschaft befindet sich methodisch in erkennbarer Nähe zu der in ganz ähnlicher Weise auf schriftliche Quellen angewiesenen Geschichtswissenschaft. Mit der historiographischen Praxis ist die Literaturwissenschaft gut vertraut. Das Produzieren von Literaturgeschichten gehört seit der institutionellen Frühphase der philologischen Forschung zum Hauptgeschäft des Fachs. Es verwundert daher kaum, dass auch die Selbstreflexion der Literaturwissenschaft aufgrund des historischen Primats hauptsächlich im Modus der Wissenschaftsgeschichte vollzogen wird. Wegen der historiographischen Dominanz kam es bislang noch kaum zu einer ähnlich intensiven Auseinandersetzung mit anderen Disziplinen der Wissenschaftsforschung.

Im Jahr 1998 widmete sich das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft initiierte germanistische Symposium dem Thema ‚Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung‘.⁴⁴³ Der damalige Organisator, Jörg Schönert, bestätigt die attestierte enge Bindung der fachlichen Selbstreflexion an die Fachgeschichte. In den meisten Beiträgen des Sympo-

⁴⁴² Vgl. aber zuletzt Walter Erharts Arbeit am Begriff des ‚Labors‘: ‚Wahrscheinlich haben wir beide recht. Diskussion und Dissens unter ‚Laboratoriumsbedingungen‘. Beobachtungen zu ‚Poetik und Hermeneutik‘ 1963–1966, in: *IASL* 33/1 (2010), S. 77–102.

⁴⁴³ *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, a.a.O.

siums, die den Prozess der Öffnung zur Wissenschaftsforschung anstoßen sollten, „waren vielfach – die im engeren Sinne – fachgeschichtlichen Aspekte bestimmend“.⁴⁴⁴ Schönert erkennt eine Ursache für diese Präferenz darin, „dass Philologen das Terrain der Historiographie als eine ‚vertraute Gegend‘ betrachten und sich [deshalb] nur zögernd auf die komplexen und abstrakten Fragestellungen der Wissenschaftsforschung einlassen.“⁴⁴⁵ Die methodische Nähe zur Geschichtswissenschaft bedingt damit gleichsam die Begrenzung des Blicks für die Logiken des eigenen Fachs. Dies sei, so Schönert, auch deswegen unbefriedigend, „da mögliche Anwendungen ihrer Ergebnisse [der Fachgeschichte J.S.] für die Forschungsplanung und disziplinäre Entwicklung“ nicht in Sicht sind. Man kann Schönerts Kommentar entnehmen, dass die Lage der Literaturwissenschaft um die Jahrtausendwende durchaus solcher Reflexionsmechanismen bedarf, die Einsichten und Informationen darüber liefern, wie das Fach in der Gegenwart ‚funktioniert‘ bzw. funktionieren soll. Dies ist allein mit wissenschaftsgeschichtlicher Forschung nicht zu leisten. Eine Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft hat, so Schönerts Forderung, die fachgeschichtliche Kompetenz in einen produktiven Anschluss an den internationalen Diskussionszusammenhang der Wissenschaftsforschung zu übersetzen. Diese Neuausrichtung schließt die Auseinandersetzung mit den Beobachtungsverfahren der Science Studies ausdrücklich mit ein. Von der Wissenschaftsgeschichte lässt sich abgesehen von der Sensibilität für die Textquellen auch methodisch einiges lernen. Die Erfahrungswerte der Fachgeschichte mit der Systemtheorie stellen beispielsweise eine wichtige Ressource für die neue Initiative dar.⁴⁴⁶ In jedem Fall sollte „Wissenschaftsforschung zur Literaturwissenschaft [...] mehr sein als die historiographische Erschließung der literaturwissenschaftlichen Theorie und Praxis“.⁴⁴⁷

Nur wenige der im Symposienband enthaltenen Beiträge gehen diese Herausforderung offensiv an. Wie Nikolaus Wegmanns inspirierende Reflexionen zu einer internen Epistemologie der Philologie belegen, bestätigt aber auch hier die Ausnahme die Regel. Grundsätzlich besteht Skepsis gegenüber der Möglichkeit einer Übertragung der am Gegenstandsbereich der Naturwissenschaften geschärften Wissenschaftsforschung in die Literaturwissenschaft. Eine nicht unwesentliche Gefahr wird außerdem in der Option gesehen, dass die Akteure einer Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft hauptsächlich an einer „präsentische[n], das heißt ausschließlich an der Lösung ‚aktueller‘ literaturwissenschaftlicher Probleme orientierte[n] Aufbereitung ihrer Gegenstände“ interessiert sein könnten.⁴⁴⁸ Die Befürchtung, das historische Bewusstsein des Fachs aufgrund einer aktiven Anteilnahme am Diskurs der Wissenschaftsforschung preisgeben zu müssen, scheint

⁴⁴⁴ Schönert: *Einführung*, in: ebd., S. XIII.

⁴⁴⁵ Ebd., S. XXI.

⁴⁴⁶ Vgl. Hans-Martin Kruckis: *Einige Anmerkungen zum Nutzen von Luhmanns Systemtheorie für die Wissenschaftsgeschichte der Germanistik*, in: *Germanic Review* 72 (1997), S. 98-107.

⁴⁴⁷ Schönert: *Einführung*, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, a.a.O., S. XX.

⁴⁴⁸ Michael Schlott: *Diskussionsbericht*, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, a.a.O., S. 600-617, hier S. 617.

aber insofern unbegründet, als dass die von Schönert aufgezeigten Problemformulierungen allesamt auch einen historischen Horizont eröffnen. Wissenschaftsforschung in der Literaturwissenschaft ist ohne historische Reflexivität nicht zu haben. Dementsprechend wären die Fragestellungen jeweils präsentisch und historisch zu entwerfen, damit die Umbauten, Entwicklungen sowie Verwerfungen des Fachs angemessen untersucht werden können. Von einer Wissenschaftsforschung dieses Zuschnitts könnte dann Aufschluss erwartet werden über „die Korrelation von internalistischen und externalistischen Vorgaben“, die „Orientierungen an den sozialen, kommunikativen und kognitiven Dimensionen“ philologischer Praxis sowie zu „Fragen von Kontinuität und Diskontinuität [...] in der Wissenschaftsentwicklung“. Methodisch handhabbar würden die Fragestellungen in einem ersten Schritt durch die Einbeziehung prosopographisch erweiterter Biographieanalyse und szientometrischer Verfahren. Die Auseinandersetzung mit Modellstudien der internationalen Wissenschaftsforschung könnte einen Problemhorizont aufschließen, der mit den materialen Beständen der germanistischen Fachgeschichte produktiv zu vermitteln wäre. Eine praxistheoretische Perspektivierung verschiebt den reflexiven Blick auf Abläufe und Mechanismen in der sozialen und epistemischen Lebenswelt des Fachs:

Dies betrifft vor allem Fragen zu Ressourcen, zu Reputation/Prestige, zu ‚reward‘, zu Visibilität [...], zu Konstellationen von Anerkennung und Zurückweisung von Geltungsansprüchen für Forschungsleistungen, zu den Determinanten von Generation und Sozialisation (von Lebens- und Zeitstrukturen in ihrer Bedeutung für Wissenschaftsentwicklungen), ferner zu dem Verständnis von Machtkartellen wie Schulen und Netzwerken, zu den unterschiedlichen nationalen und internationalen Orientierungen von Wissenschaftsentwicklungen.⁴⁴⁹

Die Modifikation der literaturwissenschaftlichen Selbstbeobachtung hin zu einer die präsentischen und historischen Momente der Fachentwicklung vermittelnden Wissenschaftsforschung ist mit Risiken behaftet. In den Naturwissenschaften reagierte man vielfach nicht eben mit Begeisterung, als die Science Studies die Autorität des experimentellen Wissens demaskierten. Auch das Wissen der Literaturwissenschaft, das im Fach kollektive Geltung erlangen kann, ist nach wie vor auch immer auratisches Wissen. In der Perspektive der Wissenschaftsforschung geht es aber nicht zuerst um die Güte des Wissens, sondern um die Mechanismen, die dieses hervorbringen und in der Wissenschaftlergemeinschaft durchsetzen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass im Rahmen einer wissenschaftssoziologischen Analyse des literaturwissenschaftlichen Feldes ein Verlust des Auratischen kaum zu vermeiden wäre. Wenn das Auratische als Effekt strategischer Kommunikationen, Zitationen, institutioneller Entscheidungen und subtiler Machtbewegungen erschlossen wird, dann wäre ein fachgeschichtlich bedeutsamer Moment der philologischen Praxis entzaubert.

Die Bilanzierung der bisherigen Bemühungen der Literaturwissenschaft, das Programm einer Wissenschaftsforschung multiperspektivisch zu erschließen und in die eige-

⁴⁴⁹ Schönert: *Einführung*, a.a.O., S. XXIII.

nen Selbstbeobachtungsmechanismen zu integrieren, muss noch verhalten ausfallen. Der größte Anteil der literaturwissenschaftlichen Beiträge ist dem Bereich der Fachgeschichte zuzuordnen. Eine Kooperation mit der Wissenschaftssoziologie steht, von wenigen Ausnahmen abgesehen, noch an ihren Anfängen. Hinzu kommt, dass die Literaturwissenschaft, wie Rudolf Stichweh – „ohne provokativ wirken zu wollen“ – feststellt, in der internationalen Wissenschaftsforschung „so gut wie keine Rolle“ spielt.⁴⁵⁰ Mit externen Impulsen darf somit kaum gerechnet werden. Trotzdem stehen die Chancen für eine produktive Weiterführung der Impulse, die beispielsweise durch das germanistische Symposium *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung* gesetzt wurden, nicht schlecht. Mittlerweile ist die germanistische Fachgeschichte im internationalen Kontext gut vernetzt und verfügt über ausdifferenzierte Methoden. Bildungs- und hochschulpolitische Entwicklungen erfordern darüber hinaus von den Geisteswissenschaften eine große Menge evaluativer Daten. Eine Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft, die den fachhistorischen Fokus erweitert und auch die Gegenwart in den Blick nimmt, wäre für diese Belange der richtige Ansprechpartner. Evaluation ließe sich dann als Konzept auch seiner dämonischen Aura entkleiden, von der es seit der Bologna-Reform umgeben ist, und für die Planung und Steuerung der Fachentwicklung nutzbar machen. Der Überblick zu den Perspektiven, Themen und Arbeitsformen der Wissenschaftsforschung soll abgeschlossen werden mit einem knappen Überblick zu den wenigen literaturwissenschaftlichen Studien, die bereits einen Vorstoß in diesen Diskussionszusammenhang unternommen haben.

5.6.2 Epistemische Kontroverse

Im Bereich der germanistischen Wissenschaftsgeschichte hat sich während der letzten Jahrzehnte ein verstärktes Interesse an den epistemisch-kommunikativen Mechanismen der Kontroverse entwickelt. Es liegen zahlreiche Vorarbeiten zu literatur- und methodenbezogenen Streitformen in der Literaturwissenschaft vor, auf die sich die neuere Kontroversenforschung mit Gewinn beziehen kann.⁴⁵¹ Außerdem lassen sich aus der interdisziplinären Forschung zur intellektuellen Streitkultur wichtige konzeptionelle Impulse gewinnen.⁴⁵² Das Instrumentarium der ‚Fallstudie‘ stellt in diesem Bereich meist die methodische Basis,

⁴⁵⁰ Rudolf Stichweh: *Einführende Überlegungen zu Wissenschaftsforschung und Literaturwissenschaft*, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, a.a.O., S. 3-5, hier S. 5.

⁴⁵¹ Vgl. Albrecht Schöne (Hg.): *Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanistenkongresses*, Bd. 2: *Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit*, Tübingen 1986; als umfassenden Forschungsüberblick zur Formenlehre der Kontroverse mit ausführlicher Bibliographie siehe Carlos Spoerhase: *Kontroversen: Zur Formenlehre eines epistemischen Genres*, in: ders. und Ralf Klausnitzer (Hg.): *Kontroversen in der Literaturtheorie/Literaturtheorie in der Kontroverse*, Berlin 2007, S. 49-93.

⁴⁵² Vgl. Wolf-Andreas Liebert: *Kontroversen als Schlüssel zur Wissenschaft? Wissenskulturen in sprachlicher Interaktion*, Bielefeld 2006.

auf der die Kontroversen mikrologisch erschließbar werden.⁴⁵³ Gefragt wird „nach den kognitiven Leistungen und sozialen Funktionen von konfrontativ ausgetragenen Auseinandersetzungen bei der Erzeugung und Verbreitung von Wissensansprüchen“. ⁴⁵⁴ Die Kontroversenforschung zielt zurzeit hauptsächlich auf historische Konstellationen. Sie erlaubt aber auch praxistheoretisch gewendete Beobachtungen aktueller Situationen intellektuellen Dissenses.⁴⁵⁵ Als Schema der Beobachtung kann die ‚Kontroverse‘ unterschiedliche kommunikative Praxisformen profilieren, die in ein literaturwissenschaftliches Konzept von Wissenschaftsforschung integriert werden können:

In Debatten erläutern und präzisieren akademisch bzw. universitär verankerte Kontrahenten ihre Behauptungen und Prinzipien, positionieren sich selbst (wie auch den intellektuellen Opponenten) durch Selbst- und Fremdzuschreibungen und markieren auf diese Weise epistemische wie soziale Frontlinien. Die wissenschaftshistorische Beobachtung von Kontroversen legt darüber hinaus auch die Grundmuster und Verlaufsformen der Distribution wie Durchsetzung wissenschaftlichen Wissens in besonderer Weise offen und ermöglicht eine Analyse der Strukturen adversativer Wissenskommunikation. Ihre Entstehung und Entwicklungen zeigen zugleich, welche kognitiven, institutionellen oder persönlichen Beweggründe wissenschaftliche Konflikte motivieren und durch welche Strategien derartige Konflikte verschärft oder beigelegt werden.⁴⁵⁶

5.6.3 Generationenforschung

Ähnlich anschlussfähig wie die Kontroverse ist das Beobachtungskonzept Generation für eine Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft. Walter Erhart konnte exemplarisch zeigen, dass Generationen gleichsam einen Praxiseffekt repräsentieren. Sie sind „konstruierte Einheiten, die durch gesellschaftliche, universitäre und disziplinäre Strukturen und Sozialisierungen determiniert sind, die es zugleich aber immer wieder ermöglichen, dass eine akademische Gemeinschaft sich überhaupt als eine neue Generation konstituiert.“⁴⁵⁷ Gene-

⁴⁵³ Vgl. Ralf Klausnitzer: *Fallstudien als Instrument der interdisziplinären Wissenschaftsforschung. Am Beispiel der disziplinübergreifenden Rezeption des ‚Gestalt‘-Konzepts in den 1930er/1940er Jahren*, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, a.a.O., S. 209-257.

⁴⁵⁴ Ralf Klausnitzer und Carlos Spoerhase: *Vorwort*, in: *Kontroversen in der Literaturtheorie*, a.a.O., S. 9-15, hier S. 10.

⁴⁵⁵ Vgl. hierzu zum Beispiel Tom Kindt: *Denn sie wissen nicht, was sie tun. Stanley Fish versus Wolfgang Iser*, in: ebd., S. 353-369; Kathrin Fischer: *Die Haug-Graevenitz-Debatte in der „DVJs“ als Kontroverse um Literaturwissenschaft, Kulturwissenschaft(en) und wissenschaftliches Argumentieren*, in: ebd., S. 485-501; als Anwendungsbeispiel einer die Grenzen der Literaturwissenschaft überschreitenden Kontroversenforschung siehe Jan Standke: *Ist der Kulturbegriff noch zu retten? Beobachtungen zu einer Kontroverse in den Kulturwissenschaften*, in: *Theorie und Praxis der Kulturwissenschaften*, a.a.O., S. 35-58.

⁴⁵⁶ Klausnitzer / Spoerhase: *Vorwort*, a.a.O., S. 10

⁴⁵⁷ Walter Erhart: *Generationen – zum Gebrauch eines alten Begriffs für die jüngste Geschichte der Literaturwissenschaft*, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, a.a.O., S. 77-101, hier S. 99. Die Anschlussfähigkeit des Generationenthemas an die soziologische Forschung ist groß. Vgl. Marc Szydlík und Harald Künemund (Hg.): *Generationen. Multidisziplinäre Perspektiven*, Wiesbaden 2009; darin die für eine Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft relevanten Beiträge - Daniela Müller

rationen stabilisieren jeweils ein spezifisches Netzwerk von Theorien, Methoden und Organisationsformen, das in Momenten des Umbruchs von konkurrierenden Entwürfen torpediert werden kann. Die wissenschaftliche Entwicklung eines Fachs lässt sich durch das Schema der Generation als dynamischer Zusammenhang mehrdimensionaler diskursiver Praktiken neu perspektivieren und etwa mit den Begriffen Paradigma und Paradigmenwechsel zusammendenken.⁴⁵⁸ In den konzeptuellen Rahmen der akademischen Generation ließen sich dann in verschiedenen Relationen weitere Konkretisierungen wie Stil, Schule,⁴⁵⁹ Disziplin oder Gruppe⁴⁶⁰ einarbeiten.

5.6.4 Konstellationsforschung

Bisher kaum gesehen wurden die Möglichkeiten einer Verschränkung des Generationenkonzepts oder anderer Begriffe mit dem Ansatz der philosophischen Konstellationsforschung. Dieses maßgeblich durch Dieter Henrichs Forschung zur Genealogie der idealistischen deutschen Philosophie⁴⁶¹ geprägte Analyseprogramm richtet sich auf „Theorieent-„Theorieentwicklungen und kreative Impulse [...], die aus dem Zusammenwirken von unterschiedlichen Denkern in einem gemeinsamen Denkraum entstehen“.⁴⁶² Henrichs Entwurf war zunächst intendiert als mikrologisch basiertes, methodisches Gegengewicht zur monumentalisierenden Philosophiegeschichtsschreibung. Umfassend theoretisch entfaltet wurde das Konzept erst im Laufe der vergangenen Jahre.

Konstellationsforschung versteht sich als ein Verfahren der Analyse und Interpretation, dessen Gegenstand ein diachroner philosophischer ‚Text‘ im weiteren Sinne ist: Das Untersuchungsobjekt ist eine systematische Problemanordnung (in diachroner Gestalt) beziehungsweise ein aus dieser Problemanordnung hervorgehender Argumentations- und Theorieverlauf. Konstellationsforschung ist in diesem Sinne Teil eines Interpretationsprogramms, das eine systematische Analyse von philosophischen Problemstellungen zum Ziel hat, bei der die historisch-konkrete-Gestalt, in der Problembezüge, Facetten oder auch nur fragmentarische Ansätze je-

Niela: „*Die alten großen Meister*“: *Generationenfolge als literarische Ursprungserzählung*, S. 135.147; Marc Szydlík und Harald Künemund: *Generationen aus Sicht der Soziologie*, S. 7-23; Josef Ehmer: *Generationen in der historischen Forschung: Konzepte und Praktiken*, S. 59-81.

⁴⁵⁸ Vgl. ebd., S. 85.

⁴⁵⁹ Vgl. hierzu: Lutz Danneberg, Wolfgang Höppner und Ralf Klausnitzer (Hg.): *Stile, Schule, Disziplin. Analyse und Erprobung von Konzepten wissenschaftsgeschichtlicher Rekonstruktion (I)*, Frankfurt a.M. 2005.

⁴⁶⁰ Vgl. Chryssoula Kambas: *Germanistik: Eine Disziplin oder eine Gruppe von Disziplinen? Gemeinsamkeiten und Tendenzen der Verselbständigung*, in: Ludwig Jäger (Hg.): *Germanistik. Disziplinäre Leistung und kulturelle Identität*, Weinheim 1995, S. 56-68.

⁴⁶¹ Vgl. Dieter Henrich: *Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789-1795)*, Stuttgart 1991; ders.: *Grundlegung aus dem Ich. Untersuchungen zur Vorgeschichte des Idealismus. Tübingen – Jena 1790-1794*, 2 Bde., Frankfurt a.M. 2004,

⁴⁶² Vgl. Martin Mulrow und Marcelo Stamm, *Vorwort*, in: dies. (Hg.): *Konstellationsforschung*, Frankfurt a.M. 2005, S. 7-15.

ner primär relevanten systematischen Problemanordnung auftreten, nur von zweitrangigem Interesse ist, insofern diese Erscheinungsformen kontingent sind.⁴⁶³

Die Basis des Ansatzes ist ein weiter diachroner Textbegriff, auf dessen Grundlage die Entwicklung, Stabilisierung und Verwerfung von Konzepten und Theorien als reaktive Problemlösungen betrachtet werden. Evoziert werden die Problemlösungen durch Spannungen, die hauptsächlich zwischen theoretischen, methodischen und konzeptuellen Positionen innerhalb eines Denkraumes auftreten. Der Begriff des ‚Denkraums‘ ist dabei aber nicht auf das Kognitive begrenzt, sondern überbrückt die Differenz von internalistisch kognitiven und externalistischen sozialen Zuschreibungen, indem er zwischen den Konzepten und den ihnen vorausliegenden Dimensionen vermittelt. Eingeschlossen in diesen Raum sind somit sowohl die Theorien und Konzepte wie auch die untergründigen Interessen- und Motivlagen, auf die hin die theoretische Reaktion geschieht. Dass die Bedingungen und Motive sich nicht ausschließlich aus der Abgeschlossenheit des intellektuellen Zirkels speisen, sondern zu einem nicht unwesentlichen Teil gerade aus der Kollision wissenschaftlicher und lebensweltlicher Erfahrungen resultieren, geht aus Henrichs exemplarischen Untersuchungen deutlich hervor.⁴⁶⁴ Inwiefern sich aus den mikrologischen Analysen akademischer Netzwerke eine stabile Methode extrapolieren lässt, ist momentan noch ebenso zu diskutieren wie die Frage, ob eine Übertragung des bislang hauptsächlich auf die idealistische Philosophie bezogenen Programms auf anderen Szenen intellektueller Praxis ohne Verzerrungen möglich ist.⁴⁶⁵ In seiner bisherigen Gestalt bietet der Ansatz jedoch vielfältige Anschlussstellen für eine Wissenschaftsforschung, die historische und präsentische Fragen im Rahmen eines textbasierten Forschungsprogramms gleichermaßen ernst zu nehmen beabsichtigt.⁴⁶⁶

5.6.5 Dialogische Theorie

Wenig beachtet wurde bislang Peter V. Zimas Ansatz der ‚Dialogischen Theorie‘, den er seit mehreren Jahren entwickelt und in seiner Studie *Was ist Theorie?* als Instrumentarium

⁴⁶³ Marcelo R. Stamm: *Konstellationsforschung – Ein Methodenprofil: Motive und Perspektiven*, in: *Konstellationsforschung*, a.a.O., S. 31-74, hier S. 33f.

⁴⁶⁴ Vgl. hierzu auch Dieter Henrich: *Konstellationsforschung zur klassischen deutschen Philosophie. Motiv – Ergebnis – Probleme – Perspektiven – Begriffsbildung*, in: *Konstellationsforschung*, a.a.O., S. 15-31.

⁴⁶⁵ Vgl. hierzu: *Konstellationsforschung*, a.a.O., bes. S. 40ff.; sowie den kritischen Beitrag Manfred Franks *Stichworte zur Konstellationsforschung (aus Schleiermacherscher Inspiration)*, in: *Konstellationsforschung*, a.a.O., S. 139-149.

⁴⁶⁶ Die Möglichkeit für eine solch integrative Konstellationsforschung sieht Martin Mulrow durchaus gegeben: „Eine Konstellationsforschung, [...] die gleichermaßen anschlussfähig in Richtung auf die Logik der Ideengeschichte, die Mikrohistorie und die Soziologie von intellektuellen Interaktionsritualen ist, eine Konstellationsforschung weiterhin, die sich auf vielfältige Phänomene in unterschiedlichen Epochen [...] anwenden lässt, nicht nur auf den Deutschen Idealismus – eine solche Konstellationsforschung wird sich [...] als interessantes Modell [...] durchsetzen können.“ *Zum Methodenprofil der Konstellationsforschung*, in: *Konstellationsforschung*, a.a.O., S. 74-101, S. 74.

zur Beobachtung wissenschaftlicher Theorie-Praktiken systematisch ausformuliert hat.⁴⁶⁷ Zimas Programm liegt ganz auf der Linie wissenschaftssoziologischer Forschungen, die einen Zusammenhang von akademischen und kulturellen Wissensformationen nachzuweisen beabsichtigen. Der Ausgangspunkt ist eine Modellierung von ‚Theorien‘ „als Diskurse oder semantisch-narrative Einheiten, die wesentlich mehr sind als die Summe ihrer Sätze, Aussagen oder Hypothesen“.⁴⁶⁸ Auf dieser Grundlage soll sich die sprachliche, kulturelle und ideologische Bedingtheit von Theorien erschließen lassen. Prozesse der Theoriebildung werden in ihrer Eigenart als soziale und normative Reflexionen und Reaktionen auf übergreifende Problemlagen beobachtet, die sich im Spannungsfeld von Wissenschaft und Öffentlichkeit sowie von individueller und kollektiver Sinnstiftung vollziehen. Der theoretische Diskurs basiert in dieser Perspektive auf den gruppensprachlichen Soziolekten von Wissenschaftlerkollektiven, die in je spezieller Weise auf die kulturellen und ideologischen Problemlagen einer gesellschaftlichen Konstellation reagieren. Die Fokussierung der sprachlich-diskursiven Strukturen von Theorie setzt die Semiotisierung von wissenschaftlichem Feld und gesellschaftlichen Kontexten voraus. Theorien sind in diesem Zusammenhang dann als sprachliche Handlungen zu verstehen, die sich auf die sozio-linguistisch erschließbaren Problemlagen kultureller und ideologischer Provenienz beziehen lassen. Zimas Vorschlag hat ein semiotisch-textualistisches Fundament. Praktiken werden als Sprachhandlungen beobachtbar. Ebenso sind die Referenzebenen der Theorie nur als semiotische Strukturen greifbar. Das hat den Vorteil, dass die semantischen Repertoires einzelner Disziplinen in ihren wechselseitigen Bezügen kenntlich werden. Theorien basieren auf Gruppensprachen. Zwischen diesen Gruppensprachen gibt es Zirkulationen, Austauschbewegungen und Aneignungsprozesse von semiotischem Material. Solche interdiskursiven Verständigungen spielen in Zimas Programm eine besondere Rolle. Die Analyse der Kontaktszenen zwischen divergenten wissenschaftlichen Soziolekten und den jeweils spezifischen ideologischen und kulturellen Problemkonfigurationen gesellschaftlicher Gruppen soll Erklärungen für die Durchsetzungsfähigkeit von Theorien in verschiedenen Kontexten liefern. Die ‚Dialogische Theorie‘ kann für eine Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft in diesem Zusammenhang zwei wichtige Leistungen erbringen. Zum einen lässt sich aus der Konfrontation verschiedener Soziolekte innerhalb eines Wissenschaftlerkollektivs bzw. einer Disziplin ein genaueres Wissen über die jeweiligen Ansätze gewinnen:

[D]as beziehungslose Nebeneinander von Diskursen [lässt sich] in ein Miteinander verwandeln, welches das Potential der Kultur- und Sozialwissenschaften ausschöpft. Statt einander monologisch zu ignorieren, sollten Wissenschaftlergruppen in diesem Bereich die Interdiskursivität entdecken, um ihre eigenen Theorien besser zu verstehen und mit Hilfe der fremden Reden vervollständigen zu können.⁴⁶⁹

⁴⁶⁷ Vgl. Zima: *Was ist Theorie*, a.a.O..

⁴⁶⁸ Ebd., S. X.

⁴⁶⁹ Ebd., S. 287.

Zum anderen kann Zimas Perspektive für eine vergleichende, transnationale Theorieforschung fruchtbar gemacht werden. Die Modellierung der theoretischen Diskurse als sozio-semiotische Konstellationen kann Erklärungen für die Geltungsverluste oder Prestigegewinne von Theorien erbringen, die oftmals dann entstehen, wenn die Theorien ihr wissenschaftskulturelles Feld verlassen und in andere Kontexte eintreten. Rezeptions- und Transfervverläufe von Theorie können somit als sprachliche Handlungen erfasst werden, die sich stets vor dem Hintergrund spezifischer soziolektaler Regeln und kulturell-ideologischer Problemlagen ereignen. Die lange vernachlässigte Theorietransferforschung kann von Zimas Vorschlag wichtige Impulse empfangen.⁴⁷⁰

5.6.6 Literaturwissenschaftliche Lebenswelt

Zur Erforschung der alltäglichen Praktiken der literaturwissenschaftlichen Gemeinschaft hat Peter Brenner verschiedentlich angeregt. Im Jahr 1993 zeigte er sich optimistisch, dass die Deutungsmuster, in denen Geisteswissenschaftler als zurückgezogene Forscherindividuen gezeichnet werden, durch eine Wissenssoziologie des geisteswissenschaftlichen Feldes überwunden werden könnten.

Der von ihm herausgegebene Sammelband *Geist, Geld und Wissenschaft* stellt eine wichtige Annäherung der literaturwissenschaftlichen Selbstreflexion an die Wissenschaftsforschung dar. Das Modell der ‚Lebenswelt‘,⁴⁷¹ das Brenner in seinem Einleitungsbeitrag profiliert, ist zunächst phänomenologisch fundiert.⁴⁷² Im vorliegenden Zusammenhang lenkt es den Blick auf die internen Logiken des Fachs, die sich parallel zu den politischen

⁴⁷⁰ Vgl. hierzu Jan Standke: *Hybride Theorien? Transkultureller Theorietransfer in den deutschsprachigen Kulturwissenschaften*, in: Gisella Vorderobermeier und Michaela Wolff (Hg.): *„Meine Sprache grenzt mich ab...“ Transkulturalität und kulturelle Übersetzung im Kontext von Migration*, Münster 2009, S. 251-273.

⁴⁷¹ Vgl. Peter J. Brenner: *Die ‚Lebenswelt‘ der Wissenschaft als Forschungsgegenstand*, in: ders. (Hg.): *Geist, Geld und Wissenschaft. Arbeits- und Darstellungsformen von Literaturwissenschaft*, Frankfurt a.M. 1993, S. 7-17; vgl. hierzu auch die erhellende Rezension von Wolfgang Adam in: *Arbitrium* 13 (1995), S. 279-284.

⁴⁷² Vgl. Peter J. Brenner: *Lebenswelt*, in: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, a.a.O., S. 414. Der Begriff des ‚Lebens‘ spielt auch in anderen aktuellen literaturwissenschaftlichen Ansätzen eine Rolle. Siehe in diesem Zusammenhang die Arbeiten von Ottmar Ette, dessen Fokus auf dem so genannten „Lebenswissen“ liegt, das in Literatur im weitesten Sinne geformt, artikuliert und gespeichert wird. Ette fragt in diesem Zusammenhang auf der Grundlage einer breiten kulturwissenschaftlichen Theoriebasis nach der Funktion der Literaturwissenschaft als „Lebenswissenschaft“ – auch an der Schnittstelle von kultur- und naturwissenschaftlichem Wissen – Ottmar Ette: *Lebenswissen und Lebenswissenschaft*, in: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, a.a.O., S. 414-415; ders.: *ÜberLebenswissen. Die Aufgabe der Philologie*, Berlin 2004; ders.: *ZwischenWeltenSchreiben: Literaturen ohne festen Wohnsitz*, Berlin 2005; ders.: *ZusammenLebensWissen. List, Last und Lust literarischer Konvivenz im globalen Maßstab*, Berlin 2010; vgl. hierzu den überaus erhellenden kritischen Kommentar von Wolfgang Adam: *Beitrag zur Debatte: Ottmar Ettes Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft*, in: *lendemains* 32 (2007), H 126/127, S. 226-230.

und ökonomischen Determinanten des wissenschaftlichen Feldes als spezifische Praxisformen manifestieren.

[...] während geistige Tätigkeit immer noch von der Illusion zehrt, dass sie ihre Ergebnisse in reiner Selbstversenkung erzielen könne, ist sie als ‚Wissenschaft‘ mehr und vor allem anderes als nur die einsame Forschungstätigkeit des einzelnen Gelehrten. Als ‚Wissenschaftler‘ wird der Gelehrte in ein Geflecht von Strukturen und Institutionen eingebunden, welche eine Eigendynamik entfalten, gegen die sich der ‚Geist‘ nur schwer behaupten kann. Diese Diskrepanz ist in der Entwicklung der geisteswissenschaftlichen Disziplinen der letzten Jahre immer deutlicher zutage getreten und hat ein diffuses Unbehagen hervorgerufen, das sich zunächst eher in unklaren Insuffizienz- und Überforderungserfahrungen als in methodisch angelegter Reflexion manifestierte. [...] Den Philologen ist ihre Gemütlichkeit verlorengegangen. Zu den beherrschenden Erfahrungen zumindest der Geisteswissenschaftler an den Universitäten gehören heute ein allgegenwärtiger Zeitmangel und Arbeitsdruck. In ihnen artikuliert sich der schleichenden Strukturwandel, dem geisteswissenschaftliche Arbeit seit langem ausgesetzt ist. Er vollzieht sich unterhalb der Ebene manifester politischer oder gesellschaftlicher Einflussnahmen und wird deshalb auch allenfalls als permanente Unzufriedenheit bewusst.⁴⁷³

Die Ausweitung und Differenzierung der Selbstreflexion der Geisteswissenschaften sieht Brenner als notwendige Voraussetzung für ein angemessenes Verständnis ihrer Gegenwart. Die Konzentration der Selbstreflexion im Rahmen der Fachgeschichte hat in vielen Fällen jedoch zum Ergebnis, dass „die Vergangenheit einzelner philologischer Disziplinen, und auch hier wieder besonders der Germanistik, inzwischen weit besser erforscht ist als ihre Gegenwart“.⁴⁷⁴ Das selbstreflexive Wissen der Germanistik, auf das Brenner sich in seinen Ausführungen vor allem bezieht, ist somit zuerst ein historisches Wissen, das über die ‚Wirklichkeit‘ des Fachs in der Gegenwart kaum Aussagen oder Prognosen zulässt. Die Fokussierung der historischen Dimension der Fachentwicklung wurde seit den 1980er Jahren verstärkt durch die ‚Methodendiskussionen‘ ergänzt, deren Teilnehmer hauptsächlich die wissenschaftstheoretische Grundlegung der Literaturwissenschaft als Ziel ihrer Bemühungen auswiesen. Zwischen den wissenschaftstheoretischen Fundierungsversuchen und den vielfältigen fachgeschichtlichen Reflexionen blieb ein weites Stück unerschlossenes „Niemandland“:

Die unbefragte ‚Lebenswelt‘ jener Selbstverständlichkeiten, in denen sich die Literaturwissenschaftler in ihrem Handeln bewegen, ist bisher nur sporadisch in den Blick gekommen. Die Frage, in welcher Abhängigkeit die Ergebnisse geisteswissenschaftlicher Forschung nicht nur von externen Voraussetzungen und methodischen Grundlegungen, sondern auch von ihren Handlungs- und Arbeitsformen, Verhaltenskonventionen, Kommunikationsmustern und Organisationsstrukturen stehen, ist noch kaum gestellt, geschweige denn hinreichend untersucht worden.⁴⁷⁵

⁴⁷³ Brenner: *Die ‚Lebenswelt‘ der Wissenschaft*, S. 7.

⁴⁷⁴ Ebd., S. 8.

⁴⁷⁵ Ebd., S. 9. [Hervorhebung J.S.]

Beobachtbar werden die internen Logiken – so legen es die in dem Sammelband enthaltenen Beiträge nahe – an den Arbeits- und Darstellungsformen der Literaturwissenschaftler. Deren spezifisches Profil wird von kollektiv geteilten, gleichsam untergründig wirkenden Vorgaben bestimmt, die in der Summe den Regelapparat der Wissenschaftskultur bilden. Beschränken sich die Beiträge zu den Darstellungsformen weitgehend auf die historische Entwicklung der jeweiligen Medien und bleiben damit dem wissenschaftshistorischen Paradigma verbunden, liefert Brenners Analyse zu den sozialisierenden Effekten der literaturwissenschaftlichen Habilitation ein wissenschaftssoziologisches Porträt des Fachs, das sich als Modellstudie einer angewandten Wissenschaftsforschung lesen lässt.⁴⁷⁶ Ähnlich perspektiviert ist Rainer Kolks Untersuchung zu den kognitiven und sozialen Aspekten von Gutachternetzwerken in der Germanistik, die Einblicke in die Strukturen der normativen Logik der Disziplin gewährt.⁴⁷⁷ Am vielversprechendsten für die Ausformulierung eines Konzepts literaturwissenschaftlicher Wissenschaftsforschung ist trotz der anregenden historischen Fallstudien des Bandes trotzdem das Lebenswelt-Konzept, das Brenner jedoch kaum operationalisiert. Hierzu wird im nächsten Abschnitt ein Vorschlag zu diskutieren sein, der auf eine konzeptuelle Konkretisierung des Ansatzes abzielt.

5.6.7 Semantische Umbauten

Methodisch handhabbarer als das Lebenswelt-Konzept bei Brenner ist das Programm zur Analyse der ‚semantischen Umbauten‘ in der Germanistik, das aus einem von Georg Bollenbeck und Clemens Knobloch geleiteten Forschungsprojekt hervorgegangen ist.⁴⁷⁸ Der Anspruch des Ansatzes lässt sich als deutliches Bekenntnis zur Vermittlung von Fachgeschichte und Wissenschaftsforschung lesen:

Es erhebt den Anspruch, das wechselseitige Verhältnis von Fachgeschichte und politischer Geschichte in der historischen Linienführung klarer und zugleich nuancierender zu bestimmen. Im Zentrum stehen an Redeweisen ablesbare Strategien, die – mit unterschiedlicher Beharrlichkeit – der professionellen Eigenlogik des jeweiligen Fachs verpflichtet bleiben, die aber zugleich auch auf außerfachliche Resonanzeffekte angelegt sind. Wir verstehen Redeweisen als Schlüssel für akademische Praxen, die sich auf die ‚Forschungslogik‘ und die ‚politische Logik‘ ausrichten.⁴⁷⁹

Die Redeweisen dienen Bollenbeck als empirische Repräsentationen der fachlichen Lebenswelt, als semantische Oberfläche, an der sich nach einem grundlegenden Wandel der

⁴⁷⁶ Vgl. Peter Brenner: *Habilitation als Sozialisation*, in: *Geist, Geld, Wissenschaft*, a.a.O., S. 318-357.

⁴⁷⁷ Vgl. Rainer Kolk: ‚Wissenschaftspolizei? Gutachten und Bewertungssystem in der Germanistik, in: *Geist, Geld, Wissenschaft*, a.a.O., S. 357-384.

⁴⁷⁸ Georg Bollenbeck und Clemens Knobloch (Hg.): *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945*, Heidelberg 2001.

⁴⁷⁹ Georg Bollenbeck: *Das neue Interesse an der Wissenschaftshistoriographie und das Forschungsprojekt „semantischer Umbau der Geisteswissenschaften“*, in: *Semantischer Umbau*, a.a.O., S. 9-41, S. 16.

Resonanzbedingungen eines Faches wie der Literaturwissenschaft die semantischen Umbauten ablesen lassen. Die Bedingungen für die Resonanz sind sowohl in esoterischen als auch in exoterischen Konstellationen zu sehen. Zu den bevorzugten Beobachtungsszenarien dieser Forschungsrichtung zählen politische Systemwechsel, die eine Modifikation der disziplinären Semantik auf der Ebene von Themen, Theorien, Methoden und Handlungsbewusstsein erfordern. Im Zentrum steht dabei das spannungsvolle Wechselspiel von Anpassungsdruck und Beharrungskraft der wissenschaftlichen Eigenlogik: „Von besonderem Interesse sind [...] die semantischen Membranen und Transformationssysteme, die ein Fach mit seinen Grundbegriffen, Argumentations- und Deutungsmustern im beständigen Austausch mit der gesellschaftlichen Deutungs- und Weltbildproduktion halten.“⁴⁸⁰ Als Quellengrundlage dienen publizierte Texte mit weiter Adressierung aus den jeweiligen fachgeschichtlichen Perioden. Drei analytische Fokussierungen der Redeweisen greifen zur Bestimmung von resonanzkalkulatorisch verfertigtem Sprachmaterial ineinander. Ins Verhältnis gesetzt werden sollen die genuin esoterisch-fachsprachlichen Elemente mit den so genannten Scharnierbegriffen und der Basissemantik. Die Scharnierbegriffe bezeichnen die Redeweisen der Wissenschaft, deren Wirkungen sowohl auf das wissenschaftliche Feld als auch auf die Erzeugung von Resonanzeffekten in der öffentlichen Sphäre abzielen. Die Bedingungen für die Resonanz werden von der Basissemantik bestimmt, in der die Wert-, Ideologie- und Identifikationsideen eines politischen Systems aufgehoben sind. Aus dem Zusammenspiel der verschiedenen Semantiken ergibt sich eine praxistheoretische Perspektivierung des wissenschaftlichen Feldes: „Es geht um die Rolle der akademischen Eliten in ihrem professionellen Feld, um ihre an fachspezifischen Redeweisen ablesbaren Praxen [...]“⁴⁸¹ Die Richtung der Analysen, die im Umfeld dieses Forschungsansatzes entstanden sind, wird nicht primär und notwendig durch die Erwartung nachweisbarer semantischer Umbrüche präfiguriert. Gerade die Momente, in denen die Beharrungskraft einer fachlichen Eigenlogik den Resonanzversprechen politischer Systeme standhält, sind für eine Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft interessant.

Die „Semantischen Umbauten“ haben ihrerseits für intensive Resonanz in der Fachgeschichte gesorgt. Die auf rhetorische Strukturen und Produktionsweisen wissenschaftlicher Kommunikation gerichteten Bemühungen einer Synthese internaler und externaler Deutungsmuster integriert eine ganze Reihe von Konzepten aus dem Umfeld der Wissenschaftsforschung. Miteinander verbunden werden Ansätze der modernen Wissenschaftssoziologie, Ludwik Flecks Programm des Denkstils und Denkkollektivs sowie Bourdieus Theorie des Feldes.⁴⁸² Ergänzt wurde das Erklärungsmodell in den vergangenen Jahren durch zahlreiche Fallstudien zu signifikanten Umbauprozessen, in denen auch das begriffliche Inventar weiterentwickelt wurde.⁴⁸³ Die Auswertung der vorliegenden Forschung wie

⁴⁸⁰ Ebd., S. 17.

⁴⁸¹ Ebd.

⁴⁸² Vgl. Bourdieu: *Die Regeln der Kunst*, a.a.O.; ders.: *Vom Gebrauch der Wissenschaft*, a.a.O.

⁴⁸³ Vgl. Jens Saadhoff: *Germanistik der DDR. Literaturwissenschaft zwischen „gesellschaftlichem Auftrag“ und disziplinärer Eigenlogik*, Heidelberg 2007; Gerhard Kaiser: *Zwischen Eigensinn und Resonanz. An-*

auch die konzeptionelle Anlage des Ausgangsprogramms bei Bollenbeck und Knobloch lässt zwei wesentliche Begrenzungen der Reichweite des Programms erkennen. Zum einen beschränken sich die meisten Fallstudien auf den Zusammenhang von Fachgeschichte und politischer Geschichte. Zweifellos stellt diese Relationierung eine der wichtigsten Determinanten der wissenschaftlichen Redeweisen dar. Es bleibt jedoch zu fragen, ob es neben diesen Resonanzfaktoren nicht noch weitere kreative, künstlerische oder kultureller Deutungsmuster gibt, die gleichermaßen Anteil an der Strukturierung der fachlichen Kommunikation haben. Die Gewichtung von fachlicher Logik und politischer Determinierung wäre somit im Einzelfall auf solche blinden Flecken zu prüfen. Ein zweiter, die analytische Reichweite begrenzender Faktor ist die Fokussierung von elitärer Kommunikation. Die Studien orientieren sich zumeist an bedeutenden Fachvertretern und ihrer Stellung zum jeweiligen hegemonialen politischen System. Diese Entscheidung für ausgewählte Vertreter des Fachs hat in heuristischer Hinsicht durchaus ihre Berechtigung. Ob sich damit aber auch ein Wissen zur Aktualisierung des disziplinären Eigensinns in der ‚Lebenswelt‘ der Literaturwissenschaft erlangen lässt, ist zumindest fraglich. Der Ansatz, wie er von Bollenbeck und Knobloch entworfen wurde, lässt aber Spielräume zur Modifizierung. Die Studien zu den semantischen Umbauten stellen eine Form der textbasierten Wissenschaftsforschung dar, die auch über die Grenzen der Germanistik hinaus als attraktives Methodenangebot zur wissenschaftssoziologischen Geschichtsschreibung wahrgenommen wird.⁴⁸⁴

5.6.8 Praxeologie der Literaturwissenschaft

In einem ersten Entwurf, der den Stand eines an der Forschungsstelle ‚Historische Epistemologie und Hermeneutik‘ der Humboldt-Universität Berlin angesiedelten Projekts dokumentiert, haben Steffen Martus und Carlos Spoerhase Perspektiven einer literaturwissenschaftlichen Praxeologie aufgezeigt.⁴⁸⁵ Der praxistheoretische Ansatz ist motiviert, so die Argumentation der Autoren, durch die bislang signifikante Privilegierung des Regelwissens gegenüber dem Anwendungswissen. Gerade die mehr oder weniger routiniert ablaufenden Prozesse und Handlungen zeichnen die Wissenskultur der Literaturwissenschaft aber in signifikanter Weise aus: „... es sind genau diese Praxisformen des Textumgangs, der Begriffsbildung, der Themenfindung, der Wissensordnung, der Validierung und Darstellung

merkungen zum literaturwissenschaftlichen Feld am Beispiel der ‚Rasse‘-Semantik zwischen 1933 und 1945, in: ders. und Matthias Krell (Hg.): *Zwischen Resonanz und Eigensinn. Studien zur Geschichte der Sprach- und Literaturwissenschaft im 20. Jahrhundert*, Heidelberg 2005, S. 1-33; ders.: *Grenzverwirrungen. Literaturwissenschaft im Nationalsozialismus*, Berlin 2008; ders.: *Der ‚Weg um die Kugel‘. Clemens Lugowskis semantischer Umbau vom ‚mythischen Analogon‘ zur ‚deutschen Wirklichkeit‘*, in: *Journal for Literary Theory* 3/1 (2009), S. 73-102; Rosenberg: *Die Semantik der ‚Szientifizierung‘*, a.a.O.

⁴⁸⁴ Vgl. zum Beispiel Gabriele Mante: *Die deutschsprachige prähistorische Archäologie. Eine Ideengeschichte im Zeichen von Wissenschaft, Politik und europäischen Werten*, Münster 2007, S. 122f.

⁴⁸⁵ Vgl. Steffen Martus und Carlos Spoerhase: *Praxeologie der Literaturwissenschaft*, in: *Geschichte der Germanistik* 35/36 (2009), S. 89-96.

von Wissensansprüchen, die den literaturwissenschaftlichen Disziplinen ihr spezifisches Gepräge verleihen“.⁴⁸⁶ Der Blick auf die Praktiken einer Wissenskultur⁴⁸⁷ kommt dem Programm der Lebenswelt, wie es von Brenner vertreten wird, recht nahe. Auch hier geht es vor allem um die Handlungen, die sich im Umkreis etablierten Wissens und stabilisierter Strukturen abspielen. Wie sich Sozialisationsprozesse innerhalb des Fachs vollziehen, soll an den Routinepraktiken ablesbar sein. Der beachtliche Gewinn dieser Perspektive besteht zunächst in der Sichtbarmachung von Bereichen, die in der Selbstreflexion der Literaturwissenschaft häufig vernachlässigt werden. Einer dieser Bereiche ist zweifellos die akademische Lehre.⁴⁸⁸ Darüber, wie in der Literaturwissenschaft gelernt und gelehrt wird, weiß man nach wie vor so gut wie nichts.⁴⁸⁹ Hinweise auf ein implizites Lehr-Verständnis der Literaturwissenschaft verspricht unter anderem eine genauere Untersuchung der Bildungsmedien des Fachs. Prominent sind in diesem Zusammenhang die Lehrbücher und Einführungen, die in periodisch wiederkehrenden Konjunkturen in großer Zahl erscheinen. Erste Auseinandersetzungen mit den Lehrbüchern jüngerer Datums haben darauf hingewiesen, dass den Bildungsmedien innerhalb der Wissenskultur der Literaturwissenschaft eine größere Bedeutung zukommt als bislang vermutet.⁴⁹⁰ Ihre Funktion beschränkt sich keinesfalls auf den Einsatz in der Lehre:

Bei Darstellungen zu neuen Themen lässt dagegen insbesondere die Dynamik der un abgeschlossenen Verhandlungen über den Gegenstand einen Gestus der Vorläufigkeit zu [...]. Disziplinübergreifende Inhalte, die sich unter Schlagworten wie ‚gender‘, ‚media‘ oder ‚theory‘ rubrizieren lassen, sind im Medium der Einführung deshalb offenbar am besten aufgehoben. Die Anlage der Einführungen verdeutlicht in solchen Fällen, dass ein vorläufiger Wissensstand mitgeteilt wird, der noch nicht endgültig festgeschrieben ist. Einführungen, so könnte man formulieren, sind in dieser Hinsicht mittlerweile ein wichtiges Medium, um über neue Ent-

⁴⁸⁶ Ebd., S. 90.

⁴⁸⁷ Vgl. Marie Antoinette Glaser: *Grenz-Lektüren – zu den kulturellen Praktiken der Literaturwissenschaft*, in: Markus Arnold und Gert Dressel (Hg.): *Wissenskulturen – Experimentalkulturen – Gelehrtenkulturen*, Wien 2004, S. 102-114.

⁴⁸⁸ Vgl. den hervorragenden aktuellen Beitrag zum Thema von Holger Dainat: *Hochschullehre*, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, a.a.O., Bd. 3, S. 199-209.

⁴⁸⁹ Zwar kommt durch die Aufwertung der Hochschuldidaktik in der Literaturwissenschaft langsam Licht in das Dunkel des Bereichs Lehre. Zumeist handelt es sich bei den aktuellen Beiträgen zum literaturwissenschaftlichen Unterricht jedoch um präskriptive Vorschläge, die kaum Informationen zu den eingeschliffenen Lehrformen vermitteln. Vgl. Dorothee Birke, Stella Butter und Monika Sproll (Hg.): *Literaturwissenschaftliche Lehr-Stücke: Konzepte und Anwendungsbeispiele für die Hochschuldidaktik*, Gießen 2008; Susanne Hochreiter / Ursula Klingeböck (Hg.): *Literatur, Lehren, Lernen. Hochschuldidaktik und germanistische Literaturwissenschaft*, Wien 2006; Ulrike Eberhardt (Hg.): *Neue Impulse in der Hochschuldidaktik. Sprach- und Literaturwissenschaften*, Wiesbaden 2010.

⁴⁹⁰ Vgl. Jörg Schönert: „Einführung in die Literaturwissenschaft“. *Zur Geschichte eines Publikationstypus der letzten 50 Jahre*, in: *Jahrbuch für ungarische Germanistik* (2001), S. 63-72; Claudius Sittig und Jan Standke: *Lehren aus der Konjunktur. Beobachtungen zur aktuellen Lehrbuchkultur in der germanistischen Literaturwissenschaft*, in: literaturkritik.de [7 / Juli 2010 Schwerpunkt: *Einführungen in die Literatur- und Sprachwissenschaft*]

wicklungen und aktuelle Trends zu informieren. Insofern übernehmen sie zunehmend die Funktion der traditionellen Forschungsberichte.⁴⁹¹

Im Vergleich zu den bisher vorgestellten Positionen, ist die Skizze einer Praxeologie der Literaturwissenschaft, wie Martus und Spoerhase sie vorglegt haben – besonders was die theoretischen Referenzen betrifft –, am dichtesten an der Wissenschaftsforschung aktuellen Zuschnitts situiert. Unklar bleibt aber, wie die Informationen zur Wissenskultur der Literaturwissenschaft im konkreten Fall zu ermitteln sind. Die Basis, auf der die Praxeologie als Forschungsprogramm errichtet wird, erfordert letztlich eine Beobachtung der empirischen Lehr- und Lernpraxis. Will man Sozialisationsprozesse untersuchen, so ist man entweder auf Texte angewiesen, in denen Individuen ihre Sozialisationserfahrungen thematisieren. Das tun Studierende und Lehrende in aller Regel nicht. Bleibt man bei dieser Variante, kommt man nicht umhin, den Ansatz einer Elitensoziologie fortzuschreiben. Daten zu den routinierten Handlungsabläufen in der akademischen Lebenswelt der Literaturwissenschaft sind auf diese Weise jedenfalls nicht zu gewinnen. Was dann noch bleibt, sind die Verfahren der Sozialforschung, die teilnehmende Beobachtung etwa, wie Knorr Cetina sie in ihren Laborstudien durchgeführt hat. Da Spoerhase und Martus an dieser Stelle unentschlossen bleiben – sich also weder einer spezifischen Textbasis verpflichten noch einen empirischen Ansatz vorschlagen – kann die Reichweite der Praxeologie bislang nicht beurteilt werden.

5.6.9 Literaturwissenschaft als Wissenschaftskultur

Den Versuch einer empirischen Untersuchung der literaturwissenschaftlichen Wissenschaftskultur hat Marie Antoinette Glaser unternommen. In ihrer Dissertationsschrift wertet sie die Ergebnisse teilnehmender Beobachtungen und leitfadengestützter Interviews aus, die in einem Einführungsmodul im Kontext des literaturwissenschaftlichen Grundstudiums an der Universität Wien durchgeführt wurden.⁴⁹² Der theoretische Rahmen der Untersuchung setzt sich zusammen aus sozialkonstruktivistischen Modellen wissenschaftssoziologischer Provenienz. Das Habitus-Konzept Bourdieus und das der Wissenskultur Knorr-Cetinas bilden die Eckpunkte des Untersuchungsdesigns. Ähnlich wie Spoerhase und Martus zielt auch Glaser darauf ab, die Konturen der literaturwissenschaftlichen Wissenschaftskultur mittels einer Ethnografie des Feldes zu profilieren. Beobachtungsgegenstand sind die Handlungsvollzüge und Rituale der Literaturwissenschaft, die Rückschlüsse auf habituelle Strukturen und sozialisierende Prozesse erlauben:

[Es geht um, J.S.] die Praktiken der Herstellung und Argumentation von Wissen, die impliziten und expliziten Normen und Regeln, die sie unhinterfragt anerkennen, die Muster der

⁴⁹¹ Ebd.

⁴⁹² Marie Antoinette Glaser: *Literaturwissenschaft als Wissenschaftskultur. Zu den Praktiken, Mechanismen und Prinzipien einer Disziplin*, Hamburg 2005.

Kommunikation innerhalb der Disziplin und mit ihrem Außen, ebenso wie die Selbstbilder und Vorurteile gegenüber anderen Disziplinen, nicht zuletzt die Abgrenzungsmechanismen.⁴⁹³

Die konkreten Beobachtungen der Arbeitsformen wurden im Verbund mit Wissenschaftlern anderer Disziplinen durchgeführt. Glaser kooperierte für ihre Ethnografie des literaturwissenschaftlichen Feldes unter anderem mit Naturwissenschaftlern, die den Akt der Distanzierung und Verfremdung des Blicks auf die eigene Fachkultur unterstützen sollen. Einen Aspekt, der den literaturwissenschaftlichen Habitus in zentraler Weise prägt, erkennt Glaser im Bewusstsein einer professionellen Autorität in Sachen texthermeneutischer Verstehensakte, die sich in der Form spezifischer Wertmuster bereits in der Verständigung über Lektüreeergebnisse in Einführungsveranstaltungen nachverfolgen lässt.

Interpretationen von Texten aus dem kulturellen Archiv erfolgen noch immer größtenteils nach dem hermeneutischen Paradigma, und lassen so eine Vielzahl paralleler Ansätze der Auslegung bestehen. Die Grundlage für die wissenschaftliche Lesepraxis bildet der prinzipielle Ausschluss von alternativen laienhaften Lektürewesen. Von diesen unterscheidet sie die habitualisierte Nahbeziehung zum Gegenstand Text und die gleichzeitige Einhaltung der Normen emotionaler Distanzierung zum Leseinhalt.⁴⁹⁴

Die Vermittlung dieser Grundregeln des literaturwissenschaftlichen Lesens erfolgt nicht ausschließlich in expliziter Weise, sondern zu einem nicht unwesentlichen Teil in der Form einer diskreten Sozialisation der Studierenden. Dass genaues, mehrmaliges und verlangsamtes Lesen die adäquate Form der Texterschließung darstellt, soll zum impliziten Wissen, zur nicht hinterfragbaren Überzeugung des Literaturwissenschaftlers werden. Anhand der Lehrveranstaltungsbeobachtungen und der Interviews konnte Glaser zeigen, dass diese Grundsätze die wissenschaftskulturelle Selbstsicht der dominierenden Akteure massiv prägen und dass die Studierenden diese Wertvorstellung schnell inkorporieren. Dass die habitualisierte Einschwörung auf die Bedeutungsgehalte von kleinsten Textdetails durch die Explikation von Regelwissen nicht ersetzt werden kann, zeigt sich auch an durchaus skurrilen Szenen. Nachdem in einer von Glaser beobachteten Vorlesung ein vergrößerter Abstand zwischen zwei Verszeilen eines Gedichts zunächst umständliche Deutungsversuche provozierte, war die Ernüchterung über den habituellen Zwang zur Bedeutungszuweisung groß, als der Dozent eingestehen musste, dass es sich hier um einen Fehler handele: „Der Abstand zwischen den zwei Zeilen hat nichts zu bedeuten, der ist beim Kopieren entstanden.“⁴⁹⁵

Glaser veranschaulicht, wie Teilbereiche des Fachs durch einen ethnografischen Blick als Doppelstruktur von explizitem Regelwissen und Sozialisation objektiviert werden können. Der Bezugsbereich der Beobachtung kann durchaus als repräsentativ für die Lebenswelt der Literaturwissenschaft gelten. Eine Fokussierung allein auf elitäre Träger eines

⁴⁹³ Ebd., S. 168.

⁴⁹⁴ Ebd., S. 170.

⁴⁹⁵ Ebd., S. 123.

fachlichen Habitus wird zugunsten einer Sicht auf das breite Sozialisierungsterrain des Grundstudiums vermieden. Das spezifische Bündel von unhinterfragten Wert- und Normvorstellungen macht die Differenz aus, die die literaturwissenschaftlichen Praktiken von den Handlungszusammenhängen anderer Textwissenschaften abgrenzt. Nochmals deutlicher treten die Unterschiede zwischen Wissenschaftskulturen hervor, wenn die Vergleichsebene verschoben und die Praktiken der Geistes- und Naturwissenschaften miteinander konfrontiert werden. Die Ergebnisse der Untersuchung sind freilich nur von sehr begrenzter Reichweite. Das gehört zu der Eigenart von Beobachtungen, die nach dem Muster der Laborstudien organisiert sind. Deshalb sollte das strukturelle Problem auch nicht als Einwand gegen Glasers Arbeit formuliert werden. Problematischer hingegen ist, dass sie die Ausbildungsbedingungen des literaturwissenschaftlichen Habitus ausschließlich auf die Eigenlogik des Fachs zurückführt. Zwar streut sie gelegentlich Hinweise auf die externen Resonanzbedingungen literaturwissenschaftlicher Praktiken in ihre Darstellung ein. Die konkrete Besichtigung der Lebenswelt verzichtet dann aber auf die Relationierung interner und externer Bedingungen. Die Vergleichsperspektive schließt lediglich den Blick auf die internen Konstellationen anderer Wissenschaftskulturen ein. Diese Begrenzung hat ihr heuristisches Recht. Damit handelt sich Glaser jedoch ähnliche Probleme ein, wie schon Latour im Rahmen seiner Laborstudien.

Sozialwissenschaftliche Beobachtungsverfahren sind in der Literaturwissenschaft bisher kaum etabliert. Glasers Studie zeigt daher Richtungen auf, die eine empirische Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft verfolgen sollte, wenn sie genauere Einsichten zu den Lehr- und Lernprozessen, den Stabilisierungsmechanismen der fachlichen Identität, den impliziten Abgrenzungsverfahren zu anderen Wissenschaftskulturen, den inneren Grenzziehungen und Hierarchien oder auch den geschlechtsspezifischen Konstellationen des Fachs gewinnen möchte. Die Trennung internalistischer und externalistischer Perspektiven, die Glaser vorschlägt, bedeutet jedoch einen Rückschritt hinter Konzepte wie das der ‚semantischen Umbauten‘. Sollen die Ergebnisse der angewandten Wissenschaftsforschung, wie es vielfach gefordert wird, im Rahmen der Selbstreflexion des Fachs auch der Planung und Steuerung dienen, muss diese Differenzierung überdacht werden. Glasers Studie ist der bislang avancierteste Syntheseversuch theoretischer und methodischer Impulse der internationalen Wissenschaftsforschung im literaturwissenschaftlichen Kontext. Die Möglichkeiten und Grenzen des Programms bieten einen wichtigen Ansatzpunkt, um eine weiterführende Diskussion wissenschaftssoziologischer Ansätze in der Literaturwissenschaft anzustoßen.

5.7 Lebensweltforschung

Wissenschaftsforschung, sowohl als Disziplin wie auch als interdisziplinärer Diskussionszusammenhang, bietet unterschiedliche Verfahren zur Beobachtung von Wissenschaft. So sehr sich die jeweiligen Angebote auch unterscheiden mögen, sie basieren auf derselben Voraussetzung: Wissenschaft gewinnt ihr besonderes Profil durch die Eigenart der von ihren Akteuren vollzogenen Praxiszusammenhänge. Die praxistheoretische Wende stellt den Analysefokus von der Erschließung wissenschaftlicher Ideen und Theorien im Sinne abstrakter Phänomene auf die Beobachtung von sozialen Handlungsvollzügen und Kommunikationsprozessen um. Nicht mehr das Wissen selbst ist für die Wissenschaftsforschung von Interesse, sondern die Sequenz von Praktiken der Konstruktion, Kommunikation, Beglaubigung oder Verwerfung. Zu fragen ist nach den impliziten Regeln und Normen, die in den Prozessen regulativ wirksam sind und auf diese Weise eine stabile Strukturierung des Feldes garantieren. Solche Regeln sind in Lehrbüchern nicht enthalten. Sie müssen durch Sozialisation angeeignet und verinnerlicht werden. Die Disziplin wird als soziales Feld, als Handlungs- und Kommunikationsraum begriffen. In ihm unterscheidet die Beherrschung der richtigen Regeln über Zugang zum Feld, Positionierung und Kapital.

Die Literaturwissenschaft hat bisher verschiedene Versuche unternommen, die Methoden der Wissenschaftsforschung auf ihre genuinen Problembereiche anzuwenden. Die Ergebnisse fallen unterschiedlich aus. In der Reichweite sind sie gleichermaßen begrenzt. Die Einschränkungen resultieren entweder aus der Konzentration auf Praxisepisoden elitärer Wissenschaftlerkollektive oder -individuen, der Fokussierung auf ausschließlich interne Prozesse, unzureichender methodischer Operationalisierung oder der Dominanz fachhistoriographischer Deutungsmuster. Alle Vorarbeiten stellen jedoch auf jeweils spezifische Weise die Lebenswelt des Fachs in den Mittelpunkt und zielen somit auf die Wirklichkeit der Disziplin, die Sphäre, in der die kognitiven Komplexe gleichsam ihre soziale Energie entfalten. Dass sich in absehbarer Zeit eine ethnographische Forschung etablieren wird, die die Arbeitsweisen und Handlungsräume der Literaturwissenschaft ähnlich differenziert beobachtet und beschreibt, wie dies im Rahmen der ‚Laborstudien‘ im Feld der Natur- und Technikwissenschaften der Fall ist, darf aus verschiedenen Gründen zunächst noch bezweifelt werden. Das Fach setzt der Wissenschaftsforschung spezifische Widerstände entgegen. Diese Blockierungen werden in den Modellstudien zur Praxisdimension der Literaturwissenschaft nicht durchgehend deutlich genug herausgestellt. Die historische Identität und die besonderen Regeln einer textwissenschaftlichen Disziplin erfordern eine Modifizierung der wissenschaftsreflexiven Forschungsprogramme. Indem die Widerstände hervorgehoben werden, ergibt sich zugleich ein fachkulturelles Porträt der Literaturwissenschaft.

5.8 Widerstände der Wissenschaftskultur ‚Literaturwissenschaft‘

5.8.1 Beobachtungsprobleme

Der Umstand, dass sich diese Perspektiven der Wissenschaftsforschung trotz ihres interdisziplinären Erfolgs in der Literaturwissenschaft noch nicht durchsetzen konnten, deutet auf die Widerstände hin, die sich aus den Spezifika einer textwissenschaftlichen Fachkultur ergeben. Gegen die Chancen, die mit der Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft für die Analyse des wissenschaftlichen Feldes verbunden sind, sollen nun zunächst einige Einwände geltend gemacht werden.

Für die Distanz der Literaturwissenschaft und anderer geisteswissenschaftlicher Fächer zu den Verfahren sozialwissenschaftlicher Selbstthematization und ethnographischer Fremdbeschreibung gibt es verschiedene Gründe und Ursachen. Zunächst einmal lassen sich Literaturwissenschaftler bei der Produktion von Wissen – gegen die Argumentation Brenners gewendet – relativ ‚schlecht‘ beobachten. Ihr bevorzugter Arbeitsplatz ist der Schreibtisch, die Bibliothek, das Archiv. Dort arbeiten sie allein oder in Kleingruppen, meist in Stille und Zurückgezogenheit, ohne den Einsatz von komplizierten Apparaturen und Hilfsmitteln. Die komplexen Hybride aus Mensch und Maschine, für die sich zum Beispiel Bruno Latour und Donna Haraway⁴⁹⁶ so sehr interessieren, kommen in der Lebenswelt der Literaturwissenschaftler, wenn man von der Mensch-Computer-Interaktion einmal absieht, nicht vor.⁴⁹⁷ Die epistemische Kultur der Geisteswissenschaften, die ohne komplizierte Technologien operiert, wird von den Kritikern und strengen Reformbefürwortern aufgrund der Technologievergessenheit belächelt und gescholten. Bestenfalls stellt man die Literaturwissenschaftler noch unter ‚Artenschutz‘:

Es ist klar, dass Untersuchungen der Jambentechnik von Rudolf Borchardt oder die Edition der Werke Leonard Nelsons niemals eine größere Leserschaft erreichen werden und sich Germanisten und Philosophen schwer damit tun, in Teams und Verbänden zu arbeiten. Die Geistes- und Kulturwissenschaft leben eben auch von der Einzelforschung, von schrulligen Themen und eigensinnigen Ansätzen. Dort muss man ihnen ihre Langsamkeit und Pedanterie lassen, ihnen wirklichkeitsentlastete Reservate zur Verfügung stellen, in denen sie ihren Stu-

⁴⁹⁶ Vgl. Haraway: *Die Neuerfindung der Natur*, a.a.O.

⁴⁹⁷ Der Bereich der Computer-Philologie wäre von dieser Diagnose zunächst auszunehmen. Auch ist zu beobachten, dass sich die Literaturwissenschaft verstärkt mit dem Phänomen Hypertext beschäftigt. Diese Arbeitsfelder sind jedoch bislang noch randständig und prägen nicht das allgemeine Profil der Literaturwissenschaft. Es ist abzusehen, dass diese Aspekte zukünftig stärkere Berücksichtigung finden. Vgl. aber hierzu: Harro Segeberg und Simone Winko (Hg.): *Digitalität und Literalität. Zur Zukunft der Literatur*, München 2005, sowie das von Georg Braungart, Peter Gendolla und Fotis Jannidis herausgegebene *Jahrbuch für Computerphilologie*. Die Deutschdidaktik hat sich gegenüber der Literaturwissenschaft bereits einen über die historische Perspektivierung bzw. systematisch-medienphilosophische Diskussion hinausweisenden Reflexionsvorsprung erarbeitet, vgl. Volker Frederick, Axel Krommer und Klaus Maiwald: *Mediendidaktik Deutsch. Eine Einführung*, Berlin 2008.

dien nachgehen, deren Ergebnisse deshalb auch nicht mit den gleichen Kriterien evaluiert werden können, wie sie für die Natur- oder Technikwissenschaften gelten.⁴⁹⁸

Obwohl die Arbeitsweisen der Literaturwissenschaftler die Beobachtung faktisch eigentlich erleichtern sollten, das Beobachtungsobjekt rührt sich schließlich kaum von der Stelle, spielt sich das, wofür sich die Beobachtenden interessieren, doch gerade in einem Bereich ab, der sich schlechterdings nicht sichtbar machen lässt – im Kortex des Literaturwissenschaftlers. Im Regelfall wird die Forschung individuell geleistet, die Texte in Einsamkeit produziert. Dass man es hierbei keinesfalls mit einem kognitiven Sonderfall zu tun hat, der eine Differenzierung von geistes- und naturwissenschaftlichen Erkenntnisweisen allein schon anhand der kognitiven Dimension der Forschung erlaubt, muss wohl kaum gesondert begründet werden. Prominente Vertreter der Literaturwissenschaft machen aber auch selbst auf kognitive Besonderheiten aufmerksam, um die eigenen Denk- und Arbeitsweisen zu charakterisieren und gegenüber anderen Wissenschaftskulturen abzugrenzen. Hans Ulrich Gumbrecht hat kürzlich den Begriff der ‚Kontemplation‘ akzentuiert und darauf hingewiesen, dass diese Form des ‚langsamen Denkens‘ ein den Geisteswissenschaften entsprechendes kognitives Verfahren sei, dem gerade in Phasen der Krise mehr Gewicht zukommen sollte. Die geisteswissenschaftlichen Institute müssten ‚Reflexionsinseln‘ bilden und bereitstellen, die Raum bieten, um riskant und ohne normierende Einschränkungen, seien es ethische oder effizienzbasierte, denken zu können.⁴⁹⁹ Man mag darüber streiten, und die Kritiker der Geisteswissenschaften würden wohl in diese Richtung argumentieren, ob sich hinter dem Wechsel in den semantischen Bereich der Mystik mehr verbirgt als eine Strategie der Selbstnobilitierung. In jedem Fall deutet Gumbrechts Vorschlag daraufhin, und dies mit Recht, dass das Denken in den Geisteswissenschaften durch objektivierende Verfahren nur unzureichend zu erfassen ist. Selbstverständlich lassen sich Literaturwissenschaftler in dialogischeren Situationen beobachten. Sie kommen mit Kollegen ins Gespräch oder geraten in Diskussion über ihre Forschungen. Die Arbeitsteilungen und Strukturen in den Institutionen der Literaturwissenschaft lassen sich ebenfalls untersuchen. Ob Tagungen, Kongresse oder Workshops bzw. die Arbeit im Senat oder Institutsrat letztlich die ‚alltägliche‘ epistemische Lebenswelt der Literaturwissenschaft repräsentieren, ist aber zumindest fraglich. Die routinierten Praktiken des Lehrens wären hier schon nicht mehr miterfasst. Den ‚Laborstudien‘ geht es schließlich vielmehr um die Sozialität des Forschungsprozesses selbst. Die Erzeugung von wissenschaftlichen Fakten und die Praktiken

⁴⁹⁸ Ludger Heidbrink und Harald Welzer: *Das Ende der Bescheidenheit*, in: dies. (Hg.): *Das Ende der Bescheidenheit. Zur Verbesserung der Geistes- und Kulturwissenschaften*, a.a.O., S. 8-16, S. 11.

⁴⁹⁹ Vorgestellt hat Hans-Ulrich Gumbrecht die Überlegungen zur Kontemplation der Geisteswissenschaften in einem Vortrag mit dem Titel „Warum soll man die Geisteswissenschaften reformieren? Eine (etwas) amerikanische Frage“, der am 08.06.2010 an der Universität Osnabrück stattfand. Substantieller sind die Reflexionen zum Verhältnis von Kontemplation und Studium im weiteren Sinn, die Carolin Duttlinger mit Blick auf Walter Benjamin vorlegt: *Studium, Aufmerksamkeit, Gebet. Walter Benjamin und die Kontemplation*, in: Daniel Weidner (Hg.): *Profanes Leben. Walter Benjamins Dialektik der Säkularisierung*, Frankfurt a.M. 2010, S. 95-120.

der Beglaubigung und Anerkennung der Faktizität der Erkenntnisse stehen dabei im Vordergrund. Und in diesem Aspekt unterscheiden sich die Prozesse geistes- und naturwissenschaftlicher Forschung deutlich voneinander. Nachweisen lassen sich die Differenzen am einfachsten, wenn man zunächst die ‚materiale‘ Seite der Forschung besichtigt.

Bereits die Unterschiede in der Präsentation und Vermittlung von Forschungsergebnissen – es ist davon auszugehen, dass diesen Aspekten eine wichtige Funktion im Prozess der Durchsetzung von Wissen zukommt – fallen beachtlich aus. Die Darstellungs- und Verbreitungsmedien, von denen die Naturwissenschaften und in einem gewissen Maß auch Teile der empirisch verfahrenen Bereiche der Sozialwissenschaften Gebrauch machen, werden zwar auch in den Geisteswissenschaften genutzt. Letztlich dominieren in den Naturwissenschaften aber Darstellungsformen, die eine schnelle Zirkulation und internationale Verbreitung von Forschungsergebnissen gewährleisten und die insofern einen entscheidenden Einfluss auf die Formaspekte der Ergebnispräsentation ausüben. Literaturwissenschaftler sind an die Präsentationen ihrer Forschungsergebnisse in knappen Papers oder Artikeln nicht gewöhnt. Der stilistische Anspruch, der bei der Vermittlung der geisteswissenschaftlichen Forschung verfolgt wird, macht längere Texte ebenso unvermeidbar wie die forschungslogische Notwendigkeit, gleichermaßen umfangreiche Vorarbeiten zunächst vorzustellen, auszuwerten und mit den eigenen Fragestellungen und Ergebnissen zu verknüpfen. Die Kausalitäten, mit denen sich die naturwissenschaftliche Forschung hauptsächlich beschäftigt,⁵⁰⁰ machen eine ausführliche Explizierung des epistemischen Kontextes häufig überflüssig, da die Teilnehmer der wissenschaftlichen Kommunikation in der Regel über ähnliche Basiskenntnisse verfügen und sich die Forschung trotz höchster Spezialisierung meist auf eindeutige und für die Akteure des wissenschaftlichen Feldes nachvollziehbare Zusammenhänge zurückführen lassen. Außerdem ist es häufig möglich, die Kontexte der naturwissenschaftlichen Forschung in einer ökonomischen Formelsprache zu kommunizieren, wodurch die Gestaltung der sprachlichen Anteile der Forschungstexte dementsprechend Maßgaben von Knappheit und Klarheit folgen.

Der Erfolg literaturwissenschaftlicher Forschungsarbeiten hängt in bedeutsamer Weise von der sprachlichen Inszenierung der Ergebnisse ab. Spielt der ‚Stil‘ in den ästhetisch-textwissenschaftlichen Disziplinen also auch auf der Ebene der Sekundärtextproduktion eine entscheidende Rolle, so können die Naturwissenschaftler darauf problemlos verzich-

⁵⁰⁰ Vgl. zu den Differenzen zwischen geistes- und naturwissenschaftlicher Forschung und Erkenntnis, die sich aus dem Prinzip der ‚Kausalität‘ ergeben: Michael Esfeld und Christian Sachse: *Kausale Struktur. Einheit und Vielfalt in der Natur und den Naturwissenschaften*, Frankfurt a.M. 2010. Vgl. in diesem Zusammenhang auch die vergleichenden Beobachtungen zum Methodenbegriff in geistes- und naturwissenschaftlichen Kontexten, Lutz Danneberg: *Methodologien. Struktur, Aufbau und Evaluation*, Berlin 1989; zu Differenzen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften im Rahmen von Beschreibungskonzepten informieren die Beiträge in Rüdiger Inhetveen (Hg.): *Betrachten, Beobachten, Beschreiben. Beschreibungen in Kultur- und Naturwissenschaften*, München 1996; disziplinexterne Perspektiven auf literaturwissenschaftliche Verfahren und Gegenstände finden sich in Uta Klein, Katja Mellmann und Steffanie Metzger (Hg.): *Heuristiken der Literaturwissenschaft: disziplinexterne Perspektiven auf Literatur*, Paderborn 2006.

ten. Die Naturwissenschaften scheinen demnach in doppelter Hinsicht von Problemen der Sprachlichkeit entlastet zu sein: Indem die Argumentationen, die in naturwissenschaftlichen Forschungstexten entwickelt werden, sich auf Kausalitäten richten, ist der Bedarf an sprachlich-kontextueller Rahmung geringer. Der Anteil der Sprache an der Konstitution des Gegenstandes der Forschung differiert signifikant von den Anforderungen in den Geisteswissenschaften. Weil sich vor allem in den naturwissenschaftlichen Fächern mittlerweile nahezu flächendeckend Englisch als Publikations- und Kommunikationssprache durchgesetzt hat, gewinnt eine pragmatische Sprachverwendung zusätzlich an Gewicht.⁵⁰¹

⁵⁰¹ Mit dieser Beobachtung soll nicht zum Ausdruck gebracht werden, dass nicht auch gerade Naturwissenschaftler immer wieder sprachlich Beeindruckendes produzieren. Gerade im Bereich der populärwissenschaftlichen Vermittlung naturwissenschaftlicher Forschung kommt dem kommunikativen Stil große Bedeutung zu. Vgl. zum geisteswissenschaftlichen Stil exemplarisch: Manfred Frank: *Stil in der Philosophie*, Stuttgart 1992; in wissenschaftsgeschichtlicher Sicht aufschlussreich sind die Beiträge in *Stile, Schule, Disziplin*, a.a.O.; zu den Publikationskulturen der Geistes- und Naturwissenschaften vgl. Winfried Thielmann: *Wissenschaftliche Publikationskulturen und Texttypen*, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, Bd. 3: *Institutionen und Praxisfelder*, S. 295-302; Lutz Danneberg: *Darstellungsformen in Geistes- und Naturwissenschaften*, in: *Geist, Geld und Wissenschaft*, a.a.O., S. 99-141; Lutz Danneberg und Jürg Niederhauser (Hg.): *Darstellungsformen der Wissenschaften im Kontrast. Aspekte der Methodik, Theorie und Empirie*, Tübingen 1998; darin vor allem, dies.: „... dass die Papierersparnis gänzlich zurücktrete gegenüber der schönen Form.“ *Darstellungsformen der Wissenschaften im Wandel der Zeit und im Zugriff verschiedener Disziplinen*, S. 23-103; zur Literaturgeschichtsschreibung vgl. Jörg Schönert: *Darstellungsformen der Literaturgeschichtsschreibung: Untersuchungen am Beispiel von drei Einzelbänden zur Geschichte der deutschen Literatur aus den 70er und 80er Jahren*, S. 509-515; mit Blick auf das Erkenntnisinteresse der Wissenschaftsforschung interessant, aber auch hier wieder historisch fokussiert, Klaus Weimar: *Sozialverhalten in literaturwissenschaftlichen Texten. Max Kommerells „Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik“ als Beispiel*, S. 493-509; mit Texten als Repräsentationsformen des Sozialverhaltens hat Weimar sich auch an anderer Stelle beschäftigt: *Literaturwissenschaftliche Texte als Modelle des Sozialverhaltens*, in: Heinrich Bosse und Ursula Renner (Hg.): *Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel*, S. 443-459; einzelne Darstellungsformen der Literaturwissenschaft wurden im Umfeld von Brenners Sammelband zur Lebenswelt der Literaturwissenschaft [*Geist, Geld und Wissenschaft*, a.a.O.] untersucht: Heinrich Kaulen: *Die literaturwissenschaftliche Monographie. Begriff, Entwicklung und Funktionswandel einer Darstellungsform*, S. 141-175; Jürgen Fohrmann: *Über das Schreiben von Literaturgeschichte*, S. 175-203; Norbert Oellers: *Interpretierte Geschichte, Geschichtlichkeit der Interpretation. Probleme wissenschaftlicher Edition*, S. 231-253; Michael S. Batts: *Ohne Forschung keine Bibliographie – ohne Bibliographie keine Forschung*, S. 253-271. Von den aufgeführten Darstellungsformen literaturwissenschaftlichen Wissens wurde die ‚Edition‘ am ausführlichsten reflektiert. Die Diskussionen spielten sich jedoch hauptsächlich im Feld der Editionsphilologie selbst ab und drangen deshalb auch nicht auf breiter Basis in das allgemeine Bewusstsein der Literaturwissenschaft. Erst durch den Einfluss digitaler Editionen erfreut sich der editionsphilologische Diskurs wieder einer breiteren Aufmerksamkeit. Als Überblick vgl. Ernst Rohmer: *Medien der Literaturwissenschaft*, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, Bd. 3, a.a.O., S. 302-310 [mit Literaturhinweisen zum Thema]; Ernst Osterkamp: *Medien der Germanistik. Anspruch und Praxis wissenschaftlichen Publizierens*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 45 (2001), S. 1-7; allgemein zur Bedeutung digitaler Technik in der Philologie vgl. die Beiträge in: *Jahrbuch für Computerphilologie* [hg. von Georg Braungart, Peter Gendolla und Fotis Jannidis]. Nicht in gleichem Maße an Aufmerksamkeit gewinnen konnte eine Textsorte der Literaturwissenschaft, die doch gleichsam im Zentrum der ‚Lebenswelt‘ von Studierenden und Lehrenden steht: die Lehrbücher und Einführungen. Vgl. hierzu: Kerstin Stüssel: *Zwischen Kompendium und ‚Einführung‘. Zur Rolle der Lehrbücher in den Geisteswissenschaften*, in: *Geist, Geld und Wissenschaft*,

Sowohl was die kognitive als auch die materiale Dimension der Forschung betrifft, scheint sich die Literaturwissenschaft abseits der durch die auf empirische Daten ausgerichteten Analyseraster der Wissenschaftsforschung zu befinden. Laborstudien bzw. ähnliche sozialwissenschaftliche Untersuchungen zur Arbeit ihrer Akteure in der Wirklichkeit der Archive, Bibliotheken oder Seminare sind, von Glasers Modellstudie abgesehen, nicht in Sicht. Und doch spielt die Beobachtung literaturwissenschaftlicher Praxis an anderer Stelle bereits eine äußerst bedeutende Rolle.

5.8.2 Beobachtungsdruck

Seit dem Start der Bologna-Reform gehört die Evaluation der einzelnen Fächer zu den wichtigen Aufgaben von Universitäten und Akkreditierungsagenturen. Auch in den Geisteswissenschaften streifen deshalb Kommissionen durch Institutsflure, betreten Arbeitsräume und Büros, um sich ein Bild von den Arbeitsbedingungen, aber eben auch von der Arbeitsweise der Wissenschaftler zu machen. Was diese quasi-ethnographische Situation vom Ansatz etwa der Laborstudien unterscheidet, ist die basale Intention der Beobachtungen. Geht es den sozialwissenschaftlichen Beobachtern in den Laboren der Biologen, Gentechniker und anderer Forschergruppen zunächst und zuerst darum, Erkenntnisse über die eingespielten Mechanismen und Prozesse der Wissensgewinnung zu erlangen, so liegt die Absicht einer Akkreditierungskommission in der Regel in der Bewertung der wissenschaftlichen Arbeit und akademischen Lehre nach Kriterien von Effizienz und Ökonomie. Der regelkonformen Umsetzung administrativer Vorgaben bezüglich der Organisation von Studiengängen und Fachstruktur kommt dabei besondere Aufmerksamkeit zu.⁵⁰² Das Er-

a.a.O., S. 203-231; Jörg Schönert: „Einführung in die Literaturwissenschaft“. *Zur Geschichte eines Publikationstypus der letzten 50 Jahre*, in: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* (2001), S. 63-72. Die Textsorte Einführung wird aus wissenssoziologischer Perspektive momentan von Claudius Sittig (Osnabrück) und mir systematisch erschlossen. Ein Sammelband zum Thema soll 2012 erscheinen. Die Hinwendung zu den Praxisformen der literaturwissenschaftlichen Wissensdarstellung und Vermittlung hebt auch Thorsten Pohl in seiner Arbeit zur Form und Geschichte wissenschaftlicher Hausarbeiten hervor: *Die studentische Hausarbeit. Rekonstruktion ihrer ideen- und institutionsgeschichtlichen Entstehung*, Heidelberg 2009.

⁵⁰² Das Thema ‚Bologna-Prozess‘ bildet einen Problembereich mit eigener und besonderer Dynamik. Die Geisteswissenschaften und besonders die Germanistik sind der Strukturreform von Studiengängen und Fachorganisation mit einer wahren Flut an Reflexionstexten begegnet. Das Korpus dieser Texte bildet ein überaus wertvolles Reservoir für die Wissenschaftsforschung und -geschichte, lassen sich doch gerade an diesen Wortmeldungen die Selbstthematizierungen und -deutungen der Akteure nahezu ideal beobachten. ‚Bologna‘ stellt einen zentralen Impuls dar, der vielfach die Mechanismen der Selbstlegitimation angestoßen hat. Aufschlussreiche wissenssoziologische Einsichten zum Bologna-Prozess und der bildungspolitischen Logik, der die europaweite bildungspolitische Reform folgt, vermittelt neuerdings die materialreiche Arbeit von Jens Maëße, die sich methodisch am Instrumentarium der Äußerungstheorie orientiert: *Die vielen Stimmen des Bologna-Prozesses. Zur diskursiven Logik eines bildungspolitischen Programms*, Bielefeld 2010. Eine Bilanz nach zehn Jahren Bologna-Prozess zieht jüngst Tobias Brändle: *10 Jahre Bologna-Prozess: Chancen, Herausforderungen und Problematiken*, Wiesbaden 2010. Ein Projekt, das an die Intention der vorliegenden Arbeiten anschließen könnte, wäre die Analy-

kenntnisinteresse, dem die Beobachtungen folgen, ist somit begrenzt und von Beginn an vorgeprägt.

Natürlich ist das Prinzip ‚Evaluation‘ auch in den Natur- und Technikwissenschaften von Bedeutung. Der Fluss von hohen staatlichen Fördermitteln sowie der Erfolg in der Einwerbung von Drittmitteln erfordern in den Natur- und Technikwissenschaften sogar ein verstärktes Engagement in der kontinuierlichen Kontrolle von Forschungs- und Verwaltungsabläufen. Verfügen diese Disziplinen aber geradezu über eine ‚natürliche‘ Evidenz ihrer Zweckdienlichkeit,

stehen gerade die Geisteswissenschaften unter einem erhöhten Legitimations- und Rückkopplungsdruck. Permanent müssen sie ihre gesellschaftliche Relevanz unter Beweis stellen und ‚Leistungsangebote‘ an fachexterne Felder wie Politik, Wirtschaft, Kultur und Erziehung unterbreiten. Ohne solche Leistungsangebote drohen Positionsverluste des jeweiligen Fachs im innerwissenschaftlichen Kampf um die nötigen Forschungsressourcen, also um Geld und (institutionelle) Macht, aber auch um wissenschaftliche und soziale Reputation.⁵⁰³

Die Relevanzdifferenzen zwischen den Leistungsangeboten, die der Gesellschaft von den Geistes- bzw. Naturwissenschaften unterbreitet werden, strukturieren die Wissenschafts- und Universitätsgeschichte seit jeher. Zu den Differenzen der Legitimität von Geistes- und Naturwissenschaften und der Notwendigkeit permanent angepasster Leistungsangebote liefert Holger Dainat mit Blick auf die 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts eine Einschätzung, die auch heute noch weitgehend Gültigkeit beanspruchen kann:

Über die Ursachen für die jüngste Debatte über die Geisteswissenschaften besteht weitgehend Einigkeit. Die Bedrohung kommt von außen. Die Zeiten einer expansiven Bildungspolitik sind vorbei. Die chronisch knappe Finanzlage der öffentlichen Haushalte zwingt zum Sparen. Dafür bieten sich Bereiche an, deren Nützlichkeit nicht mehr ins Auge springt, seitdem kaum noch neue Lehrer eingestellt werden. An die Geisteswissenschaften wird die Frage gerichtet, was sie denn überhaupt leisten für eine Gesellschaft, die sich nicht mehr jeden Luxus leisten kann und will. Schon die Frage macht jenen Unterschied, der die ganze Diskussion beherrscht. Nicht alle Wissenschaften sind im gleichen Maße zur Legitimation aufgerufen. Bei den Naturwissenschaften setzt man voraus, dass sie ihr Geld wert sind. Bei den Geisteswissenschaften ist man sich da nicht so sicher, und entsprechend heftig schwanken die Auskünfte über ihre Bedeutung zwischen Über- und Unterschätzung, zwischen Unentbehrlichkeit und Abschaf-

se der vielfältigen Beiträge zur Diskussion des Reformprogramms mit Blick auf die Identitätskonstituierung des ‚Bildungsfachs‘ Germanistik. Material für eine solche Studie ist reichlich vorhanden, vgl. hierzu nur exemplarisch: Holger Dainat: *ECTS etc. Studienreform im Zuge des Bologna-Prozesses*, in: *Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes* 50 (2003), S. 332-353; ders.: *Von Bologna zum Bologna-Prozess. Zur Studien- und Universitätsreform*, in: *Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes* 52 (2005), S. 18-32; Georg Mein (Hg.): *Kerncurriculum BA-Germanistik. Chancen und Grenzen des Bologna-Prozesses*, Bielefeld 2006; Georg Bollenbeck und Waltraud Wende (Hg.): *Der Bologna-Prozess und die Veränderung der Hochschullandschaft. Beiträge zum Symposium „Der Bologna-Prozess und die Veränderungen in der Hochschullandschaft“*, Heidelberg 2007.

⁵⁰³ Jens Saadhoff: *Germanistik in der DDR*, a.a.O., S. 15.

fung. Immer jedoch orientieren sich die Beobachtungen und Argumente an der Unterscheidung von Natur- und Geisteswissenschaften.⁵⁰⁴

In den Referenzstudien, auf die sich die Wissenschaftsforschung bezieht, kam diesem Aspekt der Beobachtung bislang aber keine gesteigerte Bedeutung zu. Ganz ähnlich verhält es sich mit anderen Evaluationsmaßnahmen, die auf einer Stufe unterhalb der Ebene offizieller Akkreditierung und weiterer professioneller Mechanismen der Leistungsprüfung mittlerweile fest zum alltäglichen akademischen Betrieb gehören.

Evaluationsbögen, von denen sich die Servicestellen für Lehrqualität Aufschluss über Möglichkeiten der Verbesserung des akademischen Unterrichts versprechen, erfassen nun regelmäßig die subjektiven Eindrücke und Erfahrungen von Studierenden. Diese Form der Beobachtung verhilft zwar – was begrüßenswert ist – dem akademischen Unterricht in der offiziellen Wahrnehmung und Bewertung des Universitätsbetriebs zu neuer Geltung. Die Ergebnisse der Erhebungen sind jedoch zumeist einseitig und bislang hat sich kein effektives Prozedere durchgesetzt, in dem die Resultate der Unterrichtsevaluation sinnvoll in qualitätssichernde Anschlussmaßnahmen überführt werden.⁵⁰⁵

5.9 Textempirie

An Beobachtungen des wissenschaftlichen Alltags in den Geisteswissenschaften besteht also scheinbar kein Mangel. Für eine Ethnographie des literaturwissenschaftlichen Feldes ist damit, wie deutlich geworden sein sollte, freilich wenig gewonnen. Eine breite empirische Basis für einen Forschungsansatz, der die ‚Lebenswelt‘ von Literaturwissenschaftlern in der Art und Weise in den Blick nimmt, wie es die Laborstudien für den Bereich der Natur- und Technikwissenschaften tun, ist noch nicht geschaffen worden. Aufgrund des Mangels an empirischem Datenmaterial gänzlich von Fragestellungen der Wissenschaftsforschung

⁵⁰⁴ Holger Dainat: *Vom Nutzen und Nachteil, eine Geisteswissenschaft zu sein. Zur Karriere der Unterscheidung von Natur und Geisteswissenschaften*, in: *Geist, Geld und Wissenschaft*, a.a.O., S. 66-99. Vgl. den gezielt auf den Zusammenhang von universitärer Lehrerbildung und schulischen Anforderungen ausgerichteten Sammelband: Carsten Gansel, Paweł Zimniak und Karl W. Bauer (Hg.): *Der Bologna-Prozess. Konsequenzen für die germanistische Ausbildung im internationalen Rahmen*, Hohengehren 2008; Walter Erhart: „Return to the Trivium“. *Deutschlehreerausbildung nach Bologna*, in: Ingwer Paul, Winfried Thielmann und Fritz Tangermann (Hg.): *Standard: Bildung. Blinde Flecken der deutschen Bildungsdiskussion*. Göttingen 2008, S. 30-41.

⁵⁰⁵ Interessant ist dabei, dass häufig zwar die Wahrnehmung der Studierenden erfasst wird, auf eine Einschätzung der Lehr- und Lernsituation durch die Dozenten wird aber in der Regel verzichtet. Wie durch eine eindimensionale Erhebung sinnvolle Aussagen über die Qualität und die Möglichkeiten der Optimierung von akademischer Lehre generiert werden sollen, ist fraglich. Vgl. hierzu eine Beobachtung aus einer der letzten Krisen- und Evaluationsphasen der Germanistik Anna Bentfeld: *Die Wirklichkeit. Das germanistische Grundstudium an den bundesdeutschen Hochschulen*, in: dies. und Walter Delabar (Hg.): *Perspektiven der Germanistik. Neueste Ansichten zu einem alten Problem*, Opladen 1997, S. 225-237. Zur Zukunft der Lehrevaluation an bundesdeutschen Universitäten vgl. Boris Schmidt: *Zukunftsaussichten der Lehrveranstaltungsevaluation aus der Sicht von Studierenden, Lehrenden und Evaluationsanbietern*, in: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 9 / H1 (2009), S. 126-146.

und -soziologie abzusehen, erscheint voreilig. Zwar verfügen wir zurzeit nicht, oder doch nur in sehr begrenztem Umfang, über verlässliche Ergebnisse ethnographisch-sozialwissenschaftlicher Fremdbeobachtungen der literaturwissenschaftlichen Praktiken. Gleichwohl existiert ein reicher Bestand an Texten, in denen Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler sich, ihre Praktiken und das Wissen, das sie generieren, selbst beobachten und beschreiben. Nicht über die Erfassung von empirischen Daten im strengen sozialwissenschaftlichen Sinn, aber über die Analyse der ‚Selbstthematierungen‘ der Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftlern kann die ‚Wirklichkeit‘ der Disziplin, mit aller erkenntnistheoretischer Vorsicht, in Ausschnitten und in Orientierung auf bestimmte Problembereiche der Forschung zugänglich gemacht werden. Hier lässt sich sinnvoll an Peter Brenners Beobachtung anschließen, „dass sie [die Literaturwissenschaftler] sich nicht nur mit Texten beschäftigen, sondern auch Texte hervorbringen“.⁵⁰⁶ Die ‚Selbstthematierungen‘, die sich im Medium ‚Text‘ artikulieren, werden von Brenner nicht weiter im Sinne einer wissenssoziologischen Kategorie präzisiert. Zwar wurden als Reaktion auf Brenners Impulse verschiedene Darstellungsformen der Literaturwissenschaft genauer untersucht und fachgeschichtlich erschlossen. Wie sich die Akteure und ihre Praktiken in den Texten jedoch konkret selbst zum Thema machen, wird nicht spezifisch ausgeführt. Wenn es um Texte geht, dann kann die Literaturwissenschaft auf besondere Kompetenzen verweisen. Es liegt daher nahe, eine Vermittlung von wissenschaftsgeschichtlicher Quellenforschung und den Erkenntnisinteressen der Wissenschaftsforschung zu prüfen. Lebensweltbeobachtung und Textbeobachtung wären einander konzeptionell anzunähern. Eine fachgeschichtliche Analyse der ‚Welt der Wissenschaft‘ wurde von Christa Hempel-Küter bereits unternommen. Ihre Studie kann als Ausgangspunkt für die weitere Diskussion eines textbasierten Programms einer philologischen Wissenschaftsforschung genutzt werden.

5.10 Fachgeschichte und die ‚Welt der Wissenschaft‘

Christa Hempel-Küter hat in ihrer wissenschaftshistorischen Studie zur Entwicklung der Literaturwissenschaft während der nationalsozialistischen Herrschaft und nach 1945 anhand der Fokussierung auf die ‚Karrieren‘ und ‚Konzepte‘ den Versuch unternommen, die „Welt der Wissenschaft“⁵⁰⁷ als Gegenstand der germanistischen Fachgeschichte zu modellieren. Um die Funktionslogiken eines Faches wie der Literaturwissenschaft erschließen zu können, müsse – so Hempel Küter – der Fokus der Fachgeschichte erheblich modifiziert werden:

⁵⁰⁶ Brenner: *Die ‚Lebenswelt‘ der Literaturwissenschaft*, a.a.O., S. 9.

⁵⁰⁷ Christa Hempel-Küter: *Germanistik zwischen 1925 und 1955. Studien zur Welt der Wissenschaft am Beispiel von Hans Pyritz*, Berlin 2000; vgl. dazu auch dies., *Die Wissenschaft, der Alltag und die Politik. Materialien zur Fachgeschichte der Hamburger Germanistik*, in: Petra Boden und Rainer Rosenberg (Hg.): *Deutsche Literaturwissenschaft 1945-1965. Fallstudien zu Institutionen, Diskursen, Personen*, Berlin 1997, S. 1-35.

[Allein] mit der Ausdehnung des Forschungs- und Rekonstruktionsauftrags [...] ist der Fachgeschichtsschreibung nicht geholfen. Auch die traditionelle Beschränkung auf Zugänge, die sich nur auf einen Problembereich konzentrieren – biographisch, institutionell, epochenspezifisch, themen-/methodenorientiert – und auf bipolare Fragestellungen – Kontinuität/Diskontinuität; Wandel/Beharrung; Innovation/Reaktion – muss überwunden werden, damit das ‚Funktionieren‘ von Wissenschaft innerhalb eines umfassenden Erklärungsansatzes gedeutet werden kann. Dieses komplexe Geflecht der personellen, institutionellen, konzeptionellen und soziostrukturellen Bedingungen, in denen Lehre und Forschung der Hochschulgermanistik stattfindet, bezeichne ich [...] als die ‚Welt der Wissenschaft‘.⁵⁰⁸

Am Beispiel der fachlichen Sozialisation und des Karriereverlaufs Hans Pyritz' sieht Hempel-Küter die vielbeachtete These Wilhelm Voßkamps bestätigt, der bezüglich der Übernahme externer Periodisierungsansätze in die germanistische Fachgeschichtsschreibung auf die „Doppeltheit von wissenschaftsgeschichtlicher Kontinuität und politischer Diskontinuität“⁵⁰⁹ hingewiesen hat:

Einen neuen Einsatz für die jüngere Wissenschaftsgeschichtsschreibung jenseits der traditionellen Periodisierungen zu finden, scheint vor allem schon deshalb geboten, weil ausgehend von diesen externen Zäsuren häufig, freilich ohne jeweils spezifische Explikationen oder Prüfungen der Referenzebene vorzunehmen, nach ‚Kontinuitäten‘, ‚Diskontinuitäten‘, ‚Brüchen‘ und ‚Übergängen‘ gefragt wird. Doch durch so gesetzte ex-post-Annahmen werden per se Abhängigkeiten konstruiert, die es methodisch erst zu belegen gilt. Die häufig sehr scharfen Begrenzungen anhand dieser politischen Zäsuren können zu quasi quarantäneartigen Ausklammerungen führen, und sie beziehen sich auf Vorannahmen, deren Evidenz Ergebnis, nicht aber Prämisse oder Strukturprinzip wissenschaftlicher Untersuchungen sein kann. Die Trennschärfe zeitlicher politischer Zäsuren vereinfacht zudem oft die wissenschaftliche Erkenntnis und lenkt ab von den Ursachen einer fachspezifischen Entwicklung der Germanistik und den individuellen Strategien der dort agierenden Personen; auf diese Weise kann sie den Blick verstellen für beherrschende Faktoren wie die Hartnäckigkeit wissenschaftlicher Konzepte oder für ein Innovationspotential, das bereits vor der Zeit eines politischen Umbruchs virulent war; viele Auswirkungen werden bekanntlich erst nach einem time-lag sichtbar.⁵¹⁰

Die Konzentration auf die spezifischen Dynamiken und Beharrungskräfte eines wissenschaftlichen Fachs abseits der etablierten historischen Periodisierungen eröffnete den Zugang zu den internen Strukturen, Kräftefeldern und Verwerfungen der Literaturwissenschaft, in der sich durch das komplexe Zusammenwirken verschiedener Faktoren unterschiedliche ‚Lebenswege‘ identifizieren lassen. Gefragt werden muss deshalb nach den „Voraussetzung[en] für Germanisten, längerfristig konzeptionell auf das Fach und seine Inhalte Einfluß zu nehmen. Neben fachexternen Komponenten wie Arbeitsmarkt, Akademikerzyklus,

⁵⁰⁸ Hempel-Küter: *Germanistik zwischen 1925 und 1955*, a.a.O., S. 2.

⁵⁰⁹ Wilhelm Voßkamp: *Literaturwissenschaft als Geistesgeschichte. Thesen zur Literaturwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg*, in: Wolfgang Prinz und Peter Weingart (Hg.): *Die sog. Geisteswissenschaften. Innenansichten*, Frankfurt a.M. 1990, S. 240-247, hier S. 242.

⁵¹⁰ Hempel-Küter: *Germanistik zwischen 1925 und 1955*, a.a.O., S. 3f.

rechtlichen Vorschriften und staatlichen Regelungsmechanismen werden weitere Faktoren wie Lehrerpersönlichkeit, Schulbildung, institutionelle Voraussetzungen, Stand der wissenschaftstheoretischen Diskussion sowie der wissenschaftsstrukturellen Organisation des Faches als Karrierebedingungen herangezogen“.⁵¹¹

Die Verschiebung des fachgeschichtlichen Blicks, wie Hempel-Küter ihn vorschlägt, verlangt die Erschließung eines neuen Quellenkorpus jenseits des „traditionellen archivalischen Fundus der Philologie“, damit unter anderem auch solche, in den Studien zur Wissenschaftsgeschichte der Literaturwissenschaft bislang vernachlässigten Sozialverhältnisse und Relationierungen wie die von Studierenden und Hochschullehrern analysiert und zur institutionsgeschichtlichen Forschung in Beziehung gesetzt werden können. Die Verfasserin beklagt, dass aus den vorliegenden fachgeschichtlichen Arbeiten zur Entwicklung der Germanistik im Allgemeinen und zur Genealogie der Literaturwissenschaft im Besonderen für die Ausarbeitung eines „sozialgeschichtlich inspirierten, alltagsgeschichtlich orientierten, auf die komplexe Welt der Wissenschaft“ ausgerichteten Ansatzes nur wenig zu gewinnen sei, was vor allem an den Studien ab den 1970er Jahren deutlich werde:

An theoretischen Überlegungen zur Konzeption einer Geschichte der Germanistik mangelt es freilich nicht. Auffällig ist aber, dass sie sich allesamt lediglich auf Teilaspekte der Gesamtgeschichte beziehen. [...] [Es gibt] weder in theoretischen noch in methodologischen Ausdifferenzierungen konzeptionelle Vorbilder für eine als komplexes Beziehungsgeflecht inszenierte, sozialgeschichtlich und alltagsgeschichtlich orientierte Wissenschaftsgeschichte der Germanistik. Die ideologiekritischen Untersuchungen der 70er Jahre postulierten die Abhängigkeit literaturwissenschaftlicher Theoriebildung und Forschung von im einzelnen nie genau explizierten politischen Rahmenbedingungen, ohne sie freilich empirisch befriedigend nachweisen zu können. In neueren wissenschaftshistorischen Arbeiten scheint sich – möglicherweise als Reaktion auf das Scheitern ideologiekritischer Forschungsprojekte – unter dem Einfluß systemtheoretischer und diskurstheoretischer Überlegungen eine Konzeption wissenschaftshistorischer Untersuchungen herauszubilden, die vom Einfluß politischer und historischer Rahmenbedingungen auf die Fachgeschichte nahezu völlig absieht und damit eine weitgehend ‚interne‘ Geschichte des Fachs rekonstruiert.⁵¹²

Als eine Reaktion auf die theoretischen und quellenmäßigen Schwierigkeiten, von denen die Fachgeschichtsschreibung nach 1960 geprägt war, versteht Hempel-Küter die Wendung zur „Geschichte der Anfänge des Fachs [...] und seiner Begründer“. An den großen Studien von Klaus Weimar und Jürgen Fohrmann ließe sich die Umstellung der Aufmerksamkeit auf die ‚Urszenen‘ der Literaturwissenschaft besonders deutlich ablesen:

Die großen Untersuchungen von Klaus Weimar (1989) und Jürgen Fohrmann (1988) scheinen mir als Endpunkt eines erneuten ‚Paradigmenwechsels‘ – hin zu den Anfängen des Faches und seiner wahren Kerne – typisch zu sein: beide widmen sich mit großer Faktenfülle und mit wissenschaftshistorisch ausgerichteten Interessen grundlegenden Belangen des Faches: Weimar

⁵¹¹ Ebd., S. 4.

⁵¹² Ebd., S. 9.

der Institutionalisierung des Fachs, Fohrmann den Prinzipien der Wissenstradierung und der Kanonbildung.⁵¹³

Die Beobachtungen zur Transformation der Fachgeschichtsschreibung, die Hempel-Küter im einleitenden Kapitel ihrer Studie zusammengetragen hat, bestätigen die Argumentationslinien der vorliegenden Arbeit in zweierlei Hinsicht und stimmen insofern auch mit der Sichtweise überein, die Peter Brenner auf die Selbstreflexion der Literaturwissenschaft einnimmt:

Die Fachgeschichte der Literaturwissenschaft hatte bislang wenig Interesse daran, die ‚Wirklichkeit‘ bzw. die ‚Lebenswelt‘ des Fachs als operable Größe wissenschaftshistorischer Forschung zu profilieren. Zumeist beschränkte sich das Erkenntnisinteresse der Studien auf Einzelaspekte der Fachgeschichte, die entweder als Ergebnis externer Einflussfaktoren oder als Resultate einer wirklichkeitsentfremdeten Eigendynamik des Fachs untersucht wurden. Hinzu kommen Vereinseitigungen durch die Übernahmen historiographischer Ordnungskategorien, die an der realen Entwicklung des Fachs oftmals vorbeigehen und politisch bzw. historisch determinierte Verlaufslinien entwerfen, die in personeller, institutioneller und konzeptueller Hinsicht kaum den tatsächlichen Situationen des Fachs nach den zentralen Zäsuren der jüngeren Geschichte entsprechen können.

Eine zweite, ebenfalls der Argumentationslinie der vorliegenden Untersuchung folgende Beobachtung Hempel-Küters bezieht sich auf die Wendung des fachgeschichtlichen Blicks auf die Anfänge des Fachs. Die in diesem Zusammenhang zitierten Studien bemühen sich um die Darstellung der historischen Konstellationen, die allererst zur Etablierung einer modernen akademischen Literaturwissenschaft geführt haben.⁵¹⁴ Dieser Rückzug auf die ‚Urgeschichte‘ der Literaturwissenschaft ist auch zwanzig Jahre nach dem Erscheinen der maßgeblichen Referenzstudien noch zu beobachten und deutet auf die Tendenz innerhalb der Selbstreflexion der Literaturwissenschaft hin, mittels urgeschichtlichen Referenzierungen die „wahren Kerne“ des Faches auch für die (Neu-)Ordnung der Pluralität und

⁵¹³ Ebd. Die Rede ist von folgenden Arbeiten: Klaus Weimar: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*, München 1989; Jürgen Fohrmann: *Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung zwischen Humanismus und Deutschem Kaiserreich*, Stuttgart 1988. Zur frühen Kritik an beiden Studien vgl. zum Beispiel Peter Uwe Hohendahl: *Probleme der Wissenschaftsgeschichte. Am Beispiel der Untersuchungen von Jürgen Fohrmann und Klaus Weimar*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 16 / 1 (1991), S. 126-138; Christoph König: *Einübung in eine Denkweise. Klaus Weimars „Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft“*, in: *Merkur* H. 502 (1990), S. 55-59.

⁵¹⁴ Vgl. exemplarisch für die zwischen 1985 und ca. 1990 einsetzende fachgeschichtliche Fokussierung der Gründungsphase der Germanistik bzw. Literaturwissenschaft: Ursula Burkhardt: *Germanistik in Süddeutschland. Die Geschichte einer Wissenschaft des 19. Jahrhunderts an den Universitäten Tübingen, Heidelberg und Freiburg*, Tübingen 1976; Hans-Martin Kruckis: *Mikrologische Wahrheit. Die Neugermanistik des 19. Jahrhunderts und Heinrich Düntzer*, in: *GMR* 72 (1991), S. 270-283; Wolfgang Höppner: *Die ersten Ordinarien am Germanistischen Seminar. Erich Schmidt*, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin* H 9 (1987), S. 778-781; Uwe Meves: *Zur Errichtung der ersten Professuren für deutsche Sprache an der Berliner Universität (1810)*, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 104 (1985), S. 161-184.

Unübersichtlichkeit der aktuellen Situation zu aktivieren.⁵¹⁵ Hempel-Küter hat diese Entwicklung in der Fachgeschichtsschreibung zwar erkannt und sogar als „Paradigmenwech-

⁵¹⁵ Vgl. hierzu beispielsweise die in biographischen Studien zu den Gründungsfiguren der Philologie aufgehobenen Referenzierungen bei Steffen Martus: *Die Brüder Grimm. Eine Biographie*, Berlin 2009. Vgl. auch die in der *Zeitschrift für Germanistik* erschienenen Beiträge zur Gründungsgeschichte der Berliner Universität, der gewissermaßen der Status einer ‚Urinstitution‘ zugeschrieben wird; dass die Rückschau mit einem Beitrag eröffnet wird, der die Anbindung der Geschichte der Literaturwissenschaft an die allgemeine Bildungs- bzw. Universitätsgeschichte sucht [Heinz-Elmar Tenorth: *Wilhelm von Humboldts (1767–1835) Universitätskonzept und die Reform in Berlin – eine Tradition jenseits des Mythos*, S. 15–28], verweist auf eine Tendenz, die Christa Hempel-Küter auch für frühere Phasen der Fachgeschichtsschreibung nachweisen konnte. Die konzeptionellen Überlegungen, die Werner Röcke den auf zwei Hefte verteilten Beiträgen voranstellt, spiegeln den theoretischen Diskussionsstand wider, der sich auch bei Brenner und Hempel-Küter findet, ohne dass es Ansätze zur methodischen Konkretisierung der allgemeinen Perspektivierung gäbe: „Universitätsgeschichte ist immer auch Fachgeschichte. Zwar verlaufen beide nicht notwendig parallel. Die Rahmenbedingungen, Selbstdeutungen und Funktionsbestimmungen eines Fachs wie der Germanistik aber sind von den Zielsetzungen und institutionellen Kontexten der Universität, der sie angehören, nicht zu trennen; sie werden von ihnen beeinflusst, antworten aber auch auf sie oder verändern sie sogar. Es sind diese ‚Verhandlungen‘ (Stephen Greenblatt) zwischen Einzelfach und Universität, welche das Veränderungs- und Innovationspotenzial, mithin die Dynamik von Einzelfach und Universität, ausmachen, aber auch Innovations- und Legitimationskrisen unterschiedlichste Art hervorrufen können.“ Vgl. zur Frage der ‚Urinstitution‘ Heft 1 (2010): Werner Röcke: „*Erneuerung“ des Mittelalters oder Dilettantismus? Friedrich Heinrich von der Hagen (1780–1856) und die Anfänge der Berliner Germanistik*, S. 48–63; Axel Horstmann: „*Erkenntnis des Erkannten*“. *Philologie und Philosophie bei August Boeckh (1785–1867)*, S. 64–78; Steffen Martus: „*Zu Professoren taugen wir wohl beide nicht*“. *Die Vorlesungen von Jacob (1785–1863) und Wilhelm Grimm (1786–1859)*, S. 79–103; Marina Münkler: „*durch unverdrossene tüchtige Arbeit*“. *Karl Lachmann (1793–1851) als Philologe*, S. 104–122; Alexander Nebrig: *Komparatistische Ansätze bei Moriz Haupt (1808–1874)*, S. 123–139; Hans-Harald Müller: *Wilhelm Scherer (1841–1886) in Berlin*, S. 140–155; Carlos Spoerhase: „*Der höhere Panegyrikus*“. *Erich Schmidts (1853–1913) epideiktische Germanistik (1909/1910)*, S. 156–168; Dirk Werle: „*Lokaler Wissenstransfer*“. *Theorien literar- und ideenhistorischer Wirkung an der Berliner Universität (Eduard Zeller, 1814–1908; Richard M. Meyer, 1860–1914; Julian Hirsch, 1883–1951)*, S. 186–204; Myriam Richter: *Dem Wissenschafts-Kult aufs Maul geschaut. Richard M. Meyer (1860–1914) und die Tragfähigkeit germanistischen Denkens im universitären Raum*, S. 205–258. In H 2 (2010) setzt der Beitrag von Wolfgang Höppner die Fokussierung der Anfangsgeschichte fort: *Wissenschaft und Macht. Julius Petersen (1878–1941) und Franz Koch (1888–1969) am Germanischen Seminar in Berlin*, S. 324–338; bemerkenswert ist die weitere Ausweitung der Perspektive sowohl auf Aspekte der Lehrerbildung sowie auf Wissenschaftlerpersönlichkeiten der jüngeren Vergangenheit; vgl. zur Konnektierung von Schule und Hochschule Michael Kämper van den Boogaart: *Oberlehrer, Hochschulgermanisten und die Lehrerausbildung. Facetten einer nicht spannungsfreien Kooperation im Zeichen nationalpädagogischer Ideologien*, S. 265–289; Mirko Nottscheidt: „*Brücke zwischen germanistischen Universitäts- und Gymnasialkreisen in Berlin*“. *Die „Gesellschaft für deutsche Literatur“ (1888–1938), ein literarisch-philologischer Verein in Berlin zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*, S. 290–306; zur Fachgeschichte der jüngeren Vergangenheit auch unter Berücksichtigung der DDR-Germanistik vgl. Ralf Klausnitzer: „*So gut wie nichts publiziert, aber eine ganze Generation von Germanisten beeinflusst*“. *Wissenstransfer und Gruppenbildung im Kreis um Gerhard Scholz (1903–1989)*, S. 339–368; Dorit Müller: *Die Erzählforscherin Inge Diersen (1927–1993). Ein Beitrag zur Konfliktgeschichte der DDR-Germanistik*, S. 369–387; Norbert Oellers: *Ungetrübte Erinnerung. Informationen über die Arbeit der Struktur- und Berufungskommission des Fachbereichs Germanistik an der Humboldt-Universität zu Berlin (1991–1994)*, S. 388–394; Roland Berbig und Vanessa Brandes: *Flechtwerk – Berliner Studenten und deutsche Literatur nach 1989/90. Materialien für eine ausstehende Literaturgeschichte der Berliner Univer-*

sel“ gekennzeichnet. Der Funktion, die dieser Rückwendung in der ‚Lebenswelt‘ der Literaturwissenschaft zukommt, ist sie freilich nicht weiter nachgegangen. Und so bleiben Hempel-Küters Studien zwar eine scharfsichtige Sammlung von Forschungsdesideraten einer modernen Wissenschaftsgeschichte der Literaturwissenschaft. Konzeptionell, terminologisch oder auch gegenstandsbezogen setzt sie die Tendenzen der Fachgeschichtsschreibung jedoch weitgehend fort, indem sie letztlich bei einer engen, personengebundenen Analyse verbleibt, die zwar neues Material vorstellt, dieses aber nicht mit einem Instrumentarium konfrontiert, das die methodischen und theoretischen Anregungen schlüssig integriert, die noch in der Einleitung für eine Neuausrichtung des fachgeschichtlichen Blicks angesprochen wurden. Offen bleibt vor allem die Frage, welchen spezifisch epistemischen Wert die präsentierten Quellen als Medien der Selbstbeschreibung eines Fachvertreters besitzen und wie die Selbstthematisierungen Aufschluss über die kollektive Wahrnehmung der Lebenswelt Wissenschaft geben können.

5.11 Textwelten?

Peter Brenner schlägt einen Zugang zur Fachgeschichte und Lebenswelt der Literaturwissenschaft vor, der an Hempel-Küters Argumentation anschließbar ist, das Quellenkorpus aber genauer abklopft und eine neue Klassifikation des Materials vorschlägt. Vor allem den Selbstbeschreibungstexten der Literaturwissenschaft weist Brenner eine große Bedeutung für die Erforschung des literaturwissenschaftlichen Lebenswelt zu, da die Selbstthematisierung den Germanisten – und vor allem den Literaturwissenschaftlern – im Laufe der Fachentwicklung nachweislich ein besonderes Anliegen geworden ist. Dementsprechend häufig stützt sich die Forschung auf solche Zeugnisse individueller oder kollektiver Wirklichkeitswahrnehmung, da sie eine Möglichkeit zur ‚synchronen Geschichtsbeobachtung‘ bieten. Der Horizont, der dabei von den fachgeschichtlichen Arbeiten in den Blick genommen wird, ist, wie bereits am Beispiel der Arbeit Hempel-Küters verdeutlicht wurde, zumeist ein explizit historischer. In der Wissenschaftsforschung der Natur- und Technikwissenschaften wird die Beobachtung akademischer Lebenswelten der Gegenwart über die Erhebung empirischer Daten geleistet. Man könnte das Material, das für die Forschungen der germanistischen Wissenschaftsgeschichte bislang erschlossen wurde, insofern als empirisch im Sinne einer Ausrichtung an der qualitativen Sozialforschung bezeichnen als dass es sich dabei um solche Texte handelt, von denen sich Aufschluss über das Bewusstsein der Akteure darüber erwarten lässt, dass sie im Vollzug von Forschung und Lehre nicht nur an einem sozialen Prozess teilnehmen, sondern diesen auch maßgeblich hervorbringen und handelnd gestalten. Die Analyse des Materials, wie Brenner sie vorschlägt, richtet sich auf die „kryptogenetischen Vorgaben“ der wissenschaftlichen Praxis, die in den Texten eingelagert sind. Diese Vorgaben resultieren aus der Eigendynamik des wissenschaftlichen Fel-

sität, S. 395-410. Die beiden Hefte der *Zeitschrift für Germanistik* geben insofern ein repräsentatives Bild gegenwärtiger fachgeschichtlicher Interessen.

des und lassen sich nicht ausschließlich auf Effekte der politischen, sozialen oder administrativen Außensteuerung reduzieren:

Diese Vorgaben sedimentieren sich im Laufe historischer Prozesse institutionell und entfalten eine erhebliche wissenschaftssteuernde Kraft. Solche Entwicklungen vollziehen sich in aller Regel sowohl unkontrolliert wie meist auch unreflektiert; sie ins Bewusstsein zu heben erfordert eine Untersuchung der Selbstverständlichkeiten des literaturwissenschaftlichen Alltagsgeschäfts.⁵¹⁶

Eine Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft richtet den Blick auf Texte, wenn sie Aufschluss über die Lebenswelt von Wissenschaftlern erlangen möchte. Textbeobachtung ist in diesem Sinne eine Form der Weltbeobachtung, die den empirischen Akt der Feldbeobachtung ersetzt. Die Konzentration auf Texte entspricht zunächst natürlich dem Selbstverständnis einer philologischen Disziplin. Geht es aber darum, den komplexen Zusammenhang von allgemein soziokulturellen, internen strukturell-konzeptionellen und externen historisch-politischen Faktoren zu bestimmen, gelangt die klassische Textthermeneutik an ihre Grenzen.⁵¹⁷

Um den Phänomenbereich ‚Lebenswelt‘ vor dem Hintergrund der Wissenschaftsforschung genauer erfassen zu können, ist die präzisierende und modifizierende Arbeit am Begriff ‚Selbstthematization‘ unumgänglich. So wie Brenner ihn gebraucht, lässt er sich metaphorisch auf vieles, man möchte sagen, zu vieles, applizieren, ohne dass seine Voraussetzungen sowie die mit ihm verbundenen Erkenntnisansprüche genauer geklärt wären. Dies ist aber dringend erforderlich, wenn angesichts der Materiallage, der reichen Vielfalt an Texten von Literaturwissenschaftlern über Literaturwissenschaft, von den Analysen der Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft zumindest einigermaßen verallgemeinerbare und kommunizierbare Ergebnisse erwartet werden. Umso nötiger erscheint die Konkretisierung, da gerade die Wissensansprüche, die sich auf das Phänomen ‚Theorie‘ richten, in den ‚Selbstthematizationen‘ der Literaturwissenschaftler – diese These soll im Weiteren verfolgt werden – verhandelt und vertreten werden. Die ‚Selbstthematizationen‘ geben demnach den materialen wie auch kognitiven Rahmen ab, in dem die Problemstellungskontrollen des Fachs, von denen weiter oben bereits die Rede war, beobachtbar werden. Eine Verknüpfung der von Brenner vorgeschlagenen Sichtweise mit dem systemtheoretisch fundierten Konzept der ‚Selbstbeschreibungen‘ bietet sich an, um die Texte der Literaturwissenschaftler als Basismaterial für die Erschließung der akademischen ‚Lebens-

⁵¹⁶ Ebd.

⁵¹⁷ Vgl. für einen nach wie vor anregenden Vorschlag zur Vermittlung dieser Faktoren Jürgen Fohrmann: *Organisation, Wissen, Leistung. Konzeptuelle Überlegungen zu einer Wissenschaftsgeschichte der Germanistik*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* H 1 (1991), S. 126-138. Siehe außerdem ein frühen Vorschlag Wilhelm Voßkamps: *Für eine systematische Erforschung der Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 61 (1987), S. 1-6. [vgl. auch die weiteren Beiträge in diesem gemeinsam mit Jürgen Fohrmann herausgebenden Sonderheft: *Von der gelehrten zur disziplinären Gemeinschaft*]

welt' nutzbar zu machen. Der Zusammenhang von wissenschaftlicher Rhetorik, topischem Wissen und der spezifischen Konstellation der literaturwissenschaftlichen Theoriekultur soll durch den Anschluss an das systemtheoretische Konzept der ‚Selbstbeschreibung‘ eine systematische Grundlegung erhalten. Die Impulse der Wissenschaftsforschung sollen hierbei aufgenommen werden und in ein Analyseprogramm übersetzt werden, das mit einer auf die Bearbeitung von Textcorpora spezialisierten Fachgeschichte der Literaturwissenschaft verknüpft werden kann. Die empirischen Analysen der Wissenschaftsforschung werden in diesem Sinne um eine philologisch-,empirische‘ Analyse der in Texten codierten Lebenswelt der Literaturwissenschaft ergänzt.

6. SELBSTBESCHREIBUNGEN ALS REPRÄSENTATIONSFORMEN LITERATURWISSENSCHAFTLICHER LEBENSWELT

6.1 Systemtheoretische Kontexte

Medien, in denen Akteure von Kommunikation sich selbst und den Prozess der Kommunikation zum Thema machen, werden zumeist als Selbstbeschreibungen bezeichnet. Der Begriff ist systematisch eng verknüpft mit der soziologischen Systemtheorie Niklas Luhmanns. Das universalistische Theoriegebäude, das der Soziologe Luhmann in über dreißigjähriger Arbeit errichtet hat und das in dem zweibändigen Opus Magnum *Die Gesellschaft der Gesellschaft* systematisch ausformuliert wurde, basiert auf verschiedenen Zentralbegriffen und Konzepten. In der umfassenden Rezeption, die das letzte, noch zu Lebzeiten Luhmanns publizierte Buch erfahren hat,⁵¹⁸ werden häufig die Begriffe ‚Kommunikation‘, ‚Evolution‘ und ‚Differenzierung‘ als die theoretischen Eckpfeiler hervorgehoben.⁵¹⁹ In der Bildungsforschung und Wissenssoziologie wird die Systemtheorie regelmäßig adaptiert, um die Stellung der mit Erziehung und Wissenschaft befassten Funktionssysteme im gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang zu erläutern.⁵²⁰ Die Bereiche, in denen die Systemtheorie hierbei zum Einsatz kommt, beschränken sich nicht nur auf Fragen, die aus den aktuellen Anforderungen und Problemlagen der Gesellschaft resultieren. Gerade um historische Entwicklungen im Bildungssektor zu erklären, wird die Systemtheorie bevorzugt herangezogen.⁵²¹ Am Schluss von *Die Gesellschaft der Gesellschaft* gelangt Luhmann im

⁵¹⁸ Nach und nach werden im Suhrkamp Verlag Texte aus dem Nachlass Niklas Luhmanns publiziert. So zum Beispiel: *Liebe. Eine Übung*, hg. von Andre Kieserling, Frankfurt a.M. 2008; jüngst erschienen ist Luhmanns Buch zur politischen Soziologie aus den späten 1960er Jahren: Niklas Luhmann: *Politische Soziologie*, hg. von Andre Kieserling, Frankfurt a.M. 2010. Die Forschung stimmt jedoch darin überein, dass aus dem Nachlass thematisch, jedoch kaum theoretisch bzw. methodisch Unbekanntes zu erwarten ist.

⁵¹⁹ Vgl. Uwe Schimank: *Einleitung*, in: Hans-Joachim Giegel und Uwe Schimank (Hg.): *Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“*, Frankfurt a.M. 2003, S. 7-18, besonders S. 11f.

⁵²⁰ Zur Aufnahme des Luhmann'schen Oeuvres in den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen vgl. den Überblick bei: Johannes F. K. Schmidt: *Die Differenz der Beobachtung. Einführende Bemerkungen zur Luhmann-Rezeption*, in: Henk de Berg und Johannes Schmidt (Hg.): *Rezeption und Reflexion. Zur Resonanz der Systemtheorie Niklas Luhmanns außerhalb der Soziologie*, Frankfurt a.M. 2000, S. 8-38. Zur anwendungsorientierten Rezeption der Systemtheorie in den Kulturwissenschaften vgl. Frank Becker und Elke Reinhardt-Becker: *Systemtheorie. Eine Einführung für die Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a.M. 2001.

⁵²¹ Vgl. vor allem die Arbeiten von Rudolf Stichweh, die zumeist zwar auf die Entwicklung naturwissenschaftlicher Disziplinen ausgerichtet sind, aber auch für die geisteswissenschaftliche Fachgeschichtsschreibung wichtige Impulse lieferten: *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen*, a.a.O.; *Der frühmoderne Staat und die europäische Universität*, a.a.O.; *Wissenschaft, Universität, Professionen*, a.a.O.

Rahmen einer Diskussion und Kritik der Modernisierungstheorie, die über einen langen Zeitraum als eines der bedeutendsten Theorieangebote zur Analyse und Beschreibung sozialen Wandels galt, zur Thematisierung modernisierungstheoretischer Ansätze als Formen einer „gesellschaftlichen Selbstbeschreibung“. Luhmann geht davon aus, dass sich die Gesellschaft selbst zum Thema machen kann, indem sie sich selbst beobachtet und beschreibt: „Von einer Selbstbeobachtung bzw. Beschreibung des Systems im System lässt sich allgemein sprechen, wenn die Beobachtung bzw. Beschreibung des Systems im System selbst vorkommt. Diesem Verständnis zufolge handelt es sich bei soziologischen Gesellschaftsanalysen wie etwa der Modernisierungstheorie zweifellos um gesellschaftliche Selbstbeschreibungen.“⁵²² Derartige Beschreibungen finden bevorzugt im Wissenschaftssystem der Gesellschaft, d.h. in einem der Funktionssysteme des Gesamtsystems Gesellschaft, statt. In der Monographie über das Funktionssystem ‚Wissenschaft‘ führt Luhmann hierzu aus:

Die Wissenschaft der Gesellschaft – der Titel zeigt an, dass die Wissenschaft nicht als freischwebender Weltbeobachter behandelt wird, sondern als wissenschaftsförderndes Unternehmen der Gesellschaft und genauer: als Funktionssystem der Gesellschaft. In diesem Sinne liegen wir also auf einer Ebene mit Untersuchungen über die Wirtschaft der Gesellschaft, die Politik der Gesellschaft, das Recht der Gesellschaft usw. Im Bereich der Wissenschaft stoßen wir jedoch auf traditionsbestimmte Vorrangbehauptungen – und nicht wie im Falle der Politik, für eine Position in der Gesellschaft, sondern für eine Position über der Gesellschaft. Denn wenn man Gesellschaft erkennen will, so heißt es, muss man doch zuerst die Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis erkennen, bevor man sich diesem Gegenstand oder anderen Gegenständen zuwendet.⁵²³

Die Funktion des Wissenschaftssystems besteht darin, die Herstellung von Erkenntnissen über die ‚Wirklichkeit‘ zu betreiben und sicherzustellen. Damit von ‚Erkenntnissen‘ gesprochen werden kann, muss eine Deckungsgleichheit mit der ‚Realität‘ vorausgesetzt werden. Erst wenn Aussagen produziert werden, die sich auf ‚Wirklichkeit‘ beziehen, liegen auch tatsächliche ‚Erkenntnisse‘ vor. Das Wissenschaftssystem greift deshalb auf ein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium zurück, das so viel Allgemeinheit garantiert, dass es in verschiedenen Wissensfeldern kommuniziert werden kann. Dabei handelt es sich um ‚Wahrheit‘, womit auch die Leitdifferenz festgelegt ist, mit welcher der Code des Wissenschaftssystems prozessiert:

Aussagen über biochemische Prozesse oder alte Urnengräber, über Differentialgleichungen oder Renaissancegemälde, über Eulers Diagramme oder Bachs Fugen können, so unterschied-

⁵²² Georg Kneer: *Reflexive Beobachtung zweiter Ordnung. Zur Modernisierung gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen*, in: Hans-Joachim Giegel und Uwe Schimank (Hg.): *Beobachter der Moderne*, a.a.O., S. 301-333, S. 302; vgl. zur kommunikationstheoretischen Situierung des Selbstbeschreibungs-Begriffs Dirk Baecker: *Selbstbeschreibung*, in: ders.: *Form und Formen der Kommunikation*, Frankfurt a.M. 2007, S. 137-146.

⁵²³ Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, a.a.O., S. 7.

lich ihre Gegenstände auch immer sein mögen, doch allesamt als wahr oder unwahr qualifiziert werden. Jede Wissenschaft, egal mit welchen Methoden sie arbeitet, welche Erkenntnisziele sie sich setzt, tritt mit der Absicht an, die Wahrheit zu suchen und die Unwahrheit zu meiden.⁵²⁴

Die Anwendung dieses Wahrheitscodes verfolgt die Absicht, die Komplexität möglicher Kommunikationen innerhalb des Systems zu reduzieren. Indem das Wissenschaftssystem an diesem Codewert festhält und alle anderen Möglichkeiten ausschließt, sichert es eine spezifische Form der Selbsterzeugung. Aussagen, die durch den Code ‚wahr/unwahr‘ gefiltert werden, erzeugen neue ‚wahre‘ Aussagen. Die Selbsterzeugung (Autopoiesis) des Wissenschaftssystems funktioniert durch die permanente Produktion von Erkenntnissen aus anderen Erkenntnissen, denen nach den Maßgaben des gültigen Codewertes ‚Wahrheit‘ zugeschrieben wird. Das Urteil über den Wahrheitswert einer Aussage hängt wesentlich von den Programmen ab, die im Wissenschaftssystem wirksam sind. Hinter den Programmen des Systems verbergen sich die methodischen Grundlagen der Erkenntnisgewinnung. Wissenschaftliches, ‚wahres‘ Wissen setzt in aller Regel die Anwendung einer Methode voraus, die im System anerkannt sein muss. Wird diese Methode korrekt angewendet, so gelten die Erkenntnisse, die sie hervorbringt, als wahr.

Wissenschaft bildet ein autonomes, sich selbst erzeugendes Teilsystem der Gesellschaft, das jedoch stets in der Umwelt anderer Teilsysteme kommuniziert und prozessiert. Damit sind die Beschreibungen, die von der Wissenschaft angefertigt werden, stets Beschreibungen im System und zugleich in der Gesellschaft. Stets markieren diese Beschreibungen ein Moment in der Reproduktion der Gesellschaft. Sie existieren nur im Ereigniszusammenhang des Gesellschaftssystems und somit stellt die Produktion einer wissenschaftlichen Gesellschaftsbeschreibung aus der Sicht der soziologischen Systemtheorie zugleich auch einen Mitvollzug von Gesellschaft dar. Die Funktion, die der Soziologie im Rahmen von Luhmanns Gesellschaftstheorie zukommt, besteht zunächst darin, Beschreibungen gesellschaftlicher Kommunikationen anzufertigen. Dabei verfügt die Soziologie jedoch keinesfalls über das Monopol zur Erstellung gesellschaftlicher Beschreibungen. Neben der soziologischen finden sich eine Reihe weitere Selbstbeschreibungsformen. Im Schlusskapitel von *Die Gesellschaft der Gesellschaft* präsentiert Luhmann eine Schnittmenge solcher Formen und eröffnet in diesem Zusammenhang einen weiten historischen Horizont, dem auch seine Semantik-Studien verpflichtet sind:

Schon auf operativer Ebene ist das Gesellschaftssystem zur Beobachtung seines Kommunizierens und in diesem Sinne zur Selbstbeobachtung gezwungen. Dafür genügt es jedoch zunächst, die Mitteilung als Handlung zu beobachten, so als ob sie ein (durch sich selbst) bestimmtes Objekt wäre. Im Anschluss daran entwickelt sich die Unterscheidung von Selbstreferenz und Fremdreferenz, mit der das System darauf reagiert, dass es durch sein Operieren die eigene Form erzeugt, nämlich die Differenz von System und Umwelt. Ein laufendes Beobachten an Hand der Unterscheidung von Selbstreferenz und Fremdreferenz kondensiert die entsprechenden Referenzen und verdichtet sie zur Unterscheidung von System und Umwelt. Das ermög-

⁵²⁴ Becker/Reinhardt-Becker: *Systemtheorie*, a.a.O., S. 110.

licht eine Selbstbeobachtung neuen Stils, nämlich die Zurechnung von Themen auf das System selbst im Unterschied zu seiner Umwelt. Das System reflektiert seine eigene Einheit als Bezugspunkt für Beobachtungen, als Ordnungsgesichtspunkt für ein laufendes Referieren. Und dann empfiehlt es sich, Texte anzufertigen, die eine Vielzahl solcher immer nur ereignishafter und situationsgebundener Selbstbeobachtungen koordinieren. In einfachster Form gibt das System sich einen Namen, eine rigide, invariante Bezeichnung, die eben wegen dieser Rigidität wiederholt und in unvorhersehbar verschiedenen Situationen verwendet werden kann. Auf solche Eigennamen können sich Kontrastierungen stützen, die das eigene System einem anderen entgegensetzen, um es im Kontrast zu identifizieren – so Griechen und Barbaren, Christen und Heiden oder, moderner und unter Verzicht auf Eigennamen, Zivilisierte und Wilde. Das erlaubt, wie die Beispiele zeigen, eine allmähliche Auffüllung des Kontrastes mit Strukturbeschreibungen im zuletzt genannten Falle zum Beispiel Arbeitsteilung, und damit eine inhaltliche Anreicherung der Texte, mit denen das System sich selbst bezeichnet. Solche Texte, inclusive Namen, wollen wir Selbstbeschreibungen nennen.⁵²⁵

Selbstbeschreibungen spielen im Rahmen der Identitätsbildung und -stabilisierung sozialer Systeme eine zentrale Rolle. Sie organisieren die Bezugnahme des Systems auf sich selbst im Unterschied zur Systemumwelt. Hierfür werden dauerhaft verfügbare Texte angefertigt, die eine Bezugnahme auf den Identitätskern des Systems in spezifischer Weise organisieren. Brenners Verwendung des Begriffs lässt sich vor diesem Hintergrund in einem ersten Anlauf präzisieren und systematisch auffalten. Überträgt man den Begriff als Selektionsraster auf die Vielzahl metakommunikativer Texte, die in der Literaturwissenschaft angefertigt werden, ergibt sich ein Textcorpus mit folgenden Merkmalen: Erfasst werden solche Texte, die in thematisch expliziter Weise, in Form einer spezifischen Aktualisierung eingespielter Strukturmuster der Argumentation oder auch durch die Bildung von Oppositionsstrukturen Bezug auf die Identität des Fachs nehmen, diese von anderen Identitätskonstrukten im System abgrenzen und die Differenz zu abweichenden Beschreibungen markieren, die aus der Systemumwelt an das System adressiert werden.⁵²⁶ Die Selbstbeschreibungen bilden den systematischen Ort, an dem sich die urgeschichtlichen Referenzierungen vollziehen. Eine genauere Ausarbeitung und systematische Kontextualisierung des Begriffs ist sinnvoll. Einerseits soll so vermieden werden, dass den Begriff ein ähnliches Schicksal ereilt wie eine Vielzahl anderer Entlehnungsterminologien vor ihm: der Verlust seines spezifischen systematischen Erkenntniswerts. Andererseits soll die bei Brenner nur angedeutete Eignung der Selbstbeschreibungstexte als Quellen für eine an den kryptogenetischen Vorgaben des Fachs interessierte Wissenschaftsforschung plausibilisiert werden.

⁵²⁵ Luhmann: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, a.a.O., S. 879f.

⁵²⁶ Vgl. hierzu Andre Kieserling: *Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens*, Frankfurt a.M. 2004. Das folgende Kapitel verdankt der Studie Kieserlings wichtige Impulse.

6.2 Begriffsdifferenz I: Selbstbeobachtung, Selbstreferenz, Selbstbeschreibung

Luhmann verwendet die Begriffe Selbstbeobachtung bzw. Selbstbeschreibung so, dass damit die kommunikative Einheit des Sozialsystems durch das System bezeichnet wird. Von Selbstbeobachtungen bzw. Selbstbeschreibungen lässt sich demnach immer dann sprechen, wenn soziale Systeme mit intern verlaufenden Operationen die Einheit bzw. die Identität des Systems markieren und thematisieren. Auch wenn Selbstbeschreibungen in diesem Sinne als spezifische Form selbstreferentieller Operationen zu begreifen sind, stellen sie doch nicht die einzige Möglichkeit selbstbezüglicher Operationen sozialer Systeme dar. Um dies klarer fassen zu können, muss der Begriff der Selbstreferenz – ein viel genutztes, doch außerhalb der Soziologie selten umfassend aufgeklärtes Schlagwort der Luhmann'schen Theorie – in seinen möglichen Varianten genauer bestimmt werden.⁵²⁷ Allgemein – und denkbar simpel – gesprochen wird mit dem Begriff der Selbstreferenz eine Operation bezeichnet, mit der ein Selbst sich selbst thematisiert. Im Gegensatz zur Fremdreferenz, bei der ein Selbst auf etwas anderes thematisch Bezug nimmt, bezeichnet der Akt der Selbstreferenz ein Selbst, dem er selbst zugehört. Der Akt des Bezeichnens stellt demnach ein Moment des Bezeichneten selbst dar. Luhmann war sich im Klaren darüber, dass der Begriff definitionsmäßige Probleme in sich birgt: „Wohlgemerkt: es handelt sich nicht um eine Tautologie. Die Operation der Referenz bezeichnet nicht etwa sich selbst als Operation. Sie bezeichnet, immer geführt durch eine Unterscheidung, etwas, mit dem sie sich identifiziert.“⁵²⁸ Das bedeutet, dass das Selbst nicht in der selbstreferenziellen Operation aufgeht. Die Selbstreferenz bleibt ein Element des Gesamtselbst: „Das Selbst transzendiert die Selbstreferenz, um sie in sich aufnehmen zu können.“⁵²⁹ Zu berücksichtigen ist in diesem Zusammenhang, dass das Selbst, das sich selbst zum Thema macht, unterschiedliche Ausprägungen erfahren kann. Ob es als Element, Prozess oder System vorliegt, hängt davon ab, wie das Selbst definiert wird. Die Modi der Selbstreferenz hängen dementsprechend von der Definition des Selbst ab. Unterscheiden lassen sich drei Formen der Selbstreferenz: basale, prozessuale und soziale Selbstreferenz.

6.3 Begriffsdifferenz II: basale, prozessuale, soziale Selbstreferenz

Bei der basalen Selbstreferenz handelt es sich um die einfachste und zugleich grundlegendste Form der Referenz. Sie liegt vor, wenn „das Selbst, das sich selbst referiert, eine

⁵²⁷ Vgl. hierzu Niklas Luhmann: *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a.M. 1984, S. 57ff., 539ff.; ders.: *Selbstreferenzielle Systeme*, in: Fritz B. Simon (Hg.): *Lebende Systeme. Wirklichkeitskonstruktionen in der systemischen Therapie*, Berlin 1987, S. 47-53; vgl. außerdem: Giancarlo Corsi: *Selbstreferenz*, in: ders., Claudio Baraldi und Elena Esposito: *GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme*, Frankfurt a.M. 1997, S. 163-168.

⁵²⁸ Luhmann: *Soziale Systeme*, a.a.O., S. 600.

⁵²⁹ Ebd., S. 605.

elementare Operation, im Falle sozialer Systeme also eine Kommunikation ist“.⁵³⁰ Kommunikation ist als Begriff und Prozess eng mit dem ‚Verstehen‘ verknüpft. Mittels der Verstehenskomponente nehmen Kommunikationen permanent auf sich selbst Bezug, indem sie signalisieren, dass sie auf einem Verstehen der vorherigen Kommunikationsoperation gründen. Daraus ergibt sich, dass jeder einzelne kommunikative Akt in den Verstehensmöglichkeiten und Verstehenskontrollen vorhergehender und nachfolgender Kommunikationen in rekursiver Weise abgesichert ist. Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang nochmals darauf, dass die kommunikativen Vollzüge in dem selbstreferentiellen Verweisungszusammenhang nicht aufgehen, sondern – indem sie eine Information transportieren – immer auch auf anderes referieren. Insofern ist die basale Selbstreferenz immer nur eine „mitlaufende Selbstreferenz“.⁵³¹ Dementsprechend ist Kommunikation auch kein ausschließlich selbstverweisender Prozess. Er orientiert sich an einer zentralen Unterscheidung: der von Selbst- und Fremdreferenz: „Zum selbstreferentiellen Verweisungsmoment tritt ein fremdreferentielles Sinnmoment hinzu, der Gesamtsinn der Kommunikation ergibt sich aus der Kombination selbst- und fremdreferentieller Verweisungen.“⁵³²

Von prozessualer Selbstreferenz lässt sich sprechen, wenn der Referenzpunkt der Selbstbezugnahme ein Prozess ist. Auch in diesem Fall ist davon auszugehen, dass die selbstreferenzielle Operation die Gesamtheit des Prozesses abbildet. Den allgemeinen Fall prozessualer Selbstreferenz bildet die Kommunikation über Kommunikation bzw., genauer gesagt, die Kommunikation über den Kommunikationsprozess. Dabei wird die Thematisierung und Bezeichnung des Kommunikationsprozesses vom Prozess selbst mit den prozessimmanenten Mitteln geleistet. Wie bereits bei der basalen Selbstreferenz so ist auch die prozessuale Varianten der Selbstthematisierung des Prozesses nicht als Repräsentation der Gesamtidentität zu verstehen. Die prozessuale Selbstthematisierung ist ein „Bestandteil des sich selbst referierenden Prozesses, aber sie [ist] nicht identisch mit dem Prozess, sondern [bleibt] ein Moment von ihm.“⁵³³ Luhmann bezeichnet die prozessuale Selbstreferenz auch als „Reflexivität“. Beispiele für Momente der Prozessreflexivität lassen sich gerade im Sozialsystem Wissenschaft finden. So lässt sich etwa die Wissenschaftsforschung als Schaltstelle solcher Prozessreflexivität beschreiben, da die Analyse und Darstellung des wissenschaftlichen Forschungsprozesses mit den Mitteln des Prozesses selbst erfolgt. Am Beispiel der Wissenssoziologie soll der Aspekt der prozessualen Selbstreferenz im Weiteren noch genauer ausgearbeitet werden. Auch im Feld der Lehrerausbildung lassen sich prozessuale Reflexivitäten gut beobachten, geht es hier doch gewissermaßen um die ‚Erziehung der Erzieher‘.⁵³⁴

⁵³⁰ Kneer: *Reflexive Beobachtung zweiter Ordnung*, a.a.O., S. 304. Kneers luzide Darstellung dient im Folgenden als Orientierung.

⁵³¹ Luhmann: *Soziale Systeme*, a.a.O., S. 604f.

⁵³² Kneer: *Reflexive Beobachtung zweiter Ordnung*, a.a.O., S. 304.

⁵³³ Ebd., S. 305.

⁵³⁴ Diese Momente der Prozessreflexivität hat Luhmann in den beiden entsprechenden Monographien zu den betreffenden gesellschaftlichen Funktionssystemen ausgearbeitet. Vgl. Luhmann: *Die Wissenschaft*

Von den beiden bisher beschriebenen Formen der Selbstreferenz lässt sich ein weiterer Modus unterscheiden – die soziale Selbstreferenz. In diesem Fall ist das Selbst, das durch die Referenz bezeichnet wird, ein soziales System. Deshalb kann diese Variante der Selbstbezeichnung auch als Systemreferenz bestimmt werden. Die Einheit bzw. die Identität des Systems wird vom System selbst bezeichnet, wobei auch hier wieder eine Unterscheidung wirksam ist, nämlich die von System und Umwelt. Anders gesagt: Selbstbeschreibende bzw. selbstbeobachtende Systeme orientieren sich intern an der Unterscheidung zwischen System und Umwelt. Insofern handelt es sich hierbei um einen so genannten ‚re-entry‘:

Ein sich selbst beschreibendes System reflektiert seine eigene Einheit mit Hilfe der Unterscheidung von System und Umwelt, also mit Hilfe einer Form, die das System durch sein Operieren selbst hervorbringt. Die Differenz von System und Umwelt, die das System operativ erzeugt, wird in das System, die Unterscheidung in das durch sie Unterschiedene wieder eingeführt. Die einfachste Reflexionsform besteht darin, dass das System sich selbst einen Namen gibt. An eine solche Bezeichnung können weitere Unterschiede angedockt, die Reflexionssemantik zunehmend ausgestaltet und mit komplexeren Formen angereichert werden.⁵³⁵

Für die Bildung eines sozialen Systems sind nicht alle der drei vorgestellten Modi der Selbstreferenz gleichermaßen notwendig. Allein die basale Selbstreferenz muss vorliegen, damit eine Systemkonstitution möglich ist. Bei den anderen Formen der höherstufigen Selbstbezeichnung handelt es sich um Formen der Referenz, die soziale Systeme nicht fortlaufend prozessieren müssen, um ihre autopoietische Reproduktion sicherzustellen. Zur Fortsetzung der Autopoiesis sind soziale Systeme demnach nicht darauf angewiesen, die Einheit bzw. die Identität des Systems auch zu bezeichnen. Dieser Umstand macht es erforderlich, zwischen der Erzeugung und Bezeichnung der Einheit des Systems genau zu unterscheiden, denn die reflexiven Momente bilden stets nur einen Ausschnitt der Gesamtidentität des Selbst.

„Reflexion meint die Bezeichnung der Einheit des Systems, aber Reflexion ist nicht das System, da sie die Einheit des Systems nicht operativ herstellt.“⁵³⁶ Die Selbstbezeichnung des Systems basiert demnach darauf, einzelne Operationen des Gesamtsystems zur Bezeichnung des Systems zu aktivieren. Nicht alle operativen Prozesse des Systems sind an der Bezeichnung beteiligt. Innerhalb Luhmanns Theoriearchitektur erfolgt die Bestimmung des Begriffs ‚Referenz‘ in Analogie zu dem der ‚Beobachtung‘. Beide Operationen übernehmen im Rahmen der Theorie sozialer Systeme somit die Funktion, nach den Maßgaben einer Differenz etwas zu bezeichnen. Die Verknüpfung von Bezeichnung und

der Gesellschaft, a.a.O.; ders.: *Das Erziehungssystem der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 2002. Die Abhandlung zum Erziehungssystem der Gesellschaft wurde aus Luhmanns Nachlass publiziert und stellt eine Überarbeitung der bereits 1979 gemeinsam mit Karl-Eberhard Schorr veröffentlichten Studie *Reflexionsprobleme im Erziehungssystem* dar. In Erziehungswissenschaft und Pädagogik wurden Luhmanns Reflexionen auf breiter Basis, aber auch kontrovers aufgenommen.

⁵³⁵ Kneer: *Reflexive Beobachtung zweiter Ordnung*, a.a.O., S. 305.

⁵³⁶ Ebd., S. 306.

Unterscheidung verweist darauf, dass es sich hier um Operationen handelt, die in ihren Vollzug zwei Komponenten integrieren. Jedes Referieren erfolgt entlang einer Unterscheidung und markiert dabei die Trennung zweier Seiten. Die Bezeichnung, die sich simultan zum Prozess der Markierung vollzieht, benennt eine der beiden Seiten. Hieraus resultiert die spezifische Interdependenz beider Komponenten, Unterscheiden und Bezeichnen setzen sich wechselseitig voraus: „Auf der einen Seite gibt es kein unterscheidungsfreies Bezeichnen, da etwas nur als etwas identifiziert werden kann, wenn es zugleich von etwas anderem unterschieden wird. Und umgekehrt bliebe eine Unterscheidung, die nicht mit einer Bezeichnung verknüpft wird, unbestimmt. Referenz kommt somit stets als Einheit einer Differenz zustande, als Einheit der Unterscheidung von Bezeichnen und Unterscheiden.“⁵³⁷ Was hier mit Bezug auf die Referenz bzw. das Referieren sozialer Systeme gesagt wurde, gilt freilich auch für die Selbstreferenz. Luhmann betont diesen Zusammenhang nachdrücklich: „Auch ‚Selbstreferenz‘ ist im strengen Sinne Referenz, als Bezeichnung nach Maßgabe einer Unterscheidung. Die Besonderheit dieses Begriffsbereichs liegt darin, dass die Operation der Referenz in das von ihr Bezeichnete eingeschlossen ist.“⁵³⁸ Dementsprechend lässt sich der Bezug auf ein System, die Systemreferenz, als eine Beobachtung bestimmen, in deren Vollzug mit Hilfe der Unterscheidung von System und Umwelt ein System bezeichnet wird. Bei Selbstbeschreibungen handelt es sich demzufolge stets um Beobachtungen, die nach Maßgabe einer Unterscheidung funktionieren. Der Zusammenhang von Selbstbeschreibung und Beobachtung führt zu einer wichtigen Konsequenz der Systemoperation. Die Schwierigkeit, die mit der Selbstbeobachtung verbunden ist, liegt in der Intransparenz des Prozesses. Damit ist gemeint, dass jede Beobachtung etwas ausblendet, das für den Vollzug der Beobachtung jedoch konstitutiv ist. Beobachtungen verwenden ihre eigene Unterscheidung als ‚blinden Fleck‘. Während der Selbstbeobachtung kann nur das jeweils Bezeichnete registriert werden. Die Beobachtung ist demzufolge blind für das jeweils Unbezeichnete wie auch für die Unterscheidung, welche die Maßgabe für die Beobachtung stellt. Die Differenz ist damit jedoch nicht ausgeschlossen, sondern wirkt gewissermaßen ‚ungesehen‘. Eine Beobachtung kann sich im je aktuellen Vollzug nicht selbst beobachten, sie bleibt für die konstitutive Differenz blind. Soll der blinde Fleck markiert und als Differenz thematisiert werden, ist eine weitere Beobachtung erforderlich, die sich jedoch nicht auf derselben Ebene situieren kann wie die – in diesem Fall – ‚blinde‘ Beobachtung. Es muss ein Ebenenwechsel vollzogen werden, den Luhmann in Form von Ordnungskategorien beschreibt. Erst eine Beobachtung ‚zweiter Ordnung‘ kann diese Blindstelle markieren. Eine solche Beobachtung liegt vor, wenn die Beobachtung selbst zum Gegenstand einer weiteren Beobachtung wird. Nur so kann gesehen werden, dass der beobachteten Beobachtung eine spezifische Form zugrunde liegt, „auf deren Innenseite etwas Bestimmtes bezeichnet wird, deren Außenseite sowie die Unterscheidung selbst im

⁵³⁷ Ebd.

⁵³⁸ Luhmann: *Soziale Systeme*, a.a.O., S. 600.

Moment der Beobachtung jedoch unbezeichnet bleibt“.⁵³⁹ Für die Selbstbeschreibungen des Sozialsystems resultiert daraus, dass das System für sich selbst intransparent bleibt. Eine totale Erfassung des Systems durch seine eigenen Beobachtungsoperationen ist demzufolge ausgeschlossen. Eine Selbstbeschreibung im systemtheoretischen Sinn kann im je aktuellen Vollzug also nicht die konstitutive Differenz aktualisieren und sie zugleich beobachten. Für die internen Selbstbeschreibungen des Systems gilt deshalb, dass sie im Rahmen ihrer Beobachtungsoperationen Simplifikationen vornehmen, die eine Thematisierung der Systemidentität gestatten. Die systeminterne Selbstbeobachtung ist eine Konstruktionsleistung, die etwas Bestimmtes markiert, dafür jedoch etwas anderes unbezeichnet lassen muss. Luhmann hat darauf hingewiesen, dass die Selbstreflexion des Systems auf Vereinfachungen und Mystifikationen angewiesen ist.⁵⁴⁰ Diese Mechanismen der Simplifizierung müssen von der Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft in den Blick genommen werden, wenn die Prozesslogiken einer wissenschaftlichen Disziplin verstanden werden sollen. Das Ausweichen in der Selbsterflexion von Systemen auf simplifizierende und mystifizierende Formen deutet schon auf die Eigenart ‚urgeschichtlicher Referenzierung‘ als Modus der auf ‚unsicherem‘ Wissen basierenden Reflexion hin.

6.4 Begriffsdifferenz III: Selbstbeobachtung & Selbstbeschreibung

Wurden die Begriffe Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung im Vorangegangenen noch weitgehend synonym verwendet, um den grundlegenden Charakter von Beobachtungsoperationen innerhalb sozialer Systeme zu erläutern, lässt sich nun noch genauer zwischen den Formen der Reflexion unterscheiden. Gerade für die Wissenschaftsforschung ergibt sich aus dem Folgenden eine wichtige Konkretisierung, die den externen Zugriff auf die Selbstbeobachtungen eines Systems überhaupt erst zulässt. Luhmann kommt an entsprechender Stelle in *Die Gesellschaft der Gesellschaft* auf diese Unterscheidung zu sprechen: „Unter Selbstbeobachtung soll daher immer nur eine im System auf das System gerichtete Operation verstanden werden und unter Selbstbeschreibung die Anfertigung eines entsprechenden Textes.“⁵⁴¹ Selbstbeschreibungen werden somit als besondere Formen der Selbstbeobachtung ausgewiesen, die in ihrem Vollzug Texte entweder produzieren oder doch zumindest nutzen. Selbstbeschreibung fällt also nicht zusammen mit den laufenden Selbstbeobachtungen, mit denen das System die Anschlussfähigkeit von Entscheidungen absichert. Die Selbstbeobachtungen stellen vielmehr die Bausteine zur Verfügung, aus denen Selbstbeschreibungen zusammengesetzt werden können. Selbstbeschreibungen sind gebündelte und zu Texten oder Aussagen verdichtete Selbstbeobachtungen. Wenn in diesem Zusammenhang von Texten die Rede ist, so muss der systemtheoretische Zuschnitt

⁵³⁹ Kneer: *Reflexive Beobachtung zweiter Ordnung*, a.a.O., S. 308.

⁵⁴⁰ Vgl. Luhmann: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, a.a.O., S. 1110.

⁵⁴¹ Ebd., S. 887.

berücksichtigt werden, der sich im Übrigen nicht wesentlich von der allgemeinen kulturwissenschaftlichen Prägung des Text-Begriffs unterscheidet. Luhmann stellt ausdrücklich heraus, dass auch „Gesellschaften, die nicht über Schrift verfügen, [...] Selbstbeschreibungen [anfertigen]“. Demnach ist die Anfertigung von Selbstbeschreibungen nicht an Schrift gebunden, auch mündliche Texte können als Selbstbeschreibungen fungieren, denn sie werden hier als wiederholbare Muster genutzt und garantieren so die Kohärenz kommunikativer Prozesse. Die Funktion solcher Texte liegt demnach darin, „Wiederholbarkeit und [...] Reversibilität zu gewährleisten“.⁵⁴² Der systemtheoretische Text-Begriff nähert sich damit dem der Semantik an. Bei den Resultaten der Selbstbeschreibung handelt es sich um Formen bewahrenswerten Sinns. An dem Zusammenhang von Semantik- und Textbegriff lassen sich Relationen zu kulturwissenschaftlichen Theorien von Gedächtnis und Erinnerung aufweisen, die gerade auch an den Formen nichtschriftlicher Gedächtnisse interessiert sind. Unter anderem Jan Assmann hat darauf aufmerksam gemacht, dass sich in vorkriptualen Gesellschaften bzw. Kulturen über Formen und Praktiken der Herstellung ritueller Kohärenz kommunikative Gedächtnisse ausgebildet haben, die sich auf der Grundlage mündlich überlieferter ‚Mustertexte‘ organisieren. Hier wird deutlich, dass die Thematisierung von Identität und Einheit einer Kultur bzw. eines Systems nicht zwingend an Schriftlichkeit geknüpft ist.⁵⁴³ Die Produktion und Verwendung von Texten im Vollzug von Selbstbeschreibungen setzt Schrift nicht voraus, sondern erfordert vielmehr, dass Kommunikationsmuster etabliert werden, die einen wiederholten Gebrauch ermöglichen. Die wiederholte Nutzung eines ‚Mustertextes‘ widerspricht nicht der ‚Gegenwartspflicht‘ der Systemtheorie. Grundsätzlich gilt ja, dass es sich bei Selbstbeschreibungen stets um aktuelle Einzeloperationen des Systems handelt. Zeitlose Strukturen und Elemente kommen in der Systemtheorie nicht vor: „[Soziale Systeme] sind historische Systeme, die von dem Zustand ausgehen, in den sie sich selbst versetzt haben. Sie tun alles, was sie tun, zum ersten

⁵⁴² Ebd.

⁵⁴³ Vgl. Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992; vgl. zum Zusammenhang der Gedächtnistheorien von Jan und Aleida Assmann und der Luhmann'schen Systemtheorie auch Mirjam-Kerstin Holl: *Semantik und soziales Gedächtnis: die Systemtheorie Niklas Luhmanns und die Gedächtnistheorie von Aleida und Jan Assmann*, Würzburg 2003. An entsprechender Stelle erläutert Jan Assmann die gedächtniskonstitutive Funktion des Ritus, der – ähnlich wie der schriftliche Text – Kohärenz stiftet, ohne letztlich jedoch eine dem materiell-medialen „kulturellen Gedächtnis“ vergleichbare Erinnerungskultur zu etablieren: „Solange Riten die Zirkulation des identitätssichernden Wissens in der Gruppe garantieren, vollzieht sich der Prozess der Überlieferung in Form der Wiederholung. Es liegt im Wesen des Ritus, dass er eine vorgegebene Ordnung möglichst abwandlungsfrei reproduziert. Dadurch deckt sich jede Durchführung des Ritus mit vorhergehenden Durchführungen und es entsteht die für schriftlose Gesellschaften typische Vorstellung einer in sich kreisläufigen Zeit. Man kann daher mit Bezug auf die ritengestützte Zirkulation kulturellen Sinns geradezu von einem ‚Wiederholungszwang‘ sprechen. Genau dieser Zwang ist es, der die rituelle Kohärenz garantiert und von dem sich Gesellschaften beim Übergang in textuelle Kohärenz freimachen.“ (S. 89) Der Ritus beschränkt sich jedoch nicht nur auf die Wiederholung „eines genau festgelegten Ablaufs. Der Ritus ist mehr als eine reine Ornamentalisierung der Zeit, die durch die periodische Wiederkehr identischer Handlungsabläufe ein Muster erhält wie eine Fläche durch die Wiederkehr immer derselben Figur. Der Ritus vergegenwärtigt auch einen Sinn.“ (S. 90)

und zum letzten Mal.⁵⁴⁴ Die Verpflichtung der Systemoperationen auf die je aktuelle Gegenwart schließt aber ‚historische Elemente‘ im Sinne bereits vorhandener Texte nicht aus. Das bedeutet, dass in die aktuelle Anfertigung von Texten im Rahmen von Selbstbeschreibungen durchaus die Erwartung einer Mehrfachverwendung eingelassen sein kann. Einzeloperationen können im gegenwärtigen Vollzug auf ältere Texte zurückgreifen und sie neu aktualisieren. Das Funktionieren sozialer Systeme ist auf permanente Kommunikation angewiesen und insofern lässt sie sich auch nur als Kommunikationsvollzug beobachten. Selbstbeschreibungen sind demnach stets kommunikative Vollzüge. Kommunikative Akte beginnen innerhalb sozialer Systeme trotz der grundsätzlichen Gegenwartsverpflichtung nie ganz von vorn. Es kann entschieden werden, auf bestimmte Vergangenheiten zurückzugreifen, um die jeweils aktuelle Operation zu kontextualisieren. Insofern hat auch der Begriff des Gedächtnisses einen Platz in Luhmanns Theoriearchitektur:

Luhmann versteht das Gedächtnis einer Kultur gerade nicht als irgendwo vorhandenen, vollständig beschreibbaren Traditionsbestand. Vielmehr besteht das Gedächtnis einer Kultur in der immer wieder zu treffenden Entscheidung, ob Kommunikation sich auf Vergangenheit beziehen soll oder nicht, und wenn ja, auf welche. Die Entscheidung für einen Vergangenheitsbezug von Kommunikation nennt Luhmann ‚Redundanz‘, diejenige gegen einen solchen Bezug ‚Variation‘. Die Frage nach der Aufbewahrung der Vergangenheit weicht so der Frage nach ihrer Selektion in der Gegenwart.⁵⁴⁵

Das Problem der Speicherung von Erinnerungen stellt sich der Systemtheorie also gar nicht erst, da der Fokus statt auf der Frage nach der Aufbewahrung der Gedächtnisinhalte auf dem Akt der Auswahl aus einer potenziellen Vielfalt von Vergangenheiten liegt. Zum Gegenstand der kommunikativen Bezugnahme innerhalb des Sozialsystems kann nämlich jede Vergangenheit werden, unabhängig davon, ob die Bezugnahme materiell gestützt ist oder lediglich eine Konstruktion darstellt. Systemtheoretisch betrachtet bildet das Gedächtnis keinen Speicher, sondern den Vollzug der Unterscheidung zwischen Erinnern und Vergessen. An dieser Unterscheidung sieht Luhmann auch den Begriff der Kultur situiert, der nicht die positive Gesamtheit des Tradierten einer Gesellschaft subsumiert, sondern den „jeweils gegenwärtige[n] Entscheidungs- und Vergleichsrahmen, anhand dessen sich eine Gesellschaft beim Entwurf ihrer Zukunft auf Vergangenheit bezieht“.⁵⁴⁶ Was bislang über das Funktionieren von ‚Selbstbeschreibungen‘ im Rahmen der Systemtheorie gesagt wurde, bezog sich sowohl auf gesellschaftliche als auch auf soziale Formen der Selbstbeschreibung. Dass ‚gesellschaftlich‘ und ‚sozial‘ hier zweierlei und nicht etwa ein und dasselbe Phänomen näher bezeichnen, soll nur kurz angerissen werden, da es für die Gesamtsicht auf Luhmanns Theorie von Relevanz ist. In die *Gesellschaft der Gesellschaft* führt Luhmann nach den Untersuchungen der einzelnen Funktionssysteme den Begriff der

⁵⁴⁴ Niklas Luhmann: *Das Recht der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1993, S. 49.

⁵⁴⁵ Nicolas Pethes: *Kulturwissenschaftliche Gedächtnistheorien zur Einführung*, Hamburg 2008, S. 74.

⁵⁴⁶ Ebd., S. 75. Vgl. zum Begriff ‚Kultur‘ als Vergleichs- und Entscheidungsrahmen aus systemtheoretischer Perspektive ausführlich Dirk Baecker: *Wozu Kultur?*, Berlin 2000.

Selbstbeschreibung für die Gesellschaft, „definiert als das umfassendste soziale System aller aufeinander Bezug nehmenden Kommunikationen“ ein.⁵⁴⁷ Für die Unterscheidung von Selbst- und Fremdbeschreibung hat die Konzeption einer Weltgesellschaft, die sämtliche Kommunikationen aller Funktionssysteme einschließt, eine einfache, aber wichtige Konsequenz: „Die Gesellschaftstheorie muss [...] auf die Möglichkeit adäquater externer Beobachtung verzichten. Sie kann zwar formell konzедieren, dass die Gesellschaft durch die Bewusstseinsysteme der Einzelmenschen oder auch durch ihre Körper, ihre Immunsysteme usw. beobachtet wird; aber solche Beobachtungen sind angesichts der als Gesellschaft gegebenen Komplexität hoffnungslos inadäquat.“⁵⁴⁸

Stellt die gesellschaftliche Selbstbeschreibung demnach insofern einen Sonderfall dar, da die Weltgesellschaft als alle Teilsysteme umfassende Gesamtmenge schlechterdings über keine externe Umwelt verfügt und somit die Möglichkeit der Fremdbeschreibung ausgeschlossen ist, bieten sich im Fall der auf die einzelnen sozialen Funktionssysteme ausgerichteten Thematisierungen interne wie externe Perspektiven:

Die Teilsysteme der modernen Gesellschaft wie Wirtschaft, Politik, Recht, Wissenschaft, Religion, Erziehung, Massenmedien etc. reflektieren intern ihre eigene Einheit, fertigen also endogene Beschreibungen von sich selbst an. Von internen Beschreibungen der Funktionssysteme sind externe Beschreibungen der Teilsysteme durch Systeme in deren Umwelt – und hier vor allem: durch andere Funktionssysteme – zu unterscheiden. Beschreibungen der Wirtschaft etwa werden nicht allein von der Wirtschaft angefertigt, sondern ebenso von externen Beobachtern. Auch Politik und Recht, Wissenschaft und Religion, Erziehung und Massenmedien nehmen die Wirtschaft, aus der je eigenen Sicht, in den Blick.⁵⁴⁹

Was Georg Kneer am Beispiel des Funktionssystems Wirtschaft illustriert, lässt sich natürlich auf andere Teilsysteme übertragen. Daraus resultiert logischerweise eine enorme Vielfalt an Beschreibungen, mit denen sich die Teilsysteme jeweils konfrontiert sehen. Dass sich nicht nur die Selbstbeschreibungen der einzelnen Teilsysteme von den Fremdbeschreibungen, die andere Systeme in der jeweiligen Umwelt erstellen, deutlich unterscheiden können, sondern auch die Fremdbeschreibungen, je nach dem aus welcher Teilsystem-sicht sie angefertigt werden, differieren, muss genau beachtet werden. Es ist in diesem Zusammenhang notwendig, die jeweiligen Systemreferenzen der Beschreibungen zu differenzieren. Die Polykontextualität systemtheoretischen Zuschnitts macht solche genauen Unterscheidungen erforderlich; dies zeigt sich unter anderem an den Analysen Luhmanns selbst, in denen mitunter problematische Angleichungen von Fremd- und Selbstbeschreibungen vorgenommen werden. Beobachten lässt sich das beispielsweise an den so genannten ‚Reflexionstheorien‘ der sozialen Systeme.

⁵⁴⁷ Kneer: *Reflexive Beobachtung zweiter Ordnung*, a.a.O., S. 310.

⁵⁴⁸ Luhmann: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, a.a.O., S. 875.

⁵⁴⁹ Kneer: *Reflexive Beobachtung zweiter Ordnung*, a.a.O., S. 311.

6.5 Komplexe Selbstbeschreibungen: Reflexionstheorien

Reflexionstheorien bezeichnen nicht ausschließlich Theorien im streng systematischen Sinn, sondern zunächst einmal „semantisch elaborierte Formen der Selbstbeschreibung von Funktionssystemen“.⁵⁵⁰ Reflexionstheorien unterscheiden sich von formal einfachen Selbstbezeichnungen durch eine höhere begriffliche Komplexität, die es unter anderem zulässt, dass die Einheit bzw. Identität des Systems als Problem erkannt und verschiedenen Reaktionen bzw. Lösungen miteinander verglichen werden können. Solche Formen der Reflexion beschränken sich in ihrer Wirksamkeit auf das Funktionssystem, in dem sie ausgebildet wurden. Dies ist auch deshalb der Fall, weil es sich bei den Reflexionstheorien um affirmative Selbstbeschreibungen handelt, welche die positiven Selbsteinschätzungen des Systems in eine komplexere Form überführen und ihnen somit ein größeres Gewicht innerhalb der systeminternen Kommunikation verleihen. Das bedeutet, dass die Reflexionstheorien die Einheit des Systems nicht nur als Problem erkennen, sondern auch an deren Stabilisierung mitwirken. Diese Funktion tritt deutlicher hervor, wenn die Reflexionstheorien als komplexe Varianten sozialer Selbstbeschreibungen noch genauer bestimmt werden und ihr Anteil an der Identitätssicherung des Systems akzentuiert wird. Verschiedene Reflexionstheorien können innerhalb eines Systems in je spezifischen Komplexitätsgraden vorliegen und nebeneinander wirken. Ob es sich dabei um einen stabilen und schriftlich explizierten bzw. institutionell gesicherten Zusammenhang handelt oder aber um ein regelmäßig kommuniziertes, jedoch nicht ausformuliertes Bewertungsmuster, ist insofern nicht von Belang, als dass sich alle Varianten von Reflexionstheorien in einem Plausibilitätskontinuum mit dem jeweiligen System befinden, in dem sie existieren.⁵⁵¹ Da die Reflexionstheorien die systeminternen Plausibilitäten integrieren, lassen sie sich innerhalb des Systems leicht kommunizieren. Besonders problemlos verläuft die Berücksichtigung der Systemplausibilitäten in den Reflexionstheorien, die sich unterhalb des Niveaus wissenschaftlicher Theorien ansiedeln. Wissenschaftliche Theorien bzw. Erklärungszusammenhänge – so zum Beispiel die Wissenssoziologie oder Wissenschaftsforschung – zielen in der Regel darauf ab, die systeminternen Plausibilitäten als Umweltstrukturen zu modellieren, zu denen dann eine Distanz hergestellt werden kann. Dies gelingt meist jedoch nur, indem Kommunikationsprobleme im Verhältnis zum System selbst in Kauf genommen werden:

Die Reflexionstheorien [...] müssen zu den Plausibilitäten ihres Systems passen. Sie unterscheiden sich zwar als Theorien von den elementaren Operationen des Systems, und von den Praktikern werden sie als wenig hilfreich beargwöhnt. Aber sie können gegenüber dieser Praxis und ihren Abstraktionen nicht völlig indifferent sein, sondern müssen an diese Abstraktionen (und nicht etwa: an diejenigen der Wissenschaft) anschließen, um verständlich zu bleiben.⁵⁵²

⁵⁵⁰ Ebd., S. 312.

⁵⁵¹ Vgl. Andre Kieserling: *Die Soziologie der Selbstbeschreibung: Über die Reflexionstheorien der Funktionssysteme und ihre Rezeption der soziologischen Theorie*, in: ders., *Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung*, a.a.O., S. 46-109, hier S. 59.

⁵⁵² Ebd.

Reflexionstheorien verfügen demnach dann über die notwendige Plausibilität, wenn sie einen Mindestzusammenhang mit den Praktiken und Vollzügen innerhalb des Systems nicht unterlaufen. Über die reine Plausibilität innerhalb des Systems hinaus können Reflexionstheorien Evidenz anstreben. Evident sind die komplexen Formen der Selbstbeschreibung dann, wenn sie Plausibilität mit dem Anspruch der Begründung verknüpfen. Begründungsansprüche fallen im System Wissenschaft grundsätzlich in das Feld der Wissenschaftstheorie. Was in der Wissenschaftstheorie oder in anderen Formen streng rationaler Reflexion als begründet ausgewiesen wird, muss für die Praxis im System jedoch nicht gleichermaßen plausibel sein. Bei den Reflexionstheorien kommt es darauf an, die „semantische Einheit von Plausibilität und angestrebter Evidenz“ zu berücksichtigen.⁵⁵³ Das Plausible und das Evidente dürfen also nicht auseinandertreten, die Evidenz der Theorie und die Plausibilität der Praxis müssen ineinandergreifen. Daraus geht hervor, dass die Reflexionstheorien nicht darauf ausgerichtet sind, die auf die Identität des Systems gerichtete Kommunikation zu irritieren, sondern zu sichern. Daher teilen sie mit dem System auch stets ein Motivationskontinuum. Das bedeutet, dass die Reflexionstheorien keine Beobachtung zweiter Ordnung darstellen und demnach nicht darauf abzielen, das zu beobachten, was der Praktiker im System nicht sieht. Dies ließe sich im System auch nicht vermitteln, ohne die Motivierbarkeit der Praxis infrage zu stellen. In der Umwelt des Systems kommen diese Beobachtungen zweiter Ordnung in Form von Fremdbeschreibungen freilich vor. Vor allem die Wissenschaftsforschung entwickelt mit Blick auf das Funktionssystem Wissenschaft systematisch solche Latenzbeobachtungen. Aber auch andere Systeme in der Umwelt der Wissenschaft fertigen Beschreibungen an, auf die das System reagieren muss. Da sich Fremd- und Selbstbeschreibung zumeist nicht decken, wird „die Übernahme solcher Beschreibungen in das damit beschriebene System [...] abgewehrt, und als Instanz dieser Abwehr bewähren sich dann wiederum die hauseigenen Reflexionstheorien. Sie werden darauf bestehen, dass die Beschreibung der Praxis falsch ist, wenn sie nicht auch zur Selbstbeobachtung der Praktiker passt oder diese gar entwertet“.⁵⁵⁴ Die Funktion der Reflexionstheorien, Fremdbeschreibungen auf Distanz zu halten, hat mit Blick auf die Leistungsfähigkeit des Systems durchaus seine Berechtigung. Die Ausbildung etwa von Lehrern oder Juristen wird von den Reflexionstheorien des jeweiligen Teilsystems dominiert. Fremdbeschreibungen des Wirtschafts- oder Politiksystems werden dabei so weit auf Distanz gehalten, dass die Autonomie des Funktionssystems nicht gefährdet wird. Dass die Reflexionstheorien die Irritationen der Systempraxis durch divergierende Fremdbeschreibungen nicht verhindern, sondern nur nachträglich korrigieren können, wird an den Leistungskrisen beobachtbar, mit denen sich die jeweilige Systempraxis konfrontiert sehen kann. Aber nicht nur Fremdbeschreibungen können Systemkrisen evozieren, auch deutlich voneinander abweichende Selbstthematisierungen innerhalb des Systems erzeugen Irritatio-

⁵⁵³ Ebd.

⁵⁵⁴ Ebd., S. 62

nen, die die Identität des Systems infrage zu stellen vermögen. In jedem Fall dienen Selbstbeschreibungen, ob in einfacher oder höherstufiger Form, dazu, angesichts von Komplexität oder Irritation, die Anschlussfähigkeit des Entscheidens abzusichern.

6.6 Selbstbeschreibungen, Reflexionstheorien und der organisationale Ort der Literaturwissenschaft

Die systemtheoretische Perspektive auf das Sozialsystem Wissenschaft gestattet es, mit Hilfe des Begriffs ‚Selbstbeschreibung‘ und des Konzepts der ‚Reflexionstheorie‘ zentrale Prozessmomente wissenschaftlicher Kommunikation mit internaler wie externaler Adressierung zu beobachten. Als höherstufige Form der Selbstbeobachtung stellt die Selbstbeschreibung gewissermaßen die empirisch greifbare Vertextung der situativen fachlichen Identität dar. Diese Identität ist in den Selbstbeschreibungen nicht als stoffliches Narrativ aufgehoben, sondern als Struktur oder Bewertungsmuster präsent. Noch deutlicher zum Ausdruck kommt die Funktion von Selbstbeschreibungen in den Reflexionstheorien. In diesen elaborierten, begrifflich komplexen Varianten der Selbstbezugnahme wird die Systemidentität als Problem thematisch. Mit Hilfe solcher Konstruktionen stabilisiert sich ein System im Zuge seiner Autopoiesis langfristig selbst. Es muss mit den Reflexionstheorien Irritationen kanalisieren, die durch Fremdbeschreibungen aus der Systemumwelt an das System adressiert werden. In den Fremdbeschreibungen artikuliert sich die auf die Leistung des jeweiligen Systems bezogene Erwartung der Systemumwelt. Die Aufgabe der Reflexionstheorien besteht dann darin, stark von den Leistungsangeboten des Systems abweichende Beschreibungen auf Distanz zu halten. Der Irritationsursprung liegt aber nicht immer in der Systemumwelt. Verunsicherungen dieser Art können auch im System selbst erzeugt werden, wenn sich beispielsweise verschiedene Reflexionstheorien zueinander in Konkurrenz befinden. Reflexionstheorien können nicht parallel zum Moment der Irritation greifen oder Wirkungsdominanz herstellen, sondern übernehmen zumeist erst nach virulenten Leistungskrisen des Systems die Steuerung. Deshalb ist es auch sinnvoll, die Beobachtung von Reflexionstheorien eines Systems an Krisen- oder Umbruchssituationen ansetzen zu lassen. Die Leistungsfähigkeit des Teilsozialsystems Literaturwissenschaft bemisst sich dementsprechend nach dem Gelingen der Vermittlung von systeminternen Reflexionstheorien und den Erwartungshaltungen der Systemumwelt. Literaturwissenschaft produziert wahres Wissen über Literatur. Was wahr ist, hängt davon ab, wie die Prozesse der Problemstellung reguliert werden. Wie am Beispiel der Poststrukturalismusrezeption der 1980er Jahre angedeutet werden konnte, schwanken die Regulierungsprozesse zwischen der Betonung der Theorie als notwendige Erkenntnisvoraussetzung bzw. -korrektur und einer weitgehend ‚theorielosen‘ Wissensproduktion. Das spannungsvolle Nebeneinander unterschiedlicher Reflexionstheorien ist in diesem Zusammenhang evident.

In der germanistischen Literaturwissenschaft wurden systemtheoretische Ansätze verschiedentlich herangezogen, um historische Entwicklungen des Fachs als Prozess der Inter-

aktion von System und Umwelt zu modellieren.⁵⁵⁵ Eine systemtheoretische Aufstockung des Lebensweltkonzepts kann daher mit Gewinn auf die Ergebnisse der historiographischen Vorarbeiten zurückgreifen. Präzisiert werden muss nun noch die Frage nach den konkreten Systemumwelten der Literaturwissenschaft. Bislang war vom Verhältnis des Sozialsystems Wissenschaft zur Systemumwelt nur in allgemeiner Form die Rede.

Der konkrete Ort der Literaturwissenschaft ist in der Regel das germanistische Institut an einer Hochschule bzw. Universität. Aus systemtheoretischer Sicht lässt sich die Universität als eine Form der Organisation beschreiben.⁵⁵⁶ Organisationen befinden sich an den Rändern der Systeme und steuern dort den Austausch, vermitteln die Leistungen und gegenseitigen Ansprüche.⁵⁵⁷ In diesem Kontext agieren Literaturwissenschaftler als Individuen, deren Aktivitäten und Entscheidungen sich auf die Reproduktion der Organisation und ihrer Strukturen ausrichten. Die Bedeutung, die den Selbstbeschreibungen in diesem Zusammenhang zukommt, kann variieren:

Die Anschlussfähigkeit des Entscheidens ist besonders dann herstellungsbedürftig, wenn komplexe Organisationen nicht nur hierarchisch, sondern auch segmentär gegliedert sind. Mit der Zunahme von interner und auch externer Komplexität steigt also auch die Bedeutung von

⁵⁵⁵ Diese Sichtweise wurde in der Germanistik bereits verschiedentlich vertreten und erläutert. Für eine systemtheoretisch orientierte Wissenschaftsgeschichte der Literaturwissenschaft siehe Kruckis: *Einige Anmerkungen zum Nutzen von Luhmanns Systemtheorie*, a.a.O.; vgl. weiterhin: Bärbel Rompelien: *Germanistik als Wissenschaft. Zur Ausdifferenzierung und Integration einer Fachdisziplin*, Opladen 1994, besonders S. 42-77. In der Wissenschaftsgeschichte der Germanistik wird ebenfalls auf systemtheoretische Ansätze zurückgegriffen; vgl. z.B. Andreas Pilger: *Germanistik an der Universität Münster. Von den Anfängen um 1800 bis in die Zeit der frühen Bundesrepublik*, Heidelberg 2004, bes. S. 15-24. Weiterhin zur Diskussion der Systemtheorie in der Literaturwissenschaft, deren Ergebnisse auch in der methodischen Diskussion der Fachgeschichte behandelt werden vgl. Henk de Berg: *Kommunikation und Differenz: systemtheoretische Ansätze in der Literatur- und Kunstwissenschaft*, Opladen 1993; Herbert Jaumann u.a. (Hg.): *Domänen der Literaturwissenschaft*, Tübingen 2001; Sybille Moser: *Komplexe Konstruktionen: Systemtheorie, Konstruktivismus und empirische Literaturwissenschaft*, Wiesbaden 2001; Jürgen Fohrmann (Hg.): *Systemtheorie der Literatur*, München 1996; Siegfried J. Schmidt (Hg.): *Literaturwissenschaft und Systemtheorie. Positionen, Kontroversen, Perspektiven*, Opladen 1993; Henk de Berg: *Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus*, Tübingen 1995; siehe außerdem Oliver Jahraus Studien, die weitgehend den aktuelleren Stand der systemtheoretischen Diskussion repräsentieren: Oliver Jahraus (Hg.): *Interpretation, Beobachtung, Kommunikation: avancierte Literatur und Kunst im Rahmen von Konstruktivismus, Dekonstruktivismus und Systemtheorie*, Tübingen 1999; ders.: *Modelle systemtheoretischer Literaturwissenschaft in den 1990ern*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 23 H1 (1998), S. 66-111; ders.: *Literatur als Medium. Sinnkonstitution und Subjekterfahrung zwischen Bewußtsein und Kommunikation*, Weilerswist 2003; ders.: *Theorieschleife. Systemtheorie, Dekonstruktion und Medientheorie*, Wien 2001. Weiterhin vgl. Oliver Sill: *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft. Systemtheoretische Perspektiven auf ein komplexes Phänomen*, Wiesbaden 2001; Gerhard Plumpe: *Epochen moderner Literatur. Ein systemtheoretischer Entwurf*, Wiesbaden 1995; Gerhard Plumpe und Niels Werber (Hg.): *Beobachtung der Literatur. Aspekte einer polykontextualen Literaturwissenschaft*, Opladen 1995.

⁵⁵⁶ Vgl. Niklas Luhmann: *Organisation und Entscheidung*, Wiesbaden 2000.

⁵⁵⁷ Vgl. hierzu: Carsten von Wissel: *Hochschule als Organisationsproblem. Neue Modi universitärer Selbstbeschreibung in Deutschland*, Bielefeld 2007, hier vor allem das Kapitel *Universität als Organisation*, S. 36ff.

Selbstbeschreibung. Bei klar auf der Hand liegenden unstrittigen Organisationszwecken und relativ geringer innerer organisationaler und äußerer Umweltkomplexität ist die Bedeutung von Selbstbeschreibungen nicht allzu groß.⁵⁵⁸

Indem die Selbstbeschreibungen sich in Texten bzw. in Textäquivalenten materialisieren, können die Akteure innerhalb der Organisation die Selbstbeschreibungen wiederholt in Gebrauch nehmen, sollte es zu internen oder externen Irritationen kommen. Betrachtet man zunächst die Universität insgesamt als Organisation, so kommen als Selbstbeschreibungstexte vor allem Leitbilder, Struktur- und Entwicklungspläne, Rechenschaftsberichte, aber auch Neujahrsansprachen oder Wissensbilanzen in Frage. Die Liste von Selbstbeschreibungstexten, die einen wiederholbaren Gebrauch ermöglichen, lässt sich noch um weniger offizielle Formen ergänzen – auch Organigramme oder Ausbildungspläne sind den Selbstbeschreibungen zuzurechnen. Indem auf diese Texte mehrmals zurückgegriffen werden kann, erbringen sie für die Organisation eine spezifische Gedächtnisleistung, die das Handeln in der Organisation zu steuern, erleichtern oder auch erschweren vermag: „Selbstbeschreibungstexte übernehmen demnach (pragmatisch formuliert) Gedächtnisfunktionen und regulieren damit Vergessen und Erinnern.“⁵⁵⁹ Erinnern und Vergessen sind dabei gleichermaßen von Relevanz, denn gerade in Zeiten, in denen sich die Universität einer Welle institutioneller Reformen ausgesetzt sieht, ist das Vergessen – von Gründen des Scheiterns vorangegangener Reformen – eine wichtige Ressource für Neuerungen. Die Selbstbeschreibungen der Universität als Organisation werden von den Akteuren der Organisation – also auf der Innenseite – häufig als Unterkomplexitätszumutung wahrgenommen, weshalb sich nicht selten eine deutliche Distanz der Akteure zu den offiziellen Selbstbeschreibungen beobachten lässt. Zustände kommen solche Irritationen, weil Organisationen, die – wie gerade die Universität – auf gesellschaftliche Akzeptanz angewiesen sind, in den Selbstbeschreibungen in der Regel bemüht sind, nichts Strittiges zu thematisieren, um einen gesellschaftlichen Konsens aufzurufen bzw. nicht zu gefährden. Dieses Problem wird durch den Trend verschärft, dass gerade die öffentlichen Institutionen, die eine recht große Distanz zur Wirtschaft aufweisen, sich bevorzugt über ihre Produkte definieren, wohingegen sich große Wirtschaftsunternehmen mit Vorliebe als normative Organisationen darstellen, die primär von Wertideen getragen werden.⁵⁶⁰ Dies betrifft nach der Einführung der Bachelor- und Master-Studiengänge in besonderer Weise die Universitäten, die gedrängt werden, ihre Ausbildungsleistungen als produktförmige Dienstleistungen zu vermarkten. Die Studienreform der letzten Jahre verdeutlicht diesen Wandel, der das Prinzip der Orientierung an Märkten vom Feld der Auftragsforschung auf den Bereich der Ausbildung übertrug. Dass diese Umstellung den Geisteswissenschaften schwerer fiel als den Natur- und Technikwissenschaften, braucht nicht gesondert begründet zu werden. Waren

⁵⁵⁸ Ebd., S. 55.

⁵⁵⁹ Ebd.

⁵⁶⁰ Vgl. Andre Kieserling: *Selbstbeschreibung von Organisationen. Zur Transformation ihrer Semantik*, in: ders.: *Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung*, a.a.O., S. 212-243, hier S. 236.

Universitäten in der Vergangenheit nicht in dem Maße darauf angewiesen, in der gesamten Gesellschaft verstanden zu werden, stellt sich die Situation mittlerweile anders dar. Die Einheit von Forschung und Lehre und damit verbunden das Professorat als zentrales Organisationsmodell der universitären Struktur als Identitätskern der Selbstbeschreibung zu wählen, ist heute nicht mehr ohne Weiteres möglich.

Die Veränderungen der Stellung von Wissenschaft und Universität in der Gesellschaft bedingen eine Transformation der organisationalen Selbstbeschreibungen. In diesem Zusammenhang ging es bislang vor allem um Selbstbeschreibungen, die sich nach außen richten, um auf die Leistungserwartung der Systemumwelten zu reagieren. Demgegenüber existieren jedoch auch Formen, die primär die Innenseite des Systems adressieren und dazu dienen

... den Mitgliedern der Universität ein Abbild ihrer Struktur zu liefern. Dies generiert Berechenbarkeit und stellt Grundlagen für organisational anschlussfähiges Handeln bereit, Selbstbeschreibung ist dann kondensierte, ausschnittshafte Selbstbeobachtung. Diese Funktion wird zum Beispiel von Stellen-, Haushalts- und auch Entwicklungsplänen bereitgestellt. Sie alle stellen eine spezifische Perspektive auf Strukturen bereit und weisen damit in die Zukunft reichende Handlungskorridore aus.⁵⁶¹

Die nach innen gerichteten Selbstbeschreibungen bilden die Teilumwelten, von denen sich die einzelnen Disziplinen wiederum absetzen bzw. auf deren Vorgaben sie reagieren. Eine Disziplin wie die Literaturwissenschaft als Teil des Integrationsfachs Germanistik hat es demnach mit mehreren Umwelten zu tun, die voneinander unterschieden werden können. Zunächst tritt die Literaturwissenschaft als Element der Universität auf, die mit spezifischen Leistungserwartungen der Gesellschaft konfrontiert ist. Die Literaturwissenschaft ist in diesem Zusammenhang von der gesellschaftlichen Anerkennung ebenso abhängig wie die Universität als Institution von Wissenschaft und Bildung. Die Selbstbeschreibungen der Disziplin müssen deshalb in wesentlichen Aspekten mit den Selbstbeschreibungen der Organisation Universität korrelieren. Die Literaturwissenschaft stellt zugleich aber auch ein eigenes System dar, dessen Selbstbeschreibung nicht nur auf die Teilhabe an der Organisation Universität ausgerichtet ist, sondern gleichermaßen auf eine wissenschaftskulturelle Identität abzielt. In diese Selbstbeschreibungstexte werden natürlich Aspekte universitärer Selbstthematization integriert. Als wissenschaftliche Disziplin richtet die Literaturwissenschaft ihre Selbstbeschreibungen aber auch auf die Stabilisierung einer Identität aus, die sich vor allem aus dem Charakter des Fachs als historisch perspektivierte Textwissenschaft ergibt. Solche Selbstbeschreibungstexte unterscheiden sich dann von den offiziellen Beschreibungen der Universität vor allem dadurch, dass sie sich nicht an den Leistungserwartungen der Systemumwelten orientieren, sondern systeminternen Logiken folgen. Die strukturelle Organisation der Literaturwissenschaft bildet dies ab. Fokussieren sich die Teilbereiche der neueren deutschen Literaturwissenschaft bzw. der Mediävistik in

⁵⁶¹ Wissel: *Hochschule als Organisationsproblem*, a.a.O., S. 67.

ihren Selbstbeschreibungen besonders auf die Stabilisierung der Entscheidungsprozesse, von denen eine Sicherung der Identität des Fachs als historische Textwissenschaft zu erwarten ist, kommt der Fachdidaktik verstärkt die Aufgabe zu, die Selbstbeschreibungen des Fachs mit den Leistungserwartungen von Universität und Gesellschaft zu vermitteln. Die in den letzten Jahren zu beobachtende beachtliche Stärkung der Fachdidaktik im Gegensatz zu den anderen Bereichen der Literaturwissenschaft bestärkt die These von der Transformation der universitären Semantik in Richtung einer Orientierung an den Bedürfnissen des ‚Marktes‘.

Selbstbeschreibungen erfüllen für soziale Systeme, dies konnte anhand der Verortung und Explikation des Konzepts im Rahmen der Luhmann'schen Systemtheorie verdeutlicht werden, eine zentrale Funktion. Dementsprechend relevant sind diese Formen der Selbstbezugnahme auch für die Erforschung des disziplinenbezogenen, kollektivierten Identitätsbewusstseins von Akteuren im Sozialsystem Wissenschaft. Auf der basalsten Ebene ermöglichen die Selbstbeobachtungen bzw. Selbstreflexionen eine Bezeichnung des System selbst, wodurch eine kontinuierliche Autopoiesis des Systems sichergestellt wird. Aus den Selbstbeobachtungen lassen sich die Selbstbeschreibungen zusammensetzen, die als ‚Texte‘ wieder verwendbar sind und auf die Identität, d.h. auf die Stabilisierung des Systems in Abgrenzung zu anderen Systemen abzielen. Ihre elaborierteste Ausprägung erhalten die Selbstbeschreibungen in den Reflexionstheorien, die sich in einem Plausibilitätskontinuum mit dem System befinden und so auf Irritationen der Systemidentität reagieren können, indem sie Fremdbeschreibungen auf Distanz halten. Reflexionstheorien als höherstufige und stabilere Formen von Selbstbeschreibungen sind für das in den Selbstbeobachtungsentscheidungen jeweils Nicht-Thematisierte gleichsam blind, wodurch sie für die Praktiker des Systems anschlussfähig bleiben.

Selbstbeschreibungen in ihren verschiedenen Ausformungen repräsentieren die Systemidentität, indem sie diese mehr oder weniger explizit thematisieren und zur ‚Sprache bringen‘. Aufgrund des Repräsentationscharakters ist es forschungspraktisch sinnvoll, nicht alle Texte, die in einem System angefertigt werden, als Selbstbeschreibungen zu fassen. Selbstbeschreibungen und Reflexionstheorien müssen erkennbar auf die Einheit des Systems gerichtet sein mit dem Ziel, diese Einheit aufrechtzuerhalten. Für eine auf die ‚Welt‘ (Hempel-Küter) bzw. ‚Lebenswelt‘ (Brenner) der Literaturwissenschaft fokussierte Wissenschaftsforschung stellt sich daher die Aufgabe, das Material zu klassifizieren und solche Texte auszuwählen, die Aufschluss über das Selbstverständnis der Akteure als Mitglieder des Teilsystems ‚Literaturwissenschaft‘ versprechen. Im Medium der Selbstbeschreibungen sind dann auch die „kryptogenetischen Vorgaben“ zu suchen, die sich im „Laufe historischer Prozesse institutionell [sedimentieren] und eine erhebliche wissenschaftssteuernde Kraft [entfalten].“ Die ‚dunklen Stellen‘ von Selbstbeschreibungstexten, die aus dem konstitutiven Moment der Unbeobachtbarkeit der je eigenen, der Selbstbeobachtung zugrundeliegenden Differenzierung resultieren, bilden die systemtheoretisch operationalisierte Entsprechung zu den Prozessen, die sich – so Brenner – „in aller Regel sowohl unkontrol-

liert wie meist auch unreflektiert“ vollziehen.⁵⁶² Die Beobachtung der literaturwissenschaftlichen Lebenswelt anhand von disziplinären Selbstbeschreibungen muss sich also auf Texte fokussieren, in denen Literaturwissenschaftler sich selbst, ihre Forschung und Lehre, Ziele und Schwierigkeiten derart thematisieren, dass die spezifische Leistung zur Stabilisierung der Systemidentität erkennbar wird. Von besonderem Interesse sind dabei die stabileren Formen der Selbstbeschreibungen – die Reflexionstheorien – die in den Selbstbeschreibungstexten der Akteure strukturgebend wirken und eine Distanz zu irritierenden externen Fremdimpulsen ermöglichen bzw. sie so übersetzen, dass sie in die eigenen Selbstbeschreibungen integriert werden können. Wird zur Anfertigung von Selbstbeschreibungen auf stabile Reflexionstheorien zurückgegriffen, dann handelt es sich insofern um einen Akt des ‚urgeschichtlichen Referenzierens‘ als dass die Reflexionstheorien den ‚Kern‘, die ‚Identität‘ des Fachs als disziplinär Imaginäres – gewissermaßen im selben Moment – erzeugen und in die Selbstbeschreibungen implementieren. Reflexionstheorien sind in den Selbstbeschreibungen des Fachs also als stabile Unterscheidungssteuerungen und somit als Gedächtnisse präsent, die die Dominanz der Systemidentität gegenüber alternativen Selbstbeschreibungen und systemexternen Fremdbeschreibungen zu erhalten und durchzusetzen bestrebt sind.

⁵⁶² Brenner: *Die Lebenswelt der Literaturwissenschaft*, a.a.O.

7. THEORIEKRISE / KRISENTHEORIE

7.1 Annäherung IX

Mit dem Begriff der Lebenswelt bezeichnet Brenner die Gesamtheit der alltäglich in der Literaturwissenschaft sich vollziehenden Praxiszusammenhänge. Aus der Fokussierung der Praktiken des Fachs ergibt sich eine strukturelle Nähe zur Begrifflichkeit der Wissenskultur, wie sie von Glaser verwendet und bei Knorr Cetina angelegt ist. Gesteuert werden die Handlungsketten durch so genannten kryptogenetische Vorgaben, in denen Regeln, Normen und Entscheidungsoptionen sedimentiert sind. Zu beobachten ist die Lebenswelt – so Brenner – anhand von Selbstbeschreibungen, die von den Akteuren im System Literaturwissenschaft angefertigt werden. Damit wird eine Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft von der empirischen Beobachtung der Handlungen selbst auf deren Repräsentationen, auf Texte, zurückverwiesen. Eine Textbasierung kommt der literaturwissenschaftlichen Selbstbeobachtung insofern entgegen, als dass sich die selbstreflexive Forschung des Fachs bislang hauptsächlich im Bereich der auf Textquellen angewiesenen Wissenschaftsgeschichte vollzogen hat. Die exemplarische Auswertung fachgeschichtlicher Arbeiten zeigte, dass die Erforschung der ‚Welt‘ der Wissenschaft auch unter einer historischen Fokussierung in jedem Fall eine Erweiterung der Quellenbasis voraussetzt. Wie der erweiterte Quellenbestand dann aber zur Grundlage einer die Lebenswelt der Disziplin systematisch aufschließenden Beobachtungsperspektive modelliert werden kann, bleibt dabei noch offen. Vor dem Hintergrund der Systemtheorie wurde der Begriff der ‚Selbstbeschreibung‘ gründlich ausgearbeitet, um die Unschärfen der Verwendung im Kontext des Brenner’schen Konzepts der literaturwissenschaftlichen ‚Lebenswelt‘ zu korrigieren. Die Operationalisierung soll einen Anschluss an die Forschungsprogramme der Wissenschaftsforschung ermöglichen. Selbstbeschreibungen bilden gewissermaßen ‚empirische‘ Repräsentationen von Handlungszusammenhängen im Feld, da sie gleichfalls durch ihnen vorausliegende Regelkomplexe und Normmuster strukturiert werden. Sie verleihen den kollektivierten Handlungslogiken der Wissenskultur eine stabile Form und können gewissermaßen als codiertes Explikat des disziplinären Habitus gelesen werden. Diese Eigenart der Selbstbeschreibungen geht aus ihrem systemtheoretischen Zuschnitt hervor. Selbstbeschreibungen werden auf der Grundlage von Reflexionstheorien konstituiert, die ihrerseits die Identität des Gesamtsystems erzeugen. In diesem Sinne realisieren die Selbstbeschreibungen eine Logik der Systemstabilisierung. Stimmen Selbst- und Fremdbeschreibungen überein, verläuft die Praxis des Fachs in ruhigen Bahnen und die Reflexionstheorie tritt in den Hintergrund. Die Identität des Fachs wird als Problem nicht explizit thematisch. Besteht zwischen den Beschreibungen des Systems eine signifikante Differenz, muss die Reflexionstheorie deutlich auf die Selbstbeschreibungen durchgreifen, um dauerhafte Irritation der Systemidentität abzuwehren. Ein Vorteil der systemtheoretischen Modellierung besteht darin, dass die Trennung von internalistischen und externalis-

tischen Perspektiven, die in etlichen Ansätzen der Wissenschaftsforschung noch präsent ist, überbrückt werden kann. Irritationen der Systemidentität können sowohl aus der Divergenz von internen Selbst- und externen Fremdbeschreibungen als auch durch die Konkurrenz zweier oder mehrerer Reflexionstheorien resultieren. Im Regelfall verläuft die Bearbeitung von Irritationsmomenten über eine Thematisierung der Problemstellungskontrollen. Hier kommt dann die ‚Theorie‘ wieder ins Spiel. Sie ist in den Reflexionstheorien als je spezifisch konstellierte Teilstück einer Basisdifferenz gespeichert, die je nach Dominanzverhältnis der Reflexionstheorien unterschiedliche Handlungsoptionen und Wertzuschreibungen erzeugt.

In diesem Zusammenhang wird ‚Theorie‘ vorzugsweise dann thematisch, wenn das Fach mit unübersichtlichen Situationen konfrontiert wird, die die bisherigen Handlungsroutinen nachhaltig irritieren. Diese Situationen der ungeklärten Koexistenz verschiedener Reflexionstheorien bzw. irritationsmächtiger Fremdbeschreibungen innerhalb des Systems werden dann als ‚Krise‘ wahrgenommen. Die fachspezifischen Selbstbeschreibungen, die von den Krisenszenarien hervorgerufen werden, organisieren sich, je nach Krisentyp, entsprechend der Leitunterscheidung einer Reflexionstheorie und setzen die Theorie als Teilelement des disziplinären Strukturkerns in ein je besonderes Licht. Greifbar wird die Leitunterscheidung in den Strukturprinzipien der Selbstbeschreibungen. Dort gewinnt sie eine sprachlich-topische Form. Topische Formen lassen sich leicht in kommunikative Strukturen einfügen. Sie wirken dort formgebend und gleichsam als mnemotische Elemente, die Wiederverwendbarkeit sichern. Der Topos transportiert demnach weniger ein konkretes Wissen, sondern führt eine für die Reflexionstheorie bedeutsame Unterscheidung in die Kommunikations- und Praxiszusammenhänge der Wissenschaftskultur im Umkreis der Problemstellungskontrollen ein. Er erfüllt, wie Luhmann bemerkt, die Funktion der Simplifizierung und Mystifizierung.

Die Reflexionstheorien gewinnen in Irritationsphasen der Fachidentität schärfere Konturen. An einigen dokumentierten Krisenschauplätzen der Germanistik nach 1945 soll deshalb angedeutet werden, wie die disziplinären Selbstbeschreibungen die ‚Problemstellungskontrollen‘ aktivieren, um Handlungssicherheit und -ruhe sicherzustellen. Dabei wird darauf einzugehen sein, in welchem konkreten Maße der Theorie-Topos an der Stiftung von Richtungssinn beteiligt ist und diesen Prozess mitsteuert. Eine Wissenschaftsforschung, die an den eingangs geschilderten ‚Theorieproblemen‘ der Literaturwissenschaft interessiert ist, kann an solchen Orten der fachlichen Krise und der entsprechenden Debatten⁵⁶³ den Ansatzpunkt finden, um die Funktionslogik des Feldes aus einer wissenschaftssoziologischen Perspektive zu beschreiben. Es wird sich zeigen, dass die Theorieprobleme, besonders hinsichtlich der mit ihnen verbundenen sozialen Zuschreibungen, keine Erscheinung erst des späten 20. Jahrhunderts sind. Im Gegenteil: Die Wertungen, mit denen das ‚Theoretische‘ in der Literaturwissenschaft belegt wird, lassen sich entlang der Krisen-

⁵⁶³ Vgl. hierzu auch Niels Werber und Ralf Schnell (Hg.): *Deutsche Debatten*, Stuttgart 2010 (= *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 40 [2010], H 157).

geschichte des Fachs relativ weit zurückverfolgen. Die Art und Weise wie diese Wertungen mehr oder weniger deutlich expliziert bzw. begründet werden, ist weitgehend stabil. Die Verweisung auf ein ursprünglich geordnetes Verhältnis von Theorie und Praxis ist das hierbei standardisierte Verfahren. Die urgeschichtliche Referenzierung findet hier ihren analytischen Einsatzpunkt. Es geht nun darum, die Vorklärungen der letzten Kapitel in einer ‚Theorie-Beobachtung‘ zu synthetisieren.

7.2 Krisenbesichtigungen

Ein bevorzugtes Medium des geisteswissenschaftlichen Krisendiskurses ist das Feuilleton. Schon die Wahl des Kommunikationsmediums verdeutlicht, dass es wenig sinnvoll ist, die Frage nach den Theorieproblemen der Literaturwissenschaft internalistisch oder externalistisch zu verengen. „Nichts ist für die Geisteswissenschaften so beständig wie die Krise.“⁵⁶⁴ Was hier noch auf alle Fächer der geisteswissenschaftlichen Fakultät bezogen scheint, trifft laut öffentlicher Meinung für die Germanistik im Besondern zu. Vor allem der Literaturwissenschaft wird nicht nur eine Existenz in permanenter „Untergangsstimmung“ bescheinigt, darüber hinaus werden im Feuilleton auch profunde Lösungen des Problems angeboten. Man verspricht sich zum Beispiel von einer Parzellisierung der Disziplin in „allerlei Parallelaktionen“ einen glücklichen Abschluss der Rechtfertigungsdebatte, da doch vor allem die Germanistik als Gesamtfach enorme Selbstverständnisprobleme habe.⁵⁶⁵ Ein Großteil der Verfasser solcher auf die ‚Krise‘ der Germanistik hinweisenden Texte sind studierte Germanisten, deren Kontakt zum akademischen Betrieb – das sollte bei der Besichtigung der Krisengeschichte des Fachs nicht außer Acht gelassen werden – sich häufig auf den Besuch der Germanistentage beschränkt.⁵⁶⁶ Ein erstes Beispiel: Im Nachgang zur Veranstaltung des Jahres 2004,⁵⁶⁷ die unter dem Titel „Germanistik in und für Europa. Faszination – Wissen“ stattfand und eines reges Interesse auch über die Grenzen des Fachs hinaus hervorrief, nahm Thomas Anz die erneute „Germanistenschelte“ zum Anlass, um auf einige Widersprüche in der öffentlich verordneten Krise hinzuweisen.⁵⁶⁸ Zwar seien „[...] die Zeiten, in denen einige ‚unglückliche‘ Vertreter des Faches regelmäßig ihre Kla-

⁵⁶⁴ Martin Spiewak: *Rettet euch selbst, sonst tut es keiner! Die Geisteswissenschaften sind für die Zukunft schlecht gerüstet. Sie müssen sich ändern. Oder untergehen*, in: *Die ZEIT*, 22.04.2004.

⁵⁶⁵ Ulrich Greiner: *Was heißt und zu welchem Ende studieren wir Literaturwissenschaft? Die Krise der Germanistik – vorbei. Annäherung an den Stand der Dinge in fünf Schritten*, in: *Die Zeit*, 28.03.1997.

⁵⁶⁶ Vgl. hierzu Detlev Schöttker: *Geisteswissenschaften im Visier des Journalismus. Zu einem Motiv des „deutschsprachigen“ Feuilletons in den neunziger Jahren*, in: Dorothee Kimmich und Alexander Thurmfahrt (Hg.): *Universität ohne Zukunft*, Frankfurt a.M. 2004, S. 239-255, der auf die Rolle von Geisteswissenschaftlern eingeht, die in den Feuilletons unter anderem auch die berufliche Perspektive suchen, die ihnen an den Universitäten häufig verwehrt bleibt.

⁵⁶⁷ Vgl. Konrad Ehlich (Hg.): *Germanistik in und für Europa. Faszination – Wissen. Texte des Münchner Germanistentages 2004*, Bielefeld 2006.

⁵⁶⁸ Thomas Anz: *Bubmann der Nation? Eine kleine Verteidigung der Germanistik*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 30.09.2004, S. 35. Hierzu auch ders.: *Die Germanistik und ihre Öffentlichkeiten*, in: *Germanistik in und für Europa*, a.a.O., S. 93-117.

gen über den Niedergang der eigenen Zunft und die Blödigkeit ihrer Studenten veröffentlichten konnten [...] nun glücklicherweise vorbei“ und auch der Umfang, in dem die Journalisten jetzt stattdessen die Begutachtung übernehmen, sei für Germanisten „naturgemäß erfreulich“. Dennoch „[...] disqualifizieren sich [viele öffentliche Krisenberichte] durch ein frappierendes Maß an Ahnungslosigkeit und Desinformation.“⁵⁶⁹ Anz weist darauf hin, dass in der Öffentlichkeit kaum Konsens über die Erwartungen und Anforderungen herrsche, die man an die Germanistik stelle. Fordern die einen, „[...] dass die Literaturwissenschaft doch besser bei Texten aus ferner Vergangenheit verweilen [solle], als sich mit forciertem Jugendlichkeit in Belange der Gegenwartsliteratur einzumischen [...],“ wird der Literaturwissenschaft von anderer Seite ein ausgeprägtes Desinteresse an der neuesten Literatur vorgeworfen.⁵⁷⁰ Die Fremdbeschreibungen, mit denen die Germanistik und besonders die Literaturwissenschaft konfrontiert werden, sind disparat. Sie zielen einerseits auf die Leistungen ab, die die Germanistik als klassisches Bildungsfach zu erbringen hat. Die Hauptaufgabe des Fachs besteht dann darin, Traditionen zu bewahren, kanonisierte Texte zu pflegen und zu vermitteln. Andererseits richten sich die Funktionserwartungen auf den analysierenden, interpretierenden, aber auch kritisierenden Beitrag der Germanistik zur Gegenwartskultur in ihrer ganzen medialen Vielfalt. Die Krise des Fachs wird in den Fremdbeschreibungen in diesem Fall auf die Unsicherheiten zurückgeführt, die die Literaturwissenschaft in der Ausweisung und Begrenzung ihrer Gegenstandsbereiche zeigt.

In einem ähnlich zwiespältigen Verhältnis zueinander stehen die Wortmeldungen zur Theorie- und Methodendiskussion innerhalb der Literaturwissenschaft. Hier oszilliert der Tenor der Feuilleton-Debatten zwischen dem Vorwurf, dass einerseits „[...] all [die] hermeneutisch-analytischen, medien- und systemtheoretischen, ‚Gender‘-orientierten, konstruktivistischen und dekonstruktivistischen Zappeleien, welche das Fach in den vergangenen vierzig Jahren vollführt hat [...],“⁵⁷¹ kaum zu einer Überwindung des ursprünglichen nationalphilologischen Ethos der Literaturwissenschaft beigetragen haben, sondern vielmehr dafür verantwortlich sind, dass sich eine rein ästhetisierende Literaturbetrachtung der Herrschaft einer von „Theorie-Promiskuität“ befallenen Literaturwissenschaft unterwerfen müsse. Andererseits verleiht man dem Bedauern darüber Ausdruck, dass, „[...] von [den] wichtigen Diskussionen der letzten Jahre, der Innovationslust und [dem] Verve theoretischer Parteinahmen [...] bestenfalls kümmerliche Reste“ übrig sind.⁵⁷² Das Bild der germanistischen Fachkultur, das im Spannungsfeld von systemexterner Fremdbeschreibung und fachlicher Selbstthematizierung gezeichnet wurde, ist auch hinsichtlich der Theorie- und Methodendiskussion von ähnlichen Extremen geprägt wie die Debatte über den genuinen Gegenstandsbereich des Fachs. Zwischen dem ‚Zuviel‘ des expansiven Theoriediskurses und dem ‚Zuwenig‘ rein immanenter Literaturbetrachtung gibt es kaum Be-

⁵⁶⁹ Ebd.

⁵⁷⁰ Ebd.

⁵⁷¹ Thomas E. Schmidt: *Die erschöpften Germanisten*, in: *Die Zeit*, 09.09.2004, S. 49.

⁵⁷² Michael Ott: *Allgemeines Kopfnicken. Wie müde sind Germanisten wirklich?*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 17.09.2004, S. 18.

rührungspunkte. Ein ‚Dazwischen‘, in dem sich theoretische Avantgardisten und Verfechter einer ‚theorielosen‘, kanonorientierten Werkästhetik konfliktfrei und produktiv begegnen, ist in den Berichterstattungen nicht vermerkt. Gewinne und Verluste in der journalistischen Gunst lassen sich für beide Positionen verzeichnen. Ein klarer Sieger des Wettkampfes um die beste Strategie zur fachlichen Innovation lässt sich somit nicht ausmachen. Diese Undurchsichtigkeit des germanistischen Richtungssinns hänge – so die öffentliche Meinung – mit einer zusätzlichen defizitären Reaktion der Germanistik auf gesellschaftliche Lesitungserwartungen zusammen. Gemeint ist die mangelnde Kommunikationsbereitschaft bzw. -fähigkeit der Fachvertreter, die sich besonders dann deutlich zeige, wenn es um die allgemeinverständliche Darstellung ihrer Forschungsergebnisse für ein nichtakademisches Publikum geht. Am Beispiel der Darstellungs- und Vermittlungsprobleme literaturwissenschaftlichen Wissens kann die Frontstellung fachlicher Selbstbeschreibungen und systemexternen Fremdbeschreibungen sehr deutlich herausgestellt und mit Blick auf die immanente fachliche Logik diskutiert werden.

7.3 [Exkurs] Irritationsmomente - perspicuitas und Interessantheit

Versucht man die publizistischen Erfolge von Literaturwissenschaftlern in populären Printmedien zu überblicken, so wird schnell deutlich, dass das Problem der defizitären Kommunikation über die akademischen Grenzen hinweg in der Tat nicht von der Hand zu weisen ist. Die Vermittlungsversuche zwischen Literaturwissenschaft und Öffentlichkeit waren bislang nur bedingt erfolgreich. Obwohl immer häufiger auch Universitätsprofessoren und Wissenschaftler aus den anderen Institutionen der Literaturwissenschaft wie Archiv, Bibliothek und Literaturmuseum mit Essays und Diskussionsbeiträgen im Feuilleton vertreten sind, wird bei sich bietenden Gelegenheiten, aus Anlass der Germanistentage etwa, die traditionelle Opposition von adressatengerechtem Kritiker und Theorie-Gelehrtem stets mit großem Aufwand inszeniert. Ein distanzierter Blick auf die Voraussetzung dieser Irritation ist notwendig, um die Kollision der in den Selbst- und Fremdbeschreibungen eingelassenen Deutungsmuster deutlicher aufzeigen zu können.⁵⁷³

Die Areale, die von der Literaturwissenschaft genutzt werden könnten, um mit Blick auf eine breite Öffentlichkeit zu adäquateren Darstellungsformen der wissenschaftlichen Praxis zu finden, sind zwar schon betreten, jedoch noch nicht in ausreichendem Maße vermessen und genutzt worden. Thomas Anz fordert in diesem Zusammenhang die Germanistik auf, mehr Energie darauf zu verwenden, das ins Zentrum ihrer öffentlichen Repräsentation zu stellen, was sie „interessant und faszinierend“ macht.⁵⁷⁴ Ein weiteres Prob-

⁵⁷³ Für das Folgende können grundsätzlich die Überlegungen zu den Darstellungsformen der Literaturwissenschaft, die im Kapitel *Widerstände der Wissenschaftskultur ‚Literaturwissenschaft‘* formuliert wurden, herangezogen werden.

⁵⁷⁴ Michael Ott: *Allgemeines Kopfnicken*, a.a.O

lem kommt dabei hinzu. Die traditionellen Darstellungsformen der Literaturwissenschaft sehen sich zunehmend der Konkurrenz neuer Medienformate ausgesetzt. Die Präsentation der literaturwissenschaftlichen Forschung in einer Monographie zum Beispiel wird innerhalb der Fachkultur zwar noch immer als notwendige Voraussetzung zum Erwerb feldspezifischen Kapitals gefordert. Indem die Habilitation als Qualifizierungsstufe an deutschen Universitäten nach wie vor aufrechterhalten wird, verpflichten sich die Literaturwissenschaftler nachhaltig darauf, zuerst hauptsächlich für Kollegen und weniger für ein breites Publikum zu schreiben. Die enorme Ausdifferenzierung der Literaturwissenschaft nötigt in Qualifikationsphasen massiv zur Fokussierung auf Spezialprobleme. Ausnahmen sind natürlich auch hier die Regel. Meistens kommen die Nachwuchswissenschaftler jedoch nicht umhin, sich in Promotion und Habilitation mit Fragen zu befassen, die vom Interesse selbst einer bildungsbürgerlichen Öffentlichkeit denkbar weit entfernt sind. Als Moment der Kollision von externer Leistungserwartung und fachlicher Eigenlogik ist diese Spannung aber durchaus aufschlussreich. Fest steht: Die Rezeptionsgewohnheiten der gegenwärtigen Wissensgesellschaft orientieren sich verstärkt an alternativen Formen der Vermittlung und Darstellung von Informationen. Um also das an ein öffentliches Publikum zu bringen, was die Literaturwissenschaft interessant⁵⁷⁵ macht, müssen zukünftig auch andere Wege des Publizierens, Präsentierens und Popularisierens von Forschungsergebnissen gegangen werden. Die Frage, ob mit der Erschließung neuer Formen der Vermittlung literaturwissenschaftlichen Wissens gleichzeitig auch die Übertragung der ‚Faszination‘ an eine interessierte Öffentlichkeit, von der Thomas Anz spricht, sichergestellt werden kann oder zumindest wahrscheinlicher wird, wäre damit aber noch nicht beantwortet. So berechtigt die Forderung an die Literaturwissenschaftler, sie mögen den Adressatenkreis, den sie beim Niederschreiben ihrer Forschungserträge im Blick haben, doch öffnen und erweitern, auch ist. Man darf nicht überrascht sein, wenn das, was die Literaturwissenschaftler interessant finden, sich auch nach verschiedenen Medien- und Stilwechselln für ein breites Publikum als ‚langweilig‘ erweist. Denn nicht nur die Sprache der Literaturwissenschaftler ist Gegenstand der Diskussionen, in denen den Germanisten vorgeworfen wird, sie schrieben ausschließlich für Fachkollegen. Auch die Themen, denen sich die Germanistik in den letzten Jahrzehnten verstärkt zugewandt hat, lassen sich scheinbar schlichtweg schlecht verkaufen. Zu den Sprachproblemen kommen somit noch unpopuläre Themen, die für Enttäuschung in den Feuilletons sorgen. Versuchen einige Fachvertreter die schwierige Stellung der Germanistik, aber auch der Geisteswissenschaften im Allgemeinen, im Sektor der populären Publizistik durch den Hinweis auf Differenzen zwischen den deutschen und etwa den angelsächsischen Wissenschaftskulturen zu ‚soziologisieren‘, führen die Kritiker regel-

⁵⁷⁵ Vgl. zur bislang noch nicht sehr weit gediehenen Selbstverständigung der Literaturwissenschaft über ‚Interessantheit‘ als Kategorie und Kriterium Gerhard Lauer: *Historizität und Interessantheit. Anmerkungen zum Innovationsanspruch der Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft*, in: Hartmut Kugler (Hg.): *www.germanistik2001.de. Vorträge des Erlanger Germanistentags*, Bielefeld 2002, S. 925-944; Dirk Werle: *Jenseits von Konsens und Dissens? Das Interessante als kulturwissenschaftliche Beschreibungskategorie*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 30/2 (2006), S. 117-135.

mäßig die Erfolge, auch der deutschen, Historiker ins Feld, um die Rückständigkeit der Germanisten zu verdeutlichen. Thomas Speckmann bezieht in seine diesbezügliche Darstellung auch das ‚Sprachproblem‘ innerhalb der akademischen Lehre in Deutschland ein, das durch die sich angeblich kontinuierlich verschlechternde Sprachkompetenz der Abiturientinnen und Abiturienten verschärft wird. Hauptsächlich fokussiert Speckmann aber die Differenz zwischen der deutschen und angelsächsischen Wissenschaftskultur und fasst die Hauptkritik, der das geisteswissenschaftliche Publizieren momentan ausgesetzt ist, folgendermaßen zusammen:

... geisteswissenschaftliche Sachbücher verkaufen sich in Deutschland traditionell schlecht, was nicht zuletzt ihrer oft für den Leser unattraktiven Sprache geschuldet ist. Zugleich verlagern sich viele Geisteswissenschaftler auf publikumsferne Themen. Aus der Verlagswelt sind warnende Stimmen zu vernehmen, da die Mehrheit der heute Fachbücher verlegenden Häuser ökonomische Probleme hat. Renommierete Verlage plädieren daher für die Stärkung des ‚mittleren‘ Buchs zwischen der akademischen Qualifikationsschrift und populärem Bestseller. Große Erfolge mit diesem Konzept werden seit jeher in der angelsächsischen Verlagslandschaft gefeiert. Doch sie kann dabei auf eine akademische Kultur zurückgreifen, die auch Deutschland gut zu Gesicht stünde. In Großbritannien und den Vereinigten Staaten gehört es im Gegensatz zum Land der Dichter und Denker zum guten Ton, als Geisteswissenschaftler seine Forschungsergebnisse der Öffentlichkeit nahezubringen. Die hohen Auflagen der britischen und amerikanischen Sachbücher aus den Geisteswissenschaften, deren Übersetzungen oftmals auch den deutschen Markt beherrschen, zeugen vom Erfolg dieser Kultur. Auch die immer noch international Maßstäbe setzenden Dokumentationen der BBC basieren nicht zuletzt auf einem dichten Netzwerk von Beratern der geisteswissenschaftlichen Disziplinen, die ihre Kompetenzen bereitwillig für die Wissenschaftsvermittlung zur Verfügung stellen. Dies gilt umso mehr noch für die ausgeprägte Debattenkultur. Kein politisches Ereignis, ob auf dem außen- oder dem innenpolitischen Parkett, das nicht ausführlich von den Geisteswissenschaften kommentiert und analysiert würde.⁵⁷⁶

Speckmann unterfüttert sein Plädoyer für eine Debatten- und Publikationskultur in Deutschland nach angelsächsischem Vorbild mit keinerlei Beispielen. Dies sicherlich mit gutem Grund. Zwar ist es durchaus richtig, dass die angelsächsischen Geisteswissenschaftler aktiver sind im Verfassen von so genannten ‚mittleren‘ Büchern. Inwieweit es sich hierbei um wissenschaftskulturelle Spezifika handelt, wird nicht diskutiert. Ob es darüber hinaus wünschenswert ist, dass Wissenschaftler jederzeit den Bedürfnissen des Marktes folgen, darf bezweifelt werden.⁵⁷⁷ Wenig gesagt wird in den Debatten um den Adressatenkreis

⁵⁷⁶ Thomas Speckmann: *Von der Bedeutung der Sprache für die Zukunft der Geisteswissenschaften*, in: *Das Ende der Bescheidenheit*, a.a.O., S. 157-162, S. 158f.

⁵⁷⁷ Wenn Wissenschaftler große publizistische Erfolge erzielen, dann nicht immer deshalb, weil sie besonders zugängliche wissenschaftliche Bücher schreiben oder die Ergebnisse ihre Forschung besonders eingängig präsentieren. Oftmals sind es keine wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Um ein Beispiel zu bringen: Terry Eagleton gilt als einer der wichtigen Literaturwissenschaftler Großbritanniens, dessen europaweite und auch internationale Wirkung sich maßgeblich seiner *Einführung in die Literaturtheorie* verdankt, die 1988 erstmals in Deutschland erschien und in der mittlerweile 4. überarbeiteten Auflage noch immer im Buchhandel vertrieben wird. Dass diesem literaturwissenschaftlichen Klassiker

wissenschaftlicher Texte über das Verhältnis von Themenkomplexität und Verständlichkeit. So müsste man Speckmanns Eintreten für den „guten Ton“ der Wissenschaftler, womit die Verpflichtung gemeint ist, die Ergebnisse ihrer Forschung einem breiteren Publikum mitzuteilen, doch zumindest um eine weitere Facette ergänzen. Zum guten ‚Ton‘ gehört es gleichermaßen, den Gegenstand entsprechend seiner Komplexität zu vermitteln, gerade weil die Gegenstände in den Geisteswissenschaften schlechterdings nicht einfach gegeben sind, sondern in komplexen Prozessen konstituiert werden. Dass die sprachlichen Bemühungen, die hierfür notwendig sind, die Rezeptionsgewohnheiten eines außerakademischen Publikums überschreiten können, liegt auf der Hand und sollte nicht unmittelbar als Verweigerungshaltung der Wissenschaftler gewertet werden, in einen Dialog mit einem breiteren Publikum zu treten.

Anhand des Kommunikationsproblems, das zwischen der internen Seite des Fachs und den Akteuren anderer sozialer Felder besteht, lässt sich die Kollision von Selbstbeschreibungen der Germanistik bzw. Literaturwissenschaft und den Fremdbeschreibungen – hier im Medium der Feuilletons – gut beobachten. Während die Akteure der Literaturwissenschaft durch die immer weiterführende Ausdifferenzierung des literaturwissenschaftlichen Wissens permanent dazu angehalten sind, ihre Forschungsleistungen beständig zu spezialisieren, kommen in den Fremdbeschreibungen die Forderungen nach Verständlichkeit und Eingängigkeit der Darstellung sowie einer Stärkung populärer Themen zum Ausdruck. Um die Identität der Literaturwissenschaft als historische Textwissenschaft intern zu stabilisieren, müssen solche Fremdbeschreibungen auf Distanz gehalten werden. Für derartige Kollisionsmomente bietet die Fachgeschichte der Literaturwissenschaft reichlich Material. An einem weiteren konkretem Beispiel, einer Kontroverse zwischen Thomas Steinfeld und Jörg Schönert, kann dieser Zusammenhang vertieft werden:

Thomas Steinfeld gehört zu der Gruppe von Journalisten mit philologischer Vergangenheit, die mit der germanistischen Literaturwissenschaft regelmäßig hart ins Gericht gehen und deren Invektiven gegen die aktuellen Tendenzen und Entwicklungen auch im Fach Gehör finden.⁵⁷⁸ Ob Steinfeld als Ressortleiter des Feuilletons der *Süddeutschen Zeitung* oder als Titularprofessor für Kulturwissenschaften argumentiert, lässt sich nicht immer eindeutig entscheiden. In der Wissenschaftskultur der Literaturwissenschaft ist er eine Hybridfigur, die ihre Autorität wohl gerade aus dem Zusammenwirken beider Faktoren bezieht. Unter dem Titel *Neues von der Germanistik. Fremdes Licht* stellt Steinfeld in der

allerorts „Kompaktheit“ und „leichte Verständlichkeit“ attestiert wurde, änderte doch nichts daran, dass sich der Kreis der Rezipienten hauptsächlich auf das wissenschaftliche Feld beschränkte. Ganz ähnlich verhielt es sich auch bei Eagletons Beitrag zur Frage *Was ist Kultur?* aus dem Jahr 2001. Dass das aktuellste Buch aus der Feder des Autors – *Der Sinn des Lebens*, Berlin 2008 – den Weg in die Bestsellerlisten fand, hängt nicht mit dem Talent Eagletons zusammen, komplexe wissenschaftliche Forschungszusammenhänge sprachlich eingängig zu vermitteln. Der Autor hat schlichtweg kein wissenschaftliches Buch geschrieben.

⁵⁷⁸ Vgl. zum Beispiel die Kritik an der Stärkung der fachlichen Selbstreflexion der Literaturwissenschaft im Kontext der Fachgeschichte, Thomas Steinfeld: *Das Ende der Philologie*, in: *Merkur* 51 (1997), S. 204-214.

Frankfurter Allgemeinen Zeitung im Jahr 1998 die Frage „Wo ist die Germanistik geblieben?“:

Man blättert durch die Herbstkataloge der Verlage, und es fällt auf, dass die Literaturwissenschaft und die Germanistik aus den Programmen der großen Verlage verschwunden zu sein scheinen. [...] Erst wenn man sich in die Welt der Druckkostenzuschüsse und Sammelbände begibt, taucht die Germanistik wieder auf. Seit wann ist das so? Noch vor zwanzig Jahren gab es Bücher, die jeder Student der Literaturwissenschaft – es waren fast so viele wie heute – in den ersten Semestern erwarb: Peter Szondis *Poetik und Geschichtsphilosophie*, Heinz Schlaffers *Der Bürger als Held*, Hans Jauß' *Literaturgeschichte als Provokation*, ganz zu schweigen von den Klassikern des Genres, von Georg Lukacs, Erich Auerbach oder den frühen Strukturalisten. [...] Unter den Publikationen, die in den letzten Jahren innerhalb des Fachs einige Bekanntheit erreichten, gehörten viele zur Geschichtsschreibung der Germanistik. Man kann dafür eine wissenschaftsinterne Erklärung finden und auf die späte Rezeption einer historischen Erkenntniskritik verweisen, für die vor allem Michel Foucault stand. Aber man kann das Phänomen auch anders verstehen, als letzte Vergewisserung eines in seine Bestandteile zerfallenen Faches, das als einziges Indiz seines inneren Zusammenhangs und als hilflosen Anspruch auf eine öffentliche Berücksichtigung die eigene Geschichte vor sich herträgt. [...] Einst schrieben die Ordinarien Bücher für beide Welten, für das Fach und für die Öffentlichkeit, Pflicht und Kür. Das beherrschen heute nur noch wenige. [...] In den Niederungen der Qualifikationsarbeiten wird ein gemeinsames Thema erkennbar: Es wirkt neu, dabei ist es alt: die Motiv- und Toposforschung. [...] Daß es sich dabei um neue Bücher handelt, erkennt man an ihrer Verwandtschaft mit der Kulturgeschichte und der historischen Anthropologie. Aber das Prinzip dieser Arbeiten stammt aus dem neunzehnten Jahrhundert. [...] Nachdem das Fach sich aufgeben hat, beginnen seine abtrünnigen Schüler von vorn.⁵⁷⁹

Steinfelds externe Beschreibung zielt auf die Leistungsangebote ab, die von der Literaturwissenschaft nach innen wie auch nach außen adressiert werden. Angemahnt wird besonders die fehlende Bereitschaft bzw. das Unvermögen der Literaturwissenschaftler, Bücher auch für die Öffentlichkeit zu schreiben. Selbst beim akademischen Nachwuchs, raunt Steinfeld, sieht es nicht besser aus. Hinter dieser Beobachtung verbergen sich die bereits bekannten Kommunikationsprobleme des Fachs, deren Ursache Steinfeld gleich miterkannt haben möchte. Die Zerfaserung der Literaturwissenschaft evoziert eine Rückbesinnung auf die eigene Vergangenheit, wodurch der Verlust von Gegenstand und konzeptioneller Innovation überdeckt werden soll. Damit richtet sich Steinfelds Kritik auf die Innenseite des Fachs, wo man den Kontakt zu den wichtigen Problemen und Fragestellungen verloren zu haben scheint. Steinfelds Beobachtung entbehrt freilich nicht jeglicher Grundlage. In der Bewertung ist sie jedoch problematisch, da sie die Forschungsdynamik des Fachs außer Acht lässt und darüber hinaus auf demselben historischen Zirkel gründet, in dem sie die Literaturwissenschaft gefangen wissen möchte. Jörg Schönerts Replik lässt

⁵⁷⁹ Thomas Steinfeld: *Neues von der Germanistik. Fremdes Licht*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 09.09.1998, hier zitiert nach Jörg Schönert: *Einführung zum Symposium*, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, a.a.O., S. XVII-XXVI, hier S. XVIIIf., wo die Kontroverse dokumentiert ist.

sich als exemplarische Selbstbeschreibung der externen Sichtweise Steinfelds entgegensetzen:

Mich verwundert immer wieder, mit welcher Selbstherrlichkeit Thomas Steinfeld seine höchst begrenzte Wahrnehmung der Dinge als Bericht zur Lage der Disziplin zu vermitteln vermag. Daß ein beachtlicher Anteil der Publikationen, die in den letzten Jahren im Fach ‚einige Bekanntheit‘ erreichten, sich der Geschichtsschreibung der Germanistik widmen, ist richtig – nicht aber die Implikation, die nahegelegt wird: dass nämlich alles andere in Vergessenheit unterginge. Mit Thomas Steinfeld bin ich darin einig, dass die Germanisten auch für die kulturelle Öffentlichkeit schreiben sollten. Doch müssten das nicht dieselben Bücher sein, die das Fachgespräch tragen. So verfährt man etwa in der Geschichtswissenschaft. Wenn Thomas Steinfeld schließlich in die ‚Niederungen der Qualifikationsarbeiten‘ steigt (denen er einst in Richtung Feuilleton entstieg ist), ersetzt er mit ‚Hand-Auflegen‘ die Lektüre. Schon am Titel erkennt der selbsternannte Diagnostiker das ‚Prinzip dieser Arbeiten‘, nämlich bares 19. Jahrhundert. Wie es der Zufall will, sind mir drei der hier angesprochenen vier Neuerscheinungen aus der Druckvorlage vertraut. Sie sind so deutlich von den methodologischen Entwicklungen der letzten 15 Jahre geprägt, dass Thomas Steinfelds Einordnungen aufgrund von Mutmaßungen sich als blanke Fehleinschätzungen erweisen. Doch was lässt sich schon von einem Germanisten erwarten, der bereits in den 1970er Jahren offenkundig nicht die ‚richtigen‘ Bücher gekauft und gelesen hat. – Nichts gegen Szondi und Schlaffer, aber für die Neuerungen der Folgezeit kann nur Jaußens Aufsatzsammlung eintreten. Ein wenig mehr fachgeschichtliches Wissen könnte auch im Feuilleton nichts schaden. Der Informationsstand von Thomas Steinfeld lässt seine Interventionen in das germanistische Fachgeschehen erscheinen wie die Einrede der TV-Wetterfrau/des TV-Wettermanns gegen das Publikationsverhalten in der Geophysik.⁵⁸⁰

An Schönerts Replik lässt sich die im vorangegangenen Abschnitt explizierte Funktion von Selbstbeschreibungstexten im System Literaturwissenschaft anschaulich nachweisen: Die Herstellung und Stabilisierung von Distanz zu Fremdbeschreibungen, die auf eine Irritation der fachlichen Identität abzielen. Dementsprechend deutlich markiert Schönert die Grenze, an der sich Steinfelds externe Perspektive bricht, indem er dem ‚ehemaligen‘ Philologen aufzeigt, dass sein Wissen über interne Prozesse und Entwicklungen defizitär ist. Die Grenze zwischen den Feldern und Systemen wird deutlich gesetzt, eine Vermittlung von beiden Positionen nicht in Aussicht gestellt und die Inkommensurabilität der dominanten Reflexionstheorien belegt.

Die Hartnäckigkeit, mit der regelmäßig außerhalb des Faches eine Krise der Germanistik ausgerufen wird, lässt erhebliche Zweifel daran aufkommen, dass allein eine Optimierung der Kommunikations- und Repräsentationsformen der Germanistik zur Beseitigung der angezeigten Misstände genügen würde. Zumal dann, wenn diese Krisen als Ergebnis einer Selbststilisierung oder Inszenierung beschrieben wird.⁵⁸¹ Der Verdacht, die

⁵⁸⁰ Jörg Schönert in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 28.09.1999, zitiert nach ebd., S. XVIII.

⁵⁸¹ Zur Kontinuität des ‚äußeren‘ Krisendiskurses: Das Innsbrucker Zeitungsarchiv am Institut für Germanistik der Universität Innsbruck hat die Diskussion um das Fach Germanistik dokumentiert. Beginnend mit Helmut Brackerts Beitrag *Wie rettet man Germanistik?* in der FAZ vom 07.10.1969 umfasst das Archiv bis dato mehr als 100 einschlägige Beiträge zur Krise der Germanistik.

Krisen der Germanistik seien ‚gemacht‘, wird in der Regel dann geäußert, wenn der Fokus der Außenwahrnehmung von den externen Funktionserwartungen an das Bildungsfach ‚Germanistik‘ auf die innere Funktionslogik der wissenschaftlichen Disziplin umgestellt wird. Hierfür lassen sich auch in der oben zitierten Einrede Steinfelds gegen die Situation der Literaturwissenschaft Anhaltspunkte finden. Die Rede von der ‚Krise‘ der Germanistik als bloße ‚Inszenierung‘ abzutun, würde die ‚Janusgesichtigkeit‘⁵⁸² der Literaturwissenschaft aber verkennen. Hohe Studierendenzahlen trotz Studienreform, eine kaum zu überblickende Zahl an Forschungs- und Editionsprojekten, Unmengen an Sekundärliteratur in Form von Sammelbänden und Zeitschriftenbeiträgen und jährlich viele Promotionen und Habilitationen können nur schwerlich als Krisensymptome gedeutet werden. Es bleibt die Frage, woher der interne Unmut resultiert, der den Krisendiskurs immer wieder aufflammen lässt. Hilfreich kann es sein, das Phänomen der ‚Krise‘ zunächst historisch zu perspektivieren.⁵⁸³ Dabei lassen sich periodisch auftretende Phasen ausmachen, in denen die Literaturwissenschaft, sowohl in der Selbstreflexion als auch in der Außenwahrnehmung, besonders intensive Krisendiskurse durchlief.⁵⁸⁴ Dabei ist zu klären, ob mit der Regelmäßigkeit der ‚Krise‘ auch eine Kontinuität der Kollision von Selbst- und Fremdbeschreibungen einhergeht bzw. ob sich ein Muster der Krisenbewältigung abzeichnet. Die These, dass die Literaturwissenschaft Irritationsmomente und Krisensituationen auch über Praktiken einer spezifischen Positionierung zur ‚Theorie‘ im Modus einer besonderen Weise der Referenzierung bewältigt, wurde bereits ausführlich konzeptionell entwickelt und diskutiert. Nun hat sie sich am Material zu bewähren.

7.4 Krisenhistorik

7.4.1 Annäherung X

Rainer Kolk hebt die historische Dimension des Phänomens ‚Krise‘ hervor: „Bereits die Etablierung der Disziplin an den Universitäten im frühen 19. Jahrhundert wird von der Rede über ihre ‚Krise‘ begleitet.“⁵⁸⁵ Häufig lassen sich in diesem Zusammenhang Parallelen

⁵⁸² Vgl. Helmut Brackert und Jörn Stückrad: *Zur Legitimationskrise der Literaturwissenschaft*, in: *Literaturwissenschaft*, S. 700-717, in: dies. (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*, 8. Aufl., Reinbek 2004.

⁵⁸³ Vgl. grundlegend zum Begriff der ‚Krise‘ im historischen Kontext Reinhart Koselleck: *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Frankfurt a.M. 1973; für die deutsche Literaturwissenschaft siehe die frühe Diagnose von Oskar Benda: *Der gegenwärtige Stand der Literaturwissenschaft. Eine erste Einführung in ihre Problemlage*, Wien/Leipzig 1928.

⁵⁸⁴ Vgl. Wolfgang Wiesmüller: *Zum Literaturbegriff in der Legitimationsdiskussion der germanistischen Literaturwissenschaft*, in: Martin Sexl (Hg.): *Literatur? 15 Skizzen*, Innsbruck 1999, S. 241-256, hier S. 241.

⁵⁸⁵ Rainer Kolk: ‚Krise‘ der Germanistik, *Popularisierung. Eine fachgeschichtliche Bemerkung*, in: *Kritische Ausgabe. Zeitschrift für Germanistik und Literatur* 2 (2003), S. 62-63; zur Historizität der Legitimationskrise der Geisteswissenschaften vgl. Wolfgang Frühwald, Hans Robert Jauß, Reinhart Koselleck,

zu späteren Debatten aufzeigen, gerade wenn es um die Adressierung und damit verbunden um die Aufbereitung der Ergebnisse der literaturwissenschaftlichen Forschung geht. Die Schärfe, mit der die damaligen Diskussionen um Adressatenbezug und Standards der wissenschaftlichen Praxis geführt wurden, ist wiederum nicht ohne weiteres mit den aktuelleren Krisen-Debatten vergleichbar.⁵⁸⁶ Dies gilt es zu bedenken, wenn Krisenbekundungen ihre Dringlichkeit dadurch rechtfertigen wollen, dass sie – historisch besehen – ein Novum darstellen. Ebenso problematisch ist freilich die Einkleidung dieser historischen Konstellationen in eine teleologisch fundierte ‚große Erzählung‘, die den konstitutiven Charakter des krisenbetroffenen Selbstverständnisses für die Literaturwissenschaft nachdrücklich herausstreicht und normalisiert. Die Ausgangslage für das Projekt einer ‚Krisengeschichte‘ der Literaturwissenschaft ist, was Quellenlage und Forschungsstand betrifft, mehr als günstig. Besonders in den letzten Jahren kamen zahlreiche Forschungsprojekte zum Abschluss, die wichtige Quellen und Materialien erschlossen haben.⁵⁸⁷ Mittlerweile liegen umfangreiche Arbeiten zu den personellen und institutionellen Konstellationen sowie den politisch-gesellschaftlichen Kontexten der Fachentwicklung vor, die die Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Krisenwahrnehmung und -bewältigung der Literaturwissenschaft akribisch herausgearbeitet haben. Die zur Verfügung stehenden Arbeiten reichen von der akademischen Institutionalisierung des Fachs im 19. Jahrhundert, der Weimarer Republik und dem in den disziplinierten Selbstreflexionen lange tabuisierten Zeitraum des Nationalsozialismus über die Nachkriegszeit und die Phase der Studentenbewegungen und Reformdiskussionen bis zur Aufarbeitung der Rolle der Literaturwissenschaft im geteilten Deutschland.⁵⁸⁸ Darüber hinaus wurden durch Arbeiten wie der von Hempel-Küter auch neue Quellenformate erschlossen.

Einige solcher historischen Krisenkonstellationen des Fachs, die in der vorliegenden Forschung mehr oder weniger deutlich hervorgehoben wurden, sollen herausgegriffen werden, um am konkreten Material die Kollisionsmomente von Selbst- und Fremdbe-

Jürgen Mittelstraß und Burkhard Steinwachs (Hg.): *Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift*, Frankfurt a.M. 1991, besonders den Abschnitt *Legitimationskrise der Geisteswissenschaften*, S. 81-90.

⁵⁸⁶ Vgl. ebd. Wobei es der Kontroverse zwischen Schönert und Steinfeld freilich nicht an polemischer Schärfe mangelt.

⁵⁸⁷ Vgl. zum Beispiel das verdienstvolle *Internationale Germanistenlexikon 1800-1950*, hg. von Christoph König, Berlin/New York, 2003; neuerdings liegen auch Studien zur Geschichte einzelner Institution des Literatur- und Wissenschaftssystems vor, die methodisch neu akzentuiert vorgehen und bislang unberücksichtigte Quellen erschließen. Vgl. hierzu zum Beispiel: Wolfgang Adam, Holger Dainat und Dagmar Ende (Hg.): *Weimarer Beiträge – Fachgeschichte aus zeitgenössischer Perspektive*, unter Mitarbeit von Jan Standke, Frankfurt a.M. 2009.

⁵⁸⁸ Vgl. exemplarisch folgende einschlägige Arbeiten – Weimar: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, a.a.O.; Fohrmann, *Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte*, a.a.O. Wolfgang Adam: *Dichtung und Volkstum und erneuerter Euphorion. Überlegungen zur Namensänderung und Programmatik einer germanistischen Fachzeitschrift*, in: *Zeitenwechsel*, a.a.O., S.60-76; *Wissenschaft und Nation*, a.a.O.; *Atta Troll tanzt noch. Selbstbesichtigung der literaturwissenschaftlichen Germanistik im 20. Jahrhundert*, a.a.O.; Rainer Rosenberg, Inge Münz-Koenen und Petra Boden (Hg.): *Der Geist der Unruhe. 1968 im Vergleich. Wissenschaft-Literatur-Medien*, Berlin 2000; Marcus Gärtner: *Kontinuität und Wandel in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945*, Bielefeld 1997.

schreibungstexten nachzuvollziehen. Die exemplarische Analyse nimmt Selbstbeschreibungen aus den Zeiträumen um 1970 und 1990 in den Blick. Diese ‚Krisentexte‘ bilden einen wichtigen Teil des Selbstbeschreibungskorpus, auf den eine Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft zurückgreifen kann, um die kulturellen und epistemologischen Logiken des Fachs zu analysieren. Die ausgewählten Texte betreiben eine deutlich in zwei Richtungen weisende Legitimationsbemühung. Den Schnittpunkt beider Aussagemengen bilden jeweils Reflexionen zum Literaturbegriff. Begleitet wird die Analyse der Selbstbeschreibungen von der Frage nach den Mechanismen der Stabilisierung der fachlichen Identität unter dem Druck externer wie auch interner Irritationen. Zu beobachten sind die Wertzuschreibungen, die in den Selbstbeschreibungen auf die ‚Theorie‘ appliziert werden.

7.4.2 1950er und 1960er Jahre

In seiner einschlägigen Untersuchung zur Rolle der Fachzeitschrift *Euphorion* hat Wolfgang Adam auf den vorherrschenden interpretatorischen Umgang mit literarischen Texten in der Nachkriegsgermanistik hingewiesen, der in den Beiträgen der renommierten Zeitschrift für Literaturgeschichte einen deutlichen Niederschlag gefunden hat: „Im Bereich der Textinterpretation dominiert der ergozentrische Zugang zur Dichtung. Gefragt wurde im Sinne Wolfgang Kayser nach dem Verhältnis zwischen Form und Gehalt im ‚sprachlichen Kunstwerk‘.“⁵⁸⁹ Es ist diese Praxis einer werkimmanenten Interpretation, die in der Aura ihrer Lichtgestalten Emil Staiger und Wolfgang Kayser über einen langen Zeitraum hinweg die Auslegungspraxis der Literaturwissenschaft dominierte,⁵⁹⁰ die Eberhard Lämmert in seinen *Ansichten einer künftigen Germanistik* aus dem Jahr 1969 ebenso überwunden wissen möchte wie auch die allgemeine Verankerung der Germanistik in einer geistes- und ideengeschichtlichen Tradition.⁵⁹¹ Schon Lämmerts Titelwahl, *Das Ende der Germanistik und ihre Zukunft*, artikuliert ein tiefgreifendes Unbehagen an einer Germanistik, die den deutlichen politik- und institutionsgeschichtlichen Einschnitten nach 1945 weder auf der Ebene der Gegenstandskonstitution oder des Methodischen noch der Fachgeschichtsschreibung gerecht werden konnte.⁵⁹² Jost Hermand umreißt die Situation, gegen die sich

⁵⁸⁹ Wolfgang Adam: *Dichtung und Volkstum und erneuerter Euphorion*, a.a.O., S. 71.

⁵⁹⁰ Vgl. hierzu: Emil Staiger: *Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters*, Zürich/Leipzig, 1939; ders.: *Die Kunst der Interpretation. Studien zur deutschen Literaturgeschichte*, Zürich 1955; Wolfgang Kayser: *Das sprachliche Kunstwerk*, Bern 1948. Vgl. auch Lutz Danneberg: *Zur Theorie der werkimmanenten Interpretation*, in: *Zeitenwechsel*, a.a.O., S. 313-345; neuerdings auch Hans-Harald Müller: *Zur Genealogie der werkimmanenten Interpretation*, in: Sandra Pott und Oliver Huck (Hg.): *Konzert und Konkurrenz. Die Künste und ihre Wissenschaften im 19. Jahrhundert*, Hildesheim 2010, S. 269-283.

⁵⁹¹ Eberhard Lämmert: *Das Ende der Germanistik und ihre Zukunft*, in: Jürgen Kolbe (Hg.): *Ansichten einer künftigen Germanistik*, München 1969, S.77-103.

⁵⁹² Vgl. hierzu auch: Wilhelm Voßkamp: *Einheit in der Differenz. Zur Situation der Literaturwissenschaft in wissenschaftshistorischer Perspektive*, in: *Germanistik: Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung*, a.a.O., S- 29-46, hier S. 31.

Eberhard Lämmert und seine Mitstreiter in den sechziger Jahren wenden, folgendermaßen:

Sowohl der nach dem Krieg einsetzenden Wendung zum Existenziellen als auch zur dichterischen Gestaltqualität lag letztlich derselbe Impuls zugrunde. Mit beidem wollten sich die Germanisten einer sie belastenden Auseinandersetzung mit der faschistischen Vergangenheit durch ein Ausweichen ins Unpolitische entziehen. Sie ließen sich nicht einmal dazu herab, die faschistische Germanistik als eine Entgleisung ins Unwissenschaftliche oder eine einmalige Panne hinzustellen, wie das auch später üblich wurde, sondern sie schwiegen sich über sie – und damit auch ihre eigene Vergangenheit – einfach aus. Und so blieb die Germanistik in den drei Westzonen eine postfaschistische Tabuzone, deren ideologische Windstille etwas höchst Trügerisches hatte. Ihre wichtigsten Vertreter legten zwar den Faschismus nach 1945 schnell ad acta, waren aber unwillig, sich der erwünschten Democratic Re-education zu unterziehen, und zelebrierten statt dessen lieber mir priesterlicher oder ästhetisierender Gebärde den ‚weltenthobenen‘ Charakter aller wahrhaft großen Dichtung.⁵⁹³

Lämmert sieht eine Möglichkeit zur Überwindung dieser Krise in der Setzung von handlungsorientierten und praxisrelevanten Aspekten um einen germanistischen Identitäts-Kern herum, der aus der einheitsstiftenden ‚Refusionierung‘ von Literatur- und Sprachwissenschaft entstehen könnte. Eine derart wieder herbeigeführte, ursprüngliche Einheit des Fachs und die auf gesellschaftliche Ansprüche reagierenden Arbeitsfelder, wie z.B. Sprachbeherrschung, Sprachkritik, Kommunikationsförderung und Reflexion der sprachlichen Sozialisation, ebnet der Sprach- und Literaturwissenschaft den „[...] Weg zu einer Kommunikations- und Sozialwissenschaft.“⁵⁹⁴ Die Selbstreflexivität der damaligen Diskussion wurde hinsichtlich ihrer Legitimationsfunktion durch die Forderung nach herrschaftsfreier Kommunikation, die die Realisierung der wahren, humanen Interessen der Gesellschaft befördert, überformt. Literaturwissenschaft dürfe nicht der Generierung einer „Sozialutopie“ Vorschub leisten; dies sei mit dem Wissenschaftscharakter des Fachs nicht vereinbar. Das Diktum der Wissenschaftlichkeit in Verbindung mit der Forderung nach interdisziplinärer Ausweitung bereitet den Boden für eine Verwissenschaftlichung der Literaturwissenschaft, wie sie Lämmert in Form von „[...] methodische[r] Sicherheit in der Beschreibung und Analyse der fachspezifischen Gegenstände [...]“ postulierte, wobei er jedoch vor einer maßlosen Szientifizierung warnt, die an den Inhalten und Gehalten der literarischen Texte vorbeizusprechen droht.⁵⁹⁵ Zwanzig Jahre nach Lämmerts Vorschlägen für die Umgestaltung der Germanistik wird es eben der Vorwurf einer übermächtigen Szientifizierung der literaturwissenschaftlichen Praxis sein, der die Legitimationsdebatte und den Krisen-

⁵⁹³ Hermand: *Geschichte der Germanistik*, a.a.O., S. 119.

⁵⁹⁴ Eberhard Lämmert: *Das Ende der Germanistik*, a.a.O., S. 94.

⁵⁹⁵ Ebd. S. 84. Vgl. hierzu auch resümierend Hans-Harald Müller und Lutz Danneberg: *Verwissenschaftlichung der Literaturwissenschaft. Ansprüche, Strategien, Resultate*, in: *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie* 10 (1979) S. 162-191.

diskurs bestimmt.⁵⁹⁶ Was die Adressierung der Selbstbeschreibungen bei Lämmert betrifft, so richtet sich die Argumentation deutlich auf die Dominanz überholter Verfahren der Textauslegung. Die Neuausrichtung des Fachs wird dementsprechend über eine Transformation der Problemstellungskontrollen, einen Theorieschub angestoßen, die einerseits auf die Integration sozialwissenschaftlicher Methoden, andererseits auf die Reintegration sprachwissenschaftlicher Verfahren abzielt, wodurch das Projekt der Modernisierung des Fachs über die Referenzierung auf die ursprüngliche Einheit von Sprach- und Literaturbetrachtung im Kontext der Philologie vollzogen werden soll.

In unmittelbarer Nähe zu Lämmerts *Ansichten* aus den sechziger Jahren sind auch Karl Otto Conradys *Reminiszenzen und Reflexionen*⁵⁹⁷ zu verorten. Conrady schließt hinsichtlich der Funktionsbestimmung des Fachs an Lämmerts Vorschlag an, Literaturwissenschaft als gesellschaftlich relevantes Instrument der Ideologie- und Herrschaftskritik zu modellieren, um totalitäre Entwicklungen aufzuzeigen und zu kritisieren. Diese Überlegungen sind, intensiver als bei Lämmert, an die persönlichen Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus und die ideologische Funktion der Germanistik in dieser Zeit rückgebunden. Conrady befürwortet die Wahrnehmung des gesellschaftlichen Auftrags der Germanistik zwar, lenkt den Blick jedoch stärker von einer marxistisch fundierten Verbindung zwischen Literatur und Gesellschaft auf den Zusammenhang zwischen Literatur und Geschichte. Der Literatur und der Literaturwissenschaft erwachsen daraus die Aufgaben der „[...] Bewusstseinsklärung, Bewusstseinsweiterung, [der] Differenzierung des menschlichen Selbstverständnisses, [der] Sensibilisierung der Welterfahrung, [der] Aufbrüche in Neuland, [der] Innovation [und der] Irritation des jeweils Verfestigten.“⁵⁹⁸ Diese Aufgabe im Sinne einer erneuerten Literaturwissenschaft zu erfüllen, bedürfe der Orientierung an neuen wissenschaftlichen Verfahren des Umgangs mit Texten, wobei aber auch Conrady vor einer Opferung der durch Literatur hervorgerufenen subjektiv-individuellen Betroffenheit zugunsten einer überbetonten, szientifischen Reflexion ihrer geschichtlich-gesellschaftlichen Vermitteltheit warnt. Auch Conradys Selbstbeschreibung der Literaturwissenschaft aktiviert vor allem die Problemstellungskontrollen, die über eine Orientierung

⁵⁹⁶ Rainer Rosenberg sieht in den sechziger Jahren eine maßgebliche Zäsur in der Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft, die als „Anschubphase für eine Modernisierung der Literaturwissenschaft“ wirkte, „in deren Verlauf sich der gegenwärtige Wissenschaftszustand herausbildete“, Rainer Rosenberg: *Die sechziger Jahre als Zäsur in der deutschen Literaturwissenschaft. Theoriegeschichtlich*, in: *Verhandlungen des Literaturbegriffs*, a.a.O., S. 243-271, hier S. 243 [Rosenberg liefert in diesem Aufsatz einen wichtigen Vergleich der Entwicklungen in beiden deutschen Staaten. Dies ist eine Perspektive, die auch in den aktuellsten Arbeiten der Fachgeschichte noch immer zu kurz kommt]; vgl. dazu weiterhin ders.: *Die Semantik der ‚Szientifizierung‘. Die Paradigmen der Sozialgeschichte und des linguistischen Strukturalismus als Modernisierungsangebote an die deutsche Literaturwissenschaft*, a.a.O.

⁵⁹⁷ Karl Otto Conrady: *Reminiszenzen und Reflexionen*, in: Siegfried Unseld (Hg.): *Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker? Eine Sammlung von Aufsätzen aus Anlaß des 70. Geburtstags von Robert Minder*, Frankfurt a.M. 1972, S. 39-78.

⁵⁹⁸ Ebd. S. 58.

an historischen Modellen auf eine Vermittlung von Literatur und Geschichte scharfgestellt werden sollen.

Zusammenfassend kann mit Blick auf die exemplarischen Selbstbeschreibungen der Legitimationsdebatte Ende der sechziger Jahre Folgendes festgehalten werden: Die literaturwissenschaftliche Praxis nach 1945 hatte die politischen und gesellschaftlichen Wandlungen nicht mitvollzogen.⁵⁹⁹ Das Festhalten an werkimmanenten Interpretationsverfahren als Geste des Rückzugs vom Politischen ins Ästhetische in Folge der schwerwiegenden Irritationen durch die ideologische Indienstnahme der Germanistik während der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur – gleichwohl auch als Form des Anknüpfens an frühere Traditionen der Textauslegung – und die mangelnde Bereitschaft namhafter Fachvertreter zur kritischen Aufarbeitung der eigenen Fachgeschichte ließen sich mit den gesellschaftlichen Forderungen nicht in Einklang bringen. Ziel einer ‚neuen‘ Germanistik musste zweierlei sein: Zum einen musste durch die Zusammenführung von Literaturwissenschaft und Linguistik eine neue fachliche Einheit gestiftet werden, die ihre Vorlage in der philologischen Einheit von Literatur- und Sprachbetrachtung und insofern in der ‚Urszene‘ der Philologie zu suchen hat. Ein wichtiges Arbeitsfeld für das Fach sollte vor allem die praxisrelevante Arbeit an Sprache und Kommunikation sein. Zum anderen wurde besonders der Literaturwissenschaft die emanzipatorisch-kritische Funktion zugewiesen, der Öffentlichkeit zu einem ideologiekritischen Bewusstsein zu verhelfen. Die Realisierung dieser Ziele war zwingend an eine interdisziplinäre Erweiterung der Germanistik, eine kritische Reflexion der wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen und die Absicherung der wissenschaftlichen Standards des Fachs gebunden.⁶⁰⁰ Typologisch lassen sich hier zwei Krisentypen unterscheiden: Die ‚äußere‘ Krise der Germanistik bzw. der Literaturwissenschaft manifestierte sich in Fremdbeschreibungen, die einen gesellschaftlichen Relevanzverlust der literaturwissenschaftlichen Leistungsangebote thematisierten und die Intervention des Fachs in aktuellen kulturellen Problemlagen abforderten. Die innere Krise, die an den Selbstbeschreibungen des Fachs ablesbar ist, resultiert aus den intern motivierten Forderungen nach einer neuen Einheit des Fachs nach implizit philologischem Vorbild sowie aus der Konkurrenz verschiedener Reflexionstheorien, die besonders von der Gruppe junger Professoren um Conrady und Lämmert verschärft wurde und die Überholungsbedürftigkeit der interpretatorischen Verfahren und Methoden markierte. Eine Vernetzung mit anderen Disziplinen wie der sich langsam etablierenden Soziologie oder der Geschichtswissenschaft über die Einspeisung externer Theorie und Methoden in die Problemstellungskontrollen der Literaturwissenschaft stellte in diesem Zusammenhang gewissermaßen das Komplementärprogramm zur philologischen Vereinheitlichung der Germanistik dar. Ziel

⁵⁹⁹ Vgl. hierzu: Gärtner: *Kontinuität und Wandel in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945*, a.a.O.

⁶⁰⁰ Vgl. hierzu Hermand: *Vom kritischen Liberalismus zur Achtundsechziger Revolte* sowie *Neue Verwissenschaftlichungstendenzen* in: *Geschichte der Germanistik*, a.a.O., S. 141-165 u. 173-194; Petra Boden: *Probleme mit der Praxis. Hochschulgermanistik zwischen Wissenschaft, Bildung/Erziehung und Politik*, in: *Der Geist der Unruhe. 1968 im Vergleich. Wissenschaft – Literatur – Medien*, a.a.O., S. 181-227.

war nunmehr die notwendige Verabschiedung einer Literaturwissenschaft, die ihr epistemologisches Fundament auf dem Begriff des ‚Nationalen‘ gründete, sowie die Weiterentwicklung des Fachs in Richtung einer kommunikations- und sozialwissenschaftlich orientierten Textwissenschaft.⁶⁰¹ Die Schnittstelle von interner und externer Krisenformation bestand in der Forderung nach einer bislang noch ausstehenden kritischen Aufarbeitung der Fachgeschichte in personeller wie institutioneller Hinsicht, die in den sechziger Jahren wesentliche Impulse erhielt.⁶⁰² Eberhard Lämmert und Karl Otto Conrady antizipierten mit ihrer Forderung nach einer Transformation der Problemstellungskontrollen des Fachs bereits zum damaligen Zeitpunkt Hauptschlagworte nicht nur der Diskussionen um 1990, sondern erkannten auch Chancen und Risiken der Fachentwicklung, die noch in den aktuellen Debatten diskutiert werden.⁶⁰³ Dass die Neuorientierung in den sechziger Jahren zwar vordergründig über die Reformulierung der methodischen und theoretischen Instrumentarien herbeigeführt werden sollte, in der Tiefenstruktur jedoch von der Idee einer philologischen Vereinheitlichung und damit der Referenz auf einen ‚Urzustand‘ getragen wurde, ist als wichtiger Befund für die weitere Argumentation festzuhalten.

7.4.3 1970er Jahre

Die geforderte interdisziplinäre Ausweitung sowie die Verwissenschaftlichung des Fachs vollzogen sich infolge der Reformdiskussionen Ende der sechziger und zu Beginn der siebziger Jahre – in dieser Zeit ist die Gründung mehrerer so genannter Reformuniversitäten zu verzeichnen – im Wesentlichen in zwei Richtungen. Im Sinne einer gesellschaftswissenschaftlichen Umorientierung der Literaturwissenschaft muss auf die Etablierung der Rezeptionsästhetik bzw. Rezeptionsgeschichte und Rezeptionstheorie hingewiesen werden. Hans Robert Jauss' Konstanzer Antrittsvorlesung *Literaturgeschichte als Provokation der*

⁶⁰¹ Vgl. Wilhelm Voßkamp: *Einheit in der Differenz*, a.a.O., S. 32.

⁶⁰² Von zentraler Bedeutung war in diesem Zusammenhang der Münchner Germanistentag von 1966. Vgl. hierzu die dokumentierten Redebeiträge in *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. Beiträge von Eberhard Lämmert, Walter Killy, Karl Otto Conrady und Peter v. Polenz*, Frankfurt a.M. 1967; siehe auch die Beiträge des von Klaus-Michael Bogdal und Holger Dainat betreuten Forums *Münchener Germanistentag 1966: Erinnerung – Kritik – Aufbruch*, in: *Germanistik in und für Europa*, a.a.O.: Klaus-Michael Bogdal: *Die gute alte und die bessere neue Zeit. Die Germanistik besichtigt ihre Vergangenheit*, S. 153-161; Eberhard Lämmert: *München 1966. Ein Ort der Selbstprüfung für die Germanistik – und München 2004?*, S. 161-169; Walter Müller-Seidel: *Zur Literaturwissenschaft der 60er Jahre. Ein Erinnerungsbericht*, S. 169-179; Peter v. Polenz: *Modernisierung der Sprachgermanistik – vor und nach 1966*, S. 179-185. Vgl. außerdem Karl Otto Conrady: *Miterlebte Germanistik. Ein Rückblick auf die Zeit vor und nach dem Münchner Germanistentag von 1966*, in: *Diskussion Deutsch* 19 (1988), S. 128-143.

⁶⁰³ Anton Kaes hat daher durchaus Recht, wenn er mit Blick auf den Stand der Fachdiskussion des Jahres 1990 mit dem Grundton der Nachträglichkeit darauf hinweist: „Eberhard Lämmert (so scheint es) has already said it all.“ Anton Kaes: *New Historicism. Literaturgeschichte im Zeichen der Postmoderne?*, in: Hartmut Eggert, Ulrich Profitlich und Klaus R. Scherpe (Hg.): *Geschichte als Literatur. Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit*, Stuttgart 1990, S. 56-67, hier S. 67.

*Literaturwissenschaft*⁶⁰⁴ avancierte schnell zum ‚programmatischen Manifest‘ der diesbezüglichen Theoriediskussion. Als präziser im Methodischen, aber weniger anschlussfähig für die damalige Situation in der Bundesrepublik erwiesen sich Wolfgang Iser's Arbeiten zur Wirkungsästhetik literarischer Texte, die gleichsam die zweite Richtung der methodischen Ausdifferenzierung des Fachs in den siebziger Jahren repräsentierten – die linguistisch-strukturalistische Perspektive.⁶⁰⁵ In der Fachgeschichte der Literaturwissenschaft nimmt die Rezeptionsästhetik eine besondere Stellung ein. Die Berücksichtigung und Aufwertung der Leserrolle, sowohl was die Literaturgeschichte als auch die Interpretation von Texten betrifft, bedeutet einen deutlichen Einschnitt im literaturtheoretischen Denken und ist als Reaktion des Fachs sowohl auf die durch Fremdbeschreibungen evozierten Irritationen der Deutungsroutinen als auch auf die sich systemintern verschärfende Konkurrenz verschiedener Reflexionstheorien zu betrachten. Angeregt wurden in dieser Phase rezeptionsgeschichtliche und literatursoziologische Untersuchungen ebenso wie Arbeiten zur empirischen Rezeptionsanalyse und zur Leserforschung. Die Umbauten in den Problemstellungskontrollen waren massiv, weshalb – ohne hier ausführlich auf die Ausbildung dieser Strömung einzugehen – doch wenigstens die wesentlichen Wirkungsdimensionen kurz benannt werden sollen, aus denen die Sonderstellung der Rezeptionsästhetik und -theorie innerhalb der Geschichte der Literaturwissenschaft nach 1945 resultiert.

7.4.4 Exkurs: Exemplarische Umbauten der Problemstellungskontrollen: Rezeptionstheorie & Rezeptionsästhetik

Die explizite Aufwertung des Rezeptionsprozesses als eines wichtigen Bestandteils der Sinnkonstitution arbeitete dem Bedürfnis nach einer Stärkung des kritischen Subjekts entgegen. Zugleich gelang dabei der Schulterschluss mit den Sozialwissenschaften, von denen man sich unter dem Einfluss marxistischer Theorie einen wichtigen Beitrag zur Ideologiekritik versprach.⁶⁰⁶ Daneben resultierte aus der Leserorientierung der literaturgeschichtlichen Forschung auch eine beachtliche Erweiterung des Gegenstandsfeldes. Indem man über die eingespielte Einheit von Autor und Werk hinausging, deutete sich eine neue Sicht auf eine ‚Literaturgeschichte des Gelesenen‘ an, von der Impulse zur Erschließung bisher vernachlässigter Instanzen des Literatursystems ausgingen.⁶⁰⁷ Die Erweiterung der litera-

⁶⁰⁴ Vgl. Hans Robert Jauß: *Literaturgeschichte als Provokation*, Frankfurt a.M. 1970.

⁶⁰⁵ Vgl. Wolfgang Iser: *Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett*, München 1972; ders.: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*, München 1976.

⁶⁰⁶ Vgl. Hans Ulrich Gumbrecht: *Soziologie und Rezeptionsästhetik – Über Gegenstand und Chancen interdisziplinärer Zusammenarbeit*, in: *Neue Ansichten*, a.a.O., S. 48-75; zum Status der Rezeptionstheorie in der akademischen Lehre vgl. Eberhard Lämmert: *Rezeptions- und Wirkungsgeschichte der Literatur als Lehrgegenstand*, in: ebd., S. 160-174.

⁶⁰⁷ Vgl. Gunter Grimm (Hg.): *Literatur und Leser. Theorien und Modelle zur Rezeption literarischer Werke*, Stuttgart 1975; Rainer Warning (Hg.): *Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis*, München 1975. Aus der Perspektive der Wissenschaftsgeschichte vgl. vor allem Wolfgang Adam, Holger Dainat und Gunter Schandera (Hg.): *Wissenschaft und Systemveränderung*, Heidelberg 2004; Walter Erhart: *Aufstieg und*

turwissenschaftlichen Perspektiven blieben in der durch Hans Robert Jauss geprägten Tradition einem hermeneutischen Primat verhaftet, weshalb sich unter dem Dach der historisch-ästhetischen Rezeptionsforschung zunächst die meisten Vertreter des Fachs zusammenfinden konnten. Die Umbauten der Problemstellungskontrollen fielen zunächst moderat aus und produzierten eine integrative Sogwirkung. Nicht zu unterschätzen ist der Einfluss, den die Rezeptionsästhetik auf die Literaturdidaktik ausübte. Die schrittweise Ausarbeitung und Einführung der so genannten produktionsorientierten Verfahren und die Stärkung eines dialogischen Interpretationsverständnisses im schulischen Deutschunterricht sind die wichtigsten Ergebnisse dieser Entwicklung.⁶⁰⁸ Besonders interessant für die Fachgeschichte sind außerdem noch zwei weitere Aspekte, die mit der Entwicklung rezeptionstheoretischer Positionen in den 1970er Jahren verbunden sind. In beiden deutschen Staaten wurde etwa zur gleichen Zeit an einer Theorie der Rezeption literarischer Texte gearbeitet.⁶⁰⁹ Dies geschah zwar unter verschiedenen gesellschaftlich-politischen Vorzeichen. Im erkenntnistheoretischen Anspruch lassen sich jedoch etliche Parallelen erkennen und aufzeigen. Die Gemeinsamkeiten und natürlich auch die Differenzen der rezeptionstheoretischen Programme wurden von den Vertretern der beiden Ansätze nach der Wiedervereinigung Deutschlands mehrfach betont. Die Beziehungen zwischen den rezeptionstheoretischen Schulen gehören zu den spannendsten Kapiteln der deutsch-deutschen Fachgeschichte der Literaturwissenschaft. Innerhalb der ‚Theoriegeschichte‘⁶¹⁰ des Fachs spielt diese Episode bislang jedoch nur eine Nebenrolle. Eine zweite Besonderheit ist in der Internationalisierung der rezeptionstheoretischen Ansätze zu sehen. Der Export der Rezeptionsästhetik in einen internationalen Diskurszusammenhang wird heute als

Fall der Rezeptionsästhetik. Skizzenhaftes zu einer Wissenschaftsgeschichte der Literaturtheorie in Deutschland, in: Dorothee Kimmich und Bernd Stiegler (Hg.): *Zur Rezeption der Rezeptionstheorie*, Berlin 2003, S. 19-39.

⁶⁰⁸ Vgl. mit Hinweisen zur historische Entwicklung Kaspar H. Spinner: *Handlungs- und produktionsorientierter Literaturunterricht*, in: Klaus-Michael Bogdal und Hermann Korte (Hg.): *Grundzüge der Literaturdidaktik*, München 2003, S. 247-258.

⁶⁰⁹ In der DDR arbeitete eine Forschergruppe unter Manfred Naumann an einem eigenen rezeptionstheoretischen Ansatz. Das Ergebnis bestand in der vielgelesenen Monographie: Manfred Naumann (Ltg. und Gesamtedaktion), Dieter Schlenstedt und Karlheinz Barck: *Gesellschaft, Literatur, Lesen: Literaturrezeption in theoretischer Sicht*, Berlin 1973. Vgl. hierzu im Speziellen außerdem: Mandy Funke: *Rezeptionstheorie – Rezeptionsästhetik. Betrachtungen eines deutsch-deutschen Diskurses*, Bielefeld 2004; grundsätzlich vgl.: *Wissenschaft und Systemveränderung*, a.a.O.; Lutz Danneberg, Wilhelm Schernus und Jörg Schönert: *Die Rezeption der Rezeptionsästhetik in der DDR: Wissenschaftswandel unter den Bedingungen des sozialistischen Systems*, in: Gerhard P. Knapp und Gerd Labrousse (Hg.): *1945-1995 Fünfzig Jahre deutschsprachige Literatur in Aspekten*, Amsterdam/Atlanta 1995 (= *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik* 28/29), S. 643-702.

⁶¹⁰ Vgl. zu den wenigen Versuchen einer Theoriegeschichte der neueren deutschen Literaturwissenschaft am Beispiel der Rezeptionsästhetik Erhart: *Aufstieg und Fall der Rezeptionsästhetik*, a.a.O.

einer der wenigen wichtigen Beiträge der deutschen Literaturwissenschaft zur übergreifenden Theoriediskussion angesehen.⁶¹¹

Innerhalb der deutschen Literaturwissenschaft wurde nach einer Dominanzphase rezeptionstheoretischer Ansätze während der späten 1970er Jahre die Forderung nach der Empirisierung der Leserforschung laut.⁶¹² Man verlangte Verfahren, die der Beobachtung des Prozesses der Text-Leser-Interaktionen einen objektivierenden Gestus zu verleihen vermochten. Die Ausrichtung an sozialwissenschaftlichen und psychologischen Modellen des Textverstehens führte zur Aufspaltung der rezeptionstheoretischen Forschung in einen literaturgeschichtlich orientierten und einen empirisch-psychologischen Zweig. Damit verlagerte sich ein großer Teil der Rezeptionsforschung an die Grenze von Literatur- und Sozialwissenschaft. Diese Verdichtung der empirischen Rezeptionsforschung ging in der Folge und später unter dem Einfluss des Radikalen Konstruktivismus im Projekt einer empirischen Literaturwissenschaft auf, wie sie etwa von Siegfried J. Schmidt vertreten wurde.⁶¹³ Da sich die Begriffe und Methoden der literaturgeschichtlichen Rezeptionsforschung in der Summe als zu vage ausnahmen und sich die empirisch-sozialwissenschaftliche Variante zu stark von den hermeneutischen Grundannahmen der Literaturwissenschaft entfernte, ließ sich spätestens Ende der 70er, Anfang der 80er ein allgemeiner Geltungsverlust rezeptionsästhetischer und -theoretischer Positionen verzeichnen. Rezeptionsforschung wurde zwar weiterhin betrieben. Sie ging jedoch nicht mehr hauptsächlich von der Literaturwissenschaft aus, wie sie im Kern an den meisten bundesdeutschen Hochschulen vertreten wurde. Die Erkenntnisse, die in der Literaturdidaktik und der empirischen Literaturwissenschaft erarbeitet wurden, fanden in der Regel nur geringe Berücksichtigung in der

⁶¹¹ Vgl. *Zur Rezeption der Rezeptionstheorie*, a.a.O. Zur Rezeption der Rezeptionsästhetik in den USA vgl. Robert C. Holub: *Zur amerikanischen Rezeption der Rezeptionsästhetik*, in: Frank Trommler (Hg.): *Germanistik in den USA. Neue Entwicklungen und Methoden*, Opladen 1989, S. 196-220.

⁶¹² Von der hier angesprochenen sozialwissenschaftlich-psychologischen Empirisierung ist eine weitere erfolgreiche, gleichwohl historisch dimensionierte Variante der empirischen Leseforschung zu unterscheiden, die vor allem durch Paul Raabes Vorschlag zu einer ‚Literaturgeschichte des Gelesenen‘ geprägt wurde. Vgl. Paul Raabe: *Bibliotheksgeschichte und historische Leserforschung. Anmerkungen zu einem Forschungsthema*, in: *Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte* 7 (1982), S. 433-44; ders.: *Lessings Büchernachlass*, Göttingen 2007; ders.: *Leserleben*, Zürich 2008. Hierbei sind auch die Arbeiten von Bernhard Fabian oder Otto Dann zu berücksichtigen, vgl. Otto Dann: *Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation*, München, 1981; Rainer Gruenter (Hg.): *Leser und Lesen im 18. Jahrhundert*, Heidelberg 1977. Einen Überblick zum Stand der Leseforschung gibt Jan Boelmann: *Leseforschung*, in: *Methodengeschichte der Germanistik*, a.a.O., S. 309-321; für den weiteren sozialgeschichtlichen Kontext aufschlussreich ist Jost Schneider: *Sozialgeschichte des Lesens. Zur historischen Entwicklung und sozialen Differenzierung der literarischen Kommunikation in Deutschland*, Berlin/New York 2004.

⁶¹³ Vgl. hierzu exemplarisch Norbert Groeben: *Literaturpsychologie. Literaturwissenschaft zwischen Hermeneutik und Empirie*, Stuttgart 1972; Siegfried J. Schmidt: *Bekämpfen Sie das hässliche Laster der Interpretation! Bekämpfen Sie das noch hässlicherer Laster der richtigen Interpretation!*, in: *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik* 8 (1979), S. 279-309; ders.: *Grundriss der empirischen Literaturwissenschaft*, Frankfurt a.M. 1980; zur Wirkung des radikalen Konstruktivismus siehe ebenfalls Schmidt (Hg.): *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*, Frankfurt a.M. 1987, sowie Michael Flacke: *Verstehen als Konstruktion. Literaturwissenschaft und Radikaler Konstruktivismus*, Opladen 1994.

allgemeinen literaturwissenschaftlichen Praxis. Die anfängliche Faszination, die von rezeptionsästhetischen und -theoretischen Begriffen und Konzepten ausging, verflüchtigte sich spätestens dann, als deutlich wurde, dass eine Operationalisierung des Ansatzes eher von den literarästhetischen Phänomenen, wie sie bislang im Fokus standen, wegführte und die literaturwissenschaftliche Analyse auf alternative Daten verpflichtete. Ganz ähnlich wie im Fall der Rezeptionsästhetik, stellt sich gegenwärtig mit Blick auf die Folgen eines ‚emotional‘ oder ‚cognitive turn‘ Ernüchterung in der Literaturwissenschaft ein. Die metaphorische Verheißungskraft von Begriffen wie zum Beispiel ‚Empathie‘⁶¹⁴ hat sich mittlerweile verbraucht, da eine Übertragung eines neurowissenschaftlichen Konzepts in eine operable literaturwissenschaftliche Kategorie bislang nicht gelungen ist und sicherlich bis auf Weiteres nicht gelingen kann.⁶¹⁵ Dort, wo ernsthafte Bemühungen stattfinden, mit den Neurowissenschaften in einen sachlichen Dialog zu treten, werden die Grenzen solcher Unternehmungen schnell sichtbar.⁶¹⁶ Soll es nicht bei einer ausschließlich terminologischen Etikettierung der literaturwissenschaftlichen Praxis bleiben, müssen neue Wege beschritten werden, die die Germanisten wohl oder übel in die Labore führen werden. Dass die Bereitschaft für einen solchen Wechsel der literaturwissenschaftlichen Arbeitsumgebung begrenzt ist, kann nicht überraschen, wenn man die Probleme im Blick behält, die bereits mit der Empirisierung der Rezeptionsforschung in den 70er Jahren verbunden waren.

7.4.5 Neue Ansichten, alte Krise? Die 1980er Jahre

Wenn man an der Annahme einer Kontinuitätslinie im Krisenbewusstsein der deutschen Literaturwissenschaft festhält, dann ist es nur symptomatisch, dass die von Lämmert noch so dringlich eingeforderte interdisziplinäre Ausweitung der Literaturwissenschaft, wie sie

⁶¹⁴ Vgl. Fritz Breithaupt: *Kulturen der Empathie*, Frankfurt a.M. 2009.

⁶¹⁵ Die Diskussion um kognitionswissenschaftliche Perspektiven der Literaturwissenschaft ist zurzeit noch in vollem Gange, weswegen die momentan vielerorts abseits der Diskurszentren spürbare Ernüchterung nicht das letzte Wort sein muss. Vgl. gewissermaßen als Stein des Anstoßes Gerhard Lauer: *Spiegelneuronen. Über den Grund des Wohlgefallens an der Nachahmung*, in: Karl Eibl, Katja Mellmann und Rüdiger Zymner (Hg.): *Im Rücken der Kulturen*, Paderborn 2007, S. 137-165; einen resümierenden Überblick über die erste Diskussionsphase des ‚emotional turn‘ in der deutschen Literaturwissenschaft gibt Thomas Anz: *Kulturtechniken der Emotionalisierung. Beobachtungen, Reflexionen und Vorschläge zur literaturwissenschaftlichen Gefühlsforschung*, in: ebd., S. 207-241; siehe in diesem Zusammenhang auch Thomas Anz und Heinrich Kaulen (Hg.): *Literatur als Spiel. Evolutionsbiologische, ästhetische und pädagogische Konzepte*, Berlin/New York 2009; einen guten Überblick über den Stand des Dialogs von Literaturwissenschaft und Kognitionswissenschaften bieten Martin Huber und Simone Winko (Hg.): *Literatur und Kognition. Bestandsaufnahmen und Perspektiven eines Arbeitsfeldes*, Paderborn 2009. Gerhard Lauer unternimmt zurzeit an der Universität Göttingen konkrete Vorstöße in das Feld der experimentellen Verfahren. Von den Ergebnissen solcher Studien wird es abhängen, wie aussichtsreich die weiteren Kooperationsbemühungen von Literatur- und Neurowissenschaft sein werden.

⁶¹⁶ Vgl. mit kritischen Beiträgen zur interdiskursiven Zirkulation von Begriffen und Redeweisen zwischen Geistes-, Natur- und Neurowissenschaften Peter Janich: *Kein neues Menschenbild: Zur Sprache der Hirnforschung*, Frankfurt a.M. 2009; ders.: *Der Mensch und andere Tiere. Das zweideutige Erbe Darwins*, Berlin 2010.

zum Beispiel durch die Etablierung der Rezeptionsforschung vollzogen wurde, im Zuge ihrer Realisierung unmittelbar in die nächste kollektive Unmutsbekundung einmündete. „Gegenwärtig liegen – ohne erkennbaren methodischen Kontakt miteinander – eine sehr unterschiedlich betriebene und motivierte Literatur-Gesellschafts-Wissenschaft und eine sich autonom setzende unterschiedlich betriebene Linguistik an der Spitze germanistischer Progression.“⁶¹⁷ Die Stellung der Sprachwissenschaft war eng an den intensiven – gleichwohl verspäteten – Nachvollzug des ‚linguistic turn‘ sowie die Rezeption des Russischen Formalismus und des tschechischen bzw. französischen Strukturalismus gebunden und führte in der Folge zu einer verstärkten Linguistisierung der Literaturwissenschaft, die im Zuge der sozialwissenschaftlichen, rezeptionstheoretischen und sozialgeschichtlichen Fundierung des Fachs zu einer allgemeinen kultursemiotischen Ausrichtung der Germanistik beitrug.⁶¹⁸ Eine damit verbundene Ausweitung des Gegenstandsbereiches öffnete den Blick fortan nicht nur für literarische Texte, die die Grenzen des klassischen Kanons deutlich überschritten, sondern auch für andere Formen kultureller Artikulation. Bilder, Filme oder Theaterinszenierungen waren nun zunehmend von Interesse für die Literaturwissenschaft. Der Grundstein für eine medienwissenschaftliche Literaturwissenschaft, die sich auch jenseits der traditionell mediävistischen Forschung zum Bild-Text-Zusammenhang mit den Phänomenen der Intermedialität und Intertextualität beschäftigt, war somit gelegt. Von einer Einheit des Fachs konnte angesichts der Gegenstandsvielfalt daher nur noch schwerlich ausgegangen werden. Zugespitzt wurde die Situation in den späten achtziger Jahren durch die Etablierung antihermeneutischer Konzepte in der literaturwissenschaftlichen Methodendiskussion. Die Ankunft der französischen und amerikanischen Postmoderne in Deutschland sowie die intensive Poststrukturalismusrezeption lenkte die Aufmerksamkeit auf Konzepte wie Diskurs- und Systemtheorie, Dekonstruktion und Konstruktivismus, Feminismus und die ersten Ansätze einer kulturgeschichtlichen Literaturwissenschaft. Dies beförderte eine signifikante Dynamisierung und Pluralisierung der so genannten ‚theoretischen Debatte‘.⁶¹⁹ Seinen vorläufigen Höhepunkt fand dieser Differenzierungsprozess, der

⁶¹⁷ Jürgen Kolbe: *Wie denn weiter? Vorbemerkungen des Herausgebers*, in: ders. (Hg.): *Neue Ansichte einer künftigen Germanistik. Probleme einer Sozial- und Rezeptionsgeschichte der Literatur. Kritik der Linguistik. Literatur- und Kommunikationswissenschaft*, München 1973, S. 8.

⁶¹⁸ Vgl. hierzu zum Beispiel Jens Ihwe: *Prolegomena zu einer Theorie der Literaturwissenschaft. Die Rolle der modernen Linguistik bei der Bestimmung von Aufgaben und Formen der Literaturtheorie*, Kiel 1970; ders. (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik: Ergebnisse und Perspektiven*, Frankfurt a.M., 1971; ders.: *Linguistik in der Literaturwissenschaft*, München 1972; Rolf Klopfer: *Poetik und Linguistik. Semiotische Instrumente*, München 1975. Vgl. zur Linguistisierung und zum weiteren spannungsvollen Verhältnis von Literatur- und Sprachwissenschaft auch die fachgeschichtlichen Beiträge in Ulrike Haß und Christoph König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*, Göttingen 2003.

⁶¹⁹ Die neue ‚Vielfalt‘ repräsentierte sich auch in diesbezüglichen Publikationen. Vgl. hierzu u.a. die noch heute brauchbaren Arbeiten *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*, a.a.O.; *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, a.a.O.; vgl. auch die Beiträge in: *Vom Umgang mit Literatur und Literaturgeschichte. Positionen und Perspektiven nach der ‚Theoriedebatte‘*, a.a.O.

Literaturwissenschaft zu einem „komplexen Kommunikationsereignis“ werden ließ,⁶²⁰ in dem, die deutsche Wissenschaftslandschaft polarisierenden, Versuch der *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften*, von dem weiter oben bereits ausführlicher die Rede war.⁶²¹ Es bietet sich an, diese Konstellation als Ort einer erneuten historisch-analytischen Tiefenbohrung zu nutzen, um anhand der Selbstbeschreibungen der im Wissenschaftssystem agierenden Akteure die Konturen der Krisenkontinuität deutlicher freizulegen.

Im Jahr 1989 profilierte sich ‚Unmut‘ als das Schlagwort in der Diskussion um die hochschulpolitische Lage. Der Unmut richtete sich hierbei – wie so häufig – vor allem gegen die wissenschaftliche Praxis der Literaturwissenschaft in Forschung und Lehre.⁶²² Als exemplarischer Beleg für diese nach innen gerichtete Krise kann die von Alois Prinz und Frank Griesheimer gestellte Frage *Wozu Literaturwissenschaft?* gelten.⁶²³ Den Kern der Krise, wie sie innerhalb der fachlichen Grenzen wahrgenommen wurde, sieht Frank Griesheimer in der Verweigerungshaltung, die die Literaturwissenschaft gegenüber ihrer gesellschaftlichen Verpflichtung einnimmt. Dem Fach soll, wie überhaupt den gesamten Geisteswissenschaften, „die Aufgabe zukommen, [...] jene lebensweltlichen Verluste zu kompensieren, die die durch experimentierenden Naturwissenschaften angetriebenen Modernisierungen herbeiführen.“⁶²⁴ Die Unvermeidlichkeit der Literaturwissenschaft gründet demnach in der Funktion, einem fortschreitenden Selbst-, Sinn- und Orientierungsverlust, einem Verlust der Handlungsautonomie bzw. des ästhetischen Sinns entgegenzuwirken. Dies könne jedoch durch „Versäumnisse und Aporien“ der Literaturwissenschaft nicht geleistet werden. Die Verwissenschaftlichung der Literaturwissenschaft wird in diesem Zusammenhang als Fehlreaktion auf einen vermeintlichen Legitimationsrückstand gegenüber den Naturwissenschaften gedeutet, die eine eklatante Entindividualisierung der Literatur befördere. Die Ausgrenzung der Subjektivität, der individuellen Betroffenheit im Umgang mit literarischen Texten führe schlichtweg dazu, dass die Literaturwissenschaft ihren Gegenstand verfehle. Griesheimer konturiert den Literaturbegriff, der seiner Argumentation zugrunde liegt, insofern, als er konstatiert, dass „[...] ein literarisches Werk wesensmäßig einen zweifachen Wahrheitsanspruch [erhebt]: Es will in seinen objektiven Beständen und Bezügen umfassend erkannt werden, und es wünscht, subjektiv-individuell erfahren zu

⁶²⁰ Vgl. Jonathan Culler: *Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturwissenschaft*, Hamburg 1982.

⁶²¹ Vgl. *Die Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften*, a.a.O.

⁶²² Vgl. Wiesmüller: *Zum Literaturbegriff in der Legitimationsdiskussion*, a.a.O., S. 264; vgl. auch Andreas Anglet: *Legitimationsprobleme der Literaturwissenschaft und die deutsche Theorie-Diskussion*, in: Markus Heilmann und Thomas Wägenbaur (Hg.): *Im Bann der Zeichen. Die Angst vor Verantwortung in Literatur und Literaturwissenschaft*, Würzburg 1998, S. 257-270.

⁶²³ Vgl. Frank Griesheimer und Alois Prinz (Hg.): *Wozu Literaturwissenschaft? Kritik und Perspektive*, Tübingen 1991.

⁶²⁴ Odo Marquard: *Verspätete Moralistik. Bemerkungen zur Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften*, in: *Kursbuch* 91, S. 13-18, hier S. 13.

werden.⁶²⁵ Die Forderung nach einer Literaturwissenschaft, die der werk- und leserseitigen Subjektivität den umfassenden Einfluss verschafft, den der literarische Text für ein ganzheitliches ‚Verstandenwerden‘ benötigt, verfängt sich über die Kritik an den ‚Versäumnissen und Aporien‘ der Literaturwissenschaften der vorangegangenen Jahre hinweg selbst in nur schwer auflösbaren Widersprüchen. Außerdem werden bewusst die methodischen und theoretischen Bemühungen seitens der Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik ausgeblendet, die sich seit den siebziger Jahren im Kontext der Rezeptionsästhetik intensiv und kritisch der Subjekt- bzw. Leserseite des Rezeptionsvorgangs widmeten.⁶²⁶ Hauptsächlich zielt Griesheimer auf eine theoretische Entschlackung der Literaturwissenschaft ab, die dem individuellen Verstehensakt des Individuums wieder zu mehr Geltung verhelfen soll. Der Anschluss an Odo Marquards Kompensationstheorie wird durch Defizite der damaligen Literaturwissenschaft, eine ‚innere Krise‘ in Gestalt einer überbordenden Szientifizierung, begründet und so gleichsam zu einer Legitimation nach außen als Reaktion auf gesellschaftliche Fremdbeschreibungen des Fachs verdoppelt. Griesheimer beförderte damit die traditionelle Polarisierung von Natur- und Geisteswissenschaften. Dies blieb im damaligen Krisendiskurs der Literaturwissenschaft nicht unwidersprochen. Betont Griesheimer noch die kompensationsstheoretisch fundierte Relevanz der Literaturwissenschaft, so erkennen Eva Neuland, Jürgen Förster und Gerhard Rupp einen anderen Problemzusammenhang, in dessen Kontext sich die Germanistik dazu veranlasst sehe, ihre „[...] kritische Rationalität sowie ihr praktisches Reflexionswissen [...]“ abzulegen und „[...] die gesellschaftliche Modernisierung gegenüber öffentlicher Problematisierung abzusichern.“⁶²⁷ Der gesellschaftspolitische Druck habe innerhalb des Fachs bereits für Veränderungen gesorgt, da die Ausgangspunkte des emanzipatorisch-kritischen Erkenntnisinteresses, das bis in die siebziger Jahre hinein die literaturwissenschaftliche Praxis bestimmt hatte, mittlerweile bis zur Unkenntlichkeit verwaschen wären. Eine nicht konsequent genug durchgeführte Umsetzung des unter anderem durch Eberhard Lämmert vorgeschlagenen gesellschaftsbezogenen- und gesellschaftskritischen Lehr- und Forschungsprogramms spiele bezüglich der momentanen ‚Krise‘ eine wichtige Rolle. Außerdem habe das Fach es durch die kompensationsstheoretische Verblendung versäumt, den Blick für neue Aufgabenfelder zu öffnen, die das Bild der Geisteswissenschaften in den kommenden Jahren zwangsläufig bestimmen werden.

Hauptaufgabe der Germanistik sei aber vor allem immer noch, die bildungspolitischen Instrumentierungsversuche, die vom Fach unmittelbar verwertbares Wissen und

⁶²⁵ Frank Griesheimer: *Unmut nach innen. Ein Abriss über das Enttäuschende an der gegenwärtigen Literaturwissenschaft*, in: *Wozu Literaturwissenschaft*, a.a.O., S. 11-43, hier S. 31.

⁶²⁶ Vgl. u.a. Jürgen Krefz: *Grundlagen der Literaturdidaktik*, Heidelberg 1977; Jürgen Schutte: *Einführung in die Literaturinterpretation*, Stuttgart 1985.

⁶²⁷ Jürgen Förster, Eva Neuland und Gerhard Rupp: *Wozu noch Germanistik? Zur Aktualität einer alten Fragestellung*, in: *Wozu noch Germanistik? Wissenschaft-Beruf-Kulturelle Praxis*, Stuttgart 1989, S. 1-14, hier S. 3.

technokratische Effizienzsteigerung abfordern, mit einer gesellschaftskritischen Analyse unter Reklamation ihrer aufklärenden und emanzipativen Funktion zu beantworten.⁶²⁸

7.5 Zwischenfazit

Überblickt man nun die verschiedenen Kollisionsmomente von fachlicher Selbstbeschreibung und externer gesellschaftlicher Thematisierung der Literaturwissenschaft, so zeichnet sich eine Kontinuität ab, die sich an den Aktivierungen der fachlichen Problemstellungskontrollen spiegelt. Die exemplarische Analyse verschiedener Selbstbeschreibungen der Literaturwissenschaft in Phasen der durch die Koexistenz differentieller Fremdbeschreibungen und Reflexionstheorien hervorgerufenen Irritation bestätigt eine These, die Wilhelm Voßkamp bezüglich der Entwicklung der bundesdeutschen Literaturwissenschaft formulierte. Die in den sechziger und siebziger Jahren beobachtbare Spannung hinsichtlich der Methodenfrage zwischen einer ausschließlich auf immanent-ästhetische Aspekte literarischer Texte fokussierten Literaturwissenschaft und einer an der Historisierung des Materials im Zeichen von Sozial- und Funktionsgeschichte interessierten Disziplin konnte bis in die neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein nicht gelöst werden.⁶²⁹ Es kam ganz im Gegenteil zu einer Verschärfung des Konfliktes, der unabhängig von der jeweiligen Legitimierung der Position durch die Forderung nach der Erschließung neuer Gegenstandsfelder wie ‚Bild‘ und ‚Fernsehen‘ noch potenziert wurde. Fürchteten die einen mit dem Verlust der philologischen Tradition zugleich die Preisgabe der identitätsstiftenden Einheit des Fachs, sahen die anderen durch ein Festhalten an überkommenen Einheitsvorstellungen die Verfehlung des gesellschaftlichen Auftrags, den eine kritisch-emanzipative Wissenschaft zwingend ernst nehmen müsse. Die Modellierungen der jeweils als Bezugspunkt der Diskussion dienenden Literaturbegriffe sind dementsprechend vielfältig. Bei aller Heterogenität der jeweiligen Einzeldebatten ist jedoch nicht zu übersehen, dass sich die Grundkonstellationen der Krisenszenarien in zentralen Punkten der disziplinären Selbstbeschreibungen ähneln. Über eine Neuausrichtung der Problemstellungskontrollen wird versucht, zwei konkurrierende Reflexionstheorien im System zu organisieren. Die eine Reflexionstheorie zielt auf einen Umgang mit literarischen Texten, der sich am Modell einer ursprünglichen ‚theorielosen‘ Philologie orientiert. Die konkurrierende Perspektive repräsentiert gewissermaßen die in den Fremdbeschreibungen präsenten Forderungen nach der Abstimmung der Leistungsangebote des Fachs auf je aktuelle Problemlagen außerhalb des Wissenschaftssystems.

⁶²⁸ Förster et al verweisen in diesem Zusammenhang auf Jan Dyck, *Stumm und ohne Hoffnung. Die totale Paralyse der Germanistik in den 80er Jahren*, in: *Die Zeit*, 14.06.1985.

⁶²⁹ Vgl. Voßkamp: *Einheit in der Differenz*, a.a.O., S. 35.

7.6 Historische Konkurrenzverhältnisse

Die jeweilige Bewertung der ‚Theorie‘ in der Literaturwissenschaft hängt davon ab, wie die Dominanzverhältnisse im Widerstreit der beiden konkurrierenden Reflexionstheorien organisiert sind. Ausschlaggebend ist jeweils das situative Ergebnis der Unterscheidung zwischen den beiden Reflexionstheorien, die dann eine spezifische Positionierung fachlicher Praxiszusammenhänge den Fremdbeschreibungen gegenüber evozieren. Die Kontinuität des Krisendiskurses in der Literaturwissenschaft deutet daraufhin, dass die verschiedenen Reflexionstheorien gleichermaßen stabil im Gedächtnis des Fachs verankert sind. Die Leistungsfähigkeit der Reflexionstheorien lässt sich näher bestimmen, wenn die jeweiligen Referenzebenen in den Blick genommen werden.

Die Betonung von ‚Theorie‘ als Möglichkeit des Abgleichs von fachlichem Leistungsangebot und systemexterner Fremdbeschreibung zielt auf eine Aktivierung der Problemstellungskontrollen im Bereich der wissenschaftstheoretischen Reflexion, des interdisziplinären Austauschs sowie der außerwissenschaftlichen Resonanz. Die opponierende Reflexionstheorie referenziert auf eine Tradition, die auf externe Resonanzeffekte verzichtet und ihre Leistungsfähigkeit aus der habituellen und methodischen Einheitlichkeit bzw. Geschlossenheit des Fachs während der philologischen Gründungsphase bezieht. Wird der Irritation im einen Fall begegnet, indem man versucht, das Fach über die ‚Theorie‘ mit den externen Fremdbeschreibungen zu vermitteln, dient im anderen Fall die Referenz auf eine philologische Einheit von Gegenstand, Methode und Ethos als Bezugspunkt. Das Konkurrenzverhältnis der Reflexionstheorien im System Literaturwissenschaft wurde bislang für den Zeitraum ab den 1960er Jahren verfolgt. Offen ist, ob sich das Beobachtungsschema der ‚urgeschichtlichen Referenzierung‘ auch im größeren historischen Rekurs bewährt. Wenn das Theorieproblem der Literaturwissenschaft auf diese Weise begründet werden soll, müsste sich die Dominanz der Reflexionstheorie auch für die Frühphase des Fachs nachweisen lassen. Um die Leistungsfähigkeit der Reflexionstheorie, die sich auf den geordneten ‚Urzustand‘ des Fachs bezieht, beurteilen zu können, ist der fachgeschichtliche Blick deshalb über die bisher gesetzten Zäsuren hinaus auszudehnen.

Holger Dainat sind wichtige Hinweise darauf zu verdanken, dass die Konkurrenzverhältnisse der beiden Reflexionstheorien die Identität des Fachs auch schon vor den großen Theorie- und Methodendebatten des späten 20. Jahrhunderts bestimmten. Die verschiedenen Dominanzkonstellationen der jeweiligen Reflexionstheorien hat Dainat für den Zeitraum zwischen 1880 und 1932 herausgearbeitet und im Kontext der Irritationen des Historismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts situiert. Seine Problemfokussierung überschneidet sich signifikant mit dem Ansatz der vorliegenden Untersuchung. Auch ihm geht es weniger um die einzelnen Konzepte in ihrer speziellen Ausprägung „als vielmehr um die Probleme und Kommunikationszusammenhänge wissenschaftlicher Disziplinen im Zu-

sammenspiel mit ihrer sozialen Umwelt“.⁶³⁰ Dainats Studie ist deshalb geeignet, die Phase einer vermeintlichen philologischen Einheit auf die spezifische Ordnung der Reflexionstheorien hin abzuklopfen.

Was weiter oben kategorial als ‚Lebenswelt‘ der Literaturwissenschaft eingeführt wurde, tritt bei Dainat in einer Luhmann’schen Wendung als „Realität“ auf. Durch das Raster des Begriffs soll zum einen beobachtbar werden „was für die Disziplin oder durch sie für andere als Realität erscheint, also welches Wissen [...] von ihr produziert und vermittelt“ wird. Zum anderen wird nach den Produktionsweisen der literaturwissenschaftlichen Episteme gefragt, d.h. danach, „welche Rolle die Realität der Disziplin bei dieser Realitätskonstruktion spielt, wie [also] dieses Wissen erzeugt wird“.⁶³¹ An die Stelle der Reflexionstheorien treten in Dainats Studie zwei konkrete, wissenschaftskulturell je unterschiedlich sozialisierte Forscherpersönlichkeiten. Am Beispiel des Altgermanisten Edward Schröder und des Neugermanisten Rudolf Unger kann nachvollzogen werden, wie sich die ‚Realität‘ der Literaturwissenschaft unter der Dominanz philologischer bzw. literaturwissenschaftlicher Primare, d.h. je verschiedener Ordnungen der Reflexionstheorien, jeweils anders konstituierte.

Um 1900 waren die unter dem Begriff ‚Philologie‘ versammelten Verfahren in der Hauptsache bestimmt durch die philologisch-historische Methode.⁶³² Als Ausweis philologischer Kenntnis und Fertigkeit galt die Edition antiker und mittelalterlicher Handschriften. Die Mediävistik und die klassische Philologie gaben dementsprechend den konzeptuellen Rahmen ab für das, was um die Jahrhundertwende als deutsche Philologie firmierte. Edward Schröder (1858-1942)⁶³³ wurde im Korsett dieser Philologie sozialisiert. Mit der 1892 erschienenen *Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen* aus dem 12. Jahrhundert hatte Schröder nachweisen können, dass er die philologischen Standards beherrschte. Das Ziel philologischer Praxis bestand konkret darin, ‚historische Dokumente‘ herzustellen, die von den „Schlacken der Überlieferung“ befreit worden sind und dann als kritisch gesicherte Quellen zur Verfügung standen. Gekennzeichnet war die philologische Methode durch die Sicherheit und Exaktheit des Zugriffs auf das Material. Die Vorliebe für das sachliche Detail und eine theoretische Reflexion vertrugen sich dabei nicht sonderlich gut. Das phi-

⁶³⁰ [Holger Dainats wissenschaftsgeschichtlichen Studien stellen eine wichtige Inspiration für die vorliegende Arbeit dar, weshalb sie an verschiedenen Stellen auch ausführlich berücksichtigt werden. Den Magdeburger Gesprächen mit Holger Dainat hat der Verfasser wichtige Hinweise zum Thema zu verdanken] Vgl. Holger Dainat: *Ein Fach in der ‚Krise‘. Die ‚Methodendiskussion in der Neueren deutschen Literaturwissenschaft*, in: Otto Gerhard Oexle (Hg.): *Krise des Historismus – Krise der Wirklichkeit. Wissenschaft, Kunst und Literatur 1800-1932*, Göttingen 2007, S. 247-272, hier S. 250; vgl. hierzu auch dens.: *Von der Neueren deutschen Literaturgeschichte zur Literaturwissenschaft. Die Fachentwicklung von 1880 bis 1913/14*, in: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik*, a.a.O., S. 494-537.

⁶³¹ Ebd.

⁶³² Vgl. hierzu auch Wilfried Barner: *Zwischen Gravitation und Opposition. Philologie in der Epoche der Geistesgeschichte*, in: Christoph König und Eberhard Lämmert (Hg.): *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910 bis 1925*, Frankfurt a.M. 1993, S. 201-232.

⁶³³ Vgl. Dorothea Ruprecht: *Edward Schröder*, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 23, S. 559f., sowie die Beiträge im *Internationalen Germanistenlexikon*, a.a.O.

logische Selbstverständnis folgte in diesem Zeitraum in etwa den folgenden Grundsätzen:

Man beschränkt sich weitestgehend auf die dokumentarische oder urkundliche Kritik und meidet „das hermeneutische Problem philologischer Erkenntnis“, das „zumindest aus dem öffentlichen wissenschaftlichen Diskurs verdrängt“ wird. Eine methodologisch-theoretische Reflexion findet so gut wie gar nicht statt. Die Prämissen und Regeln des eigenen Verfahrens werden nicht expliziert. Sie lassen sich meist allein aus den Arbeiten selbst erschließen, was wiederum entsprechende Spezialkenntnisse voraussetzt. Der Philologe erlernt sein Metier an Mustern.⁶³⁴

Das philologische Ethos war fest mit der Überzeugung verbunden, dass die Methode der historischen Textkritik das probateste Mittel zur Freilegung und Erkenntnis der historischen Realität bildete. Abweichungen vom methodischen Konsens wurde nicht nur als unwissenschaftlich betrachtet, sondern auch moralisch beargwöhnt.⁶³⁵ Die philologische Methode wurde mit höchsten Geltungsansprüchen ausgestattet, deren Einhaltung von der Philologie selbst auf der Grundlage zunehmender Institutionalisierung und Professionalisierung streng überwacht wurde. Von dem Netzwerk ‚Philologie‘ um 1900 mit all seinen sozialisierenden und normierenden Verästelungen zeichnet Dainat ein eindringliches Bild:

Die Philologen errichteten im 19. Jahrhundert ein strenges Wahrheitsregime. Sie betätigten sich – im Sinne Michel Foucaults – als Diskurspolizisten, die über die Einhaltung bestimmter Regeln des Sprechens auf diesem Feld achteten. Sie setzten Standards wissenschaftlicher Argumentation und trugen zur Standardisierung bei. Wer unwissenschaftlich verfuhr, war ihr Gegner. Sie befanden sich in einem beständigen Kampf gegen die Dilettanten, die es zu vertreiben, ja zu exkommunizieren und zu vernichten galt. Es ging dabei um eine Grenzziehung, um eine Innen-Außen-Differenz, um die Ausdifferenzierung der modernen Wissenschaft. In diesem Prozess spielten die Philologen in Deutschland [...] eine zentrale Rolle – als Vorreiter und Modell für die anderen Disziplinen, selbst für die Naturwissenschaften. [...] mit dem Seminarunterricht [schufen] sie eine effektive Sozialisationsinstanz für den eigenen Nachwuchs, bildeten sie mit dem philologischen Ethos der eigenen Professionsmoral aus.⁶³⁶

Edward Schröder, so Dainats Hinweis, kann als exemplarischer Repräsentant der philologischen Sozialisationskultur gelten. Hauptsächlich besteht sein umfangreiches Oeuvre aus Detailbeobachtungen und mikrologischen Einzeluntersuchungen, die er nicht zu größeren Erklärungszusammenhängen zu verbinden vermochte. Die dominante Reflexionstheorie des Systems ‚Philologie‘ lässt sich an Schröders Stellung im Feld gut beobachten und in folgenden Kennwerten zusammenfassen: Genauigkeit, exakte Erschließung des sprachlichen Details, Spezialisierung der Materialkenntnis, eine an die strengen Ansprüche der

⁶³⁴ Dainat: *Ein Fach in der ‚Krise‘*, a.a.O., S. 253, im Text wird zitiert aus Jan-Dirk Müller: *Moritz Haupt und die Anfänge der ‚Zeitschrift für deutsches Altertum‘*, in: *Wissenschaft und Nation*, a.a.O., S. 141-164, S. 147.

⁶³⁵ Vgl. auch den Abschnitt *Antitheoretische Exklusionen*.

⁶³⁶ Ebd., S. 255.

Naturwissenschaften angelehnte Erkenntnisweise des Tatsächlichen. Aufgrund des weitgehend reibungslosen Durchlaufs der philologischen Sozialisations- und Kontrollmaschinerie konnten abweichende Systembeschreibungen aus der Systemumwelt zunächst auf Distanz gehalten werden.

In der noch jungen neueren Abteilung des Fachs, die vergleichsweise spät von der Philologisierung vereinnahmt wurde, geriet die bislang hegemoniale Reflexionstheorie um 1910 unter den Druck alternativer Selbstthematierungen. Die Verschiebungen im Bereich der gesicherten Selbstbeschreibungen wird von Dainat mit dem wissenschaftsgeschichtlich etablierten Begriff des ‚Paradigmenwechsels‘⁶³⁷ belegt. Der Umschwung bildete dabei keinen abrupten Bruch, sondern einen schleichenden Wandel, der bereits vor 1900 einsetzte:

Der ‚Paradigmenwechsel‘ war mit einer Theoretisierung verbunden, die in den 1890er Jahren [sic!] verstärkt einsetzte. In den damit einhergehenden Diskussionen verschob sich das Zentrum des Interesses. Zunächst bemühte man sich um eine Systematisierung philologischer Detailkenntnisse, die schließlich in eine induktive Poetik münden sollte. Dann kam es zu einer Diskussion über die Vergleichende oder Allgemeine Literaturwissenschaft, deren Befürworter gleich zwei nationalphilologische Grundsätze in Frage stellten: zum einen die Ausrichtung am Nationalen, indem sie die Internationalität der Literatur betonen und vergleichende Analysen anmahnen, zum anderen die historische Orientierung, indem sie eine stärkere Ausrichtung an synchronen Untersuchungen forderten. Dabei hielten die Komparatisten um 1900 noch am Modell der exakten Wissenschaften fest, und genau das erleichterte ihre Diskreditierung, als sich das Fach auf ein dezidiert geisteswissenschaftliches Selbstverständnis umstellte.⁶³⁸

Die alternative Reflexionstheorie sieht Dainat durch Rudolf Unger (1876-1942)⁶³⁹ exemplarisch vertreten. Der Literaturwissenschaftler steht für eine Unterscheidung innerhalb des philologischen Wissens, welche die bestehenden Kräftelinien verschiebt. Er repräsentiert die Differenzierung zwischen den alten, auf Exaktheit ausgerichteten und den modernen, problemorientierten Erkenntnisweisen.⁶⁴⁰ Gegen die philologische Methode tritt eine u.a. an Wilhelm Dilthey geschulte Verfahrensweise,⁶⁴¹ die an der Erhellung komplexer Problemzusammenhänge und -geschichten interessiert ist. Das philologische Modell wird als ‚positivistisch‘⁶⁴² deklariert, das neue als sinnorientiert aufgewertet. Statt der Detailbe-

⁶³⁷ Vgl. hierzu den Exkurs zur Wissenschaftsforschung in der vorliegenden Arbeit.

⁶³⁸ Ebd., S. 257f.

⁶³⁹ Vgl. *DBE*, Bd. 10, S. 155, sowie den Eintrag im *Internationalen Germanistenlexikon*, a.a.O.

⁶⁴⁰ Vgl. Klaus Weimar: *Das Muster geistesgeschichtlicher Darstellung. Rudolf Ungers Einleitung zu „Hamann und die Aufklärung“*, in: *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, a.a.O., S. 92-106.

⁶⁴¹ Vgl. Ulrich Herrmann: *Materialien und Bemerkungen über die Konzeption und die Kategorien der ‚Geistesgeschichte‘ bei Wilhelm Dilthey*, in: *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, a.a.O., S. 46-48.

⁶⁴² Fest mit dem Begriff des Positivismus verbunden ist Wilhelm Scherer, dem seitens der Geistesgeschichte Historismus und Relativismus vorgeworfen wurde. Vgl. zu dieser problematischen Konstruktion des positivistischen Feindbildes Hans-Martin Kruckis: *Positivismus/Biographismus*, in: *Methodengeschichte der Germanistik*, a.a.O., S. 573-597, bes. S. 574f. Kruckis verzeichnet die wichtigen

obachtung soll nunmehr die „Synthese“ das literaturwissenschaftliche Geschäft bestimmen. Das Verhältnis der beiden Reflexionstheorien sollte sich im Weiteren aber nicht vollkommen dichotomisieren. Der philologische Befund diene nach wie vor als Regulativ der Synthese. Die philologische Methode als Grundlegung des Fachs hatte ihre unhinterfragbare Autorität jedoch eingebüßt. Ungers Aufwertung der Philosophie als Referenzpunkt der Literaturwissenschaft sowie die Umstellung des fachlichen Fokus auf die Problemorientierung strukturierte die Relationen zwischen der Literaturwissenschaft und den benachbarten Disziplinen neu.

„Probleme“ waren nach der Neuperspektivierung nicht mehr einfach gegeben, sondern mussten als solche allererst konstituiert werden. Problembegründung und Theoretisierung wurden damit in bislang nicht erreichtem Ausmaß relevant. Indem sich die Reflexionsweisen, die fachgeschichtlich unter dem Begriff ‚Geistesgeschichte‘⁶⁴³ mehr oder weniger glücklich zusammengefasst werden, von der philologischen Methode mehr und mehr entkoppelten, ging gleichsam der Richtungssinn verloren, der die geistesgeschichtliche Ausarbeitung der Problemstellung angesichts der steigenden Vielfalt und Komplexität der Themen selektierend hätte begleiten können. Nach einer Phase der Koexistenz ‚philologischer‘ und ‚geistesgeschichtlicher‘ Reflexionstheorien etablierte sich erneut eine Dominanzsituation. Diesmal war es das geistesgeschichtliche Paradigma als Form der Theorieorientierung, das eine zeitlang hegemonialen Status erlangte. Lange sollte sich das theoretische Primat auf dieser Position jedoch nicht halten. Der geistesgeschichtliche Impuls zersplitterte in eine Vielzahl ‚theoretischer‘ Problemformulierungen. Was darauf folgte, war die neuerliche Irritation der Systemidentität. Diesmal stammen die irritierenden Beschreibungen nicht aus der Systemumwelt, sondern werden im System selbst angefertigt und an die Adresse der hegemonialen Reflexionstheorie gerichtet.

Die Vielfalt konkurrierender Fragstellungen und Zusammenhangsdarstellungen wird nur für kurze Zeit als Befreiung von einer einengenden Vorherrschaft erfahren. Schon bald zeigt sich, dass die von vielen geteilte Hoffnung sich nicht erfüllt, nach der die Methode – wie zuvor die Detailkenntnisse – sich wie bei einem Mosaik zu einem Ganzen zusammenfügen. Es gelingt eben nicht, „alle Teilmethoden oder Methodenteile zu verschmelzen zu einer höheren organischen Einheit, zu einer allgemeinen Literaturwissenschaft, die nicht in Sekten auseinanderfällt.“ Das Fach droht sich in eine Reihe von ‚Methoden‘ oder Forschungsprogramme aufzulösen. Es leidet an einem Mangel an Einheit – und damit an Objektivität – oder umgekehrt: an einem Überschuss an Subjektivität.⁶⁴⁴

fachgeschichtlichen Beiträge zum Phantombegriff der ‚positivistischen Literaturwissenschaft‘, die hier nicht eigens angeführt werden sollen.

⁶⁴³ Vgl. den einschlägigen Beitrag von Rainer Rosenberg: *Methodenpluralismus unter der Dominanz der Geistesgeschichte*, in: ders.: *Zehn Kapitel zur Geschichte der Germanistik*, Berlin 1981, S. 226-254; Nina Hahne: *Geistesgeschichte (Ideen-, Problem-, Form-, Stilgeschichte)*, in: *Methodengeschichte der Germanistik*, a.a.O., S. 195-225, mit Hinweisen auf die einschlägige Forschung.

⁶⁴⁴ Dainat: *Ein Fach in der Krise*, a.a.O., S. 262; im Text wird zitiert Harry Maync: *Die Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft*, Rektoratsrede, gehalten am 13. November 1926, dem 92. Stiftungsfeste der Universität Bern, Bern 1927, S. 30.

Das Szenario der wechselnden Reflexionstheorien, das für den Zeitraum ab 1900 entworfen wurde, darf nicht missverstanden werden als lineare Abfolge jeweils absoluter Präsenzphasen nur einer ‚Fachrealität‘. Vielmehr handelt es sich um eine „Kompromissbildung“.⁶⁴⁵ Gestützt wird die Ausbildung von Kontinuitätslinien zum vormals tonangebenden philologischen Programm in mindestens fünffacher Hinsicht: (1) Die Literaturwissenschaft versteht sich auch nach dem Paradigmenwechsel als historische Wissenschaft unter dem Dach eines mächtigen (2) Nationenkonzepts, das an den Ergebnissen der Forschungsarbeiten ablesbar bleibt. Die Bezeichnung ‚Geistesgeschichte‘ (3) lässt erkennen, dass kein offensiver Bruch mit der Ideenlehre des Historismus herbeigeführt werden soll. Und auch wenn die geistesgeschichtliche Literaturwissenschaft Texte und Autoren abseits des Höhenkamms entdeckt und bearbeitet, bleiben die großen Gestalten der deutschen Literatur (4) weiterhin tonangebend. Letztlich vollzieht die Literaturwissenschaft (5) einen Anschluss am Ethikangebot der Philologie,⁶⁴⁶ das sie in der Ausrichtung zwar modifiziert, für die Vertreter des Fachs jedoch gleichermaßen verbindlich setzt.

Betrachtet man das Verhältnis von geistesgeschichtlicher Problem- bzw. Theorieorientierung und philologischer Gegenstandsfixierung, dann fällt auf, dass sich die Kontroversen, die um 1900 zu beobachten sind, von denen, die ab 1950 folgten, in Anlage und Argumentation kaum unterscheiden. Der Zusammenhang lässt sich noch weiter ausführen, wenn man die Art und Weise, in der die Debatten während der Frühphase der Literaturwissenschaft wahrgenommen wurden, berücksichtigt. Schon zu dem damaligen Zeitpunkt wurden die Beobachtungen der Kontroverse zu einem Krisenmodell ausgebaut. Von dort ausgehend kann die Kontinuität des Konkurrenzverhältnisses der zwei Reflexionstheorien bis ins 21. Jahrhundert verfolgt werden. Für die Phase um 1900 lassen sich zwei Krisentypen unterscheiden, wobei „[...] die Bewältigung der ersten die zweite [auslöst].“⁶⁴⁷ Die erste Form besteht in der so genannten ‚Leistungskrise‘. Leistung⁶⁴⁸ soll hier aus einer systemtheoretischen Perspektive als der Praxiseffekt verstanden werden, der von anderen sozialen Teilsystemen nachgefragt und abgefordert wird. Im System selbst werden die Nachfragen als Fremdbeschreibungen aus der Systemumwelt registriert. Auf die oben analysierten Krisenkonstellationen appliziert, wäre es das jeweils problematische Verhältnis zur kulturellen Öffentlichkeit, das die Symptome einer Leistungskrise hervortreten lässt. „Diagnostisch tätig sind häufig Journalisten, der Ort der Krisendiagnose ist zumeist das Feuilleton, den wiederum auch die Fachvertreter nutzen, [...] um sich mit diesen Vorwürfen auseinanderzusetzen, d.h. sie als überzogen zurückzuweisen.“⁶⁴⁹ Eine solche Leistungs-

⁶⁴⁵ Ebd., S. 263.

⁶⁴⁶ Vgl. hierzu Rainer Kolk: *Wahrheit-Methode-Charakter. Zur wissenschaftlichen Ethik der Germanistik im 19. Jahrhundert*, in: *IASL* 14.1 (1989), S. 50-73; außerdem: Oliver Jahraus: *Die Ethik der Literaturwissenschaft*, in: ders.: *Literatur als Medium*, a.a.O., S. 627-631.

⁶⁴⁷ Dainat: *Ein Fach in der Krise*, a.a.O., S. 263.

⁶⁴⁸ Vgl. hierzu auch Fohrmann: *Organisation, Wissen, Leistung*, a.a.O.

⁶⁴⁹ Dainat: *Ein Fach in der Krise*, a.a.O., S. 263.

krise könnte demnach z.B. in der Phase um 1910, in der unmittelbaren Nachkriegszeit oder auch innerhalb des Zeitraums um 1970 konstatiert werden. Ist die Leistungskrise überwunden, entspricht also der ‚Output‘ der in den Fremdbeschreibungen artikulierten Nachfrage der sozialen Teilsysteme, schließt zumeist die zweite Form der Krise an, die man als ‚Einheitskrise‘ bezeichnen könnte. Diese Krise führt über eine Pluralisierung der Methoden und Theorien des Umgangs mit bzw. des Zugriffs auf literarische Texte zur Irritation und Bedrohung der disziplinären Geschlossenheit, zur schwerwiegenden Verunsicherung des fachlichen Selbstverständnisses bzw. zu einem epistemologischen Bruch. Problematisch erschien die Einheit des Fachs etwa dann, als die geistesgeschichtliche Problem- und Ideenorientierung von der selbst gestifteten Pluralität überholt wurde und die Selektionskriterien zur Kontrolle der Fragestellungen abhanden kamen. Wie Klaus-Michael Bogdal nachgewiesen hat – und die Analyse der literaturwissenschaftlichen Selbstbeschreibungen kann diesen Befund bestätigen – bildete sich in den späten siebziger und achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts eine ganz ähnliche Konstellation aus.⁶⁵⁰ Auch in diesem Fall beteiligten sich Vertreter der kulturellen Öffentlichkeit am krisendiagnostischen Geschäft. Irritierender fielen aber die alternativen Selbstbeschreibungen aus, die im System selbst produziert wurden. Die Wissenschaftler, die vor dem letzten Umbau des reflexionstheoretischen Dominanzverhältnisses die Position der ‚Einheit‘ vertraten, erlangten nun erneut Deutungsmacht. In den analysierten Texten wird angesichts der Pluralisierung häufig der Wunsch nach „Einheitlichkeit und Übersichtlichkeit“, nach „Normalität der Paradigmen, nach geordneten Verhältnissen, nach einer Hierarchie der Werte, nach Gemeinschaft“ geäußert, ohne dass diese „[...] erwünschten Zustände immer offen gelegt oder auf ihre Realitätsgenauigkeit getestet werden [...]“.⁶⁵¹

Ob es sich aufgrund der regelmäßig auftretenden Konkurrenzkonstellationen der Reflexionstheorien tatsächlich um ‚Krisen‘ handelt, lässt sich vor dem Hintergrund der bisher erbrachten Klärungen bezweifeln. Als Schema der Beobachtung liefert die ‚Krise‘ Befunde, die sich besser als Momente der Selbststeuerung beschreiben lassen. Eine Disziplin wie die Literaturwissenschaft ist auf diese Selbststeuerung angewiesen, um ihre Leistungsangebote auf die Leistungsforderungen der Systemumwelt abzustimmen. Seit ihrer akademischen Institutionalisierung ist die germanistische Literaturwissenschaft als Bildungsfach fest an die Leistungserwartungen der angrenzenden Teilsysteme gebunden. Theorieorientierung bedeutet demnach ein gesteigertes Engagement in der Vermittlung der spezialisierten Sachfragen mit Problemen, die sich an die Leistungsforderungen der Systemumwelt anschließen lassen. Der Wunsch nach Rephilologisierung kann deswegen auch ein Zeichen dafür sein, die Pluralisierung zu verlangsamen, um eine Sichtung der Veränderungen vornehmen zu können. Dass solche Ruhephasen notwendig sind, betont auch Rudolf Unger. Räumt sich ein Fach diese Pausen nicht ein, ist die Problemorientierung nur ein „uner-

⁶⁵⁰ Vgl. Klaus-Michael Bogdal: *Von der Methode zur Theorie. Zum Stand der Dinge in den Literaturwissenschaften*, in: *Neue Literaturtheorie*, a.a.O., S. 10-31, hier S. 22.

⁶⁵¹ Ebd. S. 21.

quickliche[r] Übergangszustand, der dem Ansehen unsrer Wissenschaft in den Augen der Vertreter anderer Disziplinen wie weiter Kreise der Gebildeten erheblichen Eintrag tut“.⁶⁵² Vor diesem Hintergrund deutet die Kontinuität des Krisendiskurses in der Literaturwissenschaft darauf hin, dass es sich mittlerweile eher um eine ‚Einheitsformel‘ für disziplinäre Kommunikation⁶⁵³ handelt als um eine angemessene Situationsdiagnose. Trotzdem hält sich die ‚Krise‘ als Selbstbeschreibungsvariante hartnäckig. Dies auch gerade dann, wenn es um die Statusbestimmung des ‚Theoretischen‘ in der Literaturwissenschaft geht. Das Gefährdungspotential der Theorie für eine vermeintliche philologische Einheit lässt sich im Modell der Krise freilich am besten inszenieren. Dass aber zumindest die als Normalität gesetzte ‚Einheit‘ des Fachs eine prekäre Angelegenheit ist und die Tragweite der auf ihrer Voraussetzung basierenden Bewertungen des Phänomens ‚Theorie‘ kritisch zu prüfen ist, lässt sich sowohl aus Dainats Argumentation wie auch aus weiteren einschlägigen Untersuchungen ableiten.⁶⁵⁴

7.7 Prekäre Einheit?

Eine Beurteilung der ‚Theorie‘ als Element der literaturwissenschaftlichen Fachkultur anhand eines Krisenmodells ist, wie vorgeführt werden konnte, zumindest problematisch. Gleichzeitig liefert die Konstruktion des Modells aber einen Ansatzpunkt, um die Voraussetzungen des Einheitskonzepts des literaturwissenschaftlichen Systems genauer zu prüfen. Wenn der Zielpunkt der urgeschichtlichen Referenzierung bezeichnet werden soll, scheint man hier an der richtigen Adresse bzw. am neuralgischen Punkt angelangt zu sein. Zur Logik des Krisenmodells gehört die Tendenz zur Selbstaufklärung über die jeweilige Situation. Als Fundus für die Selbstsituierung dienen die Dokumente der Fachvergangenheit. Seit der universitären Etablierung der Literaturwissenschaft wird die Einheit des Fachs aus dem einvernehmlichen Konsens über die Grundsätze der disziplinierten Redeweisen über Literatur- und Sprachdenkmäler abgeleitet: „Der Rekurs auf die Vergangenheit des eigenen Fachs scheint so bereits für nicht wenige Autoren des 19. Jahrhunderts der verbindliche Stil der Selbstreflexion [...]“.⁶⁵⁵ Die Gründungsphase der akademischen Literatur- und Sprachbetrachtung ist von der Wissenschaftsgeschichte mit großem Engagement erforscht worden. Die mittlerweile klassischen Untersuchungen von Klaus Weimar oder Jürgen Fohrmann konzentrieren sich auf diese Periode des disziplinierten Umgangs mit Litera-

⁶⁵² Rudolf Unger: *Vom Werden und Wesen der neueren deutschen Literaturwissenschaft*, hier zitiert nach Dainat: *Ein Fach in der Krise*, a.a.O., S. 272.

⁶⁵³ Vgl. Nikolaus Wegmann: *Philologische Selbstreflexion. Die Frage nach der disziplinären Einheit*, in: *Wissenschaft und Nation*, a.a.O., S. 113-126, hier S. 125.

⁶⁵⁴ Vgl. ebd. S. 113; für die Frühphase der Literaturwissenschaft vgl. Klaus Weimar: *Die Begründung der Literaturwissenschaft*, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, a.a.O., S. 129-135; Hans-Harald Müller und Tom Kindt: *Die Einheit der Philologie*, in: *Grenzen der Germanistik*, a.a.O., S. 22-45; für die Zeit nach 1960 vgl. u.a. Klaus-Michael Bogdal: *EIN(FACH)? Komplexität, Wissen, Fortschritt und die Grenzen der Germanistik*, in: *Grenzen der Germanistik*, a.a.O., S. 104-128.

⁶⁵⁵ Wegmann: *Philologische Selbstreflexion*, a.a.O., S. 114.

tur.⁶⁵⁶ Es ist sicherlich nicht übertrieben, wenn man das Projekt ‚Wissenschaftsgeschichte der Germanistik‘ vor allem zwischen ca. 1980 und 2000 zuerst mit der Erforschung des fachlichen Ursprungs identifiziert.⁶⁵⁷ Aber ganz gleich, wo der historische Blick den ‚Ursprung‘ des Fachs auch zu setzen beabsichtigt, stets ist die Datierung umstritten. Wichtiger noch: Eine vermeintliche Einheit der Disziplin als Bündelung von philologischer Methode, verbindlicher Gegenstandsbegrenzung und allumfassendem Ethos ist faktisch nicht auszumachen. Wenige Schlaglichter auf die einschlägige Forschung genügen, um die prekäre Dimension einer philologischen, literaturgeschichtlichen oder literaturwissenschaftlichen ‚Urgeschichte‘ zu verdeutlichen.

Ulrich Hungers Fazit zu den disziplinären und methodischen Konturen der Germanistik in ihrer Frühphase fällt disparat aus:

Vergebens sucht man zu Beginn des 19. Jahrhunderts, dem allgemein vermuteten Startpunkt der Germanistik, nach klar abgegrenzten Begriffen von Anfang und Einheit des Fachs; Gründungsurkunden oder allseits anerkannte Schöpfungsheroen sind ebenfalls nicht zweifelsfrei auszumachen. Zugleich lässt sich die Frage nach einem Paradigmenwechsel in der Behandlung deutscher Texte angesichts starker philologischer Kontinuitäten bis zur Antike kaum positiv beantworten.⁶⁵⁸

In einem anderen Zusammenhang stellt Hunger die Unübersichtlichkeit der Gründungsphase, die in den Referenzierung von Assoziationen des Geschlossenen und Verbindlichen überdeckt werden, noch deutlicher heraus und lässt somit keinerlei Zweifel daran, dass es sich bei der Germanistik um 1800 „um ein schwer zu durchschauendes Wirrwarr von Aktivitäten handelte“ und nicht etwa um eine Gesamtmenge geteilter Überzeugungen.

Statt eines homogenen Wissenschaftsprogramms einer Gründergeneration, das auch nur annähernd über die jeweiligen Vorgaben, Ziele und Methoden der Forschung Rechenschaft abgelegt hätte, gab es unterschiedliche, kaum reflektierte Annäherungsversuche an altdeutsche Texte, bei denen sich mindestens fünf verschiedene Grundhaltungen feststellen lassen. Nebeneinander existierten das vorwiegend poetische Interesse der romantischen Literaten, der umfassende kulturgeschichtliche Anspruch der germanistischen Altertumsforscher, das Bildungsprogramm derjenigen, die an der geistigen Erneuerung der deutschen Nation arbeiteten, und das historisch-textkritische Konzept der Philologen.⁶⁵⁹

⁶⁵⁶ Weimar: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, a.a.O.; Fohrmann: *Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte*, a.a.O.

⁶⁵⁷ Vgl. hierzu nochmals Hempel-Küters Einschätzung: „Die großen Untersuchungen von Klaus Weimar (1989) und Jürgen Fohrmann (1988) scheinen mir als Endpunkt eines erneuten ‚Paradigmenwechsels‘ – hin zu den Anfängen des Fachs und seiner wahren Kerne – typisch zu sein: beide widmen sich mit großer Faktenfülle und mit wissenschaftshistorisch ausgerichteten Interessen grundlegenden Belangen des Faches: Weimar der Institutionalisierung des Fachs, Fohrmann den Prinzipien der Wissenstradierung und der Kanonbildung.“ [Hempel-Küter: *Germanistik zwischen 1925 und 1955*, a.a.O., S. 9]

⁶⁵⁸ Ulrich Hunger: *Die altdeutsche Literatur und das Verlangen nach Wissenschaft: Schöpfungsakt und Fortschrittsglaube in der Frühgermanistik*, in: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik*, a.a.O., S. 236-263.

⁶⁵⁹ Ulrich Hunger: *Altdeutsche Studien als Sammeltätigkeit*, in: *Wissenschaft und Nation*, a.a.O., S. 89-97, hier S. 89.

Von methodischen Gewissheiten und disziplinärer Geschlossenheit kann hier nur schwerlich die Rede sein. Einen Eindruck von den Schwierigkeiten, „den Ursprung deutscher Literaturwissenschaft zu bestimmen“ vermittelt auch Ulrich Wyss. Die Durchmusterung verschiedener Erklärungsmodelle, denen als Voraussetzung ein irgendwie monologischer Ursprung dient, fördert keine überzeugenden Szenarien zutage. Sowohl der Bezug auf eine philologische Tradition der kommentierenden Textkritik als auch die Verortung des Beginns im Umfeld der romantischen Literaturgeschichtsschreibung oder idealistischen Philosophie bleiben als Begründung eines disziplinären Ursprungs defizitär:

Die erste Position geht davon aus, dass es Literaturwissenschaft im Grunde immer gegeben habe, weil immer Literatur über Literatur geschrieben wurde. Deren modern-disziplinäre Form nachträglich abzusondern, erscheint vergeblich, weil es willkürliche Klassifikationen erforderlich macht: wo endet die Literaturkritik und beginnt die eigentliche Literaturwissenschaft? [...] Die zweite Position verklammert die Literaturwissenschaft mit dem Prozess der Literaturgeschichte selber, wenn sie die neue Disziplin als Kompensation für das Erlahmen der poetischen Produktivität interpretiert. Die dritte Position schließlich führt das Neue auf ein Älteres zurück in einem genealogischen Rekurs, der zwar erklärt, wo es herkommt, nicht aber, warum es gekommen ist.⁶⁶⁰

Die angeführten Erklärungsversuche verfehlen ihr Ziel, so Wyss weiter, vor allem deshalb, weil sie statt auf die Markierung einer den Anfang plausibilisierenden Diskontinuität auf die Begründung von Kontinuitäten abzielen: „Das Perennieren philologischer Arbeit, die Dialektik der Kunstperiode und ihres Endes, aber auch auf die Solidarität, welche die historischen Wissenschaften mit ihren philosophischen Wegbereitern verbindet.“⁶⁶¹ Wesentlich sinnvoller ist es, so Wyss' Vorschlag, von einem ‚doppelten Ursprung‘ der Literaturwissenschaft auszugehen. Dann aber lässt sich die Einheit des Fachs nicht mehr als kollektiv beglaubigtes Einverständnis zur exakten philologischen Methode als die probate Form des Umgangs mit Literatur denken. Gegenstand und ‚Theorie‘ sind vielmehr immer schon zusammengeschlossen.

In dieser Dopplung wird sinnfällig, was hier gezeigt werden soll: dass die als Disziplin sich institutionalisierende Literaturwissenschaft zwar ihre eigenen Methoden und Forschungsstrategien hervorbringt, nichtsdestoweniger aber an einem in der ästhetischen Theorie und der poetischen Praxis des Klassizismus virulenten Problem sich abarbeitet: der Notwendigkeit, zugleich die poetischen Fascinosas aus versunkenen Welten in die Gegenwart heraufzuholen und den historischen Prozess zu konstruieren, der die Gegenwart vom Vergangenen trennt wie er beides verbindet. Über Literatur reden, das ist, spätestens seit der Querelle des *anciens et des modernes*, immer zweierlei: Heraufbeschwören und Distanzieren, Genießen und Reflektieren, Lesen und Darüberlesen. Beides ist nach 1800 in der für die Wissenschaftsgeschichte prähisto-

⁶⁶⁰ Ulrich Wyss: *Der doppelte Ursprung der Literaturwissenschaft nach 1800*, in: *Wissenschaft und Nation*, a.a.O., S. 73-88, hier S. 74.

⁶⁶¹ Ebd., S. 75.

rischen, vorweltlichen Gestalt der Poesie anzutreffen, verdoppelt sich dann aber in den Texten, die konkrete Strategien wissenschaftlicher Forschung entwerfen.⁶⁶²

Als letztes Beispiel für die fachgeschichtliche Problematisierung soll Hans-Harald Müllers und Tom Kindts Untersuchung zur ‚Einheit der Philologie‘ angeführt werden. Auch sie können nachweisen, dass die Idee einer ursprünglichen Einheit des Fachs einer kritischen Prüfung nicht standhält:

Als Ergebnis [...] ist festzuhalten: die Einheit der Philologie liegt weder in ihrem Gegenstand noch in der wissenschaftlichen Systematik der diesem Gegenstand gewidmeten Disziplin, sie liegt nicht in der oder den im Fach verwendeten Methoden, und sie ist schließlich nicht durch Integration in einen umfassenden Wissenschaftsverbund zu erreichen. Ferner scheinen unsere Fallstudien-Skizzen zu zeigen, dass die Fachsystematik der deutschen Philologie seit ihrer Gründung in nahezu kontinuierlicher Bewegung war und dass sie sich, wie vor allem das Beispiel der Deutschkunde zeigte, bei entsprechendem weltanschaulichen oder politischen Druck auch gegenüber gänzlich unwissenschaftlichen Reformforderungen als gefügig erwies.⁶⁶³

Aus den Ergebnissen ihrer Studie ziehen Müller und Kindt zwar nicht den Schluss, dass die Rede von der Einheit der Philologie „völlig sinnlos ist“. Sie verdeutlichen aber, dass sich aus der Formel „kein topographisches Konzept ableiten [lässt], dem definitive Grenzen der Philologie eingezeichnet, Ein- oder Ausschlüsse von Gegenstandsbestimmungen, Theorien und Methoden umstandslos abzulesen sind.“ Sinnvoll erscheint die Formulierung nur dann in das kritische Selbstverständnis der Literaturwissenschaft integrierbar, wenn sie dabei hilft, „die Beziehungen zu klären, die solche Bestimmungen zu den Zielvorstellungen der Einheit der Philologie besitzt“. Genau damit wäre dann aber der Moment bezeichnet, in dem die Formel der ‚Einheit‘ ihre toposhafte Macht verliert und die legitimierende Evidenz einer urgeschichtlichen Geschlossenheit des Fachs sich auflösen beginnt. Denn, so Müller und Kindt, „die Geschichte der Philologie zeigt, dass die Zielvorstellungen in den verschiedensten Systematiken und Konfigurationen des Fachs verfolgt wurden und dass die künftigen Konfigurationen der Disziplin sich nicht antizipieren lassen. Die Einheit der Philologie kann möglicherweise ebenso im Rahmen einer Medienkulturwissenschaft verwirklicht werden wie sie nicht an das Konzept der Nationalphilologie gebunden ist“.⁶⁶⁴

Die Ergebnisse der fachgeschichtlichen Studien verdeutlichen, dass sich das zugunsten des philologischen Moments ausfallende Verhältnis der konkurrierenden Reflexionstheorien zu einem Teil auf einer wissenschaftshistoriographisch nicht verifizierbaren Einheit des Fachs gründet. Trotzdem ist diese Seite der Unterscheidung, auf der die vermeintliche Einheit der Literaturwissenschaft situiert ist, außerordentlich wirkungsmächtig und bis in

⁶⁶² Ebd.

⁶⁶³ Hans-Harald Müller und Tom Kindt: *Die Einheit der Philologie*, in: *Grenzen der Germanistik*, a.a.O., S. 40.

⁶⁶⁴ Ebd., S. 43.

die gegenwärtige Situation hinein auch durch Interdisziplinierung und Internationalisierung nicht aufzulösen. Die Einheit der Literaturwissenschaft verweist nicht mehr als Referenz auf eine Phase der philologischen Geschlossenheit, sondern tritt als ein kollektiv Imaginäres hervor, das im Moment der Referenzierung jeweils als Konstruktion aktualisiert und stabilisiert wird. Ulrich Wyss sieht die Frage nach dem Ursprung der Disziplin deshalb auch als die „Chance des Mythos“. Wissenschaftsgeschichte als Mythologie zu betreiben und nicht als „Archäolog[ie] der Diskurse“⁶⁶⁵ ist ein Projekt, das die Referenzierung eines Ursprungs in den Selbstbegründungen des Fachs nicht länger als prekäre Wahrheit hinterfragt, sondern als kommunikative Formel und Strukturelement der Fachkultur ernst nimmt. Damit ist der Moment des notwendigen Ineinandergreifens von Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsforschung bezeichnet.

7.8 Prekäre Krisenrhetorik?

Das Abschreiten exemplarischer Krisenschauplätze der germanistischen Fachgeschichte seit 1945 unter Berücksichtigung der disziplinären Selbstbeschreibungen wie auch der externen Problemkonstellationen liefert exemplarisches Belegmaterial für die oben formulierte These. Die Akteure des Fachs bearbeiten die Irritationen, der die Disziplin aufgrund der Kollision von intern eingespielten Handlungsroutrinen und Reflexionstheorien mit in Fremdbeschreibungen artikulierten gesamtgesellschaftlichen Erwartungshaltungen ausgesetzt ist, durch den Rekurs auf die Instanzen der „Problemstellungskontrolle“. Wenn die externen Erwartungen auf eine gesellschaftsrelevante Handlungsorientierung literaturwissenschaftlichen Wissens drängen, wie dies beispielsweise in den frühen 1970er Jahren der Fall war, reagiert das Fach mit einer Modifikation der Problemstellungskontrollen. In die kognitiven Komplexe werden Wissenszusammenhänge eingespeist, die die gegenstandsbezogenen Selektionskriterien verschieben, so dass zum Beispiel von kanonischen Texten abgesehen werden kann und der Fokus auf trivialliterarische Texte bzw. andere Medienformate gelenkt wird. Gleichzeitig erweitert sich durch die Umorientierung der theoretischen Basis das operative Vokabular, das die Mechanismen der Problemstellungskontrolle generieren und auf deren Grundlage leitende Forschungsfragen profiliert werden.

In der wissenschaftsgeschichtlichen Reflexion spricht man für den Zeitraum der siebziger Jahre in der Bundesrepublik in diesem Zusammenhang vom Prozess der „Kanon- und Theorieverwerfung“.⁶⁶⁶ In der Zeit unmittelbar nach 1945 lässt sich dieser Prozess unter umgekehrten Vorzeichen beobachten. Nach der gesellschaftlich-ideologischen Vereinnahmung der Literaturwissenschaft versprach man sich gerade durch die Entkopplung der Forschungsarbeit und Lehre von externen Bezügen den größten Ertrag für die Bewältigung gesellschaftlicher Problemlagen und Bedürfnisse. An den so genannten ‚Scharnierbe-

⁶⁶⁵ Wyss: *Der doppelte Ursprung der Literaturwissenschaft*, a.a.O., S. 75.

⁶⁶⁶ Vgl. Silvio Vietta: *Kanon- und Theorieverwerfung in der Germanistik der 70er Jahre*, in: *Germanistik der siebziger Jahre*, a.a.O., S. 9-59.

griffen‘, wie sie unter anderem das Siegener Forschungsprojekt zu den *Semantischen Umbauten* in der Literaturwissenschaft herausgearbeitet hat, werden diese Bezugnahmen zwischen internen und externen Faktoren jeweils sichtbar.⁶⁶⁷ Die Irritationen des Fachs durch veränderte gesellschaftliche Erwartungshaltungen werden also durch die Aktivierung und den Rückgriff auf die Problemstellungskontrollen – „[die] so genannten ‚Ansätzen‘ oder ‚Positionen‘ als eine Mixtur aus ‚Methode‘, ‚Konzept‘, ‚Theorie‘ und ‚Ideologie‘“ – bearbeitet und in neue Handlungsroutinen umgesetzt. Aber auch im komplementären Krisenszenario, der ‚zweiten‘ oder ‚inneren‘ Krise, wie Holger Dainat sie bezeichnet, spielen die Problemstellungskontrollen eine wichtige Rolle. Hier wird die Vielfalt der Möglichkeiten, Gegenstände zu bearbeiten, aber auch zu konstituieren, als Gefährdung für die disziplinäre Geschlossenheit wahrgenommen. Von der ‚Einheit des Fachs‘ versprechen sich die Akteure wiederum Richtungsentscheidungen, die eine normative Differenzierung in der Überfülle des Wissens ermöglichen. Die Faktizität einer philologischen Einheit wird jedoch von den fachgeschichtlichen Befunden konterkariert.

Die vermeintliche Geschlossenheit des Fachs, eine philologische Urszene, in der eine Idee von materialer Gegenständlichkeit und substantieller, theoriefreier Erkenntnis verschmelzen, lässt sich wissenschaftsgeschichtlich nicht verifizieren. Eine Bewertung der Theorie, verstanden als die Gesamtheit reflexiver, die Gegenstände des Fachs explizit transzendierender Praktiken, die sich mittels einer Referenz auf die Urgeschichte der Literaturwissenschaft legitimiert, muss prekär bleiben. Die ‚Urgeschichte‘ ist das Produkt einer Konstruktionsleistung, das sich strukturell im Fachhabitus verankert hat und eine der zentralen Reflexionstheorien der Disziplin bestimmt. Theorie bedeutet gleichsam Pluralität. Die wird schnell zum Problem, wenn ein Fach genötigt ist, auf Leistungsanforderung konkret und effizient zu reagieren.

Wenn nicht mehr die Legitimität des Wissens zur Debatte steht, sondern die Vielfalt und Fülle zum Problem wird, fehlen die Kriterien, um Wesentliches und Unwesentliches, Wichtiges und Unwichtiges voneinander zu unterscheiden. Diese Kriterien aber werden in Zeiten, in denen die deutschen Universitäten immer massiver vom Erfolg drittmittelfinanzierter Forschung abhängen, zunehmend relevanter. Es bleibt zu fragen, wie angesichts dieser Faktoren auf der Innenseite des Fachs operiert wird, um die Reflexionstheorie, in der die prekäre Einheit des Fachs semantisch aufgehoben ist, aufrecht zu erhalten und ihr den Vorrang vor anderen Selbstbeschreibungen zu sichern.

⁶⁶⁷ Vgl. hierzu: *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945*, a.a.O. Siehe außerdem die an das Konzept der semantischen Umbauten anschließenden Studien von Kaiser: *Grenzverwirrungen. Literaturwissenschaft im Nationalsozialismus*, a.a.O.; sowie Jens Saadhoff, *Germanistik in der DDR*, a.a.O.

8 ‚GEGENWARTSWIRKLICHKEITEN‘

8.1 Annäherung XI

Die Ergebnisse der fachgeschichtlichen Rekonstruktion lassen sich bis zur gegenwärtigen Situation verlängern. Die Forderung nach markanten Profilen und Schwerpunktsetzungen, die nach der kulturwissenschaftlichen Expansion der Literaturwissenschaft seitens der staatlichen Geldgeber unter dem Schlagwort ‚Exzellenz‘ deutlicher als je zuvor artikuliert wird, schlägt sich in den disziplinären Selbstbeschreibungen entweder als Resignation der Forschenden oder in Form einer hypertrophierenden Antragsprosa nieder, der kein Thema zu abwegig erscheint. Vieles spricht somit dafür, dass sich die Literaturwissenschaft momentan – wenn man am Krisenmodell festhalten sollte – in einer Mischphase von innerer und äußerer Krise befindet. Die äußere Krise ergibt sich vor allem aus den Kontroversen um die Einführung und Umsetzung des Bologna-Prozesses, auf den die Literaturwissenschaft und andere Fächer unter anderem mit einer Erweiterung der Problemstellungskontrolle um den didaktischen Begriff der ‚Kompetenz‘ reagiert haben.⁶⁶⁸ Diese äußere Krise unterscheidet sich von den oben besprochenen historischen Krisensituationen dadurch, dass sich die gesellschaftlichen Erwartungshaltungen nahezu vollständig im Feld der europäischen Bildungspolitik generieren. Es geht nicht länger um die Rückgewinnung von Werten oder die Reformulierung einer überformten Wertewissenschaft im szientifizierten Zeitalter, sondern darum, den Anschluss an die europäischen Bildungsstandards nicht zu verpassen. Das ist wichtig und zwingend. Von den Plänen der Bildungsreform jedoch ist in den Universitäten nicht selten nur ein Zerrbild angekommen, das durch einen massiven Bürokratisierungsschub die viel beschworenen Ressourcen eher unproduktiv bindet als freisetzt.

Von der inneren Krise der Literaturwissenschaft zeichnet Nikolaus Wegmann folgendes Bild: „Der Forschungsimperativ, die wachsende Internationalisierung oder eine immer neue Kombinationen suchende Interdisziplinarität setzen als strukturelle Eigenschaften der Wissenschaft eine Produktion wissenschaftlichen Wissens frei, die jede Rückversicherung in festen Ordnungen fraglich macht.“⁶⁶⁹ Wegmann beruft sich im Weiteren auf Rudolf Stichweh, der in bildungsgeschichtlicher Perspektive konstatiert, dass das moderne Wissenschaftssystem „den Produktionsgesichtspunkt in einem solchen Maße [radikalisiert hat], daß es in der Folge eigentlich keine Garantie mehr gibt, dass die Wissenschaft gleichzeitig auch noch hinreichend stabile Strukturen zu bilden imstande ist, die die unablässige Produktion von Forschungsneuheit auffangen, kontrollieren und sie zuverlässig instruieren können“.⁶⁷⁰ Es scheint daher kaum erfolgversprechend, einen Kriterienkatalog einzufor-

⁶⁶⁸ Vgl. zu den diskursiven Mechanismen des Bologna-Prozesses in Deutschland: Maeße: *Die vielen Stimmen des Bologna-Prozesses*, a.a.O.

⁶⁶⁹ Wegmann: *Wer von der Sache nichts versteht, macht Theorie*, a.a.O., S. 510f.

⁶⁷⁰ Stichweh: *Der frühmoderne Staat und die europäische Universität*, a.a.O., S. 154.

dern, der die wissenschaftliche ‚curiositas‘ zwischen den Polen ‚wichtig‘ und ‚unwichtig‘ vorab einhegt. Erwartet man sich eine externe Regulierung – das Verfahren der Akkreditierung ist ein Schritt in diese Richtung – muss man sich damit abfinden, dass man die autonome Steuerung der eigenen Neugierde aus der Hand gibt. Statt aber auf eine Evidenz des Gegenstandes vertrauen zu können, sieht sich die Literaturwissenschaft nach 2000 mit einer neuen Vielfalt konfrontiert. Die ‚Theorie‘ ist allgegenwärtig, die stabile Abgrenzung von Positionen und Ansätzen kaum noch möglich. Vor allem bei den Generationen, die eine oder gleich mehrere Einheitsphasen der Literaturwissenschaft miterlebten, ist der Wunsch nach Richtungssinn deutlich zu vernehmen. Ulrich Horstmanns Kommentar zur aktuellen Theoriekultur vermittelt ein plastisches Stimmungsbild der Situation. Die allgemeine Internationalisierung der Geisteswissenschaften sowie die institutionelle Förderung und Forderung interdisziplinärer Forschung erzeugt gerade unter dem wissenschaftlichen Nachwuchs eine ausgeprägte Präferenz für theoretische Fragestellungen. ‚Theorien‘ gelten in diesem Zusammenhang als ein wichtiges Kontaktmedium zwischen verschiedenen Wissenschaftskulturen. Das bedeutet, dass die zwei Reflexionstheorien des Fachs in den letzten Jahren eine besonders heikle Phase der dehierarchisierten Koexistenz durchliefen. Damit bietet sich die Möglichkeit, die Wirksamkeit der urgeschichtlichen Referenzierung an einem aktuellen Problemzusammenhang zu beobachten.

8.2 Theoriekonturen

Es wurde bereits darauf hingewiesen: Schon mehrfach in der Geschichte der Literaturwissenschaft verfielen ihre Akteure in die Angst, es käme ihnen ihr Gegenstand abhanden.⁶⁷¹ Um die Jahrtausendwende artikulierte sich in mehreren öffentlichkeitswirksamen Debatten Unmut über Transformationen der Literaturwissenschaft hin zu einer transdisziplinären Medienkulturwissenschaft, durch die der Fokus von den genuinen Gegenständen des Fachs auf neue Probleme umgelenkt wird. Diese Diskussion wurde – wenn man auch hier wieder dem Krisenmodell folgen möchte – durch die Phase der Theorie- und Methodenpopularisierung der 1980er Jahre vorbereitet. Freilich geht es hier nicht vordergründig um den Verlust eines Gegenstandes, sondern um Versuche der Entbettung von ‚Literatur‘ aus dem Korsett der eingespielten Handlungsrouninen des Fachs und der Erweiterung des theoretisch-methodischen Repertoires. Diese Handlungsrouninen, die gegen interdisziplinäre und internationale Irritationen abgeschirmt werden sollen, konstituieren sich wesentlich aus einer Privilegierung von Sachwissen vor Theoriewissen. Dieses Faktum wird selten so deutlich vorgebracht, ist den prominenten Nachfragen wie etwa „Warum darf Literaturwissenschaft nicht Literaturwissenschaft sein?“⁶⁷² jedoch unverkennbar eingeschrieben und kommt ebenfalls im Untertitel des Germanistischen Symposiums der Deutschen For-

⁶⁷¹ Vgl. hierzu das Kapitel *Stil- und Sprachkritik als Theoriekritik* in der vorliegenden Arbeit.

⁶⁷² Walter Haug: *Warum darf Literaturwissenschaft nicht Literaturwissenschaft sein*, in: Siegrid Weigel und Gerhard Neumann (Hg.): *Lesbarkeit der Kultur. Literaturwissenschaft zwischen Kulturtechnik und Ethnographie*, München 2000, S. 201-223.

schungsgemeinschaft aus dem Jahr 2003, *Rephilologisierung oder Erweiterung*,⁶⁷³ deutlich zum Ausdruck. Nicht zufällig deutet sich in der Opposition von Sach- und Theoriewissen eine Referenz auf Kittlers medienarchäologische ‚Erdung‘ des poststrukturalistischen Theoriediskurses Mitte der 1980er Jahre an. Aus der Perspektive des Theoriebefürworters Peter Bürger stellt sich die Situation im Jahr 1979 bereits ganz ähnlich dar: „Diejenigen, die immer schon die Anstrengung des Begriffs gemieden haben, sagen, sie seien der Theorie-debatte müde, man solle endlich zur Sache kommen, zu den Texten.“⁶⁷⁴ Von einer Theoriemüdigkeit um das Jahr 1990 herum, die das Fach nach einer Dekade der „Theoriende-batte“ erfasste, sprechen auch Lutz Danneberg und Friedrich Vollhardt:

Der Ruf nach einem Paradigmenwechsel hat in der Literaturwissenschaft seine bedrohliche, aber auch seine faszinierende Wirkung verloren. Darin mag etwas Beruhigendes liegen, zumal die Ankündigung neuer Verfahren der Werkbetrachtung oft genug in Versprechen mündete, die uneingelöst blieben. Wo gegenwärtig über die Voraussetzungen und Bedingungen der literaturwissenschaftlichen Forschung nachgedacht wird, geschieht dies aus einem betont heuristischen oder pragmatischen Interesse. Die weit gestreuten Ansätze stehen nicht mehr in einem Gesprächszusammenhang, dem man vor zwei Jahrzehnten den stattlichen Titel einer ‚Theorie-debatte‘ verliehen hat. Theoretische und methodische Begründungsansprüche sind kaum mehr Gegenstand der Diskussionen, die in der fachlichen Öffentlichkeit geführt werden. Erkennbar wird das Bemühen, jene am Ende der sechziger Jahre erhobene Forderung nach einer wissenschaftlichen – und politischen – Rechtfertigung des Fachs als abgeschlossenen Teil der eigenen Geschichte zu begreifen. Der Wissenschaftsbetrieb hat inzwischen neue Umgangsformen und Kriterien für die Beurteilung von Leistung und Erfolg hervorgebracht. Vor diesem Hintergrund erscheint es heute als störend, wenn man auf der Frage nach der theoretischen Legitimität derjenigen Konzeption besteht, die gegenwärtig das Erscheinungsbild der Disziplin bestimmt.⁶⁷⁵

Der Hinweis auf die „heuristischen“ und „pragmatischen“ Interessen, die die Verständigung über die methodologischen Grundlagen der Literaturwissenschaft bestimmen, bringt die konstitutive Opposition von Theorie und Praxis auf den Punkt. Nicht die Diskussion eines „Relativismus nebeneinander bestehender Interpretationsverfahren“ bestimmt das epistemologische Selbstverständnis der Disziplin, sondern die „Evidenz, mit der eine an traditionell hermeneutischen Vorstellungen orientierte Auslegungspraxis noch immer zu überzeugen vermag.“⁶⁷⁶ Die hier vorgetragene Variante der Theorie-Kritik gewichtet den Theorie-Praxis-Gegensatz differenzierter als andere Beiträge, in denen Theorie als gegenstandsferne Abstraktion und eine nicht näher gekennzeichnete Form philologischer Praxis

⁶⁷³ *Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung*, a.a.O.

⁶⁷⁴ Peter Bürger: *Theorie der Avantgarde und Theorie der Literatur*, in: ders.: *Vermittlung – Rezeption – Funktion. Ästhetische Theorie und Methodologie der Literaturwissenschaft*, Frankfurt a.M. 1979, S. 9-21, hier S. 9.

⁶⁷⁵ Lutz Danneberg und Friedrich Vollhardt: *Einleitung*, in: dies. in Zusammenarbeit mit Hartmut Böhme und Jörg Schönert (Hg.): *Vom Umgang mit Literatur und Literaturgeschichte. Positionen und Perspektiven nach der ‚Theoriende-batte‘*, Stuttgart 1992, S. 7-13, hier S. 7.

⁶⁷⁶ Ebd.

unvermittelt miteinander konfrontiert werden. Gefordert wird stattdessen eine theoretische Selbstbescheidung, die das Leistungsvermögen traditionell-hermeneutischen Textverständnisses stärker herausstreicht. Letztlich bleibt aber auch diese kritische Stellungnahme einem vagen Theorieverständnis verhaftet. Theorie als Arbeitsfeld wird in diesem Fall zwar nicht verabschiedet. Der Begriff wird jedoch synonym gebraucht mit „textinterpretierendem Verfahren“, „Ansatz“ oder „Werkbetrachtung“ und durch den Hinweis auf eine „terminologische Freibeuterei“ dieser theoretischen Ansätze, die das Textverstehen auf das rein Begriffliche beschränkt, wird dann doch wieder die bekannte Unterscheidung eingeführt, die das Sachwissen über das Theoriewissen stellt. Der Zusammenhang zwischen den Kommentaren zur fachlichen Identitätskrise von 1960 bis zur Gegenwart gewinnt hier deutliche Konturen. Es gehört ganz offensichtlich zur Logik der literaturwissenschaftlichen Problemstellungskontrolle, innere und äußere Krisen – die Legitimierung der eigenen Praxis in Korrespondenz mit gesellschaftlichen Erwartungen sowie der internen Debatten um Richtungsnormen – über eine jeweils spezifische Gewichtung von Theorie und Praxis auszuhandeln. Diese Annahme lässt sich durch den Befund stützen, dass in diesem speziellen Zusammenhang weder die literaturwissenschaftlichen Beiträge zu einer erkenntnistheoretischen Begründung des Theoriebegriffs, die es in der jüngeren Fachgeschichte durchaus gab, noch die Theoriereflexionen anderer Disziplinen berücksichtigt worden sind.

Vor allem ab den 1970er Jahren lassen sich in der bundesdeutschen Literaturwissenschaft wiederholt intensive Auseinandersetzungen mit dezidiert wissenschaftstheoretischen Fragestellungen nachweisen. In diesen Kontexten entwickelten sich komplexe Theorie-Debatten, die sich durchaus auf dem wissenschaftstheoretischen Niveau benachbarter Disziplinen befanden. Dass diese Einzeldebatten letztlich nicht zu einer konsensualen Formulierung eines operablen Theorie-Begriffs geführt haben, berechtigt keineswegs zur Abqualifizierung der Literaturwissenschaft als vortheorietische Disziplin.⁶⁷⁷ Auch anderen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen ist es nicht gelungen, zu einer konsistenten Definition von Theorie zu gelangen. Man muss als Befund festhalten, dass die Literaturwissenschaft den Krisen, die sie intern erzeugte bzw. denen sie durch externe Faktoren ausgesetzt war, in der Regel mit einer je spezifischen Verhältnisbestimmung von Theorie und Praxis begegnete. Das dabei jeweils zur Verfügung stehende ‚Theoriewissen‘ wurde in die fachöffentlichen Debatten jedoch meist kaum integriert. Die wissenschaftstheoretisch avancierten Arbeiten verblieben an der Peripherie des Feldes, wo sie sich in Forschergruppen ausdifferenzierten, und rückten immer nur kurz in das allgemeine Bewusstsein der fachlichen Öffentlichkeit. Dass es trotz der Vervielfachung und Ausdifferenzierung des theoretischen Wissens in der Grundtendenz zu keiner Bewertungskorrektur des Verhältnisses von Theorie und Praxis gekommen ist, mag daher nur im ersten Moment verwundern. Dieser Umstand erschließt sich aber spätestens dann als Epiphänomen urgeschichtlicher Referenzen, wenn man die Idee von der Einheit der Philologie herausstellt, die der Unterscheidung

⁶⁷⁷ Vgl. zu einem solchen Urteil Gerhard Pasternack: *Theoriebildung in der Literaturwissenschaft. Einführung in Grundfragen des Interpretationspluralismus*, München 1975.

ihre normative Richtung beigt. Wird die Entgegensetzung von Theorie und Praxis bemüht, dann meistens zu Ungunsten der Theorie, wie die angeführten Beispiele belegen. Der Widerspruch zwischen der publizistischen Quantität und der erkenntnistheoretischer Qualität der Redeweisen über Theorie ist nicht zu übersehen. Denn auch dort, wo affirmativ zur Theorie Stellung bezogen wird, ist selten erkennbar, was genau mit Theorie gemeint ist. Die Redeweisen über Theorie bleiben, wo sie in den Diskurs der Fachöffentlichkeit dringen, notorisch vage und unpräzise, egal ob für oder gegen eine stärkere Berücksichtigung der Theoriereflexion optiert wird. Die Vagheit des Theoriebegriffs und die Leistungsfähigkeit des Theorie-Praxis-Gegensatzes im Rahmen der fachlichen Identitätskonstitution bilden einen Zusammenhang. Dass dieser Zusammenhang über Wirkungsmacht verfügt, ist unbestreitbar. Seine Wirksamkeit ergibt sich aber, so scheint es zumindest, nicht zuerst aus einer systematischen Reflexion der tatsächlichen Reichweite des Theorie- und Praxiswissens, sondern aus einer ‚Gewissheit‘ bezüglich der Gültigkeit der Entgegensetzung, die im Zuge der disziplinären Sozialisation ‚mitgelernt‘ wird.

8.3 Mikrotopos der Urgeschichte

8.3.1 Annäherung XII

Die urgeschichtliche Referenzierung findet in der Entgegensetzung von Theorie und Praxis eine toposhafte Formatierung. Was in den vorangegangenen Kapiteln auf theoretisch-konzeptioneller Ebene entwickelt und an größeren fachgeschichtlichen Zusammenhängen skizziert wurde, lässt sich nun auch auf der Mikroebene beobachten. In den Blick kommen nun die konkreten Akteure und Praktiken der Literaturwissenschaft, die das jeweils spezielle Profil der Wissenschaftskultur bestimmen.

„Wer von der Sache nichts versteht, macht Theorie.“ Diese Formel scheint gleichsam den strukturellen Kern vieler Debatten auszumachen, die Theorie und Praxis gegeneinander ausspielen. Dass es sich hier um mehr als einen Spruch handelt, belegt die Vielzahl der Diskussionsbeiträge, die ihre Wertungen nach dem Muster der Dichotomisierung organisieren. Gleichwohl handelt es sich dabei um einen „Topos, für den es kein Erstdatum gibt [...]“.⁶⁷⁸ Es lassen sich in der Geschichte der Literaturwissenschaft nur wenige Nachweise ermitteln, die eine dezidierte Ausformulierung des Gegensatzes belegen. Hermann G. Koechly verweist darauf, dass er den Satz einmal von Karl Lachmann gehört habe.⁶⁷⁹ Aber diese Zuweisung ist strittig. Die Wertung solcher Topoi kann kippen. Auch hierfür gibt es in der Fachgeschichte Belege. Heribert Hilgers entgegnet auf einen Beitrag Karl Stackmanns: „Wer über die Sache reden will, muss über die Methode reden, weil die ‚Sache‘ des

⁶⁷⁸ Wegmann: ‚*Wer von der Sache nichts versteht, macht Theorie.*‘ a.a.O., S. 514.

⁶⁷⁹ Hermann G. Koechly: *Zu seinem Hundertjährigen Geburtstag*, Heidelberg 1874, S. 85, hier nachgewiesen bei Wegmann, ebd.

Philologen erst durch seine Methode als solche konstituiert wird.“⁶⁸⁰ Wegmann schätzt die Durchsetzungsfähigkeit solcher Entgegnungen in ihrer Reichweite jedoch als begrenzt ein:

[Die] andere Seite des Topos ist die schwächere. Ihr Gegensinn ist weniger offensive Replik als das Eingeständnis, daß sich die erwünschte Umwertung zugunsten der Theorie noch immer nicht (im Fach, in der eigenen Fakultät, am eigenen Institut) hat durchsetzen lassen. Man bleibt beim originalen Wortlaut und signalisiert den gegenläufigen Sinn ‚Wer von Theorie nichts versteht, der bleibt hinter dem Stand der Wissenschaft zurück‘ typischerweise mit einem Seufzer: In ihm konstatiert man das Unabänderliche als Widerstand gegen die wissenschaftstheoretische Aufklärung, und beklagt zugleich, daß dies so ist.⁶⁸¹

Im Rationalitätsdiskurs des Fachs werden seltener einzelne Theorien kritisch apostrophiert. Eine auf Einzeltheorien gerichtete Argumentation würde eine Präzisierung der Rede über Theorie erfordern. Die Kritik richtet sich auf Theorien im Plural, auf die Theorieproduktion an sich, die ihrem Umfang nach die praktische Arbeit an den ‚Sachen‘ des Fachs übersteigt. Dass diese Redeweisen argumentationslogisch spätestens dann problematisch werden, wenn beispielsweise wertend zwischen Theorieproduktion und Theorierezeption unterschieden wird, ist unmittelbar einsichtig:

Es fällt [...] auf, dass die Germanistik im Allgemeinen und im Besonderen die Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der ‚boomenden Theoriebildung‘ selbst kaum beteiligt sind. Keine der Positionen, die die aktuellen Debatten bestimmen, haben sie hervorgebracht. Sie beschränken sich auf die Rezeption der Vorgaben, die in aller Regel aus dem anglo-amerikanischen Raum und aus anderen Disziplinen stammen.⁶⁸²

Der Gegensatz von Theorie und Praxis wird auf das theoretische Feld selbst angewendet und als Feststellung eines Mangels an disziplinär autonomer Theoriebildung ausformuliert. Diese Beobachtung verdeutlicht, dass die Wirksamkeit des Topos nicht an die Opposition von Theorie und Praxis gebunden ist, sondern auch zur normativen Strukturierung allein des theoretischen Feldes taugt. Im Topos verdichten sich Gewissheiten, die Anteil an der Identitätsarbeit des Fachs haben. Als epistemologische Grundlage der literaturwissenschaftlichen Praxis ist der Topos jedoch nicht explizit ausformulierbar. Es fehlen eindeutige Belege und Referenzen für seine Herkunft. Die Nähe des Topos zu Immanuel Kants Gemeinpruch „Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis“⁶⁸³ oder Max Horkheimers Rede von der „üblichen Gegenstellung von Theorie versus dem faktisch

⁶⁸⁰ Heribert Hilgers in einer Replik auf Karl Stackmann in *Euphorion* 65 (1971), S. 46, hier nachgewiesen bei Wegmann ebd.

⁶⁸¹ Wegmann: ‚*Wer von der Sache nichts versteht, macht Theorie*‘, a.a.O., S. 515.

⁶⁸² Holger Dainat: *Literatur – Theorie. Über den Umgang der Literaturwissenschaft mit ihrem Gegenstandsbereich*, in: *Theorie und Praxis der Kulturwissenschaften*, a.a.O., S. 81-95, hier S. 93.

⁶⁸³ Immanuel Kant: *Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis*, in: ders.: *Werke in 10 Bänden*, hg. von Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1975, hier Bd. 9, S. 127-172.

Empirischen⁶⁸⁴ können als Hinweis auf eine Entwicklungs- und Wirkungsgeschichte verstanden werden. Es bleibt aber die „eigene Aura der Evidenz“⁶⁸⁵, die die Entgegensetzung von Theorie und Gegenstand in den Begründungsverfahren der Literaturwissenschaft entfaltet und die sich nicht auf klar zu definierende Episteme reduzieren lässt. Die Vorklärungen zur Topologie des wissenschaftlichen Wissens haben es bereits vorweggenommen: Es ist kaum sinnvoll, den Topos als Ausdruck einer begründbaren, rational-epistemischen Einsicht zu untersuchen. Vielmehr muss seine figurale Qualität berücksichtigt werden. Seine Wahrheit, das wurde bereits mehrfach betont, liegt in der Funktion, die er in der Logik des Fachs erfüllt. Diese Funktion besteht in der Behauptung eines Unterschiedes, einer grundlegenden Differenz, der sich in der ‚Urgeschichte‘ des Fachs nachspüren lässt. Um der Evidenz des Gegensatzes von Theorie und Praxis in der Literaturwissenschaft auf den Grund zu gehen, wäre eine Praxisgeschichte des schematisierten Wissens zu schreiben, wie Nikolaus Wegmann sie angedeutet hat.⁶⁸⁶ Ihr Material könnte diese Praxisgeschichte in den Krisendokumentationen des Fachs finden, von denen einige wenige weiter oben bereits zitiert wurden. Der Topos erlangt in den Problemstellungskontrollen der Literaturwissenschaft Evidenz, wenn die eingespielten Handlungsroutinen entweder durch konkurrierende Reflexionstheorien oder durch Fremdbeschreibungen unter Druck geraten. Insofern ist er Element der Selbstbeschreibungen, die als Repräsentationsformen literaturwissenschaftlicher Lebenswelt eingeführt wurde.⁶⁸⁷ Als Reaktion auf die Irritationen entbehrt der Topos zwar einer stichhaltigen argumentativen Grundlage. Er legitimiert sich aber über eine beachtliche funktionale Erfolgsgeschichte, die Gewissheiten verstärkt und Zweifel abbaut. Diese Erfolgsgeschichte, die die Akteure immer schon irgendwie wissen lässt, was mit der Entgegensetzung gemeint ist, sieht Wegmann „im Wechsel der Zeithorizonte“ begründet:

Während der ‚Forschungsstand‘ nur dann in der Unübersichtlichkeit der laufenden Forschung orientieren kann, wenn er aktuell ist, aktiviert der Topos zum Zusammenhang von Sach- und Theoriewissen das Langzeitgedächtnis des Fachs. Der allgemeinen Form nach handelt es sich dabei um Rückgriffe auf schon Bekanntes, zu dem die einmal vorhandene Gegenvorstellungen nicht mehr (oder nur in Form einer archivierenden Wissenschaftsgeschichte) miterinnert werden. Der Rückgriff selbst – und das bestätigt sich in der Schwierigkeit, das Wissen des Topos zu präzisieren – hat nur eine sehr geringe Kapazität für Details. Die momentane Bereitschaft des erinnerten Wissens hat Vorrang vor Genauigkeit oder Explizitheit. Es geht um das richtige Wissen in der richtigen Situation – und so ist die Gegenvorstellung zu diesem Topos auch keine diskussionswürdige Alternative, sondern ein Irrtum.⁶⁸⁸

Vermutlich bezieht der Topos einen Teil seiner Evidenz aus der allgemein geteilten Überzeugung, dass Wissen ohne den Zugriff auf externe Quellen und Materialien nicht mög-

⁶⁸⁴ Max Horkheimer: *Traditionale und kritische Theorie*, Frankfurt a.M. 1970, S. 48.

⁶⁸⁵ Wegmann: ‚*Wer von der Sache nichts versteht, macht Theorie*‘, a.a.O., S. 520.

⁶⁸⁶ Vgl. ebd.

⁶⁸⁷ Vgl. hierzu Kapitel 6 der vorliegenden Arbeit.

⁶⁸⁸ Wegmann: ‚*Wer von der Sache nichts versteht, macht Theorie*‘, a.a.O., S. 520.

lich ist. Das Verhältnis von Wissen und Sache wird in diesem Fall noch weiter getrieben: Wissen kann nur als wahres Wissen gelten, wenn es von seinem Gegenstand affiziert ist: „Die Sinne nehmen auf, was es gegenständlich-konkret als Vorlage gibt, und das Wissen ergibt sich dann aus der Überprüfung des Sinneseindrucks am Objekt.“⁶⁸⁹ Was der Topos verschweigt, ist die Frage nach den Problemen und der Gültigkeit dieses Erkenntnismodells. Indem dieser Aspekt verdeckt bleibt, wertet der Topos unmittelbare „Wahrnehmungs- und Erfahrungsrealitäten“ auf, die den Prozess philologischer Erkenntnis in die Nähe einer materiellen, gegenständlichen Erfahrung rücken. Dieser ‚philologische Materialismus‘, der auf passionierten Tätigkeiten wie dem Sammeln, Ordnen oder Archivieren aufruht, betont die haptische Komponente des Erkenntnisvorgangs.⁶⁹⁰ Die sinnliche philologische Erkenntnis ist einem Realitätsverständnis verhaftet, das die unmittelbare Wahrnehmung des Gegenstandes als sichere Basis des Wissens verbürgt und so zwingend zu einer Aufwertung von Sach- gegenüber Theoriewissen führen muss. Man darf in der Rekonstruktion des Topos somit nicht außer Acht lassen, dass die philologische Praxis im Kern noch häufig die Vorstellung einer sinnlichen Erkenntnis des Gegenstandes trägt, die unmittelbar und unverstellt von Abstraktionen sich vollzieht und die dingliche Faszination hervorhebt, die vom Buch, dem Dokument oder der Handschrift ausgeht. Die materialistische Erkenntnis als Element einer philologischen ‚Urgeschichte‘ ist trotz der (konstruktivistischen) Verwissenschaftlichung des Fachs nicht verschwunden, sondern hat sich in die kollektiv geteilte Rationalität des Fachs übersetzt. Im ‚common sense‘ oder Stil des Denkkollektivs⁶⁹¹ hat sich der Topos fest verankert und – obwohl selbst als widerspruchsfreies Wissen nicht explizierbar – epistemische Relevanz erlangt:

Sein Wissen [dasjenige des Topos J.S.] soll sich ‚unmittelbar aus der Erfahrung‘ ergeben und sich gerade nicht einer gedanklichen oder theoretischen Verarbeitung verdanken. Die Begründung, die dafür gegeben wird, besagt, dass es sich bei dem, was das gemeine Wissen sagt, gar nicht um etwas Begründungsbedürftiges handelt, sondern um die Welt, und das meint hier: um die Sache selbst. In ihrer ‚zwingend selbstverständlichen Realität‘ drängt sie sich jedem ‚vernünftigen‘ Literaturwissenschaftler auf. Ihr – vor allem anderen – gebührt seine Aufmerksamkeit.⁶⁹²

Die fachgeschichtliche Episode der Durchsetzung der Kittler’schen *Aufschreibesysteme* in der Mitte der 1980er Jahre kann zur Illustration der selbstverständlichen Evidenz der ‚Sache‘ nun idealerweise herangezogen werden. Kittlers Medienmaterialismus verlieh dem

⁶⁸⁹ Ebd., S. 521.

⁶⁹⁰ Vgl. zu den ‚leidenschaftlichen‘ Aspekten eines solchen Materialismus: Werner Muensterberger, *Sammeln. Eine unbändige Leidenschaft. Psychologische Perspektiven*, Frankfurt a.M. 1999.

⁶⁹¹ Vgl. Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*, a.a.O.; vgl. hierzu auch den Exkurs zur Wissenschaftsforschung in der vorliegenden Arbeit.

⁶⁹² Wegmann: ‚*Wer von der Sache nichts versteht, macht Theorie*‘, a.a.O., S. 521. Wegmann argumentiert hier mit Bezug auf den Begriff des ‚common sense‘, den Clifford Geertz seinen kulturanthropologischen Untersuchungen zugrunde legt. Vgl. Clifford Geertz: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a.M. 1983.

Erkenntnisversprechen der Materialität eine Form, die sich gegen den Theoriediskurs wenden ließ. Wer den Poststrukturalismus nicht mag, der greift zur Hardware. Dass Kittlers Entwurf sich über die damalige Theoriekritik erheben konnte, lag zuerst daran, dass er dem Fach eine Konzeption vorlegte, die sich zumindest teilweise in die philologische Reflexionstheorie einhegen ließ.⁶⁹³

8.3.2 Habituelle Inkorporation und philologisches Denkkollektiv

Nach der sachlichen Wahrheit des Topos zu fragen kann nicht primäres Anliegen einer Wissenschaftsforschung sein, die sich den ‚urgeschichtlichen‘ Referenzen der Literaturwissenschaft widmet. Das in ihm eingelagerte Wissen zu kritisieren oder zu bestätigen, verfehlt seine Funktion. Seine Macht und die von ihm ausgehende Steuerungs- und Prägungskraft der Handlungsrouninen, die sich bis in die Ausbildung geistiger Habitusformen hinein verfolgen lässt, bilden den eigentlichen Gegenstand einer derartigen Wissenschaftsforschung. Rainer Rosenberg gibt ein Beispiel aus der Zeit der akademischen Institutionalisierungsphase der Germanistik, das verdeutlichen kann, wie stark die Präferenz der ‚Sache‘ und das wissenschaftliche Ethos eines Denkkollektivs miteinander verbunden sind:

Man war sich einig in dem wissenschaftlichen Anspruch der eigenen Verfahrensweise – der Verpflichtung auf ein streng *sachgemäßes* Vorgehen, das keine der Allgemeinverständlichkeit geschuldeten Zugeständnisse bei der Präsentation des alten Textes zuließ, und grenzte sich scharf von dem bisherigen Umgang mit diesen Texten ab, der als laienhaft und dilettantisch abgewertet wurde. *Dieser Vorwurf traf aber auch alle Reflexionen über den Sinngehalt der Texte oder gar Versuche, die Texte in einen literaturgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen.* Dergleichen zu beginnen, ehe noch die grundlegenden sprachwissenschaftlichen Fragen geklärt waren und insgesamt ein um vieles höherer Wissensstand erreicht war, galt zumindest als voreilig und leichtfertig, wenn nicht überhaupt als wissenschaftsfremd.⁶⁹⁴

Mit Blick auf Georg Friedrich Benecke, Karl Lachmann, Moritz Haupt und die Brüder Grimm erkennt Rosenberg einen zentralen Faktor für die Ausbildung eines kollektiven philologischen Habitus im Beharren auf einem methodischen Vorgehen, das der ‚Sache‘ gerecht wird. Auf Distanz gehen die Akteure der institutionellen Frühphase der Germanistik somit zu Verfahren, die sich vordergründig in Reflexionen über den sinnhaften Gehalt der Texte ergehen oder deren Einbindung in literaturgeschichtliche Zusammenhänge zum Thema machen. In beidem sehen die Vertreter des ‚sachbezogenen‘ philologischen Ethos Abstraktionen, die von den eigentlichen Gegenständen wegführen. Der Vorrang der Sache vor der Theorie etablierte über seine Wirksamkeit als methodische Orientierung auch eine exkludierende Macht, die ‚theoretisch‘ avancierten Akteuren den Zugang zum wissenschaftlichen Feld versperrte. Das derart begrenzte methodische Programm lenkte den Fokus der literaturwissenschaftlichen Praxis darauf, „Tatsachen zu erarbeiten und zu benen-

⁶⁹³ Vgl. hierzu Kapitel 5 dieser Arbeit.

⁶⁹⁴ Rosenberg: *Die deutschen Germanisten*, a.a.O., S. 14. [Hervorhebungen J.S.]

nen: insbesondere Beobachtungen zur sprachlichen Formung des Textes, also seines Lautstands, seiner Sprachstufe und lexikalischen Besonderheit; seiner metrischen Gestalt, seiner Stilform und Motivübernahme, aber auch zur handschriftlichen Überlieferung oder zur Biografie der Autoren“.⁶⁹⁵ Die Konzentration auf die Sachaspekte der Texte war freilich häufig mit ästhetischen Fragen verbunden. Die Sache über die abstrakte Reflexion zu stellen, schließt das theoretische Wissen nicht aus. Die Einheit der Philologie in der ‚Sache‘ ist, wie gezeigt werden konnte, eine Projektion. Dem Wissen wird im philologischen Selbstverständnis nur kein erkenntnisrelevanter Raum gegeben: „Damit [...] war jeder Versuch, die einzelnen Texte und Textbefunde nicht nur zu sammeln, sondern auch zu ‚begreifen – wohlverstanden – nicht etwa in dem, was der Künstler hat sagen wollen, sondern in [ihrem] ‚Kunstwerksein‘, von vornherein ausgeschlossen.“⁶⁹⁶ Dass der Theorie ihre Geltung im philologischen Feld verweigert wurde, lässt sich unter anderem auch daran erkennen, dass die konzeptuellen Prämissen der Praxis kaum öffentlich dargestellt oder erläutert wurden. Äußerten sich die Akteure doch einmal zu ihren Konzepten, dann wurde der Austausch darüber in vereinzelte „Rezensionen und Briefe, Vorreden, Nachworte und in Anmerkungen“⁶⁹⁷ verlagert.

Versuche, die Handlungsroutinen zu unterlaufen oder gar umzukehren, gab es durchaus. Konzeptuell abstrakter verfahrenende Arbeiten fanden ihre Öffentlichkeiten, wurden aber auf Distanz gehalten zum philologischen Feld bzw. an dessen Peripherie gedrängt.

8.3.3 Antitheoretische Exklusionen

Ein historischer Akteur, an dem sich diese Feldkonstellation exemplarisch verdeutlichen lässt, ist Karl Rosenkranz. „Es gibt wohl keinen anderen Literaturwissenschaftler aus der Frühzeit der Germanistik, der von seinen Fachkollegen so entschieden verurteilt, ja herabgewürdigt, aus der Gemeinschaft der wissenschaftlich Interessierten und der ‚treuen Forschung‘ ausgegrenzt [...] worden ist wie Karl Rosenkranz.“⁶⁹⁸ Rosenkranz’ Mittelalterstudien, in denen er eine von Hegels Ästhetik inspirierte Methode zur Anwendung brachte, trugen ihm harte Kritik der prominenten Vertreter einer auf die Sache konzentrierten philologischen Germanistik ein. In einem Brief an Jacob Grimm berichtet Karl Lachmann, es sei ihm „ein Graun [Rosenkranz’ Schriften J.S.] zu lesen [...]. Mir ist ordentlich lächerlich, wie dünn und armselig diese Hegelianer werden, wenn sie über Sachen sprechen, die sie nicht in den Schraubstock ihrer Formeln nehmen können, und die sie wie unglückselige

⁶⁹⁵ Werner Röcke: *Karl Rosenkranz (1805-1879)*, in: Christoph König, Hans-Harald Müller und Werner Röcke (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts*, Berlin/New York 2000, S. 33-40, hier S. 35.

⁶⁹⁶ Ebd., S. 36.

⁶⁹⁷ Uwe Meves: *Karl Lachmann (1793-1851)*, in: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik*, a.a.O., S. 20-32, hier S. 25.

⁶⁹⁸ Röcke: *Karl Rosenkranz*, a.a.O., S. 33.

Einzelheiten ohne Zusammenhang nehmen“.⁶⁹⁹ Rosenkranz sollte es nicht gelingen, die Vorbehalte seiner Kollegen zu überwinden. Der Zugang zum philologischen Feld blieb ihm verwehrt. Die unnachgiebigen Maßnahmen der Distanzierung und Ausgrenzung, die sich an diesem Beispiel beobachten lassen, beschränken ihre Reichweiten nicht auf sachliche Fragen, sondern greifen auf das Persönlichkeitsbild des Akteurs aus. Das philologische Selbstverständnis, das sich zu einem guten Teil um den Theorie-Praxis-Gegensatz herum organisiert, prägt gleichsam das Lebensethos der Akteure.⁷⁰⁰ „Wissen, Arbeitsmoral und Charakter waren in dieser [philologischen J.S.] Berufsethik unlösbar miteinander verbunden. Mängel der wissenschaftlichen Arbeit wurden mit Charaktermängeln gleichgesetzt und führten zu einer moralischen Diskreditierung.“⁷⁰¹ Der zeitgenössische Theoretiker wurde somit nicht nur als fachlich unseriös, weil sachfern, abqualifiziert. Ihm wurde die Vorliebe zur Abstraktion gleichsam als moralische Verfehlung angelastet. Liest man vor diesem Hintergrund Ulrich Horstmanns Polemik gegen die Theoretiker des späten 20. Jahrhunderts, so sind die Parallelen mit den Demoralisierungsstrategien des 19. Jahrhunderts nicht zu übersehen. Die Ausgrenzung des ‚homo theoreticus‘ gehört demnach zu einer der ‚Urpraktiken‘ des Fachs.

Werner Röcke sieht ein wichtiges Motiv in den Emanzipationsbestrebungen der frühen akademischen Germanisten, sich von der Philosophie als Orientierungsdisziplin zu lösen:

War eine kunsttheoretische Reflexion über die Literatur in der ‚Prähistorie‘ [sic!] der Deutschen Philologie, z.B. in den kunstkritischen Schriften Goethes und Schillers, Jean Pauls und Hölderlins, Friedrich Schlegels und Novalis’ noch nahezu selbstverständlich, wurde sie bereits in den Anfängen der Deutschen Philologie aus dem philologischen Erkenntnisinteresse als wissenschaftsfremd ausgeschlossen. Dieses ‚gestörte Verhältnis der frühen Literaturwissenschaft zur Philosophie‘ war wohl der eigentliche Grund für den Widerstand der ersten Germanistik gegen Rosenkranz’ Mittelalterstudien, die Literaturwissenschaft und Philosophie eng miteinander verzahnte und sich damit von Anfang an und ganz entschieden dem vorherrschenden Wissenschaftsdiskurs der frühen Germanistik entzog.⁷⁰²

In der Emanzipation der Philologie von der Philosophie findet der Topos des Gegensatzes von Theorie und Praxis seine markante Ausprägung; gilt doch die Philosophie als Disziplin, die die abstrakte Reflexion, das theoretische Fragen, in das Zentrum ihres Tuns stellt. Die Differenz zwischen den theoretischen Gegenständen der Philosophie – den Ideen – und den sachlich-konkreten Gegenständen der Literaturwissenschaft – den Texten – ließ sich nach damaligem Dafürhalten nicht überbrücken. Die Bedeutung, die Rosenkranz einem an Hegels *Ästhetik* geschulten Zugriff auf das literarische Material zumaß, ergab sich

⁶⁹⁹ Karl Lachmann an Jacob Grimm am 18.04.1832, zit. nach Röcke, *Karl Rosenkranz*, ebd., S. 35.

⁷⁰⁰ Vgl. hierzu: Rainer Kolk: *Wahrheit – Methode – Charakter. Zur wissenschaftlichen Ethik der Germanistik im 19. Jahrhundert*, a.a.O.

⁷⁰¹ Meves: *Karl Lachmann (1793-1851)*, a.a.O., S. 25.

⁷⁰² Röcke: *Karl Rosenkranz*, a.a.O., S. 33.

maßgeblich aus dem Festhalten an der Verbindung philosophischen Wissens und philologischen Forschens. Der Fokus der Forschung, der Rosenkranz' *Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter*⁷⁰³ prägte, lag nicht – wie bei den führenden Vertretern dieser Periode der Germanistik – auf den sprachlichen, sondern den inhaltlichen Aspekten mittelalterlicher Literatur. Damit verschob Rosenkranz nicht nur die Gestalt literaturgeschichtlicher Darstellungsformen hin zu einer auf inhaltlichen Nacherzählungen basierenden Form historiographischer Narration. Er etablierte auch eine problemorientierte Akzentuierung der literaturgeschichtlichen Darstellung. Herausgestellt wurden dabei besonders solche Beobachtungen, „die ihm für das historische und begriffliche Verstehen der einzelnen Texte wichtig erschienen“. Rosenkranz entdeckte in diesem Zusammenhang „gesellschaftliche Strukturen, stellte Querverbindungen her und bezog seine Textbeobachtungen auf die theoretische Einleitung zu jedem Kapitel“. Die Verknüpfung der genauen inhaltlichen Erschließung der Texte mit dem Theoriehorizont philosophischer Ästhetik führte zu Deutungsperspektiven, die den Erkenntnishorizont der zeitgenössischen Philologie überstiegen.⁷⁰⁴ In Rosenkranz' Studien bilden philologische Präzision und theoretische Reflexionen keinen signifikanten Gegensatz.

Dass die Kritik an Rosenkranz dem Topos vom Missverhältnis zwischen Theorie und Praxis verhaftet ist, zeigt sich auch dort, wo es um die Konzeption der „inneren Geschichtsschreibung“ geht. Im Vorwort der *Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter* schreibt Rosenkranz, dass es ihm vor allem um das „Ganze [...], [um] die Anordnung, Einteilung, Bewegung“ der literarischen Texte gehe und nicht zuerst um „das Einzelne“.⁷⁰⁵ Gemeint ist hiermit – wie Klaus Weimar und Werner Röcke hervorheben – dass sich die Besonderheiten einer Epoche an den Handlungs- und Kommunikationsmodalitäten, den Verhaltens- und Vergesellschaftungsformen literarischer Figuren ablesen lassen und nicht aus den Intentionen, sprachlichen Besonderheiten oder stilistischen Fertigkeiten der Autoren erhoben werden müssen.⁷⁰⁶ Der Analysefokus verschiebt sich somit, deklariert die genaue Lektüre des Einzeltextes jedoch keinesfalls als überflüssig. Die Fachkollegen kamen dennoch zu dem Urteil, dass Rosenkranz die Bedeutung der philosophischen Zusammenhänge verabsolutiere und die Bedeutung des singulären literarischen Phänomens herabsetze. Werner Röcke konnte zeigen, dass die Kritik die tatsächliche Intention der *Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter* verfehlt:

Im Aufbau der Literaturgeschichte selbst allerdings ist das Gegenteil der Fall. Denn gerade die Einzelanalysen z.B. des *Nibelungenlieds*, der Artusepen, des *Parzival*, der *Reinke de vos* usf. machen den Vorzug dieser Literaturgeschichte aus, da sie in jedem Detail der Textbeobachtung das Allgemeine, also die prinzipiellen Gesichtspunkte der Epoche, der jeweiligen Gattung, der Rechts- und Gewaltformen, der Gesellschaftsstruktur und Weltbilder in Einzelanalysen her-

⁷⁰³ Karl Rosenkranz: *Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter*, Halle 1830.

⁷⁰⁴ Röcke: *Karl Rosenkranz*, a.a.O., S. 38.

⁷⁰⁵ Rosenkranz: *Geschichte*, zit. nach Röcke, ebd.

⁷⁰⁶ Vgl. Weimar: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, a.a.O., S. 305f.

einholen. Insofern ist gerade hier verbunden, was in der Alternative von Einzelem und Ganzen getrennt wird.⁷⁰⁷

Der Anspruch an die Methode der philologischen Praxis – so lässt es sich dem ‚common sense‘ der Frühphase der Germanistik entnehmen – resultiert nicht aus der Orientierung an philosophischen Systemen, sondern ergibt sich aus dem Gegenstand selbst. Die ‚Natur der Sache‘ verbürgt die Legitimität des Zugriffs. Die „objective [...] Wahrheit“ die aus der akribischen Beobachtung des „rein und unzweifelhaft Thatsächlichen, Positiven“ hervorgeht, ist nicht an die abstrahierende Schau des Theoretikers gebunden, sondern von einer „exakte Quellenmäßigkeit“ abhängig.⁷⁰⁸

Der Topos erleichtert aufgrund seiner impliziten Vorgewichtung die Disqualifizierung des Theoretischen bis hin zur moralischen Diskreditierung. Im Topos ist kein explizites Wissen eingelagert. Es muss ungesagt und vage bleiben, da es als ‚Wahrheit‘ nicht zu halten wäre. Aber als implizites Epistem ist es der Reichweite jedes Lehrbuchwissens weit überlegen:

Worauf der Topos sich bezieht – und womit er uns zu irritieren vermag – ist ja gerade nicht ein ausformuliertes Wissen [...]. Das Langzeitgedächtnis ist weder der Vorrat expliziter Wissensinhalte, noch funktioniert es als ein Herbeizitieren von Auswendiggelerntem. Es arbeitet auch ohne genaue Datierungen, ohne dass Inhalte explizit aufgerufen und durch Reflexion geklärt werden. Dies gilt umso mehr, wenn es sich wie in diesem Fall, um Negativformulierungen handelt.⁷⁰⁹

Dass dieses implizite Wissen deutlichen Einfluss auf den jeweiligen Richtungssinn der Literaturwissenschaft ausübt, konnte an Beispielen aus verschiedenen Stadien der germanistischen Fachentwicklung verdeutlicht werden. Zu der Häufigkeit seines Auftretens in der Fachgeschichte, sozusagen in Reinform, kommt die flexible Übersetzbarkeit des Topos in verschiedene normative Debatten, wodurch sich seine Wirksamkeit gleichsam nochmals intensiviert. An den in regelmäßigen Abständen wiederkehrenden Diskussionen über die Sprache der Literaturwissenschaft lässt sich diese Übersetzbarkeit illustrieren und die Blickrichtung gleichsam wieder auf die jüngere Fachgeschichte verschieben.⁷¹⁰

⁷⁰⁷ Röcke: *Karl Rosenkranz*, a.a.O., S. 38.

⁷⁰⁸ Wilhelm Siegmund Teuffel: *Ueber die Hauptrichtungen in der heutigen classischen Alterthumswissenschaft*, in: ders.: *Studien und Charakteristiken zur griechischen und römischen sowie zur deutschen Literaturgeschichte*, Leipzig 1871, zit. nach: Wegmann: ‚*Wer von der Sache nichts versteht, macht Theorie.*‘ a.a.O., S. 522.

⁷⁰⁹ Wegmann: ‚*Wer von der Sache nichts versteht, macht Theorie.*‘, a.a.O., S. 525.

⁷¹⁰ Vgl. hierzu auch die in den vorhergehenden Kapiteln vorgestellten Reflexionen zur Sprache der Literaturwissenschaft.

8.3.4 Übersetzbarkeit des Topos

In seiner 1977 erschienenen Arbeit *Die Sprache der Literaturwissenschaft* präsentierte Harald Fricke die Ergebnisse seiner Untersuchung von 80 literaturwissenschaftlichen Aufsätzen, die im Zeitraum von 1965 bis 1973 publiziert wurden.⁷¹¹ In diesen Aufsätzen machte er insgesamt 16858 poetische Stilmittel ausfindig. Damit war der statistische Nachweis erbracht, dass sich die Literaturwissenschaftler in ihrer Rede über Literatur nicht zuerst um Klarheit und Präzision bemühten. Sah sich Fricke in der damaligen Zeit als ein berühmter Vertreter einer sprachanalytischen Theoretisierung der Literaturwissenschaft, die gegen eine „altmodische Germanistik“ aufbegehrte, entdeckte er den eigentlichen Übeltäter hinter der Sprachverirrung der Literaturwissenschaft wenige Jahre später im Dickicht der Theorie- und Methodendiskussion der 1970/80er Jahre: Dazu Harald Fricke: „Ich dünkte heute nicht im Traum daran, 20 Seiten einer Interpretation von Staiger oder selbst von Wiese (und gar erst zwei Seiten von Kayser oder Alewyn) gegen 200 oder mehr Seiten aus der Feder eines Kittler, Turk, Japp, Bolz oder Hörisch einzutauschen.“⁷¹² Mit der ‚Theorie‘, hier verstanden als die Gesamtmenge der Bücher und Texte von Jacques Derrida, Michel Foucault und anderen französischen Theoretikern, setzte sich eine Sprache in der deutschen Literaturwissenschaft fest, die nach dem Dafürhalten der Kritiker die Kommunikation über literarische Texte nicht nur ebenso sehr erschwerte wie die poetisch durchdrungenen Deutungen der „altmodischen Germanistik“, gegen die Fricke in seinen sprachanalytischen Untersuchungen noch anging. Vielmehr luden sich diese theoretischen Redeweisen zusätzlich noch die Schuld auf, von den Gegenständen des Fachs wegzuführen. Hinter den jargonkritischen Argumentationen, zu erinnern ist nochmals an Klaus Laermanns Polemik und Horstmanns Invektiven, scheint der topische Gegensatz von Theorie und Praxis durch:

Viele der heutzutage erscheinenden germanistischen Interpretationen wären in der Tat vor 20 Jahren nicht möglich gewesen [hier in Bezug auf einen Beitrag Jochen Hörischs J.S.] – nämlich niemals zur Veröffentlichung angenommen worden. Denn damals pflegten verantwortliche Herausgeber von wissenschaftlichen Reihen und Zeitschriften in der Regeln noch einen ‚druckreifen‘ Text von einem ‚publikationswürdigen‘ zu unterscheiden und nicht so leicht auf die Ersetzung von Sachkompetenz und mühevolem Forschungsaufwand durch blanke Chuzpe hereinzufallen.⁷¹³

⁷¹¹ Vgl. Harald Fricke: *Die Sprache der Literaturwissenschaft. Textanalytische und philosophische Untersuchungen*, München 1977. Vgl. zur Sprach- und Stilkritik an der Theorie auch den Abschnitt zur *Aktualität des Archäologischen* in der vorliegenden Arbeit.

⁷¹² Harald Fricke: *Methoden? Prämissen? Argumentationsweisen! Überlegungen zur Konkurrenz wissenschaftlicher Standards in der Literaturwissenschaft*, in: *Vom Umgang mit Literatur und Literaturgeschichte*, a.a.O., S. 211-225, hier S. 213.

⁷¹³ Fricke: *Methoden? Prämissen? Argumentationsweisen!*, a.a.O., S. 213.

Aus einer Kritik an der Sprache der Literaturwissenschaft wurde in kürzester Zeit eine Kritik an einer „theoretischen Überformung“ der Literaturwissenschaft, die maßgeblich aus der Aufnahme poststrukturalistischer Ideen resultierte. In vielen Punkten erinnert der Duktus, in dem die Diskussionen geführt wurden, an die Debatten aus der Frühphase der Germanistik. Auch dort führte die Kritik einer von den Gegenständen des Fachs abzielenden Interpretationspraxis über die Beanstandung der je wissenschaftlichen Seriosität des Vorgehens hin zu einer Diskreditierung des philologischen Ethos des ‚Theoretikers‘. Fachliche Beanstandung und moralische Problematisierung waren nicht mehr zu trennen. In diese Richtung weist Peter Wapnewski, wenn er den „nüchtern[en]“ und „neutral[en]“ studentischen Arbeiten der 50er und 60er Jahre die Texte der 80er und 90er Jahre als „Ausdruck einer kollektiven psychischen Deformation“ gegenüberstellt, deren Verfassern das „Maß der Angemessenheit“ abhandengekommen sei.⁷¹⁴ Ein stellenstrategisches Kalkül wollen Harald Fricke und Gerhard Schulz bei den Theorie-Befürwortern erkennen. Von philologischer Redlichkeit könne in diesem Zusammenhang nicht mehr die Rede sein, auch wenn die „ständige metonymische Schiefheit“ des Theorie-Diskurses vielleicht „zu Lehrstühlen“ ver helfe, „(wenn eine Universität nicht aufpa[sse])“. Der Weg zu „wissenschaftlichen Erkenntnissen“ bleibe hier jedenfalls versperrt.⁷¹⁵

Auch Gerhard Schulz sieht die Motivation zum „Jargon der Unverständlichkeit“ in den Bemühungen begründet, sich im „großen Konkurrenzkampf des Arbeitsmarktes“ zu behaupten „oder für den Weg zum höheren Ruhm, zu Stipendien, Einladungen, Berufungen und Preisen“ auf sich aufmerksam zu machen.⁷¹⁶ So sehr die frühen Vertreter der

⁷¹⁴ Peter Wapnewski: *Sprache, die über ihre Verhältnisse lebt*, in: *JDSG* 33 (1989), S. 436-441, hier S. 436f.

⁷¹⁵ Fricke: *Methoden? Prämissen? Argumentationsweisen!*, a.a.O., S. 223.

⁷¹⁶ Gerhard Schulz: *Jargon der Unverständlichkeit*, in: *JDSG* 34 (1990), S. 439-441, hier S. 440. In den Zusammenhang der Unternehmungen, die sich kritisch mit der Sprache (hierbei ist es hauptsächlich die Theoriesprache der Literaturwissenschaften) auseinandersetzen, gehören noch weitere Untersuchungen, von denen hier nur die wichtigsten zusammengetragen werden sollen. Auffällig ist, dass sich die sprachkritischen Untersuchungen um das Jahr 1990 häufen: Vgl. Gottfried Gabriel: *Fiktion und Wahrheit. Eine semantische Theorie der Literatur*, Stuttgart 1975; Helmut Arntzen: *Die Sprache der Literaturwissenschaft als Anpassungsversuch*, in: Albrecht Schöne (Hg.): *Kontroversen, alte und neue*, hier Bd. 11: *Zwei Königskinder? Zum Verhältnis von Literatur und Literaturwissenschaft*, Tübingen 1986, S. 129-137; Harald Fricke: *Suggestion statt Argumentation. Beobachtungen zu Wirkung literaturwissenschaftlicher Prosa*, in: ebd., S. 138-147; ders.: *Wie verständlich muss unsere Fachsprache sein? Die Humanwissenschaften zwischen Nachprüfbarkeit und Öffentlichkeitsanspruch*, in: ders.: *Literatur und Literaturwissenschaft. Beiträge zu Grundfragen einer verunsicherten Disziplin*, Paderborn 1991, S. 27-46; Walter Müller Seidel: *Wissenschaftssprache, Verwissenschaftlichung der Sprache, Sprachkultur*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 32 (1988), S. 3-6 [bei diesem Beitrag handelt es sich um den Eröffnungsbeitrag einer Debatte über die Sprachkultur in der Literaturwissenschaft, die sich über die Hefte 33 (1989) und 34 (1990) des Jahrbuchs erstreckt]; Klaus Laermann: *Die Lust an der Unklarheit und die Schmerzgrenzen des Verstehens. Dunkelheit als Erfolgsgrundlage in den Geisteswissenschaften*, in: *Wozu Literaturwissenschaft? Kritik und Perspektiven*, a.a.O., S. 80-101; Jürgen Fohrmann: *Über die (Un-)Verständlichkeit*, in: *DVJS* 68 (1994) H 2, S. 197-213; vgl. außerdem die Beiträge zu einer Kritik der literaturwissenschaftlichen Beschreibungssprache und Terminologie in den beiden folgenden Bänden: Christian Wagenknecht (Hg.): *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft. Akten des IX. Germanis-*

Germanistik bemüht waren, Karl Rosenkranz' Intention einer *Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter* auf die Verabsolutierung der philosophischen Zusammenhänge unter Vernachlässigung des literarischen Textes zu reduzieren und als Abfallen vom philologischen Ethos zu werten, so massiv schienen auch die Theorie-Kritiker der 1980/90er daran interessiert gewesen zu sein, die Relevanzsteigerung des Theoriediskurses als Verfehlung des eigentlichen Gegenstandes des Fachs zu werten. In beiden Fällen führt das kritische Hinterfragen der vorgebrachten Argumente zu Zweifeln an der sachlichen Stichhaltigkeit der kritischen Beiträge. Allein der Wille zum Bestehen im Kampf um berufliche Absicherung im akademischen Feld kann nicht als Argument gegen die Besetzung dieser oder jener theoretischen Position gebraucht werden. Hier liefert sich das philologische Ethos gleichsam selbst der wissenschaftsethischen Kritik aus. Hierzu bemerkt Claudia Albert zunächst ganz richtig: „Wenn Germanisten über die Sprache der Wissenschaft [zu ergänzen wäre hier auch: über Theorien und Sachen J.S.] sprechen, sprechen sie vor allem über Wahrheiten, die nie ganz ausgesprochen werden dürfen, über das ansonsten verdrängte Persönliche, über die eigenen Qualitäten und die Fehler der anderen.“

Albert unterschätzt jedoch die Wirksamkeit der unausgesprochenen Wahrheiten, und eine solche ist im Topos über den Gegensatz von Theorie und Praxis ja eingelagert, wenn sie meint, dass gerade das nicht Explizierte „zum einen die Attraktivität, zum anderen die Ergebnislosigkeit solcher Debatten“ auszeichnen.⁷¹⁷ Ergebnislos ist das Unausgesprochene insofern nicht, als dass es Unterscheidungen einführt, die die Bewältigung von Situationen der Unübersichtlichkeit und Unruhe ermöglicht. Würde das inoffizielle Wissen, das den Unterscheidungen zugrunde liegt, im Diskurs expliziert werden, würde es mit Sicherheit auch denen, die ihre Argumente darauf basieren, zweifelhaft erscheinen.

tischen Symposions der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Stuttgart 1989 (= A); *Vom Umgang mit Literatur und Literaturgeschichte. Positionen und Perspektiven nach der ‚Theoriedebatte‘*, a.a.O. (= B); Klaus Weimar: *Literatur, Literaturgeschichte, Literaturwissenschaft. Zur Geschichte der Bezeichnung für eine Wissenschaft und ihren Gegenstand*, in: A, S. 9-24; Gottfried Gabriel: *Wie klar und deutlich soll eine literaturwissenschaftliche Terminologie sein?*, in: ebd., 24-35; Werner Strube: *Sprachanalytisch-philosophische Typologie literaturwissenschaftlicher Begriffe*, in: ebd., S. 35-50; Lutz Danneberg: *Zwischen Innovation und Tradition: Begriffsbildung und Begriffsentwicklung als Explikation*, in: ebd., S. 50-69; Hans-Harald Müller: *Probleme des Anwendungsbereichs eines Definitionsprogramms in der Literaturwissenschaft*, in: ebd., S. 69-80; Wolfgang Ruttowski: *Der Geltungsbereich unserer literarischen Sachbegriffe*, in: ebd., S. 80-105; Hans-Heinrich Lieb: *Der Status der Literaturwissenschaft und ihrer Sprache*, S. 105-140; Siegfried J. Schmidt: *Literaturwissenschaft als argumentierende Wissenschaft*, München 1975; Siegfried J. Schmidt und Peter Finke: *Analytische Literaturwissenschaft*, Braunschweig 1984. Die Perspektive der analytischen Sprachphilosophie wurde in den Folgejahren noch weiterverfolgt und ausgebaut und erlebt seit kurzem wieder eine Renaissance, vgl. hierzu: Werner Strube: *Analytische Philosophie der Literaturwissenschaft. Definition, Klassifikation, Interpretation, Bewertung*, Paderborn 1993; Axel Spree: *Kritik der Interpretation. Analytische Untersuchungen zu interpretationskritischen Literaturtheorien*, Paderborn 1995; zum aktuellen Stand vgl. Simone Winko und Tilmann Köppe: *Analytische Literaturtheorie*, in: dies.: *Neuere Literaturtheorien. Eine Einführung*, a.a.O., S. 275-293; Tilmann Köppe: *Konturen einer analytischen Literaturtheorie*, in: *Derrida und danach?*, a.a.O., S. 67-85.

⁷¹⁷ Claudia Albert: *Szientifische versus literarische Rede über Literatur*, in: *Germanistik: Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung*, a.a.O., S. 138-150, hier S. 140.

8.3.5 Durchsetzungsfähigkeit

Dort wo dieses Wissen in komplexere Zusammenhänge übersetzt wird, kann es als Subtext präsent gehalten und verfügbar gemacht werden. Simplizität und Schematizität des Topos über den Theorie-Praxis-Gegensatz verbürgen durch ihre Formgebung geradezu seine kommunikative Leistungsfähigkeit:

[Der] Topos funktioniert in der wissenschaftlichen Kommunikation als ein Schema, aber genau das macht einen Gutteil seines kognitiven Potentials aus: Ein Schema kann als Extraktion aus dem Gedächtnis gerade nicht schematisch angewandt werden. Soll es zu einer sinnvollen Aussage werden, muss es erst auf die aktuelle Situation hin konkretisiert werden. Der Topos ist also nicht einfach das Zitat einer vergangenen Wahrheit: Was er sagt, kann – muss – immer wieder als neu erfahren werden.⁷¹⁸

Die Durchsetzungsfähigkeit des topischen Wissens verdankt sich der Kopplung des je immer schon Gewussten mit der Applikationsoffenheit der schematischen Form. Die Übersetzbarkeit des Topos in unterschiedliche Problembereiche literaturwissenschaftlicher Praxis befördert einerseits die Differenzierung, andererseits die Universalisierung dieses Wissens. Anders gesagt: Jede erfolgreiche Stiftung von Richtungssinn, erhöht den Wahrheitswert des Topos erheblich. Die je situationsbezogene Aktualisierung verdeckt die Simplizität des Schemas und entlastet von der Notwendigkeit des kritischen Hinterfragens oder Präzisierens. Es spricht vieles dafür, in diesem Topos eine der ‚Urszenen‘ der Literaturwissenschaft zu sehen. Als strukturelles Element dieses ‚Ur-Szenarios‘ lässt es sich in verschiedenen Stadien der Fachgeschichte lokalisieren. Als Fach mit wissenschaftlichem Anspruch kommt die Literaturwissenschaft nicht umhin, den Problemstellungskontrollen besondere Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. Als Disziplin im Verbund anderer geisteswissenschaftlicher Fächer im internationalen Kontext, kann sie sich dem Dialog über die eigenen Grenzen hinaus nicht versperren. Die Anforderungen, die an die Germanistik im Allgemeinen und die Literaturwissenschaft im Besonderen als traditionelles Bildungsfach gestellt werden, erzwingen Reaktionen auf sich verändernde gesellschaftliche Situationen und Bedürfnislagen. Generationswechsel und fachinterne Wissensrevolutionen führen zu Vielfalt und Pluralisierung. Dass der Topos den Philologen zusagt – zumal er die leidenschaftliche Neigung zur Literatur, die in der Etymologie der Selbstbezeichnung mitschwingt, herausstellt – verwundert daher nicht. Die traditionelle Wissenschaftsgeschichtsschreibung der Germanistik tut sich jedoch schwer damit, Formen des inoffiziellen Wissens systematisch zu beschreiben. Die methodischen Probleme, die sich dabei stellen, sind nicht zu vernachlässigen. Eine Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft, wie sie hier entworfen wurde, kann hier ihren sinnvollen Einsatz finden. Erste Studien sind verfügbar und auch die vorliegende Arbeit versteht sich als Plädoyer für eine Weiterentwicklung der angestoßenen Projekte. Zu beobachten ist aber auch, dass die Initiativen zur

⁷¹⁸ Wegmann: ‚*Wer von der Sache nichts versteht, macht Theorie.*‘, a.a.O., S. 525.

wissenschaftssoziologischen Analyse des literaturwissenschaftlichen Feldes regelmäßig zurückgefahren werden und die Wissenschaftsforschung bislang noch keinen letztlich sicheren Ort unter dem Dach der Germanistik gefunden hat. Sie teilt damit das Schicksal der Wissenschaftsgeschichte. Eine mögliche Ursache für die Ortlosigkeit könnte wiederum der Wirkungsmächtigkeit des Topos selbst geschuldet sein, dem sich die Wissenschaftsforschung als Gegenstand der Analyse zuwendet. Auch sie führt auf der Basis theoretischer Reflexion weg von den ‚Sachen‘ des Fachs. Dies aber nur, um den Umgang mit den Sachen selbst zu beschreiben und die Mechanismen offenzulegen, die zur Ausbildung von Richtungssinn stiftendem Wissen beitragen. Selbstaufklärung ist ein wichtiges Projekt, sie kann aber auch Irritationen provozieren. Vor allem dann, wenn die immer schon als gültig verbürgten Grundlagen des Fachs unsicher werden.

9. URGESCHICHTE DER THEORIE? ABSCHLIEßENDE BEMERKUNGEN

Dass *und* was in den vorangegangenen Kapiteln über ‚Theorie‘ geschrieben wurde, mag auf Widerstände unterschiedlicher Art stoßen. Wenn es ein Unbehagen erzeugt, hätte die vorliegende Arbeit ihre Intention durchaus nicht verfehlt. Denn die vorliegende Analyse setzte ihrerseits bei einem Unbehagen an der ‚Theorie‘ an. Es ist hinlänglich bekannt, dass Unbehagliches nicht behaglich werden muss, nur weil man es analytisch durchleuchtet.

Zum Gegenstand von Diskussionen und Kontroversen wurde die ‚Theorie‘ der Literaturwissenschaft nicht erst im 20. Jahrhundert. Seit der Integration der verschiedenen philologischen Initiativen in einen größeren disziplinären Zusammenhang stellt sie gewissermaßen den Dorn dar, der tief in den ‚philologischen Leib‘ eingedrungen ist und sich fortan nicht mehr herausziehen ließ. Wer genau der Philologie die Wunde zugefügt hat, an der die Literaturwissenschaft noch heute konjunkturell leidet, konnten die gepeinigten Kritiker der Theorie nicht ermitteln. Umso präziser benennen sie die Übeltäter der Gegenwart. Auf der Fahndungsliste stehen Namen wie Foucault, Derrida, Lacan, Deleuze, Barthes. Da die ‚Großen‘ der Theorie mittlerweile verstorben sind, wird der Haftbefehl auf ihre zahlreichen Adepten ausgedehnt. Über Namen schweigt man sich mittlerweile aus. Gemeint fühlen soll sich, wer Theorie zu seinem wissenschaftlichen Hauptgeschäft macht. Zwar müssen die ‚Ankläger‘ mittlerweile eingestehen, dass die Unart der Theorie weiter zurückzuverfolgen ist als bis zum Jahr 1960.⁷¹⁹ Für sie steht aber dennoch fest, dass die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts das Zeitalter der bislang tückischsten theoretischen Heimsuchung war:

Wer sich die Institutionalisierung, Professionalisierung und Proliferation der Theorie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor Augen führt und nicht die rosarote Brille des Parteigängers trägt, wer die Deformationen wahrnimmt, die die Entwicklung in den beiden zunehmend aggressiv-solipsistischen Lagern der Autoren und Metatexter ausgelöst hat, wer schließlich das fast unausweichliche Scheitern des guten Willens bei individuellen Vermittlungsversuchen verfolgen konnte, dem mag nicht nur in schwachen Momenten angst und bange werden. So gebiert die Realität, an sich schon schlimm genug, neue Schreckensbilder. Ein rhizomatisches Wuchern zeichnet sich [...] ab, ein pausenloses frenetisches Ausdenken und Aushecken, bis die Literatur zum hingestreckten, sagenhaften, ganz im Dornengestrüpp der Theorien verkapselten Dornröschen geworden ist, das [...] vergeblich auf den es wachküssenden Prinzen wartet.⁷²⁰

⁷¹⁹ Vgl. zum Beispiel Heinz Schlaffer: *Poesie und Wissen*, erw. Ausgabe, Frankfurt a.M. 2005.

⁷²⁰ Horstmann: *Ausgewiesene Experten*, a.a.O., S. 105. Horstmanns Polemik wurde in dieser Arbeit ausführlich zitiert. Dies auch deshalb, weil Horstmanns Kommentar zu den stilistisch raffiniertesten Theorieschelten in deutscher Sprache zählt. Der ästhetische Aspekt von Theoriekritiken wurde hier nicht weiter berücksichtigt. Die vielfältigen Beispiele, die in der vorliegenden Arbeit gebracht wurden, lassen aber erahnen, dass sich eine solche Untersuchung lohnen würde.

Es wurde schon angedeutet: Der forcierte Gegensatz von Theorie und Praxis, von Weltfremdheit und Realitätsnähe, von Sachwissen und Abstraktion oder von adäquater Erfassung des literaturwissenschaftlichen Gegenstandes und seiner Verfehlung, der in den Theoriekritiken eine fundamentale Rolle spielt, ist wesentlich älter als es die erhitzten Kommentare des späten 20. Jahrhunderts suggerieren. Die Tradition dieses Konfliktes gilt es auch tunlichst zu verschweigen, wenn die Beschreibung des prekären Ist-Zustandes nicht an Überzeugungskraft einbüßen soll. Eines ist nämlich dringend erforderlich, um die Klage über die Theorie vital halten zu können: die Referenz auf bessere Zeiten. Für das Feld der germanistischen Literaturwissenschaft konnte gezeigt werden, dass es mit den ‚besseren Zeiten‘ wiederum ‚schlecht‘ aussieht. Fachgeschichtlich lassen sich Phasen einmütiger ‚Theorielosigkeit‘ kaum verifizieren. Und dennoch hält sich die Theorieskepsis hartnäckig. Bevor die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit resümiert werden, soll ein letztes Schlaglicht auf das prekäre Phänomen ‚Theorie‘ geworfen werden. Wenn sich der sachliche Vorrang der Praxis vor der Theorie schon nicht aus der Geschichte der Literaturwissenschaft selbst begründen lässt, so doch vielleicht abschließend aus einer Episode der allgemeinen Geschichte des abendländischen Denkens, und es hat den Anschein, als könne man hier durchaus fündig werden.

Die Figur des an praktischen Fragen scheiternden ‚Theoretikers‘ ist im kulturellen Gedächtnis der westlichen Zivilisation fest verankert. Bilder des weltabgewandten, verschrobenern Gelehrten haben nach wie vor ihren Platz im Haushalt kulturell-gesellschaftlicher Deutungsmuster. Nicht zuletzt finden sie sich in der Literatur wieder. Eine Fülle an Texten illustriert die Unzulänglichkeit theoretischer Lebensformen im Kontrast zur lebenspraktisch-pragmatischen Intelligenz. Nicht immer müssen die kauzigen Theoretiker durch an Universitäten tätige Wissenschaftler repräsentiert werden. Der homo theoreticus ist auch abseits des akademischen Kontextes eine beliebte Figur. In Wilhelm Genazinos Romanen⁷²¹ etwa wird den meist monologisierenden Figuren die Eingeschlossenheit in ihre theoretische Existenz zum existenziellen Problem. Sie gelangen über den permanent reflexiven Blick auf die Welt nicht hinaus. Ihr Schicksal ist es, kontinuierlich abstrakte Bedeutsamkeit zu produzieren. Weitaus häufiger bevölkern aber schließlich doch die entrückten Professoren und schrulligen Philosophen das literarische Tableau. Das abweichende Verhalten des Gelehrten kann dabei von der harmlosen Versponnenheit schnell in andere Extreme umschlagen. So sind es nicht selten der Theorie nachhängende Wissenschaftler, vorzugsweise männliche Germanisten, die in den Universitätsromanen der Nachkriegszeit auf- und, in zumeist unangenehmster Weise, abtreten.⁷²² Die Begleiter-

⁷²¹ Vgl. zum Beispiel den Reflexionsroman *Ein Regenschirm für diesen Tag*, München 2001.

⁷²² Vgl. etwa Gilbert Adair: *Der Tod des Autors*, Zürich 1997; Dietrich Schwanitz: *Der Campus*, Frankfurt a.M. 1995; Thea Dorn: *Berliner Aufklärung*, 5. Aufl. 2000. Zur Forschungslage vgl. Ronald Dietrich: *Der Gelehrte in der Literatur. Literarische Perspektiven zur Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems*, Würzburg 2003; Victoria Stachowicz: *Universitätsprosa. Die Selbstthematisierung des wissenschaftlichen Milieus in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts*, Trier 2002; Ulrike Dubber: *Hochschule und Gesellschaft im Universitätsroman der Nachkriegszeit. Ein Beitrag zur Gattungsbestimmung*, Würzburg

scheinungen ihrer theoretischen Existenzweise sind leidlich: Von Kündigung, Nervenkl-
nik, der Verdächtigung der sexuellen Belästigung junger Studentinnen, „Penisschmerzen“,
„Genitalkrämpfe[n]“ oder „Unterleibsmigräne“ bis hin zur hinterhältigen Ermordung
bleibt dem modernen ‚gelehrten Narr‘ kaum eine leidvolle Erfahrung erspart.⁷²³ Das in
jeglicher Hinsicht schmerzliche Scheitern ist Ausdruck der Verfehlung der ‚Wirklichkeit‘.

Im kulturellen Bewusstsein der Gesellschaft ist der homo theoreticus eine problemati-
sche Gestalt. Seine Existenz scheint nicht selbstverständlich.⁷²⁴ Im besten Fall stiftet er
noch Anlass zu Spott und Gelächter. Alexander Košenina hat die zahlreichen Gelehrten-
satiren seit der Aufklärung gesichtet und damit dem in Deutschland lange Zeit vernachläs-
sigten Genre der ‚Universitätsliteratur‘ eine reichhaltige Vorgeschichte verschafft. Dass den
welt- und gegenwartsfremden Theoretikern ein eigenes Kapitel gewidmet wird, kann nun
kaum mehr überraschen:

Innerhalb der Gelehrtenzunft sind seit je zwei Gruppen besonders hervorgehoben und den
beiden wichtigsten Charakteristika der Erudition zugeordnet worden: Philosophen als Meister
der Weltfremdheit und Philologen als Hauptvertreter der Pedanterie. Kaum zufällig beginnt
die Geschichte der abendländischen Gelehrten satire mit dem Philosophen Thales von Milet,
den Platon im Dialog *Theaetetus* in eine Grube stürzen lässt, weil seine Augen und sein Geist auf
den gestirnten Himmel über ihm gerichtet sind. Diesen Sündenfall des theoretischen Bewusst-
seins, den die herumstehenden thrakischen Mägde mit schallendem Gelächter beantworten,
hat die Philosophie bis heute nicht überwunden. Der Common sense stellt das theoretische,
metaphysische Bewusstsein unter den Verdacht, den praktischen Anforderungen der Welt
nicht genügen zu können und im schlimmsten Falle lächerlich zu werden.⁷²⁵

Weltabgewandtheit und das Versagen in Belangen des praktischen Lebens, dies sind noch
die harmlosesten Attribute, gegen deren Zuschreibung sich schon die griechischen Philo-
sophen seinerzeit kaum zu wehren vermochten. Aristophanes’ Komödie *Die Wolken* oder
auch Lukians *Der Verkauf der Philosophischen Secten* legen ein eindringliches Zeugnis der
Reichweite derartiger Theoretikerschelten ab. Nun spricht Košenina aber ausdrücklich
auch vom Philologen als lächerliche Figur. Dieser stehe dem Philosophen hinsichtlich des
virulenten Verlusts an Wirklichkeitssinn keineswegs nach:

Der Vorbehalt gegen die Philologie führt zum gleichen Resultat, hat aber entgegengesetzte Ur-
sachen. Während der auffliegende philosophische Geist den Boden unter den Füßen zu verlie-
ren droht, weist das philologische Handwerk tief in die Erde hinein und verscharrt beim Gra-

1997; Christin Galster: *Literaturtheorie und Wissenschaftsbetrieb im britischen Universitätsroman. Cam-
pus novels von David Lodge, Malcolm Bradbury und A. S. Byatt*, Regensburg 1997.

⁷²³ Die Hauptfigur Wolfram Schöllkopf, ein Privatdozent für neuere deutsche Literatur, in Hermann
Burgers Roman *Die künstliche Mutter* (Frankfurt a.M. 1982) weicht in jeder Hinsicht vom halbwegs
Erträglichen ab. Was die Mehrheit der deutschen Universitätsromane betrifft ist anzumerken, dass sie
von Akademikern verfasst wurden. Die Leidensgeschichte der Protagonisten wirkt insofern auch ein
Schlaglicht auf den Wissenschaftsbetrieb der Gegenwart.

⁷²⁴ Vgl. hierzu Sloterdijk: *Scheintod im Denken*, a.a.O.

⁷²⁵ Alexander Košenina: *Der gelehrte Narr. Gelehrten satire seit der Aufklärung*, Göttingen 2003, S. 225.

ben jeden Gedanken in den riesigen Bergwerken der Überlieferung. Der Philosoph strebt in die Lüfte und zum Licht, der Philologe hingegen in die Tiefen und Dunkelheiten, beide verlieren dabei die Wirklichkeit aus dem Blick.⁷²⁶

Das Material, das Košenina bereithält, um die ‚lächerlichen‘ Philologen vorzuführen, ist umfassend. Man muss freilich hinzufügen, dass in der Summe die Lächerlichkeit der Philosophen und somit auch die Lächerlichkeit der Theorie eindeutig die stärkeren Deutungsmuster sind.⁷²⁷ Die Lächerlichkeit des Theoretikers überstrahlt die Pedanterie des mikrologisch verfahrenen Wortliebhabes bei weitem. Dass der ‚Sündenfall des theoretischen Bewusstseins‘ den philologischen Detailwahn überragt, mag auch mit dem anekdotischen Gehalt zu tun haben, der dem Spott über den stürzenden philosophischen Theoretiker eingeschrieben ist. Häufig sind es gerade die unsicheren Formen des Wissens, die selbst in rationalistischen Kontexten eine große Wirkungsmacht entwickeln. Und so ist es auch nicht zufällig eine Anekdote, die von der ‚Urszene‘ berichtet, in der sich die ‚Theorie‘ der Lächerlichkeit erstmals preisgab.

Hans Blumenberg hat dieser Szene ein für seine Verhältnisse schmales Buch gewidmet. In *Das Lachen der Thrakerin* zeichnet er die *Urgeschichte der Theorie* und ihre Rezeption in der Philosophiegeschichte nach. Theorie, so Blumenberg, „ist etwas, was man nicht sieht“.⁷²⁸ Es lässt sich lediglich ihre „Außenseite als Verrichtung“ beobachten, die „[e]inem in ihre Intentionalität nicht Eingeweihten [...] rätselhaft [...], anstößig oder sogar lächerlich erscheinen“ muss.⁷²⁹ Theoretiker legen ein fremdartiges Verhalten an den Tag. Thales von Milet und mit ihm der platonische Sokrates sind Blumenberg unter den Philosophen die ‚Urexoten‘. Košenina hat bereits auf die Bedeutung der Anekdote vom Sturz des Philosophen und dem Gelächter der Mägde für die Ausprägung spezifischer Deutungsmuster theoretischer und dann akademischer Lebensformen hingewiesen. Seine Referenz ist Blumenbergs Buch.⁷³⁰ Blumenberg erkennt in der besagten Passage aus Platos *Theaetetus* eine Schlüsselszene der philosophischen Theoriebildung, die für die weitere Geschichte der „reinen Theorie“ bestimmend bleiben sollte. Seit der Verunfallung des Thales steht „die Existenzberechtigung der reinen Theorie [...] immer wieder in Frage“.⁷³¹ Blumenbergs Interpretation dieses Ausschnittes greift dem Theorie-Praxis-Gegensatz voraus, der sich als

⁷²⁶ Ebd.

⁷²⁷ Vgl. als Beleg für die Durchsetzungsfähigkeit des Deutungsmusters etwa Manfred Geier: *Worüber kluge Menschen lachen. Kleine Philosophie des Humors*, Reinbek 2007. Bis in den populärwissenschaftlichen Bereich hinein, wird die Lächerlichkeit philosophischer Theorie kommuniziert. Siehe auch Renate Dürr und Hans Lenk: *Und ewig lacht die thrakische Magd. Eine Einführung in die theoretische, die angewandte und die Meta-Jokologie*, Münster 2002.

⁷²⁸ Hans Blumenberg: *Das Lachen der Thrakerin. Eine Urgeschichte der Philosophie*, Frankfurt a.M. 1987, S. 9. Zuerst hat Blumenberg seine Argumentation entwickelt in: *Der Sturz des Protophilosophen. Zur Komik der reinen Theorie – anhand einer Rezeptionsgeschichte der Thales-Anekdote*, in: Wolfgang Preisendanz und Rainer Warning (Hg.): *Das Komische*, München 1976, S. 11-67.

⁷²⁹ Ebd.

⁷³⁰ Vgl. Košenina: *Der gelehrte Narr*, a.a.O., S. 224.

⁷³¹ Blumenberg: *Das Lachen der Thrakerin*, a.a.O., S. 25.

Topos in den literaturwissenschaftlichen Selbstbeschreibungen wiederfinden lässt. Kurz gesagt: In seiner Deutung ist die Praxis der Theorie eindeutig überlegen. Findet sich hier nun etwa schließlich doch *ein* Grund, auf dem der Vorrang der Praxis gegenüber der Theorie sich langsam hat entfalten können? Ist die Theorie schon in ihrer Urszene der Praxis unterlegen und die Einstellungen zur theoretischen Existenz in Wissenschaft und Lebenswelt demnach lediglich eine konsequente Entfaltung dieses ‚ursprünglichen‘ Moments? Die Frage, so wie sie hier gestellt ist, muss schon aus sich selbst heraus Widerspruch provozieren. Sie lässt sich außerhalb der spezialisierten Philosophiegeschichte sachlich kaum angemessen beantworten. Aber wie schon mit Blick auf die vermeintliche ‚Urgeschichte‘ der Literaturwissenschaft, so steht auch hier die sachliche Wahrheit der Deutung nicht zur Debatte. Es geht um die Eignung dieser ‚urszenischen‘ Interpretation zur Organisation aktueller theoretischer Problemlagen. Vom Ansatzpunkt der vorliegenden Arbeit aus besehen, prädestiniert die anekdotische Form der Überlieferung die Verhältnisbestimmung geradezu zur Grundierung moderner wissenschaftlicher Selbstverständigungen. Die Referenzierung wurde vielfach legitimiert: „Die sicherste allgemeine Charakterisierung der philosophischen Tradition Europas lautet, daß sie aus einer Reihe von Fußnoten zu Platon besteht.“⁷³² Kaum jemand hat die Theoriegeschichte des Abendlandes intensiver durchdrungen als Blumenberg. Es lohnt sich also, genauer hinzusehen.

In besagtem Dialog lässt Platon seinen Sokrates eine Fabel Äsops auf den ‚Protophilosophen‘ Thales von Milet übertragen. Nach dem berühmten Sturz in den Brunnen, den Thales aufgrund seiner Himmelsbeobachtung schlichtweg übersehen hatte, wird er von einer thrakischen Dienstmagd verspottet.⁷³³ Der platonische Sokrates erzählt die Anekdote in dem bekannten großen Exkurs in der Mitte des Dialogs, in dem die Lebensform des Philosophen und des Rhetors einander kontrastiv gegenübergestellt werden. Platons Charakterisierung der beiden Positionen ist geläufig. Der Philosoph gilt als frei von den Zwängen, denen sich der Rhetor ausgesetzt sieht: dem Zwang der Zeit, der Selbstbehauptung und der Meinung der Menge. Betrachtet man die Thales-Anekdote in diesem Zusammenhang, so ist die Rollenverteilung klar zu erkennen. Thales repräsentiert den Philosophen, wohingegen die Magd als Platzhalterin der sophistischen Rhetoren zu gelten hat. Dass der stürzende Thales und mit ihm die ‚Theorie‘ in der Anekdote der Lächerlichkeit nicht völlig entbehren, ist kaum bestreitbar. Auch geht es Platon jedenfalls nicht darum, die Lächerlichkeit des Philosophen oder der Rhetoren zu leugnen. Beide sind davon nicht frei. Die je

⁷³² Alfred N. Whitehead: *Prozeß und Realität: Entwurf einer Kosmologie*, Frankfurt a.M., 1987, Teil II, Kapitel 1, Abschnitt 1. Vgl. hierzu: Christoph Kann: *Fußnoten zu Platon. Philosophiegeschichte bei A. N. Whitehead*, Hamburg 2001.

⁷³³ Blumenberg zitiert folgendermaßen nach: Plato, Theaetet 174 AB, in der Übersetzung Martin Heideggers: *Die Frage nach dem Ding*, Tübingen 1962, S. 2: „So erzählt man sich von Thales, er sei, während er sich mit dem Himmelsgewölbe beschäftigte und nach oben blickte, in einen Brunnen gefallen. Darüber habe ihn eine witzige und hübsche thrakische Dienstmagd ausgelacht und gesagt, er wolle da mit aller Leidenschaft die Dinge am Himmel zu wissen bekommen, während ihm doch schon das, was ihm vor der Nase und den Füßen läge, verborgen bleibe. [...] Derselbe Spott aber paßt auf alle diejenigen, die sich mit der Philosophie einlassen.“ [S. 13f.]

spezifischen Formen der Lächerlichkeit sollen vielmehr ins Verhältnis gesetzt werden. Heinrich Niehues-Pröbsting hebt diesen Aspekt für das Verständnis der Anekdote im Gesamtkontext des Dialogs hervor: „Sinn der Episode [...] ist es, in der Gegenüberstellung von philosophischer und rhetorischer Selbstverkenning und Lächerlichkeit die rhetorische als die schlimmere und lächerlichere zu erweisen. Aus diesem Zusammenhang heraus muss die Thales-Anekdote verstanden werden; daraus gelöst, wird sie missverständlich.“⁷³⁴ Blumenberg, es wurde schon darauf hingewiesen, kommt zu einem anderen Ergebnis. Der große Meister der abendländischen Theoriegeschichte hat sich hier im besten Wortsinn ‚verlesen‘.⁷³⁵ Dass es nunmehr die philologische Lektüre des *Theaitetos* ist, die der Theorie zu ihrem von Platon intendierten, rechtmäßigen Vorrang verhilft, ist nicht ohne Ironie. Niehues-Pröbsting kann detailliert nachweisen, wie Blumenberg über wichtige Hinweise im Text hinweggeht. Zwei ‚Verlesungen‘ können herausgegriffen werden. Über den Rhetor sagt der platonische Sokrates Folgendes: „So wird er zum Gespött – zwar nicht bei Thrakerinnen oder anderem ungebildeten Volk (denn die merken’s ja nicht!) –, wohl aber bei all denen, die das Gegenteil einer Sklavenerziehung genossen haben.“⁷³⁶ Blumenberg aber bezieht diesen Satz auf den Philosophen. Damit verkehrt sich die ursprüngliche Aussage in ihr Gegenteil. Es ist nun der Theoretiker, der sich unter den Augen des gebildeten Publikums zum Gespött macht. Hinzu kommt, dass Blumenberg, wie Niehues-Pröbsting anmerkt, die Todesanspielungen und die Beziehungen zum Prozess des Sokrates unberücksichtigt lässt. „Blumenberg verkennt die Situation, in der das Hauptgespräch [...] stattfindet, weil er die [...] Bemerkungen dazu übersieht. Er unterscheidet zwei Perspektiven: die des literarischen Sokrates im Dialog einerseits sowie die des Autors und seiner Leser andererseits.“⁷³⁷ Da der literarische Sokrates sein Ende noch nicht habe absehen können, belustigt er sich über die theoretische Existenzweise des Thales. Wüsste er bereits von seinem bevorstehenden Leid, so erschienen ihm die Konsequenz des problematischen Realitätsbezugs des Thales fraglos nicht mehr komisch. Diese Lesart lässt sich nur halten, wenn die vorhandenen Hinweise auf den bevorstehenden Prozess und die Möglichkeit der Strafe durch Tod vernachlässigt werden. Blumenberg hat sie dann auch tatsächlich ausgeblendet.

Dass Blumenbergs Lektüre in diesem Fall problematisch ist, liegt auf der Hand. Noch verwunderlicher ist aber, dass er auch noch daran festhielt, nachdem er bereits in der Folge der Publikation der ersten Textfassung seiner Urgeschichte auf die ‚Verlesung‘ aufmerksam gemacht wurde.⁷³⁸ Es ist schwer vorstellbar, dass er die faktische Komposition des Dialogs

⁷³⁴ Heinrich Niehues-Pröbsting: *Platonverlesungen. Eigenschatten und Lächerlichkeit*, in: Franz Josef Wetz und Hermann Timm (Hg.): *Die Kunst des Überlebens. Nachdenken über Hans Blumenberg*, Frankfurt a.M. 1999, S. 341-369, hier S. 367.

⁷³⁵ Vgl. hierzu auch die knappe Erwähnung bei Franz Josef Wetz: *Hans Blumenberg zur Einführung*, Hamburg 2004, S. 190: „Blumenberg glaubt nun, dass Platon den weltabgekehrten Theoretiker als peinliche Figur habe vorführen wollen. Das ist falsch.“

⁷³⁶ Platon, *Theaitetos*, 175 d, zitiert bei Blumenberg: *Der Sturz des Protophilosophen*, a.a.O., S. 13.

⁷³⁷ Niehues-Pröbsting: *Platonverlesungen*, a.a.O., S. 365.

⁷³⁸ Vgl. ebd., S. 362.

und die Stellung der Anekdote nicht erkannt hat. Vielmehr scheint es, dass Blumenberg die lebensweltliche Rhetorik gegen die ‚reine Theorie‘ des platonischen Sokrates ganz bewusst ausspielt. In der Organisation der Weltverhältnisse des Menschen sind die sokratischen Ideale für Blumenberg unerreichbar. Die Rhetorik sichert hingegen den Bezug zur Lebenswelt sowie die gleichsam sich vollziehende sprachlich-metaphorische Distanzierung von deren existenzieller Unzumutbarkeit. Die Fehldeutung der Thales-Anekdote ist nicht die einzige ‚Verlesung‘, die Blumenberg beim Studium der platonischen Philosophie unterläuft. Ihm deshalb Oberflächlichkeit oder Unkenntnis zu unterstellen, verbietet sich freilich. Der Aufwand, den er betreibt, um seine Lesart zu stützen, ist beachtlich.⁷³⁹ Seine Lebensphilosophie menschlicher Selbstbehauptung fordert die Uminterpretation der theoretischen Urszene geradezu ein: Die „Fehldeutung ergibt sich gewissermaßen aus [Blumenbergs J.S.] Philosophie [...]“⁷⁴⁰ Der ‚theoretischen‘ Deutung der Theorie steht die philologische Lesart gegenüber. Wo Blumenberg bemüht ist, der im rein Theoretischen gefangenen Existenzweise den Spott nicht nur der lebenspraktisch verständigeren und dazu noch hübschen thrakischen Magd, sondern auch denjenigen Platons unterzuschieben, muss die Philologie Widerspruch einlegen. Was auf die spätere Rezeptionsgeschichte der Anekdote durchaus zutrifft, stellt sich im *Theaetet* noch anders dar. Der Theoretiker mag in seinem exotischen Verhalten exzentrisch erscheinen, das letzte Wort, oder vielmehr das letzte Lachen, gebührt dennoch ihm.

In der Wahrnehmung von Blumenbergs umfangreichem Oeuvre spielt die Auseinandersetzung mit der platonischen Anekdote eher eine diskrete Nebenrolle.⁷⁴¹ *Das Lachen der Thrakerin* hat selbst anekdotische Funktion erlangt. Das schmälert die Wirksamkeit des Buchs jedoch keineswegs. Im Gegenteil: Dort, wo der Vorrang des Praktischen gegenüber der theoretischen Abstraktion begründet werden soll, findet sich in aller Regel ein Verweis auf Blumenbergs ‚prekäre‘ Deutung der theoretischen Urszene. Für die vorliegende Arbeit ist die Beobachtung der Blumenberg’schen ‚Theorieverlesung‘ in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich. Zunächst einmal liefert Blumenbergs Buch einen weiteren Beleg dafür, wie die Profilierung spezifischer Positionen über den Rekurs auf Ursprungsszenarien stabilisiert werden kann. Blumenberg will eigentlich demonstrieren, wie Platon den literarischen Sokrates in die theoretische ‚Urgeschichte versetzt‘ und ihn in seinem Sinne argumentieren lässt. Damit findet Blumenberg aber zugleich *einen* für seine eigene Philosophie nötigen Ursprung. Die Leistung der Philosophie erkennt Blumenberg vor allem in der Erhellung der Mechanismen, die dem Menschen eine zumindest zeitweilige „Entlastung vom Absoluten“ ermöglichen:

⁷³⁹ Vgl. Niehues-Pröbsting: *Platonverlesungen*, a.a.O., S. 363. Siehe hier auch die genaue Analyse zur Missdeutung des Höhlengleichnisses.

⁷⁴⁰ Wetz: *Blumenberg*, a.a.O., S. 190f.

⁷⁴¹ Vgl. die ausführlichere Darstellung bei Philipp Stoellger: *Unsichtbarkeit der Theorie und die Sichtbarkeit des Theoretikers. Zum Streit um die Lebensweltnähe der Theorie*, in: ders.: *Metapher und Lebenswelt. Hans Blumenbergs Metaphorologie als Lebenswelthermeneutik und ihr religionsphänomenologischer Horizont*, Tübingen 2000, S. 282-302.

[D]ie Menschen halten das Leiden der Welt nicht aus und versuchen es darum – durch die von den Griechen gleichzeitig mit der Tragödie erfundenen ‚Theorie‘ – über den Blick auf den fernen faszinierenden Kosmos zu vergessen; aber dieser faszinierende Kosmos erweist sich – nach dessen kopernikanischer Entzauberung – als abweisende Wüste, von der die Menschen sich ihrerseits entlasten müssen durch Zustimmung zur Erde als Oase in dieser Wüste, zur Erde als menschlicher Lebenswelt.⁷⁴²

In dem Maße, in dem die ‚reine‘ Theorie ihre entlastende Wirksamkeit einbüßte, wurde sie gleichsam zur bedrohlichen Last. Die exzentrische Erkenntnisweise hat sich in dem Moment der Peinlichkeit preisgegeben, in dem die Orientierung am Kosmischen obsolet wurde. An die Stelle der reinen Theorie traten andere Modi der Organisation von Welt- und Selbstverhältnis. Einer dieser Verhältnisweisen hat Blumenberg sein bekanntestes Buch gewidmet, dem Mythos.⁷⁴³ Die ‚Theorie‘ wird zum Kontrapunkt der Lebenswelt. Die Begründung dieser Stellung aus Blumenbergs Lektüre des platonischen *Theaetetus* bleibt jedoch prekär.

In ganz ähnlicher Weise ambivalent bleibt auch der Status der ‚Theorie‘ in der Literaturwissenschaft. In der vorliegenden Arbeit wurde der Versuch unternommen, dem ‚theoretischen‘ Problembewusstsein der germanistischen Literaturwissenschaft auf den Grund zu gehen. Um einen Eindruck von den literaturwissenschaftlichen Thematisierungsweisen der ‚Theorie‘ vermitteln zu können, wurde zunächst eine ganze Reihe unterschiedlich gefärbter Texte vorgestellt. Den eigentlichen Ausgangspunkt der Untersuchung bildete somit eine Beobachtung *von* Theoriebeobachtungen. Anhand verschiedener Kommentare zum Theoriediskurs der Literaturwissenschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde herausgearbeitet, dass sich das Spannungsverhältnis zur Theorie einem komplexen Amalgam aus systematischer Unsicherheit und sozialer Dimensionierung verdankt.

Bemängelt wird einerseits die notorische Unterbestimmtheit des Begrifflichen, die innerhalb der Literaturwissenschaft zu einer inflationären Zirkulation von ‚Theorie‘ geführt habe, ohne dass dabei klar wäre, was mit Theorie jeweils genau bezeichnet wird. Das *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* kann diese Einschätzung zunächst bestätigen. Einen Eintrag zur ‚Theorie‘ sucht man vergeblich, der Eintrag zur ‚Literaturtheorie‘ ist mit deutlichem Vorbehalt formuliert. Literaturtheorie ist hier „ein Sammelbegriff für Theoriemodelle, die sich mit der Produktion, Beschaffenheit, Rezeption und Funktion von Literatur befassen – sowie als Metatheorie – den historischen und systematischen Stellenwert solcher Modelle untersuchen“. Der wissenschaftliche Status „der zahlreichen literaturtheoretischen Modelle“ ist dabei noch ungeklärt.⁷⁴⁴ Berücksichtigt man die allgemeine Forschungslage, so muss das beklagte systematische Defizit der literaturwissenschaftlichen Theoriebildung aber differenziert betrachtet werden. Vor diesem Hintergrund stellt sich

⁷⁴² Odo Marquard: *Entlastung vom Absoluten*, in: *Die Kunst des Überlebens*, a.a.O., S. 17-28, hier S. 20f.

⁷⁴³ Vgl. Hans Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, Frankfurt a.M. 1979.

⁷⁴⁴ Peter V. Zima und Friedmann Harzer: *Literaturtheorie*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 2, a.a.O., S. 482-485, hier S. 482f.

grundsätzlich die Frage, ob ein solches Defizit faktisch überhaupt besteht. Es lassen sich in der Literaturwissenschaft immer wieder Bemühungen nachweisen, jene im fachsprachlichen Gebrauch oftmals unreflektiert verwendeten Begriffe wie Theorie, Methode und Ansatz⁷⁴⁵ zu präzisieren, Vorschläge zu einer Regulation der interpretatorischen Tätigkeit⁷⁴⁶ zu unterbreiten oder grundsätzliche Neubestimmungen theoretischer Art durchzuführen.⁷⁴⁷ Zuletzt haben Simone Winko und Tilmann Köppe den Versuch unternommen, den Begriff der ‚Literaturtheorie‘ mit Hilfe der Einbeziehung „wissenschaftstheoretischer Standards“ als Rekonstruktionsschema systematisch auszuformulieren. Sie entwerfen hierfür einen Kriterienkatalog, der eine Abgrenzung von im engeren Sinne literaturtheoretischen Aussagezusammenhängen und anderen „Typen literaturbezogener Reflexionen“ erlaubt.⁷⁴⁸ An Systematisierungs- und Präzisierungsversuchen besteht also scheinbar kein Mangel.

Trotz des vergleichsweise breiten Angebots an begrifflichen Präzisierungsvorschlägen, ist man in der allgemeinen Selbstverständigung dennoch nicht wesentlich vorangekommen. Die Initiativen zur verbindlichen analytischen Bestimmung literaturwissenschaftlicher Grundbegriffe konnten sich bislang nur in sehr begrenztem Umfang durchsetzen. Klärungsangebote einer analytischen Literaturtheorie, die sich seit wenigen Jahren wieder als Arbeitsfeld konsolidiert,⁷⁴⁹ werden aufgrund der als zu massiv wahrgenommenen Formalisierungstendenzen und dem Beharren auf Exaktheitsansprüche meist zurückgewiesen. Eine analytische Bestimmung literaturwissenschaftlicher Begriffe scheint mit den hermeneutischen Prämissen einer historischen Textwissenschaft nicht vereinbar, die Reglementierung des interpretatorischen Verfahrens wird der Eigenart des Gegenstandes nicht gerecht. Was die Literaturwissenschaft an den Klärungsversuchen der analytischen Methoden kritisiert, lässt sich jedoch schlechterdings nicht ohne Regressverdacht gegen die Theorie selbst wenden. Eine verbindliche, wissenschaftstheoretische Präzisierung des Theoriebegriffs erfordert Verknappungen, die die Literaturwissenschaft – so muss man die Reaktionen auf unterschiedliche Formalisierungsversuche wohl bewerten – nicht zu tragen bereit ist. Eine Kritik an der ‚Theorie‘ auf der Grundlage systematischer Ansprüche erweist sich daher als wenig konsistent. Will die Literaturwissenschaft als Wissenschaft gelten, muss sie

⁷⁴⁵ Vgl. hierzu Siegfried J. Schmidt: *Bemerkungen zur Wissenschaftstheorie einer rationalen Literaturwissenschaft*, in: ders.: *Zur Grundlegung der Literaturwissenschaft*, München 1972, S. 41-65; Karl Eibl: *Kritisch-rationale Literaturwissenschaft. Grundlagen zur erklärenden Literaturgeschichte*, München 1976.

⁷⁴⁶ Vgl. Axel Spree: *Kritik der Interpretation. Analytische Untersuchungen zu interpretationskritischen Literaturtheorien*, Paderborn 1995; Thomas Anz und Michael Stark: *Literaturwissenschaftliches Interpretieren als regelgeleitetes Verhalten. Kritische Anmerkungen zu einem wissenschaftstheoretischen Projekt*, in: *DVjs* (51), S. 272-299; Oliver Jahraus bietet genaue Definitionen: *Theorie und Literaturtheorie*, in: ders.: *Literaturtheorie*, a.a.O., S. 62-102; ders.: *Interpretation und Literaturwissenschaft*, in: *Literatur als Medium*, a.a.O., S. 583-631; ders.: *Analyse und Interpretation. Zu Grenzen und Grenzüberschreitungen im struktural-literaturwissenschaftlichen Theoriekonzept*, in: *IASL* 19 (1994), S. 1-51.

⁷⁴⁷ Vgl. Christian Kohlroß: *Literaturtheorie und Pragmatismus oder Die Frage nach den Gründen des philologischen Wissens*, Tübingen 2007.

⁷⁴⁸ Winko/Köppe: *Neuere Literaturtheorien*, a.a.O., S. 8.

⁷⁴⁹ Vgl. als Forschungsüberblick das Kapitel *Analytische Literaturtheorie*, in: Winko/Köppe: *Neuere Literaturtheorien*, a.a.O., S. 275-293.

sich zur theoretischen Reflexion bekennen. Winko und Köppe formulieren diesen Umstand mit imperativischem Gestus als Begründung ihres literaturtheoretischen Exkurses aus: „Von der Unmöglichkeit, theoriefrei Literatur zu lesen, und der Notwendigkeit, sich literaturtheoretisch zu bilden.“⁷⁵⁰ Dass sich die Invektiven gegen die ‚Theorie‘ in der Literaturwissenschaft dennoch so hartnäckig halten, muss sich demnach anders erklären lassen. Allein mit der Hilfe wissenschaftstheoretischer Reflexionen lassen sich die ‚Theorieprobleme‘ des Fachs nicht erfassen. Deshalb wurde in der vorliegenden Arbeit auch darauf verzichtet, den systematischen Strang der Diskussion ausführlich weiterzuverfolgen. Vielmehr ging es darum, die mehr oder weniger impliziten Überzeugungen der literaturwissenschaftlichen Akteure zu rekonstruieren, die eine jeweils spezifische Einstellung zum Phänomen ‚Theorie‘ aufrufen. Dies stellt sich zunächst insofern als problematisch dar, da die Literaturwissenschaft, was ihr Verhältnis zur Theorie betrifft, sowohl in diachroner wie auch in synchroner Perspektive über keinen homogenen Meinungshorizont verfügt. Die untersuchten Kommentare spiegeln die disparate Stimmungslage anschaulich wider. ‚Theorie‘ erscheint hier sowohl als Motor der ästhetischen Verrohung und fachethischen Verfehlung wie auch als notwendiges, oftmals aber auch defizitäres Medium zur fachlichen Selbstverständigung und Reaktion auf gesellschaftliche Problemlagen. In jedem Fall wirft das je zu beobachtende spezifische Verhältnis zur ‚Theorie‘ ein Licht auf die Identitätswürfe der Literaturwissenschaft. Was Literaturwissenschaft darzustellen beabsichtigt, hängt in nicht unmaßgeblicher Weise davon ab, welche Deutungsmuster der ‚Theorie‘ in der Fachkultur Dominanz erlangen.

Anhand der Analyse verschiedener kritischer Kommentare konnte herausgearbeitet werden, dass die konjunkturrell aufflammende Frontstellung gegen die Theorie von impliziten Vorannahmen über die eigene Fachgeschichte getragen wird, die der Argumentation die latente Reminiszenz an ‚bessere Zeiten‘ der Literaturwissenschaft einschreiben.⁷⁵¹ Aufgehoben ist die Referenz auf die zunächst nicht näher bezeichnete Periode der Fachgeschichte im normativ gewichteten Gegensatz von Theorie und Praxis. Was die Praxis der Theorie aber genau entgegensetzen hat und wie sich die sachliche Überlegenheit der ‚pragmatischen Vernunft‘ begründen lässt, wird in den Kommentaren nicht ausgeführt. Wie gezeigt werden konnte, ist die Explikation im literaturwissenschaftlichen Feld auch gar nicht erforderlich. Die spezifisch codierte Differenz der Erkenntnisformen ist Bestandteil einer kollektivierten Überzeugung. Was die Praxis gegenüber der Theorie, die Sache

⁷⁵⁰ Ebd., S. 1f.

⁷⁵¹ Walter Erharts Argumentation im Vorwort des Symposienbandes *Grenzen der Germanistik* [a.a.O., S. XVIII.] lässt sich als Bestätigung dafür lesen, dass solche Reminiszenzen unsichere Konstruktionen sind, gleichwohl es die Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im Grunde besser weiß: „Philologisierung und Erweiterung [bzw. Theorieorientierung] entpuppen sich bei genauerer Betrachtung als die zwei unablösbaren Seiten einer seit langem geprägten disziplinären Medaille [...]“. Erhart schlägt deshalb vor, „die Geschichte der Philologie als eine stete Neugründung von Verfallsmythologien zu rekonstruieren“. Die vorliegende Arbeit hat versucht, für die Geschichte der Literaturwissenschaft – vor allem der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts – einen solchen Beitrag zu leisten.

gegenüber der Abstraktion privilegiert, wird immer schon ‚irgendwie‘ gewusst. Über Theorie zu sprechen, bedeutet zugleich auch stets, eine Unterscheidung zu vollziehen, die Sach- und Theoriewissen ins Verhältnis setzt. Es wurde vorgeschlagen, die Geschichte der Theorie in der Literaturwissenschaft als eine Geschichte eben dieser Unterscheidung zu verstehen. Damit verschiebt sich der Fokus auf die Theoriegeschichte⁷⁵² von der ausschließlich kognitiven zur wissenschaftskulturellen Perspektive. Theorie ist in diesem Zusammenhang dann auch als ein ‚soziales‘ Phänomen von Interesse. Eine Berücksichtigung der sozialen Dimensionierung schließt an die sich jüngst abzeichnende Wende in der germanistischen Wissenschaftsgeschichte an. Gefordert wird in diesem Zusammenhang die Beobachtung des „Zusammenspiel[s] von theoretischer ‚Grundlagenforschung‘, sozialer und akademischer Kommunikation sowie einem sich über mehrere Jahrzehnte erstreckenden Prozess des universitären und gesellschaftlichen Wandels“.⁷⁵³

Deutlicher als in den bislang erschienenen Studien sollten in der vorliegenden Arbeit die spezifischen Diskursivierungen von ‚Theorie‘ konturiert werden, die die jeweilige kognitive Orientierung der Literaturwissenschaft mit den eingespielten Deutungsmustern und Prägungen des Fachs vermitteln. Am Beispiel der ‚Aktualität des Archäologischen‘ in den Kulturwissenschaften wurde aufgezeigt, wie die normative Unterscheidung von Theorie und Praxis den theoretischen Diskurs zu steuern vermag. Sowohl anhand der literaturwissenschaftlichen Rezeption der Foucault’schen Diskursanalyse im Kontext einer umfassenderen Auseinandersetzung mit dem Poststrukturalismus wie auch am Beispiel der Diskussion von Friedrich Kittlers großangelegter Studie zu den *Aufschreibesystemen* ließ sich herausstellen, wie die zunächst massiven Theorie-Irritationen im Selbstverständigungsdiskurs der Literaturwissenschaft ‚normalisiert‘ wurden. Vom ‚Exorzisten des Geistes‘ wandelte sich Kittler in der Wahrnehmung des Fachs zum Diskursmaterialisten. Hier bot sich ein Ansatzpunkt, um die ‚theoretische Wut‘ des poststrukturalistischen Diskurses der 1980er Jahre bändigen zu können. Durch die Rückgewinnung der materialen Dimension der Kultur, die Kittler in seiner Studie initiierte und begründete, konnte die Literaturwissenschaft an die Idee einer ‚Archäologie‘ anschließen, die sich dem Bedeutungsfeld der realen Grabungswissenschaft wieder annäherte, nachdem in der allgemeinen geisteswissenschaftlichen Rezeption der Kontakt zum klassischen Fach zunächst transzendiert wurde. Der Faktor Materialität bildete im Zirkulieren poststrukturalistischer Sinnsplitter einen epistemischen Ruhepunkt. Die *Aufschreibesysteme* sollten gerade nicht nur eine Fortschreibung des poststrukturalistischen Programms bleiben, sondern sie leiteten die Rückgewinnung der Materialität, der Hardware ein. Kittlers Buch holte die ‚harte Wirklichkeit‘ der technischen Medien wieder auf die Bühne des Fachs zurück. Als Gegengewicht in der aufwallenden Theoriediskussion war diese Sichtweise bei aller Kritik an den *Aufschreibesystemen* hoch-

⁷⁵² Vgl. zum bislang nur in Ansätzen skizzierten Konzept einer Theoriegeschichte der Literaturwissenschaft Marcel Lepper: *Wissenschaftsgeschichte als Theoriegeschichte. Ein Arbeitsprogramm*, in: *Geschichte der Germanistik* 29/30 (2006), S. 33-40.

⁷⁵³ Walter Erhart: *Wahrscheinlich haben wir beide recht*, a.a.O., S. 80.

willkommen: Die Theorie wendet sich in dieser fachgeschichtlichen Episode gewissermaßen gegen sich selbst, indem die wiederentdeckte Materialität und Faktizität der Diskurse die theoretische Überformung auf Distanz hält.

Das Interesse der Geistes- und nicht zuletzt der Literaturwissenschaft an der Archäologie ist, wie ausführlich begründet wurde, wissenschaftskulturell zweifach motiviert. Einerseits liefert die Orientierung einen Ansatzpunkt für die Stabilisierung der fachlogischen Unterscheidung von Theorie und Praxis. Der Materialität des Gegenstandes, der Sache selbst wird der Vorrang vor der Reflexion abstrakter Regelzusammenhänge eingeräumt. Andererseits liefert die Archäologie in ihrer Bindung an eine urgeschichtliche Dimension einen Reflexionsimpuls, der die Erkenntnisversprechen von Materialität und historischer Referenzialität zusammenbindet. Dass diese Sichtweise auf die Archäologie sich in diesem Zusammengang einem ‚romantischen‘ Blick verdankt, konnte durch die Berücksichtigung von Stellungnahmen aus dem Feld der klassischen Archäologie belegt werden. Als Deutungsmuster kommt die ‚archäologische Erkenntnis‘ dem literaturwissenschaftlichen Selbstverständnis aber sichtlich entgegen.

In diesem Sinne ‚archäologisch‘ nimmt sich auch eine zentrale Form der fachlichen Selbstlegitimation aus, die nun den Theorie-Praxis-Gegensatz mit einem ‚urgeschichtlichen Reflex‘ verbindet. Die Referenzebene, auf die in Krisensituationen häufig verwiesen wird, ist die einer einstmals einheitlichen, methodisch gesicherten literaturwissenschaftlichen Praxis mit philologischem Kern. Begrifflich fixiert wurde diese Variante der Selbstbezugnahme als ‚urgeschichtliche Referenzierung‘. Bezeichnet werden soll damit die Gesamtheit der mehr oder weniger fixierten und kollektiv beglaubigten Narrative bzw. in Texten als argumentationslogische Strukturierungsprinzipien wirksame und in der Form instrumentellen Wissens kommunizierbarer Begründungsformen, die Informationen über Gründungskonstellationen vermitteln, um eine Phase aus der Geschichte der disziplinären Genealogie, den jeweils aktuellen Zustand oder zukünftige Entwicklungsziele zu erklären, zu begründen, zu rechtfertigen und zu beglaubigen. In diesen Zusammenhang konnte der Topos des Theorie-Praxis-Gegensatzes als spezifisches Teilelement der urgeschichtlichen Referenzierung sinnvoll eingeordnet werden.

Die angesprochenen Referenzierungen, dies ließ sich am Beispiel der analysierten Theoriepolemiken gut beobachten, werden in der Regel nicht expliziert. Sie lassen sich nicht rational begründen und müssen deshalb als ‚unsicheres‘ Wissen gelten. Ihre Wirkungsweisen lassen sich an den routinemäßigen Praktiken und Verhaltensweisen der Akteure im wissenschaftlichen Feld beobachten. Zu Beginn der 1990er Jahre hatte Peter Brenner den Begriff der literaturwissenschaftlichen ‚Lebenswelt‘ eingeführt, um den Raum zu bezeichnen, in dem sich die alltäglichen Handlungsketten, Rituale und Machtkämpfe der Literaturwissenschaft ereignen. Um das Konzept der ‚Lebenswelt‘ für die Analyse der literaturwissenschaftlichen ‚Theoriekultur‘ fruchtbar zu machen, wurden Ansätze der neueren Wissenschaftsforschung vorgestellt und erläutert. Die Erfahrungswerte der Literaturwissenschaft mit der Wissenschaftsforschung sind bislang noch überschaubar. Die bereits

erbrachten Vorarbeiten wurden in die Darstellung einbezogen und hinsichtlich ihrer Eignung für die Theoriebeobachtung diskutiert.

Der größte Teil der seitens der neueren Wissenschaftsforschung etablierten Ansätze basieren auf empirischen Verfahren. Die Laborstudien etwa setzen die teilnehmende Beobachtung der Akteure und ihrer Praktiken voraus. Hier stößt eine Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft, wie die Auswertung der bislang erbrachten Forschungsleistungen verdeutlichte, an ihre ‚aktuellen‘ Grenzen. Zwar gibt es Versuche, wie den von Glaser, ethnographische Beobachtungen in die Literaturwissenschaft einzuführen. Die Reichweite der bislang erzielten Ergebnisse lässt eine Einschätzung der Tauglichkeit solcher Verfahren im literaturwissenschaftlichen Feld aber noch nicht zu. Der Begriff der Wissenschaftskultur, wie er in der vorliegenden Arbeit im Anschluss an Knorr Cetina gebraucht wurde, konnte mittels einer Zusammenschau der spezifischen Widerständen, die die Literaturwissenschaft einer ethnographischen Beobachtung ihrer Praktiken und Routinen entgegensetzt, präzisiert werden.

Um die Ansätze der Wissenschaftsforschung mit den Perspektiven der literaturwissenschaftlichen Fachgeschichte vermitteln zu können, wurde vorgeschlagen, die Lebenswelt auf der Grundlage von ‚Selbstbeschreibungen‘ zu objektivieren. Der Hinweis auf die Selbstbeschreibungen der Literaturwissenschaft als Gegenstand der Wissenschaftsforschung findet sich schon bei Brenner. Dort wurde jedoch nicht weitergehend erläutert, wie sich der Begriff konzeptionell entfalten und methodisch operationalisieren lässt. Auf der Basis der soziologischen Systemtheorie wurde der Begriff deshalb weiter ausgearbeitet. Die systemtheoretische Modellierung gestattet es, die in einigen Forschungsbeiträgen nach wie vor evidente einseitige Fokussierung internaler oder externaler Faktoren zugunsten einer integrativen Perspektivierung zu überwinden. Selbstbeschreibungen in ihren verschiedenen Ausformungen, wie sie nach der hier erfolgten konzeptionellen Entfaltung verstanden werden sollen, repräsentieren die Systemidentität, indem sie diese mehr oder weniger explizit thematisieren und zur ‚Sprache bringen‘. Aufgrund des Repräsentationscharakters ist es forschungspraktisch sinnvoll, nicht alle Texte, die in einem System angefertigt werden, als Selbstbeschreibungen zu fassen. Selbstbeschreibungen und ihre höherstufigen Organisationsformen, die Reflexionstheorien, müssen erkennbar auf die Einheit des Systems gerichtet sein mit dem Ziel, diese Einheit aufrechtzuerhalten. Für eine auf die ‚Welt‘ (Hempel-Küter) bzw. ‚Lebenswelt‘ (Brenner) der Literaturwissenschaft fokussierte Wissenschaftsforschung stellt sich daher die Aufgabe, das Material zu klassifizieren und solche Texte auszuwählen, die Aufschluss über das Selbstverständnis der Akteure als Mitglieder des Teilsystems ‚Literaturwissenschaft‘ versprechen. Im Medium der Selbstbeschreibungen sind dann auch die „kryptogenetischen Vorgaben“ zu suchen, die sich im „Laufe historischer Prozesse institutionell [sedimentieren] und eine erhebliche wissenschaftssteuernde Kraft [entfalten].“ Die ‚dunklen Stellen‘ von Selbstbeschreibungstexten, die aus dem konstitutiven Moment der Unbeobachtbarkeit der je eigenen, der Selbstbeobachtung zugrundeliegenden Differenzierung resultieren, bilden die systemtheoretisch operationalisierte Entsprechung zu den Prozessen, die sich – so Brenner – „in aller Regel sowohl unkontrolliert wie meist

auch unreflektiert“ vollziehen. Die Beobachtung der literaturwissenschaftlichen Lebenswelt anhand von disziplinären Selbstbeschreibungen muss sich also auf Texte fokussieren, in denen Literaturwissenschaftler sich selbst, ihre Forschung und Lehre, Ziele und Schwierigkeiten derart thematisieren, dass die spezifische Leistung zur Stabilisierung der Systemidentität erkennbar wird. Von besonderem Interesse sind dabei die stabileren Formen der Selbstbeschreibungen – die Reflexionstheorien – die in den Selbstbeschreibungstexten der Akteure strukturgebend wirken und eine Distanz zu irritierenden externen Fremdimpulsen ermöglichen bzw. sie so übersetzen, dass sie in die eigenen Selbstbeschreibungen integriert werden können. Wird zur Anfertigung von Selbstbeschreibungen auf stabile Reflexionstheorien zurückgegriffen, dann handelt es sich insofern um einen Akt des ‚urgeschichtlichen Referenzierens‘ als dass die Reflexionstheorien den ‚Kern‘, die ‚Identität‘ des Fachs als disziplinär Imaginäres – gewissermaßen im selben Moment – erzeugen und in die Selbstbeschreibungen implementieren. Reflexionstheorien sind in den Selbstbeschreibungen des Fachs also als stabile Unterscheidungssteuerungen und somit als Gedächtnisse präsent, die die Dominanz der Systemidentität gegenüber alternativen Selbstbeschreibungen und systemexternen Fremdbeschreibungen zu erhalten und durchzusetzen bestrebt sind.

Auf der Grundlage dieser ‚textempirischen‘ Konzeption wurde anschließend untersucht, wie das Fach in Situationen der Irritation die fachliche Identität stabilisiert. Es konnte gezeigt werden, dass die Bearbeitung von Irritationsmomenten im Regelfall über eine Thematisierung der Problemstellungskontrollen erfolgt. An dieser Stelle lässt sich dann die Frage nach dem jeweiligen Status der ‚Theorie‘ systematisch entfalten. Sie ist in den Reflexionstheorien als je spezifisch konstellierte Teilstück einer Basisdifferenz gespeichert, die je nach Dominanzverhältnis der Reflexionstheorien unterschiedliche Handlungsoptionen und Wertzuschreibungen erzeugt. In diesem Zusammenhang wird ‚Theorie‘ vorzugsweise dann thematisch, wenn das Fach mit unübersichtlichen Situationen konfrontiert wird, die die bisherigen Handlungsrouninen nachhaltig irritieren. Diese Situationen der ungeklärten Koexistenz verschiedener Reflexionstheorien bzw. irritationsmächtiger Fremdbeschreibungen innerhalb des Systems werden dann als ‚Krise‘ wahrgenommen. Die fachspezifischen Selbstbeschreibungen, die von den Krisenszenarien hervorgerufen werden, organisieren sich, je nach Krisentyp, entsprechend der Leitunterscheidung einer Reflexionstheorie und setzen die Theorie als Teilelement des disziplinären Strukturkerns in ein je besonderes Licht. Dabei spielt der Theorie-Topos eine besondere Rolle. Er transportiert weniger ein konkretes Wissen, sondern führt eine für die Reflexionstheorie bedeutsame Unterscheidung in die Kommunikations- und Praxiszusammenhänge der Wissenschaftskultur im Umkreis der Problemstellungskontrollen ein.

Die Besichtigung verschiedener Krisenschauplätze der Literaturwissenschaft konnte verdeutlichen, dass in der literaturwissenschaftlichen Lebenswelt zwei Reflexionstheorien miteinander konkurrieren, die gewissermaßen der Grundunterscheidung von Theorie und Praxis entsprechen. Beide Reflexionstheorien zielen in je spezifischer Weise auf die Stabilisierung der fachlichen Identität ab. Je nach Dominanzverhältnis der Reflexionstheorien lässt sich entsprechend zwischen Leistungs- und Einheitskrisen unterscheiden. Die Krisen-

geschichte der Literaturwissenschaft ist für den Zeitraum ab 1960 auf signifikante Brüche im Konstellationsverhältnis der Reflexionstheorien hin untersucht worden. Der sich dabei abzeichnende regelmäßige Wechsel von Theorie- und Gegenstandsorientierung lässt sich aber auch schon für die Frühphase der Literaturwissenschaft und sogar für die vielfach beschworene philologische ‚Urgeschichte‘ des Fachs nachweisen. Der Widerstreit von Theorie- und Praxisorientierung begleitet die literaturwissenschaftliche Fachkultur vielmehr seit ihrer Etablierung kontinuierlich. Eine vormalige Einheit und einmütige Gegenstandsfixierung, auf die sich die Referenz bezieht, ist wissenschaftsgeschichtlich nicht zu verifizieren. Die Wirksamkeit der Referenzierung wird durch die prekäre Wahrheit aber nicht eingeschränkt. Wie sich im Zuge wechselseitiger Beobachtungen historischer und aktueller Episoden des wissenschaftskulturellen Betriebs herausstellen ließ, bewährt sich der Topos des Theorie-Praxis-Gegensatzes in stabiler Form nach wie vor in den Regulierungsmechanismen des literaturwissenschaftlichen Feldes.

Welche Konsequenzen und Perspektiven ergeben sich nun für die weitere Diskussion der ‚Theorie‘ in der Literaturwissenschaft. Zunächst muss festgehalten werden: Theorie ist bedeutend! Dies trifft für die kognitiven Aspekte, die literaturtheoretischen Modelle, Ansätze und Positionen ohnehin zu und braucht nicht mehr weitergehend begründet zu werden. Aber auch in ihrer Erscheinungsform als angeblich bedrohlicher ‚Kollektivsingular‘ und Kontrapunkt zur Praxis ist sie unverzichtbar. Wollte man sie, wie vielfach gefordert, abschaffen, so würde sich das Fach selbst preisgeben. Die methodische Profilierung der Literaturwissenschaft als Wissenschaftskultur ermöglicht es, die Praktiken zu beobachten, die der Theorie einen jeweils spezifischen Status zuweisen, diesen aufrechterhalten, modifizieren oder verwerfen. In der traditionellen Perspektive der Wissenschaftsgeschichte blieben diese Momente und Formen des unsicheren Wissens bislang noch weitgehend unberücksichtigt. Eine Wissenschaftsforschung der Literaturwissenschaft, die sich verstärkt der praxeologischen Analyse der Lebenswelt des Fachs widmet, hätte weiteren handlungsrelevanten Unterscheidungen nachzuspüren. Die Frage nach der Theorie der Literaturwissenschaft ließe sich dabei neu perspektivieren. Herausgestellt werden könnte so unter anderem die Eigenart der literaturwissenschaftlichen Theorie als Element eines international-dynamischen Kommunikationszusammenhangs.⁷⁵⁴

In der vorliegenden Arbeit konnte demonstriert werden, in welche Bewertungsschemata die ‚Theorie‘ eingeeht wird. Theorie ist, ebenso wie Praxis, ein kulturelles, ja ein

⁷⁵⁴ Hiermit ist das Thema des Theorietransfers berührt. Über diese Prozesse wurde in der Literaturwissenschaft bislang kaum systematisch nachgedacht. Eine Wissenschaftsforschung zu den Mechanismen der Theorie-Übersetzung könnte an das hier entwickelte Modell der Theorie-Beobachtung anschließen. Vgl. hierzu u.a. meine konzeptionellen Vorüberlegungen mit umfassender Bibliographie: *Hybride Theorien? Transkultureller Theorietransfer*, a.a.O.; vgl. weiterhin den inspirierenden Beitrag von Chryssoula Kambas: *Theorie-Transfers und Internationalisierung der Literaturgeschichte*, in: *Wie international ist die Literaturwissenschaft?*, a.a.O., S. 287-305.

wissenschaftskulturelles Ereignis.⁷⁵⁵ Nicht zuletzt erinnert sie die Literaturwissenschaftler immer auch an die unüberschaubare Polyphonie und Vielfalt des kulturellen Universums, mit dessen textuellen Repräsentationen sie sich zu befassen haben. Die Globalisierung macht auch vor dieser Sphäre nicht halt. Das Textuniversum expandiert ins Unüberschaubare. Dass sich die Literaturwissenschaftler von dieser ‚Absolutheit‘ gelegentlich entlasten wollen, ist verständlich. Diese Entlastung gelingt, wie sich zeigte, mit dem Entwurf einer prekären Urgeschichte der Theorie. Angesichts dieser Pointe hätte der stoische Hans Blumenberg sicherlich milde gelächelt.

⁷⁵⁵ Vgl. hierzu die inspirierenden philologisch-philosophischen Beiträge im bislang auch von der Wissenschaftsforschung zu wenig beachteten Sammelband von K. Ludwig Pfeiffer, Ralph Kray und Klaus Städtke (Hg.): *Theorie als kulturelles Ereignis*, Berlin/New York 2001.

10. LITERATURVERZEICHNIS

[Bei Mehrfachnennung erfolgt Nachweis durch Kurztitel]

- Abraham, Ulf: *Wie findet der Literaturunterricht seine Gegenstände?*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 17 (1999), S. 451-453.
- Ach, Johann S. und Arnd Pollmann (Hg.): *no body is perfect. Baumaßnahmen am menschlichen Körper - Bioethische und ästhetische Aufrisse*, Bielefeld 2006.
- Adair, Gilbert: *Der Tod des Autors*, Zürich 1997.
- Adam, Wolfgang: *Beitrag zur Debatte: Ottmar Ettes Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft*, in: *lendemains* 32 (2007), H 126/127, S. 226-230.
- Adam, Wolfgang, Holger Dainat und Dagmar Ende (Hg.): *Weimarer Beiträge – Fachgeschichte aus zeitgenössischer Perspektive*, unter Mitarbeit von Jan Standke, Frankfurt a.M. 2009.
- Adam, Wolfgang, Holger Dainat und Gunther Schandera (Hg.): *Wissenschaft und Systemveränderung*, Heidelberg 2004.
- Adam, Wolfgang: *Dichtung und Volkstum und erneuerter Euphorion. Überlegungen zur Namensänderung und Programmatik einer germanistischen Fachzeitschrift*, in: *Zeitenwechsel*, S. 60-76.
- Adam, Wolfgang: *Heinz Schlaffer: Die kurze Geschichte der deutschen Literatur*, in: *Arbitrium* 20 (2002), S. 225-229.
- Adam, Wolfgang: *Die „wandelunge“. Studien zum Jahreszeitentopos in der mittelhochdeutschen Literatur*, Heidelberg 1979.
- Adam, Wolfgang: Rezension zu: Peter J. Brenner (Hg.): *Geist, Geld und Wissenschaft. Arbeits- und Darstellungsformen von Literaturwissenschaft*, Frankfurt a.M. 1993, in: *Arbitrium* 13 (1995), S. 279-284.
- Agamben, Giorgio: *Das Sakrament der Sprache: Eine Archäologie des Eides*, Berlin 2010.
- Albert, Claudia: *Szientifische versus literarische Rede über Literatur*, in: *Germanistik: Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung*, S. 138-150.
- Albrecht, Jörn: *Europäischer Strukturalismus. Ein forschungsgeschichtlicher Überblick*, 3. erw. Aufl., Tübingen 2007.
- Ammon, Sabine: *Wissen verstehen. Perspektiven einer prozessualen Theorie der Erkenntnis*, Weilerswist 2009.
- Andraschko, Frank: *Ur- und Frühgeschichte*, in: *Geschichte ein Grundkurs*, S. 383-391.
- Andriopoulos, Stefan und Bernhard J. Dotzler (Hg.): *1929: Beiträge zur Archäologie der Medien*, Frankfurt a.M. 2002.
- Angermüller, Johannes u.a. (Hg.): *Wörterbuch interdisziplinäre Diskursforschung* (im Erscheinen).
- Angermüller, Johannes: *Institutionelle Kontexte geisteswissenschaftlicher Theorieproduktion. Frankreich und USA im Vergleich*, in: *Wissenschaftskulturen, Experimentalkulturen, Gelehrtenkulturen*, S. 69-86.
- Angermüller, Johannes: *Michel Foucault - auf dem Weg zum soziologischen Klassiker?*, in: *Soziologische Revue* 27 (2004), S. 385-394.
- Angermüller, Johannes: *Nach dem Strukturalismus. Theoriediskurs und intellektuelles Feld in Frankreich*, Bielefeld 2007.

- Anglet, Andreas: *Legitimationsprobleme der Literaturwissenschaft und die deutsche Theorie-Diskussion*, in: *Im Bann der Zeichen. Die Angst vor Verantwortung in Literatur und Literaturwissenschaft*, S. 257-270.
- Anz, Thomas (Hg.): *Handbuch Literaturwissenschaft*, Bd. 2: *Methoden und Theorien*, Stuttgart 2007.
- Anz, Thomas und Heinrich Kaulen (Hg.): *Literatur als Spiel. Evolutionsbiologische, ästhetische und pädagogische Konzepte*, Berlin/New York 2009.
- Anz, Thomas: *Buhmann der Nation? Eine kleine Verteidigung der Germanistik*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 30.09.2004, S. 35.
- Anz, Thomas: *Die Germanistik und ihre Öffentlichkeiten*, in: *Germanistik in und für Europa*, S. 93-117.
- Anz, Thomas: *Kulturtechniken der Emotionalisierung. Beobachtungen, Reflexionen und Vorschläge zur literaturwissenschaftlichen Gefühlsforschung*, in: *Im Rücken der Kulturen*, S. 207-241.
- Anz, Thomas und Michael Stark: *Literaturwissenschaftliches Interpretieren als regelgeleitetes Verhalten. Kritische Anmerkungen zu einem wissenschaftstheoretischen Projekt*, in: *DVjs* (51), S. 272-299.
- Armstrong, Richard: *Compulsion for Antiquity. Freud and the Ancient World*, New York 2004.
- Armstrong, Richard: *Urorte und Urszenen. Freud und die Figuren der Archäologie*, in: *Die Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Medien und Künste*, S.137-159.
- Arnold, Markus und Gert Dressel (Hg.): *Wissenschaftskulturen, Experimentalkulturen, Gelehrtenkulturen*, Wien 2004.
- Arntzen, Helmut: *Die Sprache der Literaturwissenschaft als Anpassungsversuch*, in: *Kontroversen, alte und neue*, S. 129-137.
- Assmann, Aleida: *Die Unverzichtbarkeit der Kulturwissenschaften*, in: *Theorie und Praxis der Kulturwissenschaften*, Berlin 2008, S. 9-35.
- Assmann, Jan und Aleida Assmann (Hg.): *Vollkommenheit*, München 2010.
- Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992.
- Auga, Ulrike: *Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte der Akademikerinnen im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. 2010.
- Baberowski, Jörg (Hg.): *Arbeit an der Geschichte: Wie viel Theorie braucht die Geschichtswissenschaft?*, Frankfurt a.M. 2010.
- Bachmann-Medick, Doris: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Hamburg 2006.
- Bachmann-Medick, Doris: *Weltsprache der Literatur*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 16 (1998), S. 463-469.
- Baecker, Dirk: *Form und Formen der Kommunikation*, Frankfurt a.M. 2007.
- Baecker, Dirk: *Wozu Kultur?*, Berlin 2000.
- Baeumer, Max (Hg.): *Toposforschung*, Darmstadt 1973.
- Bailer-Jones, Daniela und Cord Friebe: *Thomas Kuhn*, Paderborn 2009.
- Bammé, Arno: *Science & Technology Studies. Ein Überblick*, Marburg 2009.
- Bammé, Arno: *Wissenschaft im Wandel. Bruno Latour als Symptom*, Marburg 2008.

- Barner, Wilfried und Christoph König: *Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945*, Frankfurt a.M. 1997.
- Barner, Wilfried: *Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen*, 2. Aufl., Tübingen 2002.
- Barner, Wilfried: *Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhanden? Vorüberlegungen zu einer Diskussion*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 16 (1997), S. 1-8.
- Barner, Wilfried: *Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhanden? Zur zweiten Diskussionsrunde*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 17 (1999), S. 447-450.
- Barner, Wilfried: *Zwischen Gravitation und Opposition. Philologie in der Epoche der Geistesgeschichte*, in: *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910 bis 1925*, S. 201-232.
- Barnes, David: *Interests and the Growth of Knowledge*, London 1977.
- Bartels, Andreas und Manfred Stöckler (Hg.): *Wissenschaftstheorie. Ein Studienbuch*, Paderborn 2007.
- Baßler, Moritz (Hg.): *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, Stuttgart 1995.
- Baßler, Moritz: *Stichwort Text. Die Literaturwissenschaft unterwegs zu ihrem Gegenstand*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 16 (1998), S. 470-475.
- Baßler, Moritz: *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie*, Tübingen 2005.
- Bath, Corinna, Yvonne Bauer, Bettina Bock von Wülffingen, Angelika Saupe, Jutta Weber (Hg.): *Materialität denken. Studien zur technologischen Verkörperung - Hybride Artefakte, posthumane Körper*, Bielefeld 2005.
- Batts, Michael S.: *Ohne Forschung keine Bibliographie – ohne Bibliographie keine Forschung*, in: *Geist, Geld und Wissenschaft*, S. 253-271.
- Bauer, Joachim (Hg.): *Universitätsgeschichte und Mythos. Erinnerung, Selbstvergewisserung und Selbstverständnis Jenaer Akademiker in der Frühen Neuzeit 1548 – 1858*, Jena 2010.
- Beaufaÿs, Sandra: *Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft*, Bielefeld 2003.
- Becker, Frank und Elke Reinhardt-Becker: *Systemtheorie. Eine Einführung für die Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a.M. 2001.
- Beiering, Stefan Schulze: *Schein und Wirklichkeit: die Geisteswissenschaft aus kritischer Distanz*, Münster 2007.
- Belliger, Andrea und David J. Krieger (Hg.): *ANThology. Eine einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*, Bielefeld 2006.
- Benda, Oskar: *Der gegenwärtige Stand der Literaturwissenschaft. Eine erste Einführung in ihre Problemlage*, Wien/Leipzig 1928.
- Benjamin, Walter, *Ausgraben und Erinnern*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Bd. IV/1: *Kleine Prosa, Baudelaire-Übertragungen*, hg. von Tillman Rexroth, Frankfurt a.M. 1991, S. 400-401.

- Benjamin, Walter: *Das Passagen-Werk*, hg. von Rolf Tiedemann, in: ders.: *Gesammelte Schriften*. Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, 5. Aufl., Frankfurt a.M. 2006, Bd. V/I u. V/II.
- Benjamin, Walter: *Gesammelte Briefe*, VI. Bde., hg. von Christoph Gödde und Henri Lonitz, Frankfurt a.M. 1995-2000.
- Bentfeld, Anna und Walter Delabar (Hg.): *Perspektiven der Germanistik. Neueste Ansichten zu einem alten Problem*, Opladen 1997.
- Bentfeld, Anna: *Die Wirklichkeit. Das germanistische Grundstudium an den bundesdeutschen Hochschulen*, in: *Perspektiven der Germanistik*, S. 225-237.
- Berbig, Roland und Vanessa Brandes: *Flechtwerk – Berliner Studenten und deutsche Literatur nach 1989/90. Materialien für eine ausstehende Literaturgeschichte der Berliner Universität*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 2 (2010), S. 395-410.
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt a.M. 1969.
- Bernal, John: *The Social Function of Science*, London 1939.
- Besio, Cristina: *Forschungsprojekte. Zum Organisationswandel in der Wissenschaft*, Bielefeld 2009.
- Biagioli, Mario (Hg.): *The Science Studies Reader*, New York 1999.
- Bialas, Wolfgang and Anson Rabinbach (Hg.): *Nazi Germany and the humanities*, Oxford 2007.
- Bien, G.: *Praxis, praktisch*, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 7, Sp. 1277-1287.
- Birke, Dorothee, Stella Butter und Monika Sproll (Hg.): *Literaturwissenschaftliche Lehrstücke: Konzepte und Anwendungsbeispiele für die Hochschuldidaktik*, Gießen 2008.
- Blanchot, Maurice: *Michel Foucault*, Tübingen 1987.
- Blanke, Horst Walter: *Zur Geschichte und Theorie des Theorie-Gebrauchs und der Theorie-Reflexion in der Geschichtswissenschaft*, in: *Tagungsdokumentation „Theorien über Theorien über Theorien“*, S. 7-24.
- Bloor, David: *Knowledge and Social Imagery*, London 1976.
- Blumenberg, Hans: *Arbeit am Mythos*, Frankfurt a.M. 1979.
- Blumenberg, Hans: *Das Lachen der Thrakerin. Eine Urgeschichte der Philosophie*, Frankfurt a.M. 1987.
- Blumenberg, Hans: *Der Sturz des Protophilosophen. Zur Komik der reinen Theorie – anhand einer Rezeptionsgeschichte der Thales-Anekdote*, in: *Das Komische*, S. 11-67.
- Bock, Wolfgang: *Medientheorie*, in: *Methodengeschichte der Germanistik*, S. 421-447.
- Bock, Wolfgang: *Vom Blickwipern der Dinge. Sprache, Erinnerung und Ästhetik bei Walter Benjamin*, Würzburg 2010.
- Bödeker, Hans Erich und Anne Saada (Hg.): *Bibliothek als Archiv*, Göttingen 2007.
- Boden, Petra und Holger Dainat (Hg.): *Atta Troll tanzt noch. Selbstbesichtigungen der literaturwissenschaftlichen Germanistik im 20. Jahrhundert*, Berlin 1997.
- Boden, Petra und Rainer Rosenberg (Hg.): *Deutsche Literaturwissenschaft 1945-1965. Fallstudien zu Institutionen, Diskursen, Personen*, Berlin 1997.
- Boden, Petra: *Kybernetischer Strukturalismus*, in: *Strukturalismus in Deutschland. Literatur und Sprachwissenschaft 1910-1975*, S. 161-194.

- Boden, Petra: *Probleme mit der Praxis. Hochschulgermanistik zwischen Wissenschaft, Bildung/Erziehung und Politik*, in: *Der Geist der Unruhe. 1968 im Vergleich. Wissenschaft – Literatur – Medien*, S. 181-227.
- Boelmann, Jan: *Leseforschung*, in: *Methodengeschichte der Germanistik*, S. 309-321.
- Bogdal, Klaus-Michael: *Von der Methode zur Theorie. Zum Stand der Dinge in den Literaturwissenschaften*, in: *Neue Literaturtheorie*, S. 10-31.
- Bogdal, Klaus-Michael (Hg.): *Neue Literaturtheorien in der Praxis. Textanalysen von Kafkas „Vor dem Gesetz“*, Tübingen 2005.
- Bogdal, Klaus-Michael und Achim Geisenhanslüke (Hg.): *Die Abwesenheit des Werkes. Nach Foucault*, Heidelberg 2006.
- Bogdal, Klaus-Michael und Oliver Müller (Hg.): *Innovation und Modernisierung in der Germanistik von 1965 bis 1980*, Heidelberg 2005.
- Bogdal, Klaus-Michael und Oliver Müller: *Innovation und Modernisierung in der Germanistik von 1965 bis 1980. Einleitung*, in: *Innovation und Modernisierung in der Germanistik von 1965 bis 1980*, S. 7-17.
- Bogdal, Klaus-Michael: *Die gute alte und die bessere neue Zeit. Die Germanistik besichtigt ihre Vergangenheit*, in: *Germanistik in und für Europa*, S. 153-161.
- Bogdal, Klaus-Michael: *EIN(FACH)? Komplexität, Wissen, Fortschritt und die Grenzen der Germanistik*, in: *Grenzen der Germanistik*, S. 104-128.
- Bogdal, Klaus-Michael: *Gegenstand oder Subjekt?*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 17 (1999), S. 454-459.
- Bogdal, Klaus-Michael: *Hermeneutische Selbstverständlichkeiten und poststrukturalistische Herausforderungen*, in: *Historische Diskursanalyse der Literatur*, S. 13-31.
- Bogdal, Klaus-Michael: *Historische Diskursanalyse der Literatur*, 2. erw. Ausgabe, Heidelberg 2007.
- Bogdal, Klaus-Michael: *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*, 2. Auflage, Göttingen 2005.
- Böhme, Hartmut: *Zur Gegenstandsfrage der Germanistik und Kulturwissenschaft*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 16 (1998), S. 476-485.
- Bolle, Willi: *Geschichte*, in: *Benjamins Begriffe*, Bd. 1, S. 399-442.
- Bollenbeck, Georg und Clemens Knobloch (Hg.): *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945*, Heidelberg 2001.
- Bollenbeck, Georg und Waltraud Wende (Hg.): *Der Bologna-Prozess und die Veränderung der Hochschullandschaft. Beiträge zum Symposium „Der Bologna-Prozess und die Veränderungen in der Hochschullandschaft“*, Heidelberg 2007.
- Bollenbeck, Georg: *Das neue Interesse an der Wissenschaftshistoriographie und das Forschungsprojekt „semantischer Umbau der Geisteswissenschaften“*, in: *Semantischer Umbau*, S. 9-41.
- Bolz, Norbert und Bernd Witte (Hg.): *Passagen: Walter Benjamins Urgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts*, München 1984.
- Bolz, Norbert: *Bedingungen der Möglichkeit historischer Erfahrung*, in: *Passagen: Walter Benjamins Urgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts*, S. 137-162.
- Borgards, Roland: *Poetik des Schmerzes. Physiologie und Literatur von Brockes bis Büchner*, München 2007.

- Bornscheuer, Lothar: *Topik. Zur Struktur gesellschaftlicher Einbildungskraft*, Frankfurt a.M. 1976.
- Borsò, Vittoria (Hg.): *Benjamin - Agamben. Politik, Messianismus, Kabbala = politics, messianism, kabbalah*, Würzburg 2010.
- Böschen, Stefan und Peter Wehling: *Wissenschaft zwischen Folgenverantwortung und Nichtwissen. Aktuelle Perspektiven der Wissenschaftsforschung*, Wiesbaden 2004.
- Bossinade, Johanna: *Poststrukturalistische Literaturtheorie*, Stuttgart 2000.
- Bourdieu, Pierre: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a.M. 1979.
- Bourdieu, Pierre: *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*, Frankfurt a.M. 1999.
- Bourdieu, Pierre: *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1976.
- Bourdieu, Pierre: *Homo academicus*, Frankfurt a.M. 2002.
- Bourdieu, Pierre: *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt a.M. 1996.
- Bourdieu, Pierre: *Vom Gebrauch der Wissenschaft: für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*, Konstanz 1996.
- Bouveresse, Jacques: *Rationalité et cynisme*, Paris 1984.
- Brackert, Helmut und Jörn Stückradt, *Zur Legitimationskrise der Literaturwissenschaft*, in: *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*, S. 700-717.
- Brackert, Helmut und Jörn Stückradt (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*, 8. Aufl., Reinbek 2004.
- Brändle, Tobias: *10 Jahre Bologna-Prozess: Chancen, Herausforderungen und Problematiken*, Wiesbaden 2010.
- Braun-Thürmann, Holger, Andreas Knie und Dagmar Simon (Hg.): *Unternehmen Wissenschaft. Ausgründungen als Grenzüberschreitungen akademischer Forschung*, Bielefeld 2010.
- Braun, Dietmar: *Die politische Steuerung von Wissenschaft. Ein Beitrag zum ‚kooperativen Staat‘*, Frankfurt a.M. 1997.
- Breidbach, Olaf, Peter Heering, Matthias Müller und Heiko Weber (Hg.): *Experimentelle Wissenschaftsgeschichte*, München 2010.
- Breithaupt, Fritz: *Kulturen der Empathie*, Frankfurt a.M. 2009.
- Brenner, Peter J. (Hg.): *Geist, Geld und Wissenschaft. Arbeits- und Darstellungsformen von Literaturwissenschaft*, Frankfurt a.M. 1993.
- Brenner, Peter J.: *Die ‚Lebenswelt‘ der Wissenschaft als Forschungsgegenstand*, in: *Geist, Geld und Wissenschaft*, S. 7-17.
- Brenner, Peter J.: *Habilitation als Sozialisation*, in: *Geist, Geld, Wissenschaft*, S. 318-357.
- Brenner, Peter J.: *Lebenswelt*, in: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, S. 414.
- Breuer, Rolf: *Handbuch der Hochstapelei in der Literaturwissenschaft*, Hamburg 2009.
- Brieler, Ulrich: *Die Unerbittlichkeit der Historizität. Foucault als Historiker*, Köln 1997.
- Bröckling, Ulrich, Susanne Krasmann und Thomas Lemke (Hg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt a.M. 2010.
- Brüggemann, Heinz: *Passagen*, in: *Benjamins Begriffe*, Bd. 2, S. 573-619.
- Buchwald, Jed (Hg.): *Scientific Practice: Theories and Stories of Doing Physics*, Chicago 1995.

- Burdorf, Dieter, Christoph Fasbender und Burkhard Moenighoff (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur*, 3. völlig neu bearb. Aufl., Stuttgart 2007.
- Burger, Hermann: *Die künstliche Mutter*, Frankfurt a.M. 1982.
- Bürger, Peter: *Theorie der Avantgarde und Theorie der Literatur*, in: *Vermittlung – Rezeption – Funktion*, S. 9-21.
- Bürger, Peter: *Vermittlung – Rezeption – Funktion. Ästhetische Theorie und Methodologie der Literaturwissenschaft*, Frankfurt a.M. 1979.
- Burkhardt, Ursula: *Germanistik in Süddeutschland. Die Geschichte einer Wissenschaft des 19. Jahrhunderts an den Universitäten Tübingen, Heidelberg und Freiburg*, Tübingen 1976.
- Burkholz, Roland: *Problemlösende Argumentketten. Ein Modell der Forschung*, Weilerswist 2008.
- Burren, Susanne: *Die Wissenskultur der Betriebswirtschaftslehre. Aufstieg und Dilemma einer hybriden Disziplin*, Bielefeld 2010.
- Burricher, Clemens (Hg.): *Wissenschaftsforschung. Neue Probleme, neue Aufgaben*, Erlangen 1985.
- Burricher, Clemens: *Aufgaben und Funktionen einer historischen Wissenschaftsforschung. Reflexionen zum Thema des Bandes*, in: *Grundlegung der historischen Wissenschaftsforschung*, S. 7-21.
- Burricher, Clemens (Hg.): *Grundlegung der historischen Wissenschaftsforschung*, Stuttgart 1979.
- Carrier, Martin: *Wege der Wissenschaftsphilosophie im 20. Jahrhundert*, in: *Wissenschaftstheorie. Ein Studienbuch*, S. 15-45.
- Charpa, Ulrich: *Philosophische Wissenschaftshistorie. Grundsatzfragen / Verlaufsmodelle*, Braunschweig 1995.
- Choluj, Bożena und Jan C. Joerden (Hg.) *Von der wissenschaftlichen Tatsache zur Wissensproduktion. Ludwik Fleck und seine Bedeutung für die Wissenschaft und Praxis*, Frankfurt a.M. 2007.
- Choluj, Bożena: *Der literaturwissenschaftliche Beitrag zu den Kulturwissenschaften oder: Für und Wider den Sonderstatus der Literatur*, in: *Was sind Kulturwissenschaften? 13 Antworten*, S. 55-75.
- Colling, Finn: *Das strong programm: Die Edinburgh-Schule*, in: *Konstruktivismus für Einsteiger*, S. 37-87.
- Colling, Finn: *Konstruktivismus für Einsteiger*, Paderborn 2008.
- Collins, Harry M.: *The seven sexes. A study in the sociology of a phenomenon, or the replication of experiments in physics*, in: *Sociology* 9 (1975), S. 205-224.
- Collins, Harry: *Changing Order. Replication and Induction in scientific Practice*, London 1985.
- Conrad, Christoph und Martina Kessel (Hg.): *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*, Stuttgart 1994.
- Conrad, Christoph und Martina Kessel (Hg.): *Kultur und Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung*, Stuttgart 1998.
- Conrady, Karl Otto: *Miterlebte Germanistik. Ein Rückblick auf die Zeit vor und nach dem Münchner Germanistentag von 1966*, in: *Diskussion Deutsch* 19 (1988), S. 128-143.

- Conrady, Karl Otto: *Reminiszenzen und Reflexionen*, in: *Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker?*, S. 39-78.
- Corsi, Giancarlo: *Selbstreferenz*, in: *GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme*, S. 163-168.
- Corsi, Giancarlo, Claudio Baraldi und Elena Esposito: *GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme*, Frankfurt a.M. 1997.
- Crampton, Jeremy W. and Stuart Elden: *Space, knowledge and power. Foucault and geography*, Ashgate 2009.
- Culler, Jonathan: *Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturwissenschaft*, Hamburg 1982.
- Curtius, Ernst Robert: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Bern 1948.
- Cusset, François: *French theory: Foucault, Derrida, Deleuze & Cie et les mutations de la vie intellectuelle aux États-Unis*, Paris 2006.
- Czuka, Eckehard: *Gegenstand der Literaturwissenschaft? Drei Rückfragen*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 17 (1999), S. 460-465.
- Dagger, Steffen (Hg.): *Politikberatung in Deutschland. Praxis und Perspektiven*, Wiesbaden 2004.
- Dainat, Holger (Hg.): *Literaturwissenschaft und Nationalsozialismus*, Tübingen 2003.
- Dainat, Holger: *ECTS etc. Studienreform im Zuge des Bologna-Prozesses*, in: *Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes* 50 (2003), S. 332-353.
- Dainat, Holger: *Ein Fach in der ‚Krise‘. Die ‚Methodendiskussion in der Neueren deutschen Literaturwissenschaft‘*, in: *Krise des Historismus – Krise der Wirklichkeit. Wissenschaft, Kunst und Literatur 1800-1932*, S. 247-272.
- Dainat, Holger: *Hochschullehre*, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, Bd. 3, S. 199-209.
- Dainat, Holger: *Literatur – Theorie. Über den Umgang der Literaturwissenschaft mit ihrem Gegenstandsbereich*, in: *Theorie und Praxis der Kulturwissenschaften*, S. 81-95.
- Dainat, Holger: *Vom Nutzen und Nachteil, eine Geisteswissenschaft zu sein. Zur Karriere der Unterscheidung von Natur und Geisteswissenschaften*, in: *Geist, Geld und Wissenschaft*, S. 66-99.
- Dainat, Holger: *Von Bologna zum Bologna-Prozess. Zur Studien- und Universitätsreform*, in: *Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes* 52 (2005), S. 18-32.
- Dainat, Holger: *Von der Neueren deutschen Literaturgeschichte zur Literaturwissenschaft. Die Fachentwicklung von 1880 bis 1913/14*, in: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik*, S. 494-537.
- Daniela Kloock und Angela Spahr: *Die Technizität des Textes. Friedrich A. Kittler*, in: *Medientheorien. Eine Einführung*, S. 165-205.
- Daniela Kloock und Angela Spahr: *Medientheorien. Eine Einführung*, 3. aktual. Aufl., München 2007.
- Dann, Otto: *Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation*, München, 1981.
- Danneberg Lutz: *Zwischen Innovation und Tradition: Begriffsbildung und Begriffsentwicklung als Explikation*, in: *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft*, S. 50-69.
- Danneberg, Lutz und Friedrich Vollhardt in Zusammenarbeit mit Hartmut Böhme und Jörg Schönert (Hg.): *Vom Umgang mit Literatur und Literaturgeschichte. Positionen und Perspektiven nach der ‚Theoriedebatte‘*, Stuttgart 1992.

- Danneberg, Lutz und Friedrich Vollhardt: *Einleitung*, in: *Vom Umgang mit Literatur und Literaturgeschichte. Positionen und Perspektiven nach der ‚Theoriedebatte‘*, S. 7-13.
- Danneberg, Lutz und Hans-Harald Müller: *Verwissenschaftlichung der Literaturwissenschaft. Ansprüche, Strategie, Resultate*, in: *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie* 1 (1979), S. 162-191.
- Danneberg, Lutz und Jürg Niederhauser (Hg.): *Darstellungsformen der Wissenschaften im Kontrast. Aspekte der Methodik, Theorie und Empirie*, Tübingen 1998.
- Danneberg, Lutz, Wilhelm Schernus und Jörg Schönert: *Die Rezeption der Rezeptionsästhetik in der DDR: Wissenschaftswandel unter den Bedingungen des sozialistischen Systems*, in: *1945-1995 Fünfzig Jahre deutschsprachige Literatur in Aspekten*, S. 643-702.
- Danneberg, Lutz, Wolfgang Höppner und Ralf Klausnitzer (Hg.): *Stile, Schule, Disziplin. Analyse und Erprobung von Konzepten wissenschaftsgeschichtlicher Rekonstruktion (I)*, Frankfurt a.M. 2005.
- Danneberg, Lutz: *Darstellungsformen in Geistes- und Naturwissenschaften*, in: *Geist, Geld und Wissenschaft*, S. 99-141.
- Danneberg, Lutz: *Methodologien. Struktur, Aufbau und Evaluation*, Berlin 1989.
- Danneberg, Lutz: *Zur Theorie der werkimmanenten Interpretation*, in: *Zeitenwechsel*, S. 313-345.
- de Berg, Henk und Johannes Schmidt (Hg.): *Rezeption und Reflexion. Zur Resonanz der Systemtheorie Niklas Luhmanns außerhalb der Soziologie*, Frankfurt a.M. 2000.
- de Berg, Henk: *Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus*, Tübingen 1995.
- de Berg, Henk: *Freuds Psychoanalyse in der Literatur- und Kulturwissenschaft*, Tübingen 2005.
- de Berg, Henk: *Kommunikation und Differenz. Systemtheoretische Ansätze in der Literatur- und Kunstwissenschaft*, Opladen 1993.
- Dehrmann, Mark-Georg: Rezension zu Ulrich Horstmann: *Ausgewiesene Experten. Kunstfeindschaft in der Literaturtheorie des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main u.a. 2003, in: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 40 (2009), H. 2, S. 171-173.
- Degele, Nina und Timothy Simms: *Bruno Latour (*1947). Post-Konstruktivismus pur*, in: *Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie* 1, S. 259-276.
- Derrida, Jacques: *De la grammatologie*, Paris 1967.
- Detering, Heinrich (Hg.): *Autorschaft. Positionen und Revisionen*, Stuttgart 2002.
- Didi-Hubermann, Georges: *Das Nachleben der Bilder: Kunstgeschichte und Phantomzeit nach Aby Warburg*, Berlin 2010.
- Diederich, Werner (Hg.): *Theorien der Wissenschaftsgeschichte. Beiträge zur diachronen Wissenschaftstheorie*, Frankfurt a.M. 1974.
- Diederich, Werner: *Einleitung*, in: *Theorien der Wissenschaftsgeschichte*, S. 7-55.
- Dietrich, Ronald: *Der Gelehrte in der Literatur. Literarische Perspektiven zur Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems*, Würzburg 2003.
- Dilthey, Wilhelm: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, Berlin 1910.

- Dilthey, Wilhelm: *Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und Geschichte*, Leipzig 1883.
- Dorn, Thea: *Berliner Aufklärung*, 5. Aufl., Berlin 2000.
- Döring, Eberhard: *Paul K. Feyerabend zur Einführung*, Hamburg 1998.
- Dotzler, Bernhard J.: *Aufschreibesysteme*, in: *Grundbegriffe der Medientheorie*, 2005.
- Dotzler, Bernhard J.: *Frühneuzeit der Kybernetik: Urgeschichte oder Archäologie?*, in: *Spuren der Avantgarde: Theatrum machinarum. Frühe Neuzeit und Moderne im Kulturvergleich*, S. 10-28.
- Dreyfus, Hubert L. und Paul Rabinow, *Michel Foucault: jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Mit einem Nachw. von und einem Interview mit Michel Foucault. Aus dem Amerikan. von Claus Rath und Ulrich Raulff, 2. Aufl., Weinheim 1994.
- Dubber, Ulrike: *Hochschule und Gesellschaft im Universitätsroman der Nachkriegszeit. Ein Beitrag zur Gattungsbestimmung*, Würzburg 1997.
- Duttlinger, Carolin: *Studium, Aufmerksamkeit, Gebet. Walter Benjamin und die Kontemplation*, in: *Profanes Leben. Walter Benjamins Dialektik der Säkularisierung*, S. 95-120.
- Dyck, Jan: *Stumm und ohne Hoffnung. Die totale Paralyse der Germanistik in den 80er Jahren*, in: *Die Zeit*, 14.06.1985.
- Eagleton, Terry: *After Theory*, London 2003.
- Ebeling, Kirsten Smilla: *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*, Wiesbaden 2006.
- Ebeling, Knut und Stefan Altekamp (Hg.): *Die Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Medien und Künsten*, Frankfurt a.M. 2004.
- Ebeling, Knut und Stefan Günzel (Hg.): *Archivologie: Exterioritäten des Wissens in Philosophie, Medien und Künsten*, Berlin 2009.
- Ebeling, Knut, „Ausgraben und Erinnern“. *Benjamins archäologisches Denkbild* (www.archive-der-vergangenheit.de/vorlesung/text/denkbild_1024.html)
- Ebeling, Knut: *Archäologie*, in: *Foucault Handbuch. Leben-Werk-Wirkung*, S. 219-221.
- Ebeling, Knut: *Archäologische Avantgarden*, Bd. 1.: *Theorien materieller Kultur*, Zürich 2010.
- Ebeling, Knut: *Die Mumie kehrt zurück II. Zur Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Kunst und Medien*, in: *Die Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Medien und Künsten*, S. 9-33.
- Ebeling, Knut: *Die Mumie kehrt zurück. Zur Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Kunst und Technik*, in: *Weimarer Beiträge* 2 (2002), S. 273-289.
- Ebeling, Knut: *Pompeji revisited, 1924. Führungen durch Walter Benjamins Archäologie der Moderne*, in: *Die Aktualität des Archäologischen*, S. 159-185.
- Ebeling, Knut: *Urgeschichten heraussprengen. Das Copyright der Archäologie*, in: *Weimarer Beiträge* 2 (2004), S. 280-289.
- Ebeling, Werner und Heinrich Parthey (Hg.): *Selbstorganisation in Wissenschaft und Technik*, Berlin 2009.
- Eberhardt, Ulrike (Hg.): *Neue Impulse in der Hochschuldidaktik. Sprach- und Literaturwissenschaften*, Wiesbaden 2010.
- Eckel, Jan: *Geist der Zeit. Deutsche Geisteswissenschaften seit 1870*, Göttingen 2008.

- Eder, Jens, Fotis Jannidis und Ralf Schneider (Hg.): *Characters in Fictional Worlds* (erscheint Oktober 2010).
- Eggers, Hans Jürgen: *Einführung in die Vorgeschichte*, München 1986.
- Eggers, Michael und Matthias Rothe (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte als Begriffsgeschichte. Terminologische Umbrüche im Entstehungsprozess der modernen Wissenschaften*, Bielefeld 2009.
- Eggert, Hartmut, Ulrich Profitlich und Klaus R. Scherpe (Hg.): *Geschichte als Literatur. Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit*, Stuttgart 1990.
- Eggert, Manfred: *Prähistorische Archäologie. Grundzüge einer Historischen Kulturwissenschaft*, Stuttgart 2006.
- Ehlich, Konrad (Hg.): *Germanistik in und für Europa. Faszination – Wissen. Texte des Münchner Germanistentages 2004*, Bielefeld 2006.
- Eibl, Karl, Katja Mellmann und Rüdiger Zymner (Hg.): *Im Rücken der Kulturen*, Paderborn 2007.
- Eibl, Karl: *Kritisch-rationale Literaturwissenschaft. Grundlagen zur erklärenden Literaturgeschichte*, München 1976.
- Ehmer, Josef: *Generationen in der historischen Forschung: Konzepte und Praktiken*, in: *Generationen. Multidisziplinäre Perspektiven*, S. 59-81.
- Elm von der Osten, Dorothee (Hg.): *Alterstopoi. Das Wissen von den Lebensaltern in Literatur, Kunst und Theologie*, Berlin 2009.
- Elvert, Jürgen und Jürgen Nielsen-Sikora (Hg.): *Kulturwissenschaften und Nationalsozialismus*, Stuttgart 2008.
- Emden, Christian J.: *Walter Benjamins Archäologie der Moderne: Kulturwissenschaft um 1930*, München 2006.
- Erhart, Walter (Hg.): *Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung*, Stuttgart 2004.
- Erhart, Walter und Herbert Jaumann (Hg.): *Jahrhundertbücher. Große Theorien von Freud bis Luhmann*, München 2000.
- Erhart, Walter: „Return to the Trivium“. *Deutschlehrausbildung nach Bologna*, in: *Standard: Bildung. Blinde Flecken der deutschen Bildungsdiskussion*, S. 30-41.
- Erhart, Walter: *Aufstieg und Fall der Rezeptionsästhetik. Skizzenhaftes zu einer Wissenschaftsgeschichte der Literaturtheorie in Deutschland*, in: *Zur Rezeption der Rezeptionstheorie*, S. 19-39.
- Erhart, Walter: *Generationen – zum Gebrauch eines alten Begriffs für die jüngste Geschichte der Literaturwissenschaft*, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, S. 77-101.
- Erhart, Walter: *Wahrscheinlich haben wir beide recht. Diskussion und Dissens unter ‚Laboriumsbedingungen‘. Beobachtungen zu ‚Poetik und Hermeneutik‘ 1963–1966*, in: *LASL 33/1* (2010), S. 77-102.
- Erll, Astrid und Ansgar Nünning (Hg.): *Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlegung und Anwendungsperspektiven*, Berlin 2004.
- Erll, Astrid: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*, Stuttgart 2005.
- Ernst, Wolfgang: *Das Rumoren der Archive. Ordnung aus Unordnung*, Berlin 2002.
- Esfeld, Michael und Christian Sachse: *Kausale Struktur. Einheit und Vielfalt in der Natur und den Naturwissenschaften*, Frankfurt a.M. 2010.

- Ette, Ottmar: *Lebenswissen und Lebenswissenschaft*, in: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, S. 414-415.
- Ette, Ottmar: *ÜberLebenswissen. Die Aufgabe der Philologie*, Berlin 2004.
- Ette, Ottmar: *ZwischenWeltenSchreiben: Literaturen ohne festen Wohnsitz*, Berlin 2005.
- Ette, Ottmar: *ZusammenLebensWissen. List, Last und Lust literarischer Konvivenz im globalen Maßstab*, Berlin 2010.
- Ewald, Francois und Bernhard Waldenfels (Hg.): *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*, Frankfurt a.M. 1991.
- Fangerau, Heiner und Thorsten Halling (Hg.): *Netzwerke. Allgemeine Theorie oder Universalmetapher in den Wissenschaften? Ein transdisziplinärer Überblick*, Bielefeld 2009.
- Felt, Ulrike, Helga Nowotny und Klaus Taschwer: *Wissenschaftsforschung. Eine Einführung*, Frankfurt a.M. 1995.
- Ferry, Luc et Alain Renaut: *La Pensée 68. Essais ur l'anti-humanisme contemporain*, Paris 1985.
- Feyerabend, Paul: *Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie*, Frankfurt a.M. 1976.
- Filk, Christian: *Episteme der Medienwissenschaft. Systemtheoretische Studien zur Wissenschaftsforschung eines transdisziplinären Feldes*, Bielefeld 2009.
- Finke, Peter: *Konstruktiver Funktionalismus. Die wissenschaftstheoretische Basis einer empirischen Theorie der Literatur*, Braunschweig 1982.
- Fischer, Kathrin: *Die Haug-Graevenitz-Debatte in der „DVjs“ als Kontroverse um Literaturwissenschaft, Kulturwissenschaft(en) und wissenschaftliches Argumentieren*, in: *Kontroversen in der Literaturtheorie*, S. 485-501.
- Fix, Ulla, Andreas Gardt und Joachim Knappe (Hg.): *Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch*, Berlin/New York 2009.
- Flacke, Michael: *Verstehen als Konstruktion. Literaturwissenschaft und Radikaler Konstruktivismus*, Opladen 1994.
- Fleck, Ludwik: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, Frankfurt a.M. 1980.
- Fohrmann, Jürgen: *Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung zwischen Humanismus und Deutschem Kaiserreich*, Stuttgart 1988.
- Fohrmann, Jürgen (Hg.): *Rhetorik. Figuration und Performanz*, Stuttgart 2004.
- Fohrmann, Jürgen (Hg.): *Systemtheorie der Literatur*, München 1996.
- Fohrmann, Jürgen und Harro Müller (Hg.): *Literaturwissenschaft*, München 1995.
- Fohrmann, Jürgen und Wilhelm Vosskamp (Hg.): *Wissenschaft und Nation. Studien zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, München 1991.
- Fohrmann, Jürgen: *Organisation, Wissen, Leistung. Konzeptionelle Überlegungen zu einer Wissenschaftsgeschichte der Germanistik*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur* XVI 1 (1991), S. 110-125.
- Fohrmann, Jürgen: *Poststrukturalismus*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 3, S. 140-144.
- Fohrmann, Jürgen: *Über das Schreiben von Literaturgeschichte*, in: *Geist, Geld und Wissenschaft*, S. 175-203.

- Fohrmann, Jürgen: *Über die (Un-)Verständlichkeit*, in: DVJS 68 (1994) H2, S. 197-213.
- Förster, Jürgen, Eva Neuland und Gerhard Rupp (Hg.): *Wozu noch Germanistik? Wissenschaft-Beruf-Kulturelle Praxis*, Stuttgart 1989.
- Förster, Jürgen, Eva Neuland und Gerhard Rupp: *Wozu noch Germanistik? Zur Aktualität einer alten Fragestellung*, in: *Wozu noch Germanistik?*, S. 1-14.
- Foucault, Michel: *Antwort auf eine Frage*, in: *Dits et Ecrits*, Bd. 1, S. 869f.
- Foucault, Michel: *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*, übersetzt von Walter Seitter, München 1973.
- Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, übersetzt von Ullrich Köppen, Frankfurt a.M. 1971.
- Foucault, Michel: *Über die Archäologie der Wissenschaften. Antwort auf den Cercle de'epistemologie*, in: *Dits et Ecrits*, Bd. 1, S. 902.
- Foucault, Michel: *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*, übersetzt von Ulrich Köppen, Frankfurt a.M. 1969.
- Foucault, Michel: *Foucault antwortet*, in: *Dits et Ecrits*, Bd. 2, hg. von Daniel Defert, S. 292-294.
- Foucault, Michel: *Archäologie des Wissens*, übersetzt von Ulrich Köppen, Frankfurt a.M. 1981.
- Foucault, Michel: *Dits et Ecrits. Schriften: Schriften in vier Bänden*, hg. von Daniel Defert und François Ewald, unter Mitarbeit von Jacques Lagrange, Frankfurt a.M. 2001-2005.
- Foucault, Michel: *Einführung in Kants Anthropologie*, Berlin 2010.
- Foucault, Michel: *Michel Foucault erklärt sein jüngstes Buch*, in: *Dits et Ecrits*, Bd. I: 1954-1969, S. 980-991.
- Foucault, Michel: *Nietzsche, die Genealogie, die Historie*, in: ders., *Dits et Ecrits*, hier Bd. 2, S. 186.
- Frank, Manfred: *Das Sagbare und das Unsagbare. Studien zur deutsch-französischen Hermeneutik und Texttheorie*, erw. Neuauflage, Frankfurt a.M. 1989.
- Frank, Manfred: *Stichworte zur Konstellationsforschung (aus Schleiermacherscher Inspiration)*, in: *Konstellationsforschung*, S. 139-149.
- Frank, Manfred: *Stil in der Philosophie*, Stuttgart 1992.
- Frank, Manfred: *Was ist Neostukturalismus*, Frankfurt a.M. 1983.
- Frank, Manfred: *Zum Diskursbegriff bei Foucault*, in: *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, S. 25-45.
- Franz, Kurt (Hg.): *Archäologie, Ur- und Frühgeschichte im Kinder- und Jugendbuch. Mit einer Gesamtbibliographie*, Hohegehren 2003.
- Frederking, Volker, Axel Krommer und Klaus Maiwald: *Mediendidaktik Deutsch. Eine Einführung*, Berlin 2008.
- Freud, Sigmund und Josef Breuer, *Studien über Hysterie*, Frankfurt a. M. 1979.
- Freud, Sigmund: *Unser Herz zeigt nach dem Süden. Reisebriefe 1895-1923*, hg. von Christfried Tögel, Berlin 2002.
- Fricke, Harald: *Die Sprache der Literaturwissenschaft. Textanalytische und philosophische Untersuchungen*, München 1977.
- Fricke, Harald: *Literatur und Literaturwissenschaft. Beiträge zu Grundfragen einer verunsicherten Disziplin*, Paderborn 1991.

- Fricke, Harald: *Methoden? Prämissen? Argumentationsweisen! Überlegungen zur Konkurrenz wissenschaftlicher Standards in der Literaturwissenschaft*, in: *Vom Umgang mit Literatur und Literaturgeschichte*, S. 211-225.
- Fricke, Harald: *Suggestion statt Argumentation. Beobachtungen zu Wirkung literaturwissenschaftlicher Prosa*, in: *Kontroversen, alte und neue*, S. 138-147.
- Fricke, Harald: *Wie soll man über Literatur reden? Kafkas „Hungerkünstler“ und der Umgang mit der Dichtung*, in: *Literatur und Literaturwissenschaft*, S. 11-27.
- Fricke, Harald: *Wie verständlich muss unsere Fachsprache sein? Die Humanwissenschaften zwischen Nachprüfbarkeit und Öffentlichkeitsanspruch*, in: *Literatur und Literaturwissenschaft*, S. 27-46.
- Fricke, Harald: *Wieviele Methoden braucht die Literaturwissenschaft? Zur Konkurrenz wissenschaftlicher Standards in einem unwissenschaftlichen Fach*, in: *Literatur und Literaturwissenschaft*, S. 169-189.
- Fried, Johannes und Michael Stolleis (Hg.): *Wissenskulturen: Über die Erzeugung und Weitergabe von Wissen*, Frankfurt a.M. 2009.
- Friedrich, Kittler: *Hardware, das unbekannte Wesen*, in: *Medien, Computer, Realität*, S. 119-133.
- Friedrich, Lars: *Die Rhetorik der Programmierung. Kittler, de Man und die Allegorie der Zahl*, in: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 78 (2004), S. 499-532.
- Frietsch, Ute: *Immanuel Kant*, in: *Foucault Handbuch*, S. 165-169.
- Frietsch, Ute: *Michel Foucaults Einführung in die Anthropologie Kants*, in: *Paragrana. Internationale Zeitschrift für historische Anthropologie* 11 (2002), S. 11-37.
- Fröhlich, Gerhard und Boike Rehbein (Hg.): *Bourdieu Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart 2009.
- Fröhlich, Gerhard: *Wissenschaft*, in: *Bourdieu Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, S. 327-337.
- Frühwald, Wolfgang, Hans Robert Jauß, Reinhart Koselleck, Jürgen Mittelstraß und Burkhard Steinwachs (Hg.): *Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift*, Frankfurt a.M. 1991.
- Fuchs, Michael, Thomas Heinemann und Bert Heinrichs: *Forschungsethik. Eine Einführung*, Stuttgart 2010.
- Funke, Mandy: *Rezeptionstheorie – Rezeptionsästhetik. Betrachtungen eines deutsch-deutschen Diskurses*, Bielefeld 2004.
- Gabriel, Gottfried: *Fiktion und Wahrheit. Eine semantische Theorie der Literatur*, Stuttgart 1975.
- Gabriel, Gottfried: *Wie klar und deutlich soll eine literaturwissenschaftliche Terminologie sein?*, in: *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft*, 24-35.
- Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen 1960.
- Galster, Christin: *Literaturtheorie und Wissenschaftsbetrieb im britischen Universitätsroman. Campus novels von David Lodge, Malcolm Bradbury und A. S. Byatt*, Regensburg 1997.
- Gamwell, Lynn and Richard Wells (Hg.): *Sigmund Freud and Art. His Personal Collection of Antiquity*, Albany 1996.

- Gansel, Carsten, Paweł Zimniak und Karl W. Bauer (Hg.): *Der Bologna-Prozess. Konsequenzen für die germanistische Ausbildung im internationalen Rahmen*, Hohengehren 2008.
- Gantet, Claire: *Der Traum in der Frühen Neuzeit. Ansätze zu einer kulturellen Wissenschaftsgeschichte*, Berlin 2010.
- Garber, Klaus (Hg.): *Kulturwissenschaftler des 20. Jahrhunderts. Ihr Werk im Blick auf die Frühe Neuzeit*, München 2002.
- Garber, Klaus: *Der locus amoenus und der locus terribilis. Bild und Funktion der Natur in der deutschen Schäfer- und Landlebendichtung des 17. Jahrhunderts*, Köln 1974.
- Gärtner, Marcus: *Kontinuität und Wandel in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945*, Bielefeld 1997.
- Gauger, Jörg-Dieter und Günther Rüter (Hg.): *Warum die Geisteswissenschaften Zukunft haben! Ein Beitrag zum Wissenschaftsjahr 2007*, Freiburg i. Br. 2007.
- Gehring, Petra: *Foucault – die Philosophie im Archiv*, Frankfurt a.M. 2004.
- Geier, Manfred: *Worüber kluge Menschen lachen. Kleine Philosophie des Humors*, Reinbek 2007.
- Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie*, 3. Aufl., Darmstadt 2006.
- Geisenhanslüke, Achim: *Foucault und die Literatur. Eine diskurskritische Untersuchung*, Opladen 1997.
- Geisenhanslüke, Achim und Georg Mein (Hg.): *Monströse Ordnungen. Zur Typologie und Ästhetik des Anormalen*, Bielefeld 2008.
- Geisenhanslüke, Achim: *Foucault in der Literaturwissenschaft*, in: *Foucault in den Kulturwissenschaften*, S. 69-83.
- Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. Beiträge von Eberhard Lämmert, Walter Killy, Karl Otto Conrady und Peter v. Polenz*, Frankfurt a.M. 1967.
- Giegel, Hans-Joachim und Uwe Schimank (Hg.): *Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“*, Frankfurt a.M. 2003.
- Glaser, Edith: *Disziplingeschichte der Erziehungswissenschaft als Geschlechtergeschichte*, Budrich 2009.
- Glaser, Marie Antoinette: *Grenz-Lektüren – zu den kulturellen Praktiken der Literaturwissenschaft*, in: *Wissenschaftskulturen – Experimentalkulturen – Gelehrtenkulturen*, S. 102-114.
- Glaser, Marie Antoinette: *Literaturwissenschaft als Wissenschaftskultur. Zu den Praktiken, Mechanismen und Prinzipien einer Disziplin*, Hamburg 2005.
- Glaser, Renate und Matthias Luserke (Hg.): *Literaturwissenschaft, Kulturwissenschaft: Positionen, Themen, Perspektiven*, Opladen 1996.
- Goertz, Hans-Jürgen (Hg.): *Geschichte ein Grundkurs*, 3. rev. u. erw. Aufl., Reinbek 2007.
- Goldmann, Stefan: *Topik, Topos*, in: Joachim Ritter u.a. (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, völlig neu bearb. Ausg., Basel 1998, hier Bd. 10, Sp. 1263-1288.
- Goldmann, Stefan: *Zur Herkunft des Topos-Begriffs von Ernst Robert Curtius*, in: *Euphorion* 90 (1996), S. 134-149.
- Göttner, Heide und Joachim Jacobs (Hg.): *Der logische Bau von Literaturtheorien*, München 1978.

- Göttner, Heide: *Logik der Interpretation. Analyse einer literaturwissenschaftlichen Methode unter kritischer Betrachtung der Hermeneutik*, München 1973.
- Graft, Richard: *Topic/Topoi*, in: *Rhetorik und Stilistik*, S. 717-728.
- Greiner, Ulrich: *Was heißt und zu welchem Ende studieren wir Literaturwissenschaft? Die Krise der Germanistik – vorbei. Annäherung an den Stand der Dinge in fünf Schritten*, in: *Die Zeit*, 28.03.1997.
- Greisheimer, Frank und Alois Prinz (Hg.): *Wozu Literaturwissenschaft? Kritik und Perspektive*, Tübingen 1991.
- Griesheimer, Frank: *Unmut nach innen. Ein Abriss über das Enttäuschende an der gegenwärtigen Literaturwissenschaft*, in: *Wozu Literaturwissenschaft*, S. 11-43.
- Grimm, Gunter (Hg.): *Literatur und Leser. Theorien und Modelle zur Rezeption literarischer Werke*, Stuttgart 1975.
- Groeben, Norbert: *Literaturpsychologie. Literaturwissenschaft zwischen Hermeneutik und Empirie*, Stuttgart 1972.
- Groh, Dieter: *Göttliche Weltökonomie. Perspektiven der Wissenschaftlichen Revolution vom 15. bis zum 17. Jahrhundert*, Berlin 2010.
- Grossgesse, Orlando und Erwin Koller (Hg.): *Literaturtheorie am Ende? 50 Jahre Wolfgang Kayser's „Sprachliches Kunstwerk“*, Tübingen 2001.
- Grubmüller, Klaus: *Wie kann die ‚Mediävistik‘ ihren Gegenstand verlieren?*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 17 (1999), S. 466-469.
- Gruenter, Rainer (Hg.): *Leser und Lesen im 18. Jahrhundert*, Heidelberg 1977.
- Gumbrecht, Hans Ulrich und K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt a.M. 1988.
- Gumbrecht, Hans Ulrich: *Soziologie und Rezeptionsästhetik – Über Gegenstand und Chancen interdisziplinärer Zusammenarbeit*, in: *Neue Ansichten*, S. 48-75.
- Günter, Michael und Peter Schraivogel (Hg.): *Sigmund Freud. Die Aktualität des Unbewussten*, Tübingen 2007.
- Günzel, Stephan (Hg.): *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2010.
- Günzel, Stephan: *„Unterirdische“ Radikalaufklärung von Kant zu Nietzsche. Ein Beitrag zur philosophischen Archäologie und ihrer Epistemologie*, in: *Nietzsche. Radikalaufklärer oder radikaler Gegenauflärer?*, S. 287-296.
- Günzel, Stephan: *Raumwissenschaften*, Frankfurt a.M. 2009.
- Haas, Eberhard: *Freuds Aktualität für Religion, Glaube, Theologie*, Tübingen 2006.
- Habermas, Jürgen: *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*, Frankfurt a.M. 1988.
- Hacke, Jens und Matthias Pohlig (Hg.): *Theorie in der Geschichtswissenschaft. Einblicke in die Praxis des historischen Forschens*, Frankfurt a.M. 2008.
- Hacke, Jens und Matthias Pohlig: *Was bedeutet Theorie für die Praxis des Historikers*, in: *Theorie in der Geschichtswissenschaft*, S. 7-25.
- Hacking, Ian: *Einführung in die Philosophie der Naturwissenschaften*, Stuttgart 1996 [1983].
- Hacking, Ian: *The Self-Vindication of the Laboratory Sciences*, in: Andrew Pickering (Hg.): *Science as Practice and as Culture*, Chicago 1992, S. 29-64.
- Hagner, Michael (Hg.): *Ansichten der Wissenschaftsgeschichte*, Frankfurt a.M. 2001.

- Hagner, Michael und Erich Hörl (Hg.): *Die Transformation des Humanen. Beiträge zur Kulturgeschichte der Kybernetik*, Frankfurt a.M. 2008.
- Hagner, Michael: *Vom Aufstieg und Fall der Kybernetik als Universalwissenschaft*, in: *Die Transformation des Humanen*, S. 38-72.
- Hahn, Barbara (Hg.): *Im Nachvollzug des Geschriebenseins. Theorie der Literatur nach 1945*, Würzburg 2007.
- Hahne, Nina: *Geistesgeschichte (Ideen-, Problem-, Form-, Stilgeschichte)*, in: *Methodengeschichte der Germanistik*, S. 195-225.
- Haraway, Donna: *Die Neuerfindung der Natur*, Frankfurt a.M. 1995.
- Harding, Sandra G.: *Is science multicultural? Postcolonialisms, feminisms, and epistemologies*, Bloomington 1998.
- Hark, Sabine: *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*, Frankfurt a.M. 2005.
- Harrasser, Karin: *Donna Haraway. Natur-Kultur und die Faktizität der Figuration*, in: *Kultur. Theorien der Gegenwart*, S. 445-459.
- Hartmann, Frank: *Techniktheorien der Medien*, in: *Theorien der Medien. Von der Kulturkritik bis zum Konstruktivismus*, S. 49-81.
- Hartoonian, Gevork: *Walter Benjamin and architecture*, London 2010.
- Haß, Ulrike und Christoph König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*, Göttingen 2003.
- Haug, Walter: *Warum darf Literaturwissenschaft nicht Literaturwissenschaft sein*, in: *Lesbarkeit der Kultur. Literaturwissenschaft zwischen Kulturtechnik und Ethnographie*, S. 201-223.
- Hausmann, Frank-Rutger: *Ernst Robert Curtius. Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Sechzig Jahre danach*, in: *Kulturwissenschaftler des 20. Jahrhunderts. Ihr Werk im Blick auf die Frühe Neuzeit*, S. 77-89.
- Hebekus, Uwe: *Topik/Inventio*, in: *Einführung in die Literaturwissenschaft*, S. 82-96.
- Hegener, Wolfgang und Jan Assmann (Hg.): *Erinnern und entdecken. Zur Aktualität Sigmund Freuds*, Gießen 2008.
- Heidbrink, Ludger und Harald Welzer (Hg.): *Das Ende der Bescheidenheit. Zur Verbesserung der Geistes- und Kulturwissenschaften*, München 2007.
- Heidbrink, Ludger und Harald Welzer: *Das Ende der Bescheidenheit*, in: *Das Ende der Bescheidenheit. Zur Verbesserung der Geistes- und Kulturwissenschaften*, S. 8-16.
- Heilmann, Markus und Thomas Wägenbaur (Hg.): *Im Bann der Zeichen. Die Angst vor Verantwortung in Literatur und Literaturwissenschaft*, Würzburg 1998.
- Heidegger, Martin: *Die Frage nach dem Ding*, Tübingen 1962.
- Heintz, Bettina, Martina Merz und Christina Schumacher (Hg.): *Wissenschaft, die Grenzen schafft. Geschlechterkonstellationen im disziplinären Vergleich*, Bielefeld 2004.
- Hemminger, Andrea: *Kritik und Geschichte. Foucault – ein Erbe Kants?*, Berlin 2004.
- Hempel-Küter, Christa: *Die Wissenschaft, der Alltag und die Politik. Materialien zur Fachgeschichte der Hamburger Germanistik*, in: *Deutsche Literaturwissenschaft 1945-1965. Fallstudien zu Institutionen, Diskursen, Personen*, S. 1-35.
- Hempel-Küter, Christa: *Germanistik zwischen 1925 und 1955. Studien zur Welt der Wissenschaft am Beispiel von Hans Pyritz*, Berlin 2000.

- Henrich, Dieter: *Grundlegung aus dem Ich. Untersuchungen zur Vorgeschichte des Idealismus. Tübingen – Jena 1790-1794*, 2 Bde., Frankfurt a.M. 2004.
- Henrich, Dieter: *Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789-1795)*, Stuttgart 1991.
- Henrich, Dieter: *Konstellationsforschung zur klassischen deutschen Philosophie. Motiv – Ergebnis – Probleme – Perspektiven – Begriffsbildung*, in: *Konstellationsforschung*, S. 15-31.
- Hermund, Jost: *Geschichte der Germanistik*, Reinbek 1994.
- Herrmann, Ulrich: *Materialien und Bemerkungen über die Konzeption und die Kategorien der ‚Geistesgeschichte‘ bei Wilhelm Dilthey*, in: *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, S. 46-48.
- Hess, Peter: *Topos*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 3, S. 649-652.
- Hetmank-Breitenstein, Peggy: *Die Befreiung der Geschichte. Grundlinien einer kritischen Geschichtsphilosophie bei Adorno und Foucault*, Dresden 2009.
- Hickethier, Knut: *Einführung in die Medienwissenschaft*, Stuttgart 2003.
- Hirschauer, Stefan: *Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns*, in: *Doing Culture*, S. 73-92.
- Hochreiter, Susanne und Ursula Klingeböck (Hg.): *Literatur, Lehren, Lernen. Hochschuldidaktik und germanistische Literaturwissenschaft*, Wien 2006.
- Höcker, Arne, Jeannie Moser und Philippe Weber (Hg.): *Wissen. Erzählen. Narrative der Humanwissenschaften*, Bielefeld 2006.
- Hoffmann, Martin Ludwig (Hg.): *Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie 1*, Frankfurt a.M. 2004.
- Hohendahl, Peter Uwe: *Probleme der Wissenschaftsgeschichte. Am Beispiel der Untersuchungen von Jürgen Fohrmann und Klaus Weimar*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 16 / 1 (1991), S. 126-138.
- Holl, Mirjam-Kerstin: *Semantik und soziales Gedächtnis: die Systemtheorie Niklas Luhmanns und die Gedächtnistheorie von Aleida und Jan Assmann*, Würzburg 2003.
- Holtorf, Cornelius: *Vom Kern der Dinge keine Spur. Spurenlesen aus archäologischer Sicht*, in: *Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*, S. 333-353.
- Holub, Robert C.: *Friedrich Kittler as Discursive Analyst*, in: *Crossing Borders*, S. 97-107.
- Holub, Robert C.: *Crossing Borders: Reception Theory, Poststructuralism, Deconstruction*, Madison 1992.
- Holub, Robert C.: *Zur amerikanischen Rezeption der Rezeptionsästhetik*, in: *Germanistik in den USA. Neue Entwicklungen und Methoden*, Opladen 1989, S. 196-220.
- Honneth, Axel und Martin Saar (Hg.): *Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault-Konferenz 2001*, Frankfurt a.M. 2003.
- Honneth, Axel: *Foucault und die Humanwissenschaften. Zwischenbilanz einer Rezeption*, in: *Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption*, S. 15-27.
- Höppner, Wolfgang: *Die ersten Ordinarien am Germanistischen Seminar. Erich Schmidt*, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin* H 9 (1987), S. 778-781.
- Höppner, Wolfgang: *Wissenschaft und Macht. Julius Petersen (1878–1941) und Franz Koch (1888–1969) am Germanischen Seminar in Berlin*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 2 (2010), S. 324-338.

- Hörisch, Jochen: *Lacangan, Derridada und La(b)ermann*, in: *Nürnberger Blätter. Zeitung für Philosophie und Literatur* 5 (1987), S. 13.
- Hörisch, Jochen: *Theorie-Apotheke. Eine Handreichung zu den humanwissenschaftlichen Theorien der letzten fünfzig Jahre, einschließlich ihrer Risiken und Nebenwirkungen*, Frankfurt a.M 2004.
- Horkheimer, Max: *Traditionale und kritische Theorie*, Frankfurt a.M. 1970.
- Hörning, Karl H. und Julia Reuter (Hg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, Bielefeld 2004.
- Hörning, Karl H. und Julia Reuter: *Doing Culture: Kultur als Praxis*, in: *Doing Culture*, S. 9-19.
- Hörning, Karl H.: *Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens*, Weilerswist 2001.
- Hörning, Karl H.: *Soziale Praxis zwischen Beharrung und Neuschöpfung. Ein Erkenntnis- und Theorieproblem*, in: *Doing Culture*, S. 19-40.
- Horstmann, Axel: „Erkenntnis des Erkannten“. *Philologie und Philosophie bei August Boeckh (1785–1867)*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 1 (2010), S. 64-78.
- Horstmann, Ulrich: *Ausgewiesene Experten. Kunstfeindschaften in der Literaturtheorie des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M. 2003.
- Hoyningen-Huene, Paul: *Die Wissenschaftsphilosophie Thomas S. Kuhns. Rekonstruktion und Grundlagenprobleme*, Braunschweig 1989.
- Huber, Martin und Gerhard Lauer (Hg.): *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*, Tübingen 2000.
- Huber, Martin und Simone Winko (Hg.): *Literatur und Kognition. Bestandsaufnahmen und Perspektiven eines Arbeitsfeldes*, Paderborn 2009.
- Hugh, Theo (Hg.): *Wie kommt Wissenschaft zu Wissen*, Bd. 1: *Einführung in die Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung*, Hohengehren 2001.
- Hunger, Ulrich: *Altdeutsche Studien als Sammeltätigkeit*, in: *Wissenschaft und Nation*, S. 89-97.
- Hunger, Ulrich: *Die altdeutsche Literatur und das Verlangen nach Wissenschaft: Schöpfungsakt und Fortschrittsglaube in der Frühgermanistik*, in: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik*, S. 236-263.
- Ihwe, Jens: *Linguistik in der Literaturwissenschaft*, München 1972.
- Ihwe, Jens: *Literaturwissenschaft und Linguistik: Ergebnisse und Perspektiven*, Frankfurt a.M., 1971.
- Ihwe, Jens: *Prolegomena zu einer Theorie der Literaturwissenschaft. Die Rolle der modernen Linguistik bei der Bestimmung von Aufgaben und Formen der Literaturtheorie*, Kiel 1970.
- Inhetveen, Rüdiger (Hg.): *Betrachten, Beobachten, Beschreiben. Beschreibungen in Kultur- und Naturwissenschaften*, München 1996.
- Ingwer Paul, Winfried Thielmann und Fritz Tangermann (Hg.): *Standard: Bildung. Blinde Flecken der deutschen Bildungsdiskussion*. Göttingen 2008, S. 30-41.
- Iser, Wolfgang: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*, München 1976.
- Iser, Wolfgang: *Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett*, München 1972.

- Jäger, Ludwig (Hg.): *Germanistik. Disziplinäre Leistung und kulturelle Identität*, Weinheim 1995.
- Jahraus, Oliver (Hg.): *Interpretation, Beobachtung, Kommunikation: avancierte Literatur und Kunst im Rahmen von Konstruktivismus, Dekonstruktivismus und Systemtheorie*, Tübingen 1999.
- Jahraus, Oliver und Stefan Neuhaus (Hg.): *Kafkas „Urteil“ und die Literaturtheorie. Zehn Modellanalysen*, Stuttgart 2002.
- Jahraus, Oliver: *Aufschreibesystem*, in: *Metzler Lexikon Literatur*, 3. völlig neu bearb. Aufl., S. 55.
- Jahraus, Oliver: *Literatur als Medium. Sinnkonstitution und Subjekterfahrung zwischen Bewusstsein und Kommunikation*, Weilerswist 2003.
- Jahraus, Oliver: *Literaturtheorie*, Tübingen 2004.
- Jahraus, Oliver: *Modelle systemtheoretischer Literaturwissenschaft in den 1990ern*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 23 H1 (1998), S. 66-111.
- Jahraus, Oliver: *Rezension zu Kittlers Aufschreibesystemen* in: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte* 6 (2004), S. 280.
- Jahraus, Oliver: *Sinn und Eigenrecht der Geisteswissenschaften*, in: *Warum die Geisteswissenschaften Zukunft haben! Ein Beitrag zum Wissenschaftsjahr 2007*, S. 242-254.
- Jahraus, Oliver: *Text, Kontext, Kultur. Zu einer zentralen Tendenz in den Entwicklungen der Literaturtheorie von 1980-2000*, in: *JLT* 1 (2007), S. 19-44.
- Jahraus, Oliver: *Theorieschleife. Systemtheorie, Dekonstruktion und Medientheorie*, Wien 2001.
- Jahraus, Oliver: *Analyse und Interpretation. Zu Grenzen und Grenzüberschreitungen im struktural-literaturwissenschaftlichen Theoriekonzept*, in: *IASL* 19 (1994), S. 1-51.
- Janich, Peter (Hg.): *Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung*, München 1981.
- Janich, Peter: *Der Mensch und andere Tiere. Das zweideutige Erbe Darwins*, Berlin 2010.
- Janich, Peter: *Kein neues Menschenbild: Zur Sprache der Hirnforschung*, Frankfurt a.M. 2009.
- Jannidis, Fotis, Gerhard Lauer, Matías Martínez und Simone Winko (Hg.): *Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte*, Berlin, New York 2003.
- Jannidis, Fotis, Gerhard Lauer, Matías Martínez und Simone Winko (Hg.): *Rückkehr des Autors: zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*, Tübingen 1999.
- Jasanoff, Sheila (Hg.): *Handbook of science and technology studies*, Thousand Oaks, 1995.
- Jaumann, Herbert u.a. (Hg.): *Domänen der Literaturwissenschaft*, Tübingen 2001.
- Jauß, Hans Robert: *Literaturgeschichte als Provokation*, Frankfurt a.M. 1970.
- Jobmann, Anke und Bernd Spindler (Hg.): *Tagungsdokumentation „Theorien über Theorien über Theorien“*, Bielefeld 1999.
- Joch, Markus und Norbert Christian Wolf (Hg.): *Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis*, Tübingen 2005.
- Jurt, Joseph: *Bourdieu's Analyse des literarischen Feldes: oder der Universalitätsanspruch des sozialwissenschaftlichen Ansatzes*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 22 (1997), S. 152-180.
- Jurt, Joseph: *Das literarische Feld: das Konzept Pierre Bourdieus in Theorie und Praxis*, Darmstadt 1995.

- Kaes, Anton: *New Historicism. Literaturgeschichte im Zeichen der Postmoderne?*, in: *Geschichte als Literatur. Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit*, S. 56-67.
- Kafitz, Dieter: *Literaturtheorien in der textanalytischen Praxis*, Würzburg 2007.
- Kaiser, Gerhard und Matthias Krell (Hg.): *Zwischen Resonanz und Eigensinn. Studien zur Geschichte der Sprach- und Literaturwissenschaft im 20. Jahrhundert*, Heidelberg 2005.
- Kaiser, Gerhard: *Der ‚Weg um die Kugel‘. Clemens Lugowskis semantischer Umbau vom ‚mythischen Analogon‘ zur ‚deutschen Wirklichkeit‘*, in: *Journal for Literary Theory* 3/1 (2009), S. 73-102.
- Kaiser, Gerhard: *Grenzverwirrungen. Literaturwissenschaft im Nationalsozialismus*, Berlin 2008.
- Kaiser, Gerhard: *Zwischen Eigensinn und Resonanz. Anmerkungen zum literaturwissenschaftlichen Feld am Beispiel der ‚Rasse‘-Semantik zwischen 1933 und 1945*, in: *Zwischen Resonanz und Eigensinn*, S. 1-33.
- Kaiser, Mario und Sabine Maasen: *Wissenschaftssoziologie*, in: *Handbuch Spezielle Soziologien*, S. 685-705.
- Kallweit, Hilmar: *Archäologie des Wissens*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 1, S. 122-125.
- Kalthoff, Herbert, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann (Hg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*, Frankfurt a.M. 2008.
- Kambas, Chryssoula: *Germanistik: Eine Disziplin oder eine Gruppe von Disziplinen? Gemeinsamkeiten und Tendenzen der Verselbständigung*, in: *Germanistik. Disziplinäre Leistung und kulturelle Identität*, S. 56-68.
- Kambas, Chryssoula: *Momentaufnahme der europäischen Intelligenz. Moderne, Exil und Kulturtransfer in Walter Benjamins Werk*, Hannover 2009.
- Kambas, Chryssoula: *Theorie-Transfers und Internationalisierung der Literaturgeschichte*, in: *Wie international ist die Literaturwissenschaft?*, S. 287-305.
- Kammler, Clemens, Rolf Parr und Ulrich Johannes Schneider (Hg.): *Foucault Handbuch. Leben-Werk-Wirkung*, Stuttgart 2008.
- Kammler, Clemens: *Historische Diskursanalyse. Michel Foucault*, in: *Neue Literaturtheorien*, S. 32-56.
- Kammler, Clemens: *Michel Foucault. Eine kritische Analyse seines Werks*, Bonn 1986.
- Kammler, Clemens und Rolf Parr (Hg.): *Foucault in den Kulturwissenschaften. Eine Bestandsaufnahme*, Heidelberg 2007.
- Kämper van den Boogaart, Michael: *Oberlehrer, Hochschulgermanisten und die Lehrerausbildung. Facetten einer nicht spannungsfreien Kooperation im Zeichen nationalpädagogischer Ideologien*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 2 (2010), S. 265-289.
- Kann, Christoph: *Fußnoten zu Platon. Philosophiegeschichte bei A. N. Whitehead*, Hamburg 2001.
- Kant, Immanuel: *Lose Blätter zu den Fortschritten der Metaphysik*, in: *Kant's gesammelte Schriften*, Bd. 20, hg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1942, S. 441.

- Kant, Immanuel: *Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis*, in: ders., *Werke in 10 Bänden*, hg. von Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1975, hier Bd. 9, S. 127-172.
- Kaulen, Heinrich: *Die literaturwissenschaftliche Monographie. Begriff, Entwicklung und Funktionswandel einer Darstellungsform*, in: *Geist, Geld und Wissenschaft*, S. 141-175.
- Kauppert, Michael: *Erfahrung und Erzählung. Zur Topologie des Wissens*, 2., korrigierte Aufl., Wiesbaden 2010.
- Kayser, Wolfgang: *Das sprachliche Kunstwerk*, Bern 1948.
- Keisinger, Florian u.a. (Hg.): *Wozu Geisteswissenschaften?: Kontroverse Argumente für eine überfällige Debatte*, Frankfurt a.M. 2003.
- Keller, Evelyn Fox: *Feminism and science*, Oxford 1996.
- Keller, Johannes und Lydia Miklautsch (Hg.): *Walther von der Vogelweide und die Literaturtheorie: Neun Modellanalysen von „Nemt, vrouwe, disen kranz“*, Stuttgart 2009.
- Keller, Reiner: *Michel Foucault*, Konstanz 2008.
- Kerchner, Brigitte und Silke Schneider (Hg.): *Foucault: Diskursanalyse der Politik. Eine Einführung*, Wiesbaden 2006.
- Kertesz, Andras: *Philosophie der Linguistik. Studien zur naturalisierten Wissenschaftstheorie*, Tübingen 2004.
- Kertscher, Jens und Dieter Mersch (Hg.): *Performativität und Praxis*, München 2003.
- Kieserling, Andre: *Die Soziologie der Selbstbeschreibung: Über die Reflexionstheorien der Funktionssysteme und ihre Rezeption der soziologischen Theorie*, in: *Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung*, S. 46-109
- Kieserling, Andre: *Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens*, Frankfurt a.M. 2004.
- Kimmich, Dorothee und Alexander Thurmfahrt (Hg.): *Universität ohne Zukunft*, Frankfurt a.M. 2004.
- Kimmich, Dorothee und Bernd Stiegler (Hg.): *Zur Rezeption der Rezeptionstheorie*, Berlin 2003.
- Kimmich, Dorothee, Rolf Günter Renner und Bernd Stiegler (Hg.): *Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart*, 2. überarb. Aufl., Stuttgart 2008.
- Kindt, Tom: *Denn sie wissen nicht, was sie tun. Stanley Fish versus Wolfgang Iser*, in: *Kontroversen in der Literaturtheorie*, S. 353-369.
- Kirchner, Sascha (Hg.): *Walter Benjamin und das Wiener Judentum zwischen 1900 und 1938*, Würzburg 2009.
- Kittler, Friedrich A. (Hg.): *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften. Programme des Poststrukturalismus*, München 1980.
- Kittler, Friedrich A.: *Draculas Vermächtnis. Technische Schriften*, Leipzig 1993.
- Kittler, Friedrich A.: *Literaturgeschichte*, in: *Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel*, S. 357-361.
- Kittler, Friedrich und Horst Turk: *Urszenen. Literaturwissenschaft als Diskursanalyse und Diskurskritik*, Frankfurt a.M. 1977.
- Kittler, Friedrich: *Aufschreibesysteme 1800/1900*, 4. vollst. überarb. Neuauflage 2003.
- Kittler, Friedrich: *Aufschreibesysteme 1800/1900*, München 1985.
- Kittler, Friedrich: *Dichter – Mutter – Kind*, München 1991.

- Kittler, Friedrich: *Ein Erdbeben in Chili*, in: *Positionen der Literaturwissenschaft*, S. 24-39.
- Kittler, Friedrich: *Einleitung*, in: *Austreibung des Geistes*, S. 7-14.
- Kittler, Friedrich: *Grammophon, Film, Typewriter*, Berlin 1986.
- Kittler, Friedrich: *Optische Medien. Berliner Vorlesungen 1999*, Berlin 2002.
- Kittler, Friedrich: *Short Cuts*, Frankfurt a.M. 2002.
- Kittler, Friedrich: *Über Aufschreibesysteme*, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 3 (1986), S. 3-6.
- Kittler, Friedrich: *Vom Take Off der Operatoren*, in: *Grammophon, Film, Typewriter*, S. 149-160.
- Kittsteiner, Heinz Dieter (Hg.): *Was sind Kulturwissenschaften? 13 Antworten*, München 2004.
- Klaus Sachs-Hombach (Hg.): *Bildwissenschaft. Disziplinen, Themen, Methoden*, Frankfurt a.M. 2005.
- Klausnitzer, Ralf und Carlos Spoerhase: *Vorwort*, in: *Kontroversen in der Literaturtheorie*, S. 9-15.
- Klausnitzer, Ralf: „So gut wie nichts publiziert, aber eine ganze Generation von Germanisten beeinflusst“. *Wissenstransfer und Gruppenbildung im Kreis um Gerhard Scholz (1903–1989)*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 2 (2010), S. 339-368.
- Klausnitzer, Ralf: *Fallstudien als Instrument der interdisziplinären Wissenschaftsforschung. Am Beispiel der disziplinübergreifenden Rezeption des ‚Gestalt‘-Konzerts in den 1930er/1040er Jahren*, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, S. 209-257.
- Klausnitzer, Ralf: *Inventio/Elocutio. Metaphorischer Rede und die Formierung wissenschaftlichen Wissens*, in: *Rhetorik. Figuration und Performanz*, S. 81-131.
- Klausnitzer, Ralf: *Theorie-Transfer und kulturelle Adaptation. Transnationale Wanderbewegungen des Strukturalismus*, in: *Strukturalismus in Deutschland*, in: *Strukturalismus in Deutschland. Literatur- und Sprachwissenschaft 1910-1975*, S. 63-102.
- Klawitter, Arne und Michael Ostheimer: *Literaturtheorie - Ansätze und Anwendungen*, Göttingen 2008.
- Klawitter, Arne: *Die ‚fiebrnde Bibliothek‘. Foucaults Sprachontologie und seine diskursanalytische Konzeption moderner Literatur*, Heidelberg 2003.
- Klawitter, Arne: *Diskursanalyse*, in: *Literaturtheorie*, S. 162-187.
- Klein, Uta, Katja Mellmann und Steffanie Metzger (Hg.): *Heuristiken der Literaturwissenschaft: disziplinexterne Perspektiven auf Literatur*, Paderborn 2006.
- Kloepfer, Rolf: *Poetik und Linguistik. Semiotische Instrumente*, München 1975.
- Gerhard P. Knapp und Gerd Labrousse (Hg.): *1945-1995 Fünfzig Jahre deutschsprachige Literatur in Aspekten*, Amsterdam/Atlanta 1995 (= *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik* 28/29).
- Kneer, Georg und Markus Schroer (Hg.): *Handbuch Spezielle Soziologien*, Wiesbaden 2010.
- Kneer, Georg, Markus Schroer und Erhard Schüttpelz (Hg.): *Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen*, Frankfurt a.M. 2008.
- Kneer, Georg: *Reflexive Beobachtung zweiter Ordnung. Zur Modernisierung gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen*, in: *Beobachter der Moderne*, S. 301-333.

- Knell, Sebastian (Hg.): *Länger leben? Philosophische und biowissenschaftliche Perspektiven*, Frankfurt a.M. 2009.
- Knoblauch, Hubert: *Wissenssoziologie*, Konstanz 2005.
- Knorr Cetina, Karen: *Neue Ansätze der Wissenschafts- und Techniksoziologie*, in: *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*, S. 328-342.
- Knorr Cetina, Karen: *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*, Frankfurt a.M. 2002.
- Knorr Cetina, Karen: *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*, Frankfurt a.M. 2002.
- Knorr Cetina, Karin: *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaften*, Frankfurt a.M. 1984 [überarbeitete 2. Aufl. 2002].
- Knorr Cetina, Karin: *Producing and reproducing knowledge. Descriptive or constructive? Towards a model of research production*, in: *Social Information* 16 (1977), S. 669-696.
- Kofler, Peter: *Ekstatische Kunst-Besonnenes Wort. Aby Warburg und die Denkräume der Ekphrasis*, Innsbruck 2009.
- Kögler, Hans-Herbert: *Michel Foucault*, 2. erw. Aufl., Stuttgart 2004.
- Kohlroß, Christian: *Literaturtheorie und Pragmatismus oder Die Frage nach den Gründen des philologischen Wissens*, Tübingen 2007.
- Köhler, Sigrid G., Jan Christian Metzler, Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.): *Prima Materia. Beiträge zur transdisziplinären Materialitätsdebatte*, Königsstein/Taunus 2004.
- Kolbe, Jürgen (Hg.): *Neue Ansichte einer künftigen Germanistik. Probleme einer Sozial- und Rezeptionsgeschichte der Literatur. Kritik der Linguistik. Literatur- und Kommunikationswissenschaft*, München 1973.
- Kolbe, Jürgen: *Wie denn weiter? Vorbemerkungen des Herausgebers*, in: *Neue Ansichte einer künftigen Germanistik*, S. 8.
- Kolk, Rainer: ‚Krise‘ der Germanistik, Popularisierung. Eine fachgeschichtliche Bemerkung, in: *Kritische Ausgabe. Zeitschrift für Germanistik und Literatur* 2 (2003), S. 62-63.
- Kolk, Rainer: ‚Wissenschaftspolizei‘? Gutachten und Bewertungssystem in der Germanistik, in: *Geist, Geld, Wissenschaft*, S. 357-384.
- Kolk, Rainer: *Wahrheit-Methode-Charakter. Zur wissenschaftlichen Ethik der Germanistik im 19. Jahrhundert*, in: *IASL* 14.1 (1989), S. 50-73.
- König, Christoph und Eberhard Lämmert (Hg.): *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910 bis 1925*, Frankfurt a.M. 1993.
- König, Christoph (Hg.): *Internationales Germanistenlexikon 1800-1950*, Berlin/New York, 2003.
- König, Christoph und Eberhart Lämmert (Hg.): *Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900*, Frankfurt a.M. 1999.
- König, Christoph, Hans-Harald Müller und Werner Röcke (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts*, Berlin/New York 2000.
- König, Christoph: *Einübung in eine Denkweise. Klaus Weimars „Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, in: *Merkur* H. 502 (1990), S. 55-59.
- König, G. und H. Pulte: *Theorie*, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 10, Darmstadt 1998, Sp. 1128-1154.

- Köppe, Tilmann und Simone Winko: *Theorien und Methoden der Literaturwissenschaft*, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, Bd. 2: *Methoden und Theorien*, S. 285-373.
- Köppe, Tilmann: *Konturen einer analytischen Literaturtheorie*, in: *Derrida und danach? Literaturtheoretische Diskurse der Gegenwart*, S. 67-85.
- Koschorke, Albrecht: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*, München 2003.
- Koschorke, Albrecht: *System. Die Ästhetik und das Anfangsproblem*, in: *Grenzwerte des Ästhetischen*, S. 146-163.
- Koschorke, Albrecht: *Zur Logik kultureller Gründungserzählungen*, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 2 (2007), S. 5- 12.
- Koselleck, Reinhart: *Das achtzehnte Jahrhundert als Beginn der Neuzeit*, in: *Epochenschwelle und Epochenbewusstsein*, S. 269-282.
- Koselleck, Reinhart: *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Frankfurt a.M. 1973.
- Koselleck, Reinhart: *Wozu noch Historie?*, in: *Seminar Geschichte und Theorie. Umriss einer Historik*, S. 17-35.
- Košeniina, Alexander: *Der gelehrte Narr. Gelehrtensatire seit der Aufklärung*, Göttingen 2003.
- Krämer, Sibylle: *Friedrich Kittler - Kulturtechniken der Zeitachsenmanipulation*, in: *Medientheorien - eine philosophische Einführung*, S. 210-224.
- Krämer, Sibylle (Hg.): *Medien, Computer, Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien*, 3. Aufl., Frankfurt a.M. 2003.
- Krämer, Sibylle, Werner Kogge und Gernot Grube (Hg.): *Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*, Frankfurt a.M. 2007.
- Krasmann, Susanne und Michael Volkmer (Hg.): *Michel Foucaults „Geschichte der Gouvernementalität“ in den Sozialwissenschaften*, Bielefeld 2007.
- Krauss, Werner: *Bruno Latour. Making Things Public*, in: *Kultur. Theorien der Gegenwart*, S. 430-445.
- Kreft, Jürgen: *Grundlagen der Literaturdidaktik*, Heidelberg 1977.
- Kreidl, Verena: *Hausfrau oder Karrierefrau? Eine Diskursanalyse der weiblichen Erwerbstätigkeit*, Hamburg 2009.
- Krohn, Roger: *Wissenssoziologie und Wissenschaftssoziologie. Entwicklungen eines gemeinsamen Untersuchungsrahmens*, in: *Wissenschaftssoziologie. Studien und Materialien*, S. 79-99.
- Krohn, Wolfgang und Günter Küppers: *Die Selbstorganisation der Wissenschaft*, Frankfurt a.M. 1989.
- Kruckis, Hans-Martin: *Einige Anmerkungen zum Nutzen von Luhmanns Systemtheorie für die Wissenschaftsgeschichte der Germanistik*, in: *Germanic Review* 72 (1997), S. 98-107.
- Kruckis, Hans-Martin: *Mikrologische Wahrheit. Die Neugermanistik des 19. Jahrhunderts und Heinrich Düntzer*, in: *GMR* 72 (1991), S. 270-283.
- Kruckis, Hans-Martin: *Positivismus/Biographismus*, in: *Methodengeschichte der Germanistik*, S. 573-597.
- Krüger, Lorenz: *Die systematische Bedeutung wissenschaftlicher Revolutionen. Pro und contra Thomas Kuhn*, in: *Theorien der Wissenschaftsgeschichte*, S. 210-249.

- Kugler, Hartmut (Hg.): *www.germanistik2001.de. Vorträge des Erlanger Germanistentags*, Bielefeld 2002.
- Kuhn, Thomas S.: *Die Entstehung des Neuen. Studien zur Struktur der Wissenschaftsgeschichte*, Frankfurt a.M. 1977.
- Kuhn, Thomas S.: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt a.M. 1979.
- Kusber, Jan, Mechthild Dreyer, Jörg Rogge und Andreas Hütig (Hg.): *Historische Kulturwissenschaften Positionen, Praktiken und Perspektiven*, Bielefeld 2010.
- Küllchen, Hildegard (Hg.): *Frauen in der Wissenschaft - Frauen an der TU Dresden*, Leipzig 2010.
- Küppers, Bernd-Olaf (Hg.): *Die Einheit der Wirklichkeit. Zum Wissenschaftsverständnis der Gegenwart*, München 2000.
- Küppers, Bernd-Olaf: *Nur Wissen kann Wissen beherrschen. Macht und Verantwortung der Wissenschaft*, Köln 2008.
- Kuspit, Donald: *A Mighty Metaphor. The Analogy of Archaeology and Psychoanalysis*, in: *Sigmund Freud and Art. His Personal Collection of Antiquity*, S. 133-151.
- Kwaschik, Anne und Mario Wimmer (Hg.): *Von der Arbeit des Historikers: Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft*, Bielefeld 2010.
- Laermann, Frank: *Lacan und Derrida: Über die Frankolaterie in den Geisteswissenschaften*, in: *Kursbuch* 84 (1986), S. 34-43.
- Laermann, Klaus: *Die Lust an der Unklarheit und die Schmerzgrenzen des Verstehens. Dunkelheit als Erfolgsgrundlage in den Geisteswissenschaften*, in: *Wozu Literaturwissenschaft? Kritik und Perspektiven*, S. 80-101.
- Lagaay, Alice und David Lauer (Hg.): *Medientheorien - eine philosophische Einführung*, Frankfurt a.M. 2004.
- Lämmert, Eberhard: *Bauformen des Erzählens*, Stuttgart 1955.
- Lämmert, Eberhard: *Das Ende der Germanistik und ihre Zukunft*, in: *Ansichten einer künftigen Germanistik*, S. 77-103.
- Lämmert, Eberhard: *München 1966. Ein Ort der Selbstprüfung für die Germanistik – und München 2004?*, in: *Germanistik in und für Europa*, S. 161-169.
- Lämmert, Eberhard: *Rezeptions- und Wirkungsgeschichte der Literatur als Lehrgegenstand*, in: *Neue Ansichten einer künftigen Germanistik*, S. 160-174.
- Lämmert, Eberhard: *Strukturelle Typologien in der Literaturwissenschaft zwischen 1945 und 1960*, in: *Strukturalismus in Deutschland. Literatur- und Sprachwissenschaft 1910-1975*, S. 229-273.
- Lamping, Dieter: *Literatur und Theorie. Poetologische Probleme der Moderne*, Göttingen 1997.
- Lamping, Dieter: *Wie betreibt man Literaturtheorie? Polemische und programmatische Überlegungen*, in: *Literatur und Theorie. Poetologische Probleme der Moderne*, S. 7-20.
- Lang, Franziska: *Archäologie*, in: *Raumwissenschaften*, S. 30-46.
- Latour, Bruno und Steve Woolgar: *Laboratory Life. The social construction of scientific facts*, Princeton 1986.
- Latour, Bruno: *Das Parlament der Dinge. Naturpolitik*, Frankfurt a.M. 2001.
- Latour, Bruno: *Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaft*, Berlin 1995.

- Latour, Bruno: *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, Frankfurt a.M. 2006.
- Latour, Bruno: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 2008.
- Latour, Bruno: *Pasteurization of France*, Cambridge 1984.
- Latour, Bruno: *Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers through Society*, Cambridge 1987.
- Latour, Bruno: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Frankfurt a.M. 2008.
- Latour, Bruno: *Wir sitzen alle in einem Boot* (www.falter.at/web/heureka/archiv/98_5/03.php).
- Lauer, Gerhard: *Historizität und Interessantheit. Anmerkungen zum Innovationsanspruch der Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft*, in: www.germanistik2001.de. *Vorträge des Erlanger Germanistentags*, S. 925-944.
- Lauer, Gerhard: *Spiegelneuronen. Über den Grund des Wohlgefallens an der Nachahmung*, in: *Im Rücken der Kulturen*, S. 137-165.
- Lausberg, Heinrich: *Elemente der Literarischen Rhetorik*, München 1949.
- Lehmann, Hartmut und Otto Gerhard Oexle (Hg.): *Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften*, Bd. 1: *Fächer - Milieus – Karrieren*; Bd. 2: *Leitbegriffe - Deutungsmuster – Paradigmenkämpfe*, Göttingen 2004.
- Leicht-Scholten, Carmen (Hg.): *Gender and Science. Perspektiven in den Natur- und Ingenieurwissenschaften*, Bielefeld 2007.
- Lenk, Hans: *Das flexible Vielfachwesen: Einführung in die moderne philosophische Anthropologie zwischen Bio-, Techno- und Kulturwissenschaften*, Velbrück 2009.
- Lepenes, Wolfgang: *Probleme einer historischen Wissenschaftsforschung*, in: *Grundlegung der historischen Wissenschaftsforschung*, S. 23-47.
- Lepper, Marcel: *Wissenschaftsgeschichte als Theorieggeschichte. Ein Arbeitsprogramm*, in: *Geschichte der Germanistik* 29/30 (2006), S. 33-40.
- Lichtenberger-Fenz, Brigitte: *Beruf, Karriere und Wissenschaft. Narrative über geschlechtsspezifische Un-/Gleichheiten und Un-/Gleichzeitigkeiten*, Innsbruck 2009.
- Lieb, Hans-Heinrich: *Der Status der Literaturwissenschaft und ihrer Sprache*, in: *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft* S. 105-140;.
- Liebert, Wolf-Andreas (Hg.): *Kontroversen als Schlüssel zur Wissenschaft? Wissenskulturen in sprachlicher Interaktion*, Bielefeld 2006.
- Lindner, Burkhardt (Hg.): *Benjamin Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart 2006.
- Link, Jürgen und Ursula Link-Heer: *Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse*, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 77 (1990), S. 88-99.
- Link, Jürgen: *Die Struktur des literarischen Symbols. Theoretische Beiträge am Beispiel der späten Lyrik Brechts*, München 1975.
- Link, Jürgen: *Elementare Literatur und generative Diskursanalyse*, München 1983.
- Link, Jürgen: *Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik*, in: *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, S. 284-311.
- Link, Jürgen: *Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe. Eine programmierte Einführung auf strukturalistischer Basis*, Fink 1974.

- Lohmann, Martin und Hans- und Joachim Pfeiffer (Hg.): *Freud-Handbuch. Leben-Werk-Wirkung*, Stuttgart 2006.
- Lüders, C.: *Teilnehmende Beobachtung*, in: *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*, S. 151-153.
- Ludolf Herbst: *Komplexität und Chaos. Grundzüge einer Theorie der Geschichte*, München 2004.
- Ludwig, Martin Hoffmann (Hg.): *Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie 1*, Frankfurt a.M. 2004.
- Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1990.
- Luhmann, Niklas: *Organisation und Entscheidung*, Wiesbaden 2000.
- Luhmann, Niklas: *Politische Soziologie*, hg. von Andre Kieserling, Frankfurt a.M. 2010.
- Luhmann, Niklas: *Selbstreferenzielle Systeme*, in: Fritz B. Simon (Hg.): *Lebende Systeme. Wirklichkeitskonstruktionen in der systemischen Therapie*, Berlin 1987, S. 47-53.
- Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a.M. 1984.
- Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1993.
- Luhmann, Niklas: *Temporalisierung von Komplexität: Zur Semantik neuzeitlicher Zeitbegriffe*, in: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, S. 235-300.
- Luhmann, Niklas: *Das Erziehungssystem der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 2002.
- Luhmann, Niklas: *Das Recht der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1993.
- Luhmann, Niklas: *Liebe. Eine Übung*, hg. von Andre Kieserling, Frankfurt a.M. 2008.
- Lynch, Michael: *Art and Artifact in Laboratory Science. A Study of Shop Work and Shop Talk in a Research Laboratory*, London 1985.
- Maasen, Sabine und Matthias Winterhager (Hg.): *Science Studies. Probing the Dynamics of Scientific Knowledge*, Bielefeld 2001.
- Maasen, Sabine: *Wissenssoziologie*, 2. völlig überarb. Aufl., Bielefeld 2009.
- Maeße, Jens: *Die vielen Stimme des Bologna-Prozesses. Zur diskursiven Logik eines bildungspolitischen Programms*, Bielefeld 2010.
- Mante, Gabriele: *Die deutschsprachige prähistorische Archäologie. Eine Ideengeschichte im Zeichen von Wissenschaft, Politik und europäischen Werten*, Münster 2007.
- Marquard, Odo: Entlastung vom Absoluten, in: *Die Kunst des Überlebens*, S. 17-28.
- Markula, Pirkko und Richard Pringle (Hg.): *Foucault, sport and exercise. Power, knowledge and transforming the self*, London 2009.
- Marquard, Odo: *Verspätete Moralistik. Bemerkungen zur Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften*, in: *Kursbuch 91*, S. 13-18.
- Marsh, Ian: *Suicide. Foucault, history and truth*, Cambridge 2010.
- Martínez, Matías und Michael Scheffel (Hg.): *Klassiker der modernen Literaturtheorie. Von Freud bis Judith Butler*, München 2010.
- Martschukat, Jürgen (Hg.): *Geschichte schreiben mit Foucault*, Frankfurt a.M. 2002.
- Martus, Steffen und Carlos Spoerhase: *Praxeologie der Literaturwissenschaft*, in: *Geschichte der Germanistik 35/36* (2009), S. 89-96.
- Martus, Steffen: „Zu Professoren taugen wir wohl beide nicht“. *Die Vorlesungen von Jacob (1785–1863) und Wilhelm Grimm (1786–1859)*, in: *Zeitschrift für Germanistik 1* (2010), S. 79-103.

- Martus, Steffen: *Die Brüder Grimm. Eine Biographie*, Berlin 2009.
- Martus, Steffen: *Philo-Logik. Zur kulturwissenschaftlichen Begründung von Literaturwissenschaft*, in: *Logiken und Praktiken der Kulturforschung*, S. 125-149.
- Maync, Harry: *Die Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft*, Rektoratsrede, gehalten am 13. November 1926, dem 92. Stiftungsfeste der Universität Bern, Bern 1927.
- Mayntz, Renate, Friedhelm Neidhardt, Peter Weingart und Ulrich Wengenroth (Hg.): *Wissensproduktion und Wissenstransfer. Wissen im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit*, Bielefeld 2008.
- Mayntz, Renate: *Autonomie oder Abhängigkeit. Externe Einflüsse auf Gehalt und Entwicklung wissenschaftlichen Wissens*, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, S. XXVII-XLII.
- Mayr, Otto: *Zur Frühgeschichte der technischen Regelungen*, München 1968.
- McCarthy, John A.: *Bewegung als ‚Gegenstand‘ der Literatur*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 17 (1999), S. 470-475.
- Mein, Georg (Hg.): *Kerncurriculum BA-Germanistik. Chancen und Grenzen des Bologna-Prozesses*, Bielefeld 2006.
- Meißner, Hanna: *Jenseits des autonomen Subjekts. Zur gesellschaftlichen Konstitution von Handlungsfähigkeit im Anschluss an Butler, Foucault und Marx*, Bielefeld 2010.
- Menke, Bettine: *Das Trauerspiel-Buch. Der Souverän - das Trauerspiel - Konstellationen - Ruinen*, Bielefeld 2010.
- Mersch, Dieter: *Friedrich A. Kittler und die Austreibung des Geistes*, in: ders.: *Medientheorien zur Einführung*, Hamburg 2006, S. 185-207.
- Merten, Klaus, Siegfried J. Schmidt und Siegfried Weischenberg (Hg.): *Die Wirklichkeit der Medien*, Opladen 1994.
- Mertens, Wolfgang und Rolf Haubl: *Der Psychoanalytiker als Archäologe. Eine Einführung in die Methode der Rekonstruktion*, Stuttgart 1996.
- Mertner, Edgar: *Topos und Commonplace*, in: Gerhard Dietrich und Fritz Schulze (Hg.): *Strena Anglica*, Halle 1956.
- Merton, Robert K.: *Social Theory and Social Structure*, New York 1949.
- Mettig, Till: *Wandel in Organisationen durch Netzwerkbildung. Eine Fallstudie auf Basis der Akteur-Netzwerk-Theorie*, Marburg 2007.
- Meves, Uwe: *Karl Lachmann (1793-1851)*, in: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik*, S. 20-32.
- Meves, Uwe: *Zur Errichtung der ersten Professuren für deutsche Sprache an der Berliner Universität (1810)*, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 104 (1985), S. 161-184.
- Meyer-Krentler, Eckhardt und Burkhard Moennighoff: *Arbeitstechniken Literaturwissenschaft*, 14. aktual. Aufl., Stuttgart 2010.
- Michels, Andre: *Zur Archäologie einiger juristischer und psychiatrischer Kategorien bei Michel Foucault*, in: *Monströse Ordnungen. Zur Typologie und Ästhetik des Anormalen*, S. 183-206.
- Miller, Jacques-Alain: *Michel Foucault und die Psychoanalyse*, in: *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*, S. 66-74.
- Mittelstraß, Jürgen: *Geisteswissenschaftliche Qualifikationen*, in: *Perspektiven der Germanistik. Neueste Ansichten zu einem alten Problem*, S. 13-32.

- Moebius, Stephan und Dirk Quadflieg (Hg.): *Kultur. Theorien der Gegenwart*, Wiesbaden 2006.
- Morat, Daniel: *Braucht man für das Verstehen eine Theorie? Bekenntnisse eines Neohermeneutikers*, in: *Theorie in der Geschichtswissenschaft*, S. 41-53.
- Moser, Christian: *Aufschreibesysteme*, in: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, S. 37f.
- Moser, Jeannie: *Poetologien. Rhetoriken des Wissens*, in: *Wissen. Erzählen. Narrative der Humanwissenschaften*, S.11-17.
- Moser, Sybille: *Komplexe Konstruktionen: Systemtheorie, Konstruktivismus und empirische Literaturwissenschaft*, Wiesbaden 2001.
- Muensterberger, Werner: *Sammeln. Eine unbändige Leidenschaft. Psychologische Perspektiven*, Frankfurt a.M. 1999.
- Müller, Ernst und Falko Schmider (Hg.): *Begriffsgeschichte der Naturwissenschaften. Zur historischen und kulturellen Dimension naturwissenschaftlicher Konzepte*, Berlin/New York 2008.
- Müller Niela, Daniela: „Die alten großen Meister“: *Generationenfolge als literarische Ursprungserzählung*, in: *Generationen. Multidisziplinäre Perspektiven*, S. 135-147.
- Müller-Seidel, Walter: *Zur Literaturwissenschaft der 60er Jahre. Ein Erinnerungsbericht*, in: *Germanistik in und für Europa*, S. 169-179.
- Müller-Wille, Staffan und Hans-Jörg Rheinberger (Hg.): *Das Gen im Zeitalter der Postgenomik: Eine wissenschaftshistorische Bestandsaufnahme*, Frankfurt a.M. 2009.
- Müller-Wille, Staffan und Hans-Jörg Rheinberger (Hg.): *Vererbung: Geschichte und Kultur eines biologischen Konzepts*, Frankfurt a.M. 2009.
- Müller, Dorit: *Die Erzählforscherin Inge Diersen (1927–1993). Ein Beitrag zur Konfliktgeschichte der DDR-Germanistik*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 2 (2010), S. 369-387.
- Müller, Dorit: *Literaturwissenschaft nach 1968*, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, Bd. 3: *Institutionen und Praxisfelder*, S. 147-191.
- Müller, Ernst u. Falko Schmider (Hg.): *Begriffsgeschichte der Naturwissenschaften. Zur historischen und kulturellen Dimension naturwissenschaftlicher Konzepte*, Berlin/New York 2008
- Müller, Hans-Harald und Lutz Danneberg: *Verwissenschaftlichung der Literaturwissenschaft. Ansprüche, Strategien, Resultate*, in: *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie* 10 (1979) S. 162-191.
- Müller, Hans-Harald und Tom Kindt: *Die Einheit der Philologie*, in: *Grenzen der Germanistik*, S. 22-45.
- Müller, Hans-Harald, Marcel Lepper und Andreas Gardt (Hg.): *Strukturalismus in Deutschland. Literatur- und Sprachwissenschaft 1910-1975*, Göttingen 2010.
- Müller, Hans-Harald: *Probleme des Anwendungsbereichs eines Definitionsprogramms in der Literaturwissenschaft*, in: *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft*, S. 69-80.
- Müller, Hans-Harald: *Wilhelm Scherer (1841–1886) in Berlin*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 1 (2010), S. 140-155.
- Müller, Hans-Harald: *Zur Genealogie der werkimmanenten Interpretation*, in: *Konzert und Konkurrenz. Die Künste und ihre Wissenschaften im 19. Jahrhundert*, S. 269-283.

- Müller, Harro: *Rezension zu Kittlers Aufschreibesystemen*, in: *Germanistik* 3 (1990), S. 597-598.
- Müller, Jan-Dirk: *Moritz Haupt und die Anfänge der ‚Zeitschrift für deutsches Altertum‘*, in: *Wissenschaft und Nation*, S. 141-164.
- Mulsow, Martin und Marcelo Stamm (Hg.): *Konstellationsforschung*, Frankfurt a.M. 2005.
- Mulsow, Martin und Marcelo Stamm: *Vorwort*, in: *Konstellationsforschung*, S. 7-15.
- Mulsow, Martin: *Zum Methodenprofil der Konstellationsforschung*, in: *Konstellationsforschung*, S. 74-101, S. 74.
- Münker, Stefan und Alexander Roesler: *Poststrukturalismus*, Stuttgart 2000.
- Münkler, Marina: *„durch unverdrossene tüchtige Arbeit“: Karl Lachmann (1793–1851) als Philologe*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 1 (2010), S. 104-122.
- Naumann, Manfred, Dieter Schlenstedt und Karlheinz Barck: *Gesellschaft, Literatur, Lesen: Literaturrezeption in theoretischer Sicht*, Berlin 1973.
- Nebbrig, Alexander: *Komparatistische Ansätze bei Moriz Haupt (1808–1874)*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 1 (2010), S. 123-139.
- Neuhaus, Stefan: *Wozu Literaturtheorie?*, in: *Sprachkunst* XXXVII (2006), 2. Halbband, S. 309-323, hier S. 309.
- Neumann, Gerhard (Hg.): *Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft*, Stuttgart 1997.
- Neumeyer, Harald: *Methoden diskursanalytischer Ansätze*, in: *Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse*, S. 177-201.
- Niehues-Pröbsting, Heinrich: *Platonverlesungen. Eigenschatten und Lächerlichkeit*, in: *Die Kunst des Überlebens. Nachdenken über Hans Blumenberg*, S. 341-369.
- Niemann, Hans-Joachim: *Die ‚Krise in der Erkenntnistheorie‘. Sokal, Bricmont und die wissenschaftlichen Standards in der Philosophie*, in: *Conceptus* 80 (1999), S. 1-35.
- Niemann, Hans-Joachim: *Übersetzung von Alan Sokal, Experimente eines Physikers mit den Sozialwissenschaften*, Sic et Non 1997.
- Nottscheidt, Mirko: *„Brücke zwischen germanistischen Universitäts- und Gymnasialkreisen in Berlin“. Die „Gesellschaft für deutsche Literatur“ (1888–1938), ein literarisch-philologischer Verein in Berlin zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 2 (2010), S. 290-306.
- Novella, Enric J.: *Der junge Foucault und die Psychopathologie. Psychiatrie und Psychologie im frühen Werk von Michel Foucault*, Berlin 2008.
- Nünning, Ansgar (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, 4. aktual. u. erw. Aufl., Stuttgart 2008.
- Nünning, Vera und Ansgar Nünning (Hg.): *Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse. Ansätze – Grundlagen – Modellanalysen*, Stuttgart 2010.
- Oellers, Norbert: *Interpretierte Geschichte, Geschichtlichkeit der Interpretation. Probleme wissenschaftlicher Edition*, in: *Geist, Geld und Wissenschaft*, S. 231-253.
- Oellers, Norbert: *Ungetrübte Erinnerung. Informationen über die Arbeit der Struktur- und Berufungskommission des Fachbereichs Germanistik an der Humboldt-Universität zu Berlin (1991–1994)*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 2 (2010), S. 388-394.
- Oesterle, Günter (Hg.): *Erinnerung, Gedächtnis, Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung*, Göttingen 2005.

- Oexle, Otto Gerhard (Hg.): *Krise des Historismus – Krise der Wirklichkeit. Wissenschaft, Kunst und Literatur 1800-1932*, Göttingen 2007.
- Opitz, Michael und Erdmut Wizisla (Hg.): *Benjamins Begriffe*, Frankfurt a.M. 2000.
- Osterkamp, Ernst: *Medien der Germanistik. Anspruch und Praxis wissenschaftlichen Publizierens*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 45 (2001), S. 1-7.
- Ott, Michael: *Allgemeines Kopfnicken. Wie müde sind Germanisten wirklich?*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 17.09.2004, S. 18.
- Parr, Rolf: *Diskursanalyse*, in: *Methodengeschichte der Germanistik*, S. 109-133.
- Parr, Rolf: *Semiotik und Interdiskursanalyse*, in: *Neue Literaturtheorien*, S. 108-134.
- Pasternack, Gerhard: *Theoriebildung in der Literaturwissenschaft. Einführung in Grundfragen des Interpretationspluralismus*, München 1975.
- Patai, Daphne und Will H. Corral: *Theory's Empire. Ant Anthology of Dissent*, New York 2005.
- Patzwaldt, Katja: *Die sanfte Macht. Die Rolle der wissenschaftlichen Politikberatung bei den rot-grünen Arbeitsmarktreformen*, Bielefeld, 2008.
- Paul, Ingwer, Winfried Thielmann und Fritz Tangermann (Hg.): *Standard: Bildung. Blinde Flecken der deutschen Bildungsdiskussion*, Göttingen 2008.
- Pechlivanos, Milto, Stefan Rieger, Wolfgang Struck und Michael Weitz (Hg.): *Einführung in der Literaturwissenschaft*, Stuttgart 1995.
- Peter Berz, Annette Bitsch und Bernhard Siegert (Hg.): *FAktisch - Festschrift für Friedrich Kittler zum 60. Geburtstag*, München 2003.
- Pethes, Nicolas: „In jenem elastischen Medium“. *Der Topos ‚Prozessualität‘ in der Rhetorik der Wissenschaften seit 1800. (Novalis, Goethe, Bernhard)*, in: Fohrmann (Hg.): *Rhetorik*, S. 131-152.
- Pethes, Nicolas: *Kulturwissenschaftliche Gedächtnistheorien zur Einführung*, Hamburg 2008, S. 74.
- Peuker, Birgit: *Der Streit um die Agrar-Gentechnik. Perspektiven der Akteur-Netzwerk-Theorie*, Bielefeld 2010.
- Peukert, Detlev J.K.: *Die Unordnung der Dinge. Michel Foucault und die deutsche Geschichtswissenschaft*, in: *Spiele der Wahrheit*, S. 320-334.
- Pfeiffer, K. Ludwig, Ralph Kray und Klaus Städtke (Hg.): *Theorie als kulturelles Ereignis*, Berlin/New York 2001.
- Pickering, Andrew: *Beyond Constraint: The Temporality of Practice and the Historicity of Knowledge*, in: *Scientific Practice: Theories and Stories of Doing Physics*, S. 42-55.
- Pickering, Andrew: *Kybernetik und Neue Ontologien*, Berlin 2007.
- Pieper, Christine (Hg.): *Vom Nutzen der Wissenschaft. Beiträge zu einer prekären Beziehung*, Stuttgart 2010.
- Pilger, Andreas: *Germanistik an der Universität Münster. Von den Anfängen um 1800 bis in die Zeit der frühen Bundesrepublik*, Heidelberg 2004.
- Plessner, Helmuth: *Zur Soziologie der modernen Forschung und ihrer Organisation in der deutschen Universität*, in: *Versuche zu einer Soziologie des Wissens*, S. 407-425.
- Plumpe, Gerhard und Clemens Kammler: *Wissen ist Macht. Über die theoretische Arbeit Michel Foucaults*, in: *Philosophische Rundschau* 3/4 (1980), S. 185-218.
- Plumpe, Gerhard und Niels Werber (Hg.): *Beobachtung der Literatur. Aspekte einer polykontextualen Literaturwissenschaft*, Opladen 1995.

- Plumpe, Gerhard: *Epochen moderner Literatur. Ein systemtheoretischer Entwurf*, Wiesbaden 1995.
- Plumpe, Gerhard: *Mütter und Schreibmaschinen. Zu Friedrich Kittlers Neubegründung der Literaturgeschichte*, in: *kultuRRévolution* 13 (1986), S. 10-12.
- Pohl, Thorsten: *Die studentische Hausarbeit. Rekonstruktion ihrer ideen- und institutionsgeschichtlichen Entstehung*, Heidelberg 2009.
- Popper, Karl R.: *Logik der Forschung*, Tübingen 1966.
- Poser, Hans: *Wissenschaftstheorie. Eine philosophische Einführung*, Stuttgart 2001.
- Pott, Sandra und Oliver Huck (Hg.): *Konzert und Konkurrenz. Die Künste und ihre Wissenschaften im 19. Jahrhundert*, Hildesheim 2010.
- Preisendanz, Wolfgang und Rainer Warning (Hg.): *Das Komische*, München 1976.
- Prinz, Wolfgang und Peter Weingart (Hg.): *Die sog. Geisteswissenschaften. Innenansichten*, Frankfurt a.M. 1990.
- Prinz, Wolfgang und Peter Weingart: *Innenansichten geisteswissenschaftlicher Forschung. Einleitende Bemerkungen*, in: *Die sog. Geisteswissenschaften. Innenansichten*, S. 9-27.
- Raabe, Paul: *Bibliotheksgeschichte und historische Leserforschung. Anmerkungen zu einem Forschungsthema*, in: *Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte* 7 (1982), S. 433-444.
- Raabe, Paul: *Lessings Büchernachlass*, Göttingen 2007.
- Raabe, Paul: *Leserleben*, Zürich 2008.
- Ralf Klausnitzer und Carlos Spoerhase (Hg.): *Kontroversen in der Literaturtheorie. Literaturtheorie in der Kontroverse*, Bern 2007.
- Raphael, Lutz: *Das Ende der alten Ordnungen: institutionelle Veränderungen in den nationalen Historikerefeldern und internationale Umbrüche in Kultur und Politik nach 1968*, in: ders.: *Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme: Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart*, 2. Aufl., München 2010.
- Rattner, Josef und Gerhard Danzer (Hg.): *Psychoanalyse und Kunst*, Würzburg 2010.
- Raulet, Gerard: *Was bringt die Archäologie des Wissens für die Ideengeschichte?*, in: *Die Abwesenheit des Werkes. Nach Foucault*, S. 193-207.
- Reckwitz, Andreas: *Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. Zugleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler*, in: *Doing Culture*, S. 40-55.
- Reckwitz, Andreas: *Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive*, in: *Zeitschrift für Soziologie* 32 (2003), S. 282-301.
- Reckwitz, Andreas: *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*, Weilerswist 2006 (= Studienausgabe).
- Reckwitz, Andreas: *Aktuelle Tendenzen der Kulturtheorien*, in: *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*, S. 705-728.
- Reschke, Renate (Hg.) *Nietzsche. Radikalaufklärer oder radikaler Gegenauflklärer? Internationale Tagung der Nietzsche-Gesellschaft*, Berlin 2004.
- Restivo, Sal and Michael J. Zenzen: *The mysterious morphology of immiscible liquids. A study of scientific practice*, in: *Social Science Information* 21 (1982), S. 447-473.
- Rheinberger, Hans-Jörg: *Begriffsgeschichte epistemischer Objekte*, in: *Begriffsgeschichte der Naturwissenschaften*, S. 1-13.
- Rheinberger, Hans-Jörg: *Epistemologie des Konkreten. Studien zur Geschichte der modernen Biologie*, Frankfurt a.M. 2006.

- Rheinberger, Hans-Jörg: *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Frankfurt a.M. 2006.
- Rheinberger, Hans-Jörg: *Historische Epistemologie zur Einführung*, Hamburg 2007.
- Rheinberger, Hans-Jörg: *Iterationen*, Berlin 2005.
- Richter, Myriam: *Dem Wissenschafts-Kult aufs Maul geschaut. Richard M. Meyer (1860–1914) und die Tragfähigkeit germanistischen Denkens im universitären Raum*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 1 (2010), S. 205-258.
- Rickes, Joachim (Hg.): *Bewundert viel und viel gescholten. Der Germanist Emil Staiger (1908 - 1987). Vorträge des Internationalen Forschungskolloquiums und der Ausstellung zu Staigers 100. Geburtstag vom 5. bis 9. Februar 2008 in Zürich*, Würzburg 2009.
- Rickes, Joachim, Volker Ladenthin und Michael Baum (Hg.): *1955-2005. Emil Staiger und „Die Kunst der Interpretation“ heute*, Berlin 2007.
- Rieger, Stefan: *Autorfunktion und Buchmarkt*, in: *Einführung in der Literaturwissenschaft*, S. 147-163.
- Ritter, Joachim: *Die Lehre vom Ursprung und Sinn der Theorie bei Aristoteles*, in: ders.: *Metaphysik und Politik. Studien zu Aristoteles und Hegel*, Frankfurt a.M. 1977, S. 9-34.
- Röcke, Werner: „Erneuerung“ des Mittelalters oder Dilettantismus? *Friedrich Heinrich von der Hagen (1780–1856) und die Anfänge der Berliner Germanistik*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 1 (2010), S. 48-63.
- Röcke, Werner: *Karl Rosenkranz (1805-1879)*, in: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts*, S. 33-40.
- Roesler, Alexander und Bernd Stiegler (Hg.): *Grundbegriffe der Medientheorie*, München 2005.
- Rohmer, Ernst: *Medien der Literaturwissenschaft*, in: Anz: *Handbuch Literaturwissenschaft*, S. 302-310.
- Rohwasser, Michael (Hg.): *Freuds pompejanische Muse. Beiträge zu Wilhelm Jensens Novelle „Gradiva“*, Wien 1996.
- Rompeltien, Bärbel: *Germanistik als Wissenschaft. Zur Ausdifferenzierung und Integration einer Fachdisziplin*, Opladen 1994.
- Rose, Uwe: *Thomas S. Kuhn: Verständnis und Mißverständnis. Zur Geschichte seiner Rezeption*, Göttingen 2004.
- Rosenberg, Rainer: *Die deutschen Germanisten. Ein Versuch über den Habitus*, Bielefeld 2009.
- Rosenberg, Rainer, Inge Münz-Koenen und Petra Boden (Hg.): *Der Geist der Unruhe. 1968 im Vergleich. Wissenschaft-Literatur-Medien*, Berlin 2000.
- Rosenberg, Rainer: *Die Semantik der ‚Szientifizierung‘. Die Paradigmen der Sozialgeschichte und des linguistischen Strukturalismus als Modernisierungsangebote an die deutsche Literaturwissenschaft*, in: *Verhandlungen des Literaturbegriffs*, S. 225-235.
- Rosenberg, Rainer: *Methodenpluralismus unter der Dominanz der Geistesgeschichte*, in: ders.: *Zehn Kapitel zur Geschichte der Germanistik*, Berlin 1981, S. 226-254.
- Rosenberg, Rainer: *Verhandlungen des Literaturbegriffs. Studien zu Geschichte und Theorie der Literaturwissenschaft*, Berlin 2003.
- Rosenberg, Rainer: *Zehn Kapitel zur Geschichte der Germanistik*, Berlin 1981.

- Rößler, Detlef: *Foucault und die Archäologie*, in: *Die Aktualität des Archäologischen*, S. 118-137.
- Rüdiger Graf: *Was macht die Theorie in der Geschichte? ‚Praxeologie‘ als Anwendung des ‚gesunden Menschenverstandes‘*, in: *Theorie in der Geschichtswissenschaft*, S. 109-131.
- Ruffing, Reiner: *Bruno Latour*, München 2009.
- Ruoff, Michael: *Foucault-Lexikon. Entwicklung, Kernbegriffe, Zusammenhänge*, 2. aktual. Aufl., Paderborn 2009.
- Ruttowski, Wolfgang: *Der Geltungsbereich unserer literarischen Sachbegriffe*, in: *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft*, S. 80-105.
- Saadhoff, Jens: *Germanistik der DDR. Literaturwissenschaft zwischen „gesellschaftlichem Auftrag“ und disziplinärer Eigenlogik*, Heidelberg 2007.
- Sagnol, Marc: *Walter Benjamin. Archäologe der Moderne*, in: *Weimarer Beiträge* 2 (2003), S. 242-259 [zuerst: *Le methode archeologique de Walter Benjamin*, in: *Les Tempes Moderne* 444 (1983), S. 143-165];
- Sander, Uwe, Friederike von Gross und Kai-Uwe Hugger (Hg.): *Handbuch Medienpädagogik*, Wiesbaden 2008.
- Sandkühler, Hans J.: *Natur und Wissenskulturen*, Stuttgart 2002.
- Sandkühler, Hans Jörg: *Kritik der Repräsentation: Einführung in die Theorie der Überzeugungen, der Wissenskulturen und des Wissens*, Frankfurt a.M. 2009.
- Sarasin, Philipp: *Darwin und Foucault. Genealogie und Geschichte im Zeitalter der Biologie*, Frankfurt a.M. 2009.
- Sarasin, Philipp: *Michel Foucault zur Einführung*, Hamburg 2005.
- Helmut Schanze (Hg.): *Metzler Lexikon Medientheorie – Medienwissenschaft*, Stuttgart 2002.
- Scharping, Michael (Hg.): *Wissenschaftsfeinde? ‚Science Wars‘ und die Provokation der Wissenschaftsforschung*, Münster 2001.
- Schatzki, Theodore, Karin Knorr Cetina und Eike von Savigny (Hg.): *The Practice Turn in Contemporary Theory*, London 2001.
- Schimank, Uwe: *Einleitung*, in: *Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“*, S. 7-18.
- Schirren, Thomas und Gert Ueding (Hg.): *Topik und Rhetorik*, Tübingen 2000.
- Schirren, Thomas: *Topik im Rahmen der Klassischen Rhetorik*, in: *Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch*, S. 1444-1459.
- Schiwy, Günter: *Der französische Strukturalismus. Mode, Methode, Ideologie. Mit einem Anhang mit Texten von de Saussure, Levi-Strauss, Barthes, Goldmann, Sebag, Lacan, Althusser, Foucault, Sartre, Ricoeur, Hugo Friedrich*, Reinbek 1969.
- Schiwy, Günter: *Kulturrevolution und ‚neue Philosophen‘*, Reinbek 1978 [1985 unter dem Titel *Poststrukturalismus und ‚neue Philosophen‘*].
- Schiwy, Günter: *Neue Aspekte des Strukturalismus*, München 1971.
- Schlaffer, Hannelore: *Philosophie und Pornographie. Erlösungsmodelle von Sloterdijk, Kittler, Duerr, Theweleit*, in: *Merkur* 619 (2000), S. 1131-1139.
- Schlaffer, Heinz: *Die kurze Geschichte der deutschen Literatur*, München 2002.
- Schlaffer, Heinz: *Unwissenschaftliche Bedingungen der Literaturwissenschaft*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 16 (1998), S. 486-490.
- Schlaffer, Heinz: *Poesie und Wissen*, erw. Ausgabe, Frankfurt a.M. 2005.

- Schlesier, Renate: *Hermeneutik auf dem Königsweg zum Unbewussten. Freuds Traumdeutung (1900)*, in: *Jahrhundertbücher*, S. 14-38.
- Schlott, Michael: *Diskussionsbericht*, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, S. 600-617.
- Schmidgen, Henning: *Bruno Latour zur Einführung*, Hamburg [erscheint 2011].
- Schmid, Julia: *Rhetorik und Stilistik in der Literaturwissenschaft*, in: *Rhetorik und Stilistik*, S. 1885-1907.
- Schmidgen, Henning: *Die Materialität der Dinge? Bruno Latour und die Wissenschaftsgeschichte*, in: *Bruno Latours Kollektive*, S. 15-47.
- Schmidt-Biggemann, Wilhelm: *Topica Universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft*, Hamburg 1983.
- Schmidt, Boris: *Zukunftsansichten der Lehrveranstaltungsevaluation aus der Sicht von Studierenden, Lehrenden und Evaluationsanbietern*, in: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 9 / H1 (2009), S. 126-146.
- Schmidt, Johannes F. K.: *Die Differenz der Beobachtung. Einführende Bemerkungen zur Luhmann-Rezeption*, in: *Rezeption und Reflexion. Zur Resonanz der Systemtheorie Niklas Luhmanns außerhalb der Soziologie*, S. 8-38.
- Schmidt, Siegfried J. (Hg.): *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*, Frankfurt a.M. 1987.
- Schmidt, Siegfried J. (Hg.): *Literaturwissenschaft und Systemtheorie. Positionen, Kontroversen, Perspektiven*, Opladen 1993.
- Schmidt, Siegfried J. und Peter Finke: *Analytische Literaturwissenschaft*, Braunschweig 1984.
- Schmidt, Siegfried J.: *Bekämpfen Sie das hässliche Laster der Interpretation! Bekämpfen Sie das noch hässlicherer Laster der richtigen Interpretation!*, in: *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik* 8 (1979), S. 279-309.
- Schmidt, Siegfried J.: *Grundriss der empirischen Literaturwissenschaft*, Frankfurt a.M. 1980.
- Schmidt, Siegfried J.: *Literaturwissenschaft als argumentierende Wissenschaft*, München 1975.
- Schmidt, Siegfried J.: *Bemerkungen zur Wissenschaftstheorie einer rationalen Literaturwissenschaft*, in: *Zur Grundlegung der Literaturwissenschaft*, S. 41-65.
- Schmidt, Siegfried J.: *Zur Grundlegung der Literaturwissenschaft*, München 1972.
- Schmidt, Thomas E.: *Die erschöpften Germanisten*, in: *Die Zeit*, 09.09.2004, S. 49.
- Schmidt, Ulrich (Hg.): *Literaturtheorien im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2010.
- Schneider, Jost (Hg.): *Methodengeschichte der Germanistik*, Berlin/New York 2009.
- Schneider, Jost: *Sozialgeschichte des Lesens. Zur historischen Entwicklung und sozialen Differenzierung der literarischen Kommunikation in Deutschland*, Berlin/New York 2004.
- Schneider, Ulrich J.: *Philosophische Archäologie und Archäologie der Philosophie. Kant und Foucault*, in: *Die Aktualität des Archäologischen*, S. 79-98.
- Schneider, Ulrich Johannes: *Michel Foucault*, Darmstadt 2004.
- Scholz, Gunter: *Zwischen Wissenschaftsanspruch und Orientierungsbedürfnis. Zu Grundlage und Wandel der Geisteswissenschaften*, Frankfurt a.M. 1991.

- Schöne, Albrecht (Hg.): *Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanistenkongresses*, Bd. 2: *Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit*, Tübingen 1986.
- Schönert, Jörg (Hg.): *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, Stuttgart 2000.
- Schönert, Jörg: *Warum Literaturwissenschaft heute nicht nur Literatur-Wissenschaft sein soll*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 16 (1998), S. 491-494.
- Schönert, Jörg: „Einführung in die Literaturwissenschaft“. *Zur Geschichte eines Publikationstypus der letzten 50 Jahre*, in: *Jahrbuch für ungarische Germanistik* (2001), S. 63-72.
- Schönert, Jörg: *Darstellungsformen der Literaturgeschichtsschreibung: Untersuchungen am Beispiel von drei Einzelbänden zur Geschichte der deutschen Literatur aus den 70er und 80er Jahren*, in: *Darstellungsformen der Wissenschaften*, S. 509-515.
- Schönert, Jörg: *Einführung zum Symposium*, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, Stuttgart, S. XVII-XXVI.
- Schönert, Jörg: *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft – Medienkulturwissenschaft*, in: *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven*, S. 192–208.
- Schönert, Jörg: *Perspektiven zur Sozialgeschichte der Literatur. Beiträge zu Theorie und Praxis*, Tübingen 2007.
- Schönert, Jörg: *Strukturalismus in der Praxis. Methodische Konzepte*, in: *Strukturalismus in Deutschland*, S. 338-357.
- Schößler, Franziska: *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Eine Einführung*, Tübingen 2006.
- Schöttker, Detlev: *Geisteswissenschaften im Visier des Journalismus. Zu einem Motiv des „deutschsprachigen“ Feuilletons in den neunziger Jahren*, in: *Universität ohne Zukunft*, S. 239-255.
- Schramm, Helmar, Ludger Schwarte und Jan Lazardzig (Hg.): *Spuren der Avantgarde: Theatrum machinarum. Frühe Neuzeit und Moderne im Kulturvergleich*, Berlin 2008.
- Schreg, Rainer: *Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Eine historische Kulturwissenschaft par excellence?*, in: *Historische Kulturwissenschaften*, S. 305-335.
- Schubert, Martin (Hg.): *Materialität in der Editionswissenschaft*, Berlin/New York 2010.
- Schulz, Gerhard: *Jargon der Unverständlichkeit*, in: *JDSG* 34 (1990), S. 439-441.
- Schutte, Jürgen: *Einführung in die Literaturinterpretation*, Stuttgart 1985.
- Schüttpelz, Erhard: *Objekt- und Metasprache*, in: *Literaturwissenschaft*, S. 179-217.
- Schützeichel, Rainer (Hg.): *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*, Konstanz 2007.
- Schützeichel, Rainer: *Soziologie des wissenschaftlichen Wissens*, in: *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*, S. 306-328.
- Schützenmeister, Falk: *Zwischen Problemorientierung und Disziplin. Ein koevolutionäres Modell der Wissenschaftsentwicklung*, Bielefeld 2008.
- Schwanitz, Dietrich: *Bildung. Alles, was man wissen muss*, 18. Aufl., München 2002.
- Schwanitz, Dietrich: *Der Campus*, Frankfurt a.M. 1995.
- Searle, John R.: *Reiterating the Difference. A Reply to Derrida*, in: *Glyph* 1 (1977), S. 198-208.

- Seeba, Hinrich C.: *Kulturkritik. Objekt als ‚subject‘. Diskussionsbeitrag zum Gegenstand der Literaturwissenschaft*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 16 (1998), S. 495-502.
- Segeberg, Harro und Simone Winko (Hg.): *Digitalität und Literalität. Zur Zukunft der Literatur*, München 2005.
- Seidel, Walter Müller: *Wissenschaftssprache, Verwissenschaftlichung der Sprache, Sprachkultur*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 32 (1988), S. 3-6.
- Serra, Alice Mara: *Archäologie des (Un)bewussten. Freuds frühe Untersuchung der Erinnerungsschichtung und Husserls Phänomenologie des Unbewussten*, Freiburg 2010.
- Sexl, Martin (Hg.): *Einführung in die Literaturtheorie*, Wien 2004.
- Sexl, Martin (Hg.): *Literatur? 15 Skizzen*, Innsbruck 1999.
- Sierek, Karl: *Foto, Kino und Computer. Aby Warburg als Medientheoretiker*, Hamburg 2007.
- Sill, Oliver: *Kein Ende und ein Anfang. Germanistische Literaturwissenschaft der sechziger und siebziger Jahre*, Bielefeld 2003.
- Sill, Oliver: *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft. Systemtheoretische Perspektiven auf ein komplexes Phänomen*, Wiesbaden 2001.
- Simons, Oliver: *Literaturtheorien zur Einführung*, Hamburg 2009.
- Sloterdijk, Peter: *Scheintod im Denken. Von Philosophie und Wissenschaft als Übung (Un-seld Lecture 2009)*, Berlin 2010.
- Sokal, Alan D. et Jean Bricmont: *Impostures Intellectuelles*, Paris 1997.
- Sokal, Alan D.: *A Physicist Experiments With Cultural Studies*, in: *Lingua Franca*, May/June (1996), S. 62-64.
- Sokal, Alan D.: *Transgressing the Boundaries: Towards a Transformative Hermeneutics of Quantum Gravity*, in: *Social Text* 46/47 (1996), S. 217-252.
- Sokal, Alan und Jean Bricmont: *Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften missbrauchen*, München 1999.
- Speckmann, Thomas: *Von der Bedeutung der Sprache für die Zukunft der Geisteswissenschaften*, in: *Das Ende der Bescheidenheit. Zur Verbesserung der Geistes- und Kulturwissenschaften*, S. 157-162.
- Spence, Donald P.: *Narrative Truth and Historical Truth. Meaning and Interpretation in Psychoanalysis*, New York 1982.
- Spence, Donald P.: *The Freudian Metaphor. Toward Paradigm Change in Psychoanalysis*, New York 1987.
- Spiewak, Martin: *Rettet euch selbst, sonst tut es keiner! Die Geisteswissenschaften sind für die Zukunft schlecht gerüstet. Sie müssen sich ändern. Oder untergehen*, in: *Die ZEIT*, 22.04.2004.
- Spinner, Kapar H.: *Handlungs- und produktionsorientierter Literaturunterricht*, in: *Grundzüge der Literaturdidaktik*, S.247-258.
- Spoerhase, Carlos, Markus Wild und Dirk Werle (Hg.): *Unsicheres Wissen. Skeptizismus und Wahrscheinlichkeit 1550-1850*, Berlin und New York 2009.
- Spoerhase, Carlos: *„Der höhere Panegyrikus“: Erich Schmidts (1853–1913) epideiktische Germanistik (1909/1910)*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 1 (2010), S. 156-168.
- Spoerhase, Carlos: *Kontroversen: Zur Formenlehre eines epistemischen Genres*, in: *Kontroversen in der Literaturtheorie/Literaturtheorie in der Kontroverse*, S. 49-93.

- Spree, Axel: *Kritik der Interpretation. Analytische Untersuchungen zu interpretationskritischen Literaturtheorien*, Paderborn 1995.
- Staiger, Emil: *Die Kunst der Interpretation. Studien zur deutschen Literaturgeschichte*, Zürich 1955.
- Staiger, Emil: *Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters*, Zürich/Leipzig, 1939.
- Stachowicz, Victoria: *Universitätsprosa. Die Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts*, Trier 2002.
- Stamm, Marcelo R.: *Konstellationsforschung – Ein Methodenprofil: Motive und Perspektiven*, in: *Konstellationsforschung*, S. 31-74.
- Standke, Jan und Claudius Sittig: *Lehren aus der Konjunktur. Beobachtungen zur aktuellen Lehrbuchkultur in der germanistischen Literaturwissenschaft*, in: literaturkritik.de [7 / Juli 2010 Schwerpunkt: *Einführungen in die Literatur- und Sprachwissenschaft*]
- Standke, Jan und Thomas Düllo (Hg.): *Theorie und Praxis der Kulturwissenschaften*, Berlin 2008.
- Standke, Jan: *literaturwissenschaftliche Diskursanalyse*, in: Johannes Angermüller u.a. (Hg.): *Wörterbuch interdisziplinäre Diskursforschung*, (im Erscheinen).
- Standke, Jan: *Hybride Theorien? Transkultureller Theorietransfer in den deutschsprachigen Kulturwissenschaften*, in: „Meine Sprache grenzt mich ab...“ *Transkulturalität und kulturelle Übersetzung im Kontext von Migration*, S. 251-273.
- Standke, Jan: *Ist der Kulturbegriff noch zu retten? Beobachtungen zu einer Kontroverse in den Kulturwissenschaften*, in: *Theorie und Praxis der Kulturwissenschaften*, S. 35-58.
- Standke, Jan: *New Historicism*, in: *Wörterbuch interdisziplinäre Diskursforschung* (im Erscheinen).
- Standke, Jan: *Theorie*, in: *Wörterbuch interdisziplinäre Diskursforschung* (im Erscheinen).
- Stegmüller, Wolfgang: *Walther von der Vogelweide's Lied von der Traumliebe und Quasar 3 C 273. Betrachtungen zum sogenannten Zirkel des Verstehens und zur sogenannten Theoriebeladenheit der Beobachtungen*, in: *Rationale Rekonstruktion von Wissenschaft und ihrem Wandel*, S. 27-86.
- Stegmüller, Wolfgang: *Rationale Rekonstruktion von Wissenschaft und ihrem Wandel*, Stuttgart 1986.
- Stehr, Nico und Rene König (Hg.): *Wissenschaftssoziologie. Studien und Materialien*, Opladen 1975.
- Steiner, Uwe: *Walter Benjamin*, Stuttgart 2004.
- Steinfeld, Thomas: *Das Ende der Philologie*, in: *Merkur* 51 (1997), S. 204-214.
- Steinfeld, Thomas: *Diskursive Handgreiflichkeiten. Friedrich A. Kittler's Geschichtsphilosophie der Medientechnik*, in: *Merkur* 43/5 (1989), S. 429-435.
- Steinfeld, Thomas: *Neues von der Germanistik. Fremdes Licht*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 09.09.1998.
- Stephanie, Heinrich: *Handfibel oder Elementarbuch zum Lesenlernen nach der Lautirmethode*, Erlangen 1802.
- Stichweh, Rudolf: *Ausdifferenzierung der Wissenschaft. Eine Analyse am deutschen Beispiel*, Bielefeld 1977.
- Stichweh, Rudolf: *Einführende Überlegungen zu Wissenschaftsforschung und Literaturwissenschaft*, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, S. 3-5.

- Stichweh, Rudolf: *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*, Frankfurt a.M. 1994.
- Stockhammer, Robert (Hg.): *Grenzwerte des Ästhetischen*, Frankfurt a.M. 2002.
- Stoellger, Philipp: *Metapher und Lebenswelt. Hans Blumenbergs Metaphorologie als Lebenswelthermeneutik und ihr religionsphänomenologischer Horizont*, Tübingen 2000.
- Strube Werner: *Sprachanalytisch-philosophische Typologie literaturwissenschaftlicher Begriffe*, in: *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft*, S. 35-50.
- Strube, Werner: *Analytische Philosophie der Literaturwissenschaft. Definition, Klassifikation, Interpretation, Bewertung*, Paderborn 1993.
- Stüssel, Kerstin: *Zwischen Kompendium und ‚Einführung‘. Zur Rolle der Lehrbücher in den Geisteswissenschaften*, in: *Geist, Geld und Wissenschaft*, S. 203-231.
- Swales, Martin: *Trahison des Clercs? Gedanken zu dem abhandengekommenen – oder abgeschafften – Gegenstand der Literaturwissenschaft*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 17 (1999), S. 476-477.
- Szydlik, Marc und Harald Künemudn: *Generationen aus Sicht der Soziologie*, in: *Generationen. Multidisziplinäre Perspektiven*, S. 7-23.
- Szydlik, Marc und Harald Künemund (Hg.): *Generationen. Multidisziplinäre Perspektiven*, Wiesbaden 2009.
- Tänzler, Dirk (Hg.): *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*, Konstanz 2006.
- Tenorth, Heinz-Elmar: *Wilhelm von Humboldts (1767–1835) Universitätskonzept und die Reform in Berlin – eine Tradition jenseits des Mythos*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 1 (2010), S. 15-28.
- Teuffel, Wilhelm Siegmund: *Ueber die Hauptrichtungen in der heutigen classischen Alterthumswissenschaft*, in: ders.: *Studien und Charakteristiken zur griechischen und römischen sowie zur deutschen Literaturgeschichte*, Leipzig 1871.
- Thiel, Felcicitas und Friedrich Rost (Hg.): *Wissenschaftssprache und Wissenschaftsstil*, in: *Wie kommt Wissenschaft zu Wissen?*, S. 117-134.
- Thielmann, Winfried: *Wissenschaftliche Publikationskulturen und Texttypen*, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, Bd. 3: *Institutionen und Praxisfelder*, S. 295-302.
- Thuswaldner, Gregor (Hg.): *Derrida und danach? Literaturtheoretische Diskurse der Gegenwart*, Wiesbaden 2008.
- Thuswaldner, Gregor: *Betretenes Schweigen: Vom angeblichen Ende von „Literary Theory“ in den USA*, in: *Derrida und danach?*, S. 181-189.
- Till, Dietmar: *Transformationen der Rhetorik. Untersuchungen zum Wandel der Rhetoriktheorien im 17. und 18. Jahrhundert*, Berlin/New York 2004.
- Till, Dietmar: Rezension zu Jürgen Fohrmann (Hg.): *Rhetorik. Figuration und Perforanz*, Stuttgart 2004, in: *Arbitrium* (2010), H 1, S. 9-13.
- Tilman Lenssen-Erz: *Archäologie und Prähistorie*, in: *Bildwissenschaft. Disziplinen, Themen, Methoden*, S. 163-174.
- Titzmann, Michael: *Strukturelle Textanalyse. Theorie und Praxis der Interpretation*, München 1977.
- Toepfer, Georg und Hartmut Böhme (Hg.): *Transformationen antiker Wissenschaften*, Berlin 2010.
- Tögel, Christfried: *Berggasse? Pompeji und Zurück. Sigmund Freuds Reisen in die Vergangenheit*, Tübingen 1989.

- Trachsel, Martin: *Ur- und Frühgeschichte. Quellen, Methoden, Ziele*, Zürich 2008.
- Traweek, Sharon: *Beamtimes and Lifetimes. The World of High energy Physics*, Cambridge 1988.
- Treichler, Paula A.: *The visible woman. Imaging technologies, gender and science*, New York 1998.
- Trommler, Frank (Hg.): *Germanistik in den USA. Neue Entwicklungen und Methoden*, Opladen 1989.
- Turkle, Sherry: *Psychoanalytic Politics*, New York 1992.
- Ueding, Gert und Bernd Steinbrink: *Grundriß der Rhetorik*, 4. akt. Aufl., Stuttgart 2009.
- Unsold, Siegfried (Hg.): *Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker? Eine Sammlung von Aufsätzen aus Anlaß des 70. Geburtstags von Robert Minder*, Frankfurt a.M. 1972
- van den Daele, Wolfgang, Wolfgang Krohn und Peter Weingart (Hg.): *Geplante Forschung. Vergleichende Studien über den Einfluss politischer Programme auf die Wissenschaftsentwicklung*, Frankfurt a.M. 1979.
- van Dülmen, Richard und Sina Rauschenbach (Hg.): *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*, Köln u.a. 2004.
- Veit, Ulrich (Hg.): *Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur*, Münster/New York 2003.
- Veyne, Paul: *Foucault: Die Revolutionierung der Geschichte*, Frankfurt a.M. 1992.
- Veyne, Paul: *Foucault. Der Philosoph als Samurai*, Stuttgart 2009.
- Vietta, Silvio und Dirk Kemper (Hg.): *Germanistik der siebziger Jahre. Zwischen Innovation und Ideologie*, München 2000.
- Vietta, Silvio: *Kanon- und Theorieverwerfung in der Germanistik der 70er Jahre*, in: *Germanistik der siebziger Jahre*, S. 9-59.
- Vogl, Joseph: *Einleitung*, in: ders. (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*, München 1999, S. 7-16.
- Vollhardt, Friedrich: *Kittlers Leere. Kulturwissenschaft als Entertainment*, in: *Merkur* 628 (2001), S. 711-716.
- Vollmann, Morris: *Freud gegen Kant? Moralkritik der Psychoanalyse und praktische Vernunft*, Bielefeld 2010.
- von Matt, Peter: *Literaturwissenschaft und Psychoanalyse*, Stuttgart 2001.
- von Polenz, Peter: *Modernisierung der Sprachgermanistik - vor und nach 1966*, in: *Germanistik in und für Europa*, S. 179-185.
- von Wissel, Carsten: *Hochschule als Organisationsproblem. Neue Modi universitärer Selbstbeschreibung in Deutschland*, Bielefeld 2007.
- Vorderobermeier, Gisella und Michaela Wolff (Hg.): *„Meine Sprache grenzt mich ab...“ Transkulturalität und kulturelle Übersetzung im Kontext von Migration*, Münster 2009.
- Voss, Martin: *Verschwindet die Natur? Die Akteur-Netzwerk-Theorie in der umweltsoziologischen Diskussion*, Bielefeld 2006.
- Voßkamp, Wilhelm: *Die Gegenstände der Literaturwissenschaft und ihre Einbindung in die Kulturwissenschaften*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 16 (1998), S. 503-507.

- Voßkamp, Wilhelm: *Einheit in der Differenz. Zur Situation der Literaturwissenschaft in wissenschaftshistorischer Perspektive*, in: *Germanistik: Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung*, S. 29-46.
- Voßkamp, Wilhelm: *Literaturwissenschaft als Geistesgeschichte. Thesen zur Literaturwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg*, in: *Die sog. Geisteswissenschaften. Innenansichten*, S. 240-247.
- Voßkamp, Wilhelm: *Zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft in der Bundesrepublik*, in: *Wissenschaft und Nation*, S. 17-29.
- Voßkamp, Wilhelm: *Für eine systematische Erforschung der Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 61 (1987), S. 1-6.
- Wagenknecht, Christian (Hg.): *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft. Akten des IX. Germanistischen Symposions der Deutschen Forschungsgemeinschaft*, Stuttgart 1989.
- Waldenfels, Bernhard: *Idiome des Denkens*, Frankfurt a.M. 2005.
- Wallmannsberger, Josef: *Aufschreibesystem*, in: *Metzler Lexikon Medientheorie – Medienwissenschaft*, S. 12-13.
- Wapnewski, Peter: *Sprache, die über ihre Verhältnisse lebt*, in: *JDSG* 33 (1989), S. 436-441.
- Warburg, Aby: *Werke in einem Band*, hg. von Sigrid Weigel, Martin Treml und Perdita Ladwig, Berlin 2010.
- Warning, Rainer (Hg.): *Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis*, München 1975.
- Webber, Andrew: *Passage-work: Walter Benjamin between the Disciplines*, Edinburgh 2009.
- Weber, Max: *Wissenschaft als Beruf*, in: ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen, 1988, S. 582-613.
- Weber, Stefan (Hg.): *Theorien der Medien. Von der Kulturkritik bis zum Konstruktivismus*, Konstanz 2003.
- Weber, Stefan: *Friedrich Kittler*, in: *Handbuch Medienpädagogik*, S. 251-256.
- Wegmann, Nikolaus: *Philologische Selbstreflexion. Die Frage nach der disziplinären Einheit*, in: *Wissenschaft und Nation*, S. 113-126.
- Wegmann, Nikolaus: *„Wer von der Sache nichts versteht, macht Theorie.“ Ein Topos der philologischen ‚Curiositas‘*, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, Stuttgart, S. 509-529.
- Weidner, Daniel (Hg.): *Profanes Leben. Walter Benjamins Dialektik der Säkularisierung*, Frankfurt a.M. 2010.
- Weidner, Daniel: *Logiken der Lektüre: Schriftprinzip und Kulturwissenschaft*, in: *Logiken und Praktiken der Kulturforschung*, S. 57-75.
- Weigel, Sigrid: *Entstellte Ähnlichkeit. Walter Benjamins theoretische Schreibweise*, Frankfurt a.M. 1997.
- Weigel, Sigrid: *Zur Archäologie von Aby Warburgs Bilderatlas ‚Mnemosyne‘*, in: *Die Aktualität des Archäologischen*, S. 185-211.
- Weigel, Siegrid und Gerhard Neumann (Hg.): *Lesbarkeit der Kultur. Literaturwissenschaft zwischen Kulturtechnik und Ethnographie*, München 2000.
- Weigel, Siegrid: *Vorwort*, in: dies.: *Literatur als Voraussetzung der Kulturgeschichte. Schauplätze von Shakespeare bis Benjamin*, München 2004, S. 7-14.

- Weimar, Klaus: *Das Muster geistesgeschichtlicher Darstellung. Rudolf Ungers Einleitung zu „Hamann und die Aufklärung“*, in: *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, S. 92-106.
- Weimar, Klaus: *Die Begründung der Literaturwissenschaft*, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, S. 129-135
- Weimar, Klaus: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*, München 1989.
- Weimar, Klaus: *Literatur, Literaturgeschichte, Literaturwissenschaft. Zur Geschichte der Bezeichnung für eine Wissenschaft und ihren Gegenstand*, in: *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft*, S. 9-24.
- Weimar, Klaus: *Literaturwissenschaftliche Texte als Modelle des Sozialverhaltens*, in: Heinrich Bosse und Ursula Renner (Hg.): *Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel*, S.443-459.
- Weimar, Klaus: *Sozialverhalten in literaturwissenschaftlichen Texten. Max Kommerells „Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik“ als Beispiel*, in: *Darstellungsformen der Wissenschaften*, S. 493-509.
- Weinberger, Christoph: *Bonus Track(s): Friedrich Kittler im Interview mit Christoph Weinberger*, in: ders.: *Rausch, Halluzination und Wahnsinn. Mediale Phantasmen in den ‚Aufschreibesystemen‘ Friedrich Kittlers*, Diss. Wien 2010 [othes.univie.ac.at/9941/1/2010-01-20_9900934.pdf]
- Weingart, Peter (Hg.): *Wissenschaftsforschung*, Frankfurt a.M. 1975.
- Weingart, Peter (Hg.): *Wissenschaftssoziologie I: Wissenschaftliche Entwicklung als sozialer Prozess*, Frankfurt a.M. 1972.
- Weingart, Peter, Martin Carrier und Wolfgang Krohn (Hg.): *Nachrichten aus der Wissensgesellschaft. Analysen zur Veränderung der Wissenschaft*, Weilerswist 2007.
- Weingart, Peter: *Die Stunde der Wahrheit. Zum Verhältnis von Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft*, Weilerswist 2001.
- Weingart, Peter: *Wissenschaftssoziologie als Gesellschaftsdiagnose*, in: *Soziale Welt. Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis* 61/1 (2010), S. 89-98.
- Weingart, Peter: *Wissenschaftssoziologie*, Bielefeld 2003.
- Wellbery, David (Hg.): *Positionen der Literaturwissenschaft. Acht Modellanalysen am Beispiel von Kleists „Das Erdbeben in Chili“*, 2. durchgesehene Aufl., München 1987.
- Wellbery, David u.a. (Hg.): *Neue Geschichte der deutschen Literatur*, Berlin 2008.
- Wellmann, Janina: *Die Form des Werdens. Eine Kulturgeschichte der Embryologie 1760 – 1830*, Göttingen 2010.
- Welsh, Caroline und Stefan Willer (Hg.): *Interesse für bedingtes Wissen. Wechselbeziehungen zwischen den Wissenskulturen*, München 2009.
- Wenzel, Horst: *Systole – Diastole. Mediävistik zwischen Textphilologie und Kulturwissenschaft*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 17 (1999), S. 479-483.
- Werber, Niels und Ralf Schnell (Hg.): *Deutsche Debatten*, Stuttgart 2010 (= *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 40 [2010], H 157).
- Werle, Dirk: ‚*Lokaler Wissenstransfer*‘. *Theorien literar- und ideenhistorischer Wirkung an der Berliner Universität (Eduard Zeller, 1814–1908; Richard M. Meyer, 1860–1914; Julian Hirsch, 1883–1951)*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 1 (2010), S. 186-204.

- Werle, Dirk: *Die Kontroverse zwischen John Searle und Jacques Derrida über eine adäquate Theorie der Sprache*, in: *Kontroversen in der Literaturtheorie. Literaturtheorie in der Kontroverse*, S. 327-341.
- Werle, Dirk: *Jenseits von Konsens und Dissens? Das Interessante als kulturwissenschaftliche Beschreibungskategorie*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 30/2 (2006), S. 117–135.
- Wetz, Franz Josef und Hermann Timm (Hg.): *Die Kunst des Überlebens. Nachdenken über Hans Blumenberg*, Frankfurt a.M. 1999.
- Wetz, Franz Josef: *Hans Blumenberg zur Einführung*, Hamburg 2004.
- Whitehead, Alfred N.: *Prozeß und Realität: Entwurf einer Kosmologie*, Frankfurt a.M., 1987.
- Wiesmüller, Wolfgang: *Zum Literaturbegriff in der Legitimationsdiskussion der germanistischen Literaturwissenschaft*, in: *Literatur? 15 Skizzen*, S. 241-256.
- Wiesner, Heike: *Die Inszenierung der Geschlechter in den Naturwissenschaften. Wissenschafts- und Genderforschung im Dialog*, Frankfurt a.M. 2002.
- Winko, Simone und Tillmann Köppe: *Neuere Literaturtheorien. Eine Einführung*, Stuttgart 2008.
- Winko, Simone und Tillmann Köppe: *Analytische Literaturtheorie*, in: *Neuere Literaturtheorien. Eine Einführung*, S. 275-293.
- Winko, Simone, Fotis Jannidis und Gerhard Lauer (Hg.): *Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen*, Berlin, New York 2009.
- Winthrop-Young, Geoffrey: *Friedrich Kittler zur Einführung*, Hamburg 2005.
- Wirth, Uwe (Hg.): *Logiken und Praktiken der Kulturforschung*, Berlin 2008.
- Wirth, Uwe: Vorwort, in: *Logiken und Praktiken der Kulturforschung*, S. 7-11.
- Wirth, Uwe (Hg.): *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a.M. 2002.
- Wohlfahrt, Irving: *Die Passagenarbeit*, in: *Benjamin Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, S. 251-274.
- Wunderlich, Dieter (Hg.): *Wissenschaftstheorie der Linguistik*, Kronberg 1976.
- Wunderlich, Stefan: *Michel Foucault und die Frage der Literatur*, Frankfurt a.M. 2000.
- Wyss, Ulrich: *Der doppelte Ursprung der Literaturwissenschaft nach 1800*, in: *Wissenschaft und Nation*, S. 73-88.
- Zima, Peter V.: *Was ist Theorie? Theoriebegriff und Dialogische Theorie in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Tübingen 2004.
- Zima, Peter V. und Friedmann Harzer: *Literaturtheorie*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 2, S. 482-485.
- Zintzen, Christiane: *Polymorphes Begehren: Seelische und andere Altertüme Sigmund Freuds*, in: *Römische Historische Mitteilungen* 42 (2000), S. 461–471.
- Zintzen, Christiane: *Von Pompeji nach Troja. Archäologie, Literatur und Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert*, Wien 1998.
- Zons, Raimar: *Kittler, Friedrich*, in: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, S. 350-351.

Erklärung über die Eigenständigkeit der erbrachten wissenschaftlichen Leistung

Ich erkläre hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit ohne unzulässige Hilfe Dritter und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Die aus anderen Quellen direkt oder indirekt übernommenen Daten und Konzepte sind unter Angabe der Quelle gekennzeichnet.

Die Arbeit wurde bisher weder im In- noch im Ausland in gleicher oder ähnlicher Form einer anderen Prüfungsbehörde vorgelegt.

Weitere Personen waren an der inhaltlichen, materiellen Erstellung der vorliegenden Arbeit nicht beteiligt. Insbesondere habe ich hierfür nicht die entgeltliche Hilfe von Vermittlungs- bzw. Beratungsdiensten (Promotionsberater oder andere Personen) in Anspruch genommen. Niemand hat von mir unmittelbar oder mittelbar geldwerte Leistungen für Arbeiten erhalten, die im Zusammenhang mit dem Inhalt der vorgelegten Dissertation stehen.

.....
(Ort, Datum)

.....
(Unterschrift)